Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Hundertfünfter Band.

Mit den Portraits von:
Ludwig Tieck, Adalbert Svoboda, Ludwig Wüllner, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

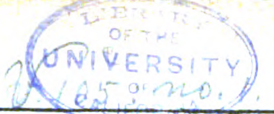
Inhalt des 105. Bandes.

April — Mai — Juni.

1903.

Mit den Portraits von:
Ludwig Tieck, Adalbert Svoboda, Ludwig Wüllner,
radirt von Johann Lindner in München.





Band 105. — Heft 313.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1903.

27. Jahrgang.

Breslau,
Siebenhufenerstr. 11—15.
S. Schottlaender.

Preis pro Heft 2 ℳ, pro Quartal (3 Heft
pro Jahr (12 Hefte) 24 ℳ (Zeitungs-Preisliste



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CV (April bis Juni 1903), wie auch zu den früheren Bänden I—CIV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII., CIII, CIV, CV.

elegant broschirt zum Preise von M. 6.— pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von M. 8.— pro Band.

.... Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117, 118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145, 146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159, 160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187, 188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 209, 210, 211, 212, 213, 214, 215, 216, 217, 218, 219, 220, 221, 222, 223, 224, 225, 226, 227, 228, 229, 230, 231, 232, 233, 234, 235, 236, 237, 238, 239, 240, 241, 242, 243, 244, 245, 246, 247, 248, 249, 250, 251, 252, 253, 254, 255, 256, 257, 258, 259, 260, 261, 262, 263, 264, 265, 266, 267, 268, 269, 270, 271, 272, 273, 274, 275, 276, 277, 278, 279, 280, 281, 282, 283, 284, 285, 286, 287, 288, 289, 290, 291, 292, 293, 294, 295, 296, 297, 298, 299, 300, 301, 302, 303, 304, 305, 306, 307, 308, 309, 310, 311, 312, 313, 314.

zum Preise von M. 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. CV. (April bis Juni 1903).

.... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XC., XCI., XCII., XCIII., XCIV., XCV., XCVI., XCVII., XCVIII., IC., C., CI., CII, CIII, CIV.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke.

Wohnung: Name:

....

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.


Hundertfünfter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1903.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CV. Band. — April 1903. — Heft 313.

(Mit einem Portrait: Ludwig Tieck. Nach einem Daguerreotyp photographisch vergrößert von Erwin Raupp, Dresden, radirt von Johann Lindner, München.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

April 1903.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Ludwig Tieck.
Nach einem Daguerreotyp photographisch vergrößert von Erwin Raupp, Dresden, radirt von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilage zu diesem Hefte:

Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau. Prospekt: Dr. Max Thal, Mutterrecht, Frauenfrage und Weltanschauung.



Nach einer Daquerreotyp photographisch vergrössert v. Erwin Raupp, Dresden, u. radirt v. Joh. Lindner, München 03.

Ludwig Tieck

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.



Der Stern von Mantua.

Schauspiel in zwei Akten.

Von

Paul Heyse.

— Gardone (Gardasee). —

Personen:

Ercole Gonzaga, Herzog von Mantua.
Cesare Volpino, Staatssecretär.
Lorenzo Tebaldi, Advokat.
Costanza, seine Frau.
Lelio Adimari, ihr Bruder.
Cattina, ihre Dienerin.
Eusebio Gallo, Apotheker.
Sibilla, seine Frau.
Der Oberrichter.
Der Bargello.
Der Schließer.
Fünf Richter, Sbirren, Diener des Herzogs.
Volk.
Ort der Handlung: Mantua.
Zeit: Ende des 16. Jahrhunderts.

Erster Akt.

Zimmer im Hause des Advokaten Tebaldi, links zwei Thüren, dazwischen ein Kamin, darüber ein Madonnenbild mit einer ewigen Lampe, gegenüber eine dritte Thür, die nach der Treppe führt. Im Hintergrunde ein breiter Erker, durch dessen Fenster der Mond hereinscheint. Vorn zur Linken ein Tisch mit einigen hohen Sesseln, eine dreiarmige Messinglampe steht darauf. Gegenüber, neben der dritten Thür, ein Schrank. Schwere alte Möbel im Renaissancestil.

Erste Scene.

(Aus der hinteren Thüre links) **Lorenzo Tebaldi,** (ein rüstiger Mann etwas über Vierzig, schwarz gekleidet, rasch und energisch von Geberde; hinter ihm seine Gattin) **Costanza,** (25 Jahre alt, ebenfalls in schwarzem Gewand, blaß und sichtbar aufgeregt).

Lorenzo. Sage, was Du willst, Costanza, Dir ist nicht wohl, Du hast Fieber.

Costanza. Ich versichere Dich, lieber Mann —

1*

Lorenzo. Deine Hände sind kalt und feucht, und Dein Gesicht glüht. Schon gestern Nacht, als ich Dich mit meiner früheren Heimkehr freudig zu überraschen dachte, — und statt dessen erschrakst Du so heftig, als hättest Du ein Gespenst gesehen.

Costanza. O Lorenzo, Du weißt: Alles, was mich unvorbereitet trifft, macht mich zittern. Wer so viel Trauriges erlebt hat, erwartet von allem Neuen nur neue Trübsal.

Lorenzo (streicht ihr über's Haar). Ich hätte daran denken sollen, daß Du ein furchtsames Kind bist. Aber statt dann wieder ruhig zu werden und es zu verschlafen, hat es Dir die ganze Nacht verstört.

Costanza (fährt leicht zusammen). Hab' ich aus dem Schlaf gesprochen?

Lorenzo. Nur viel geseufzt, wie in großer Angst, und zweimal im Traum nach Deiner Mutter gerufen. Nein, wir wollen den Arzt kommen lassen, — er soll Dir einen Trank verschreiben, der Dir das Blut beruhigt — Cattina! (will nach der Thüre vorn zur Linken.)

Costanza (ängstlich, legt den Arm um ihn). Ich beschwöre Dich, Liebster — keinen Arzt! Du darfst ganz ohne Sorgen sein. (Sie drückt ihn in einen Sessel nieder, bleibt neben ihm stehen, so daß er ihr Gesicht nicht sieht.) Kann es Dich wundern, daß ich meinen Gleichmuth noch nicht wiedergewonnen habe und Dir kein heiteres Gesicht zeigen kann? Es ist ja erst vierzehn Tage her, seit der Brief kam, der mir den plötzlichen Tod meiner armen geliebten Mutter anzeigte. Und ich hatte nicht an ihrem Sterbebette gestanden, nicht einmal ihrem Sarge folgen können, als man sie zur ewigen Ruhe brachte! O, Lorenzo, Du mußt noch eine Weile Nachsicht mit mir haben. Gewiß, ich werde mir alle Mühe geben, Dir wieder Freude zu machen, so weit ich's überhaupt vermag. Denn freilich, mit meinem schweren Sinn — Du hättest, da Du selbst ernst bist und immer in schwere Geschäfte verstrickt, eine andere Frau gebraucht, eine leichtblütige, lustige, die mit einer hellen Stimme Dir die Sorgen von der Seele wegsänge, während ich — (Die Thränen ersticken ihre Worte.)

Lorenzo (zieht sie auf seinen Schooß, streichelt ihr die Wange). Mein holdes Weib, meine einzig Geliebte! Ich bin ja Schuld daran, daß Du nicht heiter bist. Hab ich Dich nicht in dieser Stadt festgehalten, wo Du keinen Umgang hast, der Dir ebenbürtig wäre, fern von den Deinen, an denen Dein Herz hängt, Deine Seele in Sehnsucht verzehrst? Und dann — Du brauchtest einen anderen Mann, einen jüngeren, muntreren, keinen, der wie ein Lastthier in seinem strengen Beruf sich hinschleppt. Wie oft mache ich mir's zum Vorwurf, daß ich Dein Herz fast mit Gewalt an mich riß, durch meine Leidenschaft mich verblenden ließ, zu glauben, Du könntest je auch nur halb so warm für mich fühlen, wie ich für Dich.

Costanza. Lieber, Theuerster —

Lorenzo. Nein, es ist nicht möglich, es wäre wider die Natur. (Sie erhebt sich sanft, er steht auf und thut ein paar Schritte.) Siehst Du, es ist wie eine Ver=

zauberung — selbst das Uebermaß meiner Liebe zu Dir muß Dir unheimlich sein. Erst jetzt wieder, da dieser Prozeß mich drei Tage von Dir entfernt hielt, mir schienen's tausend Jahre zu sein, — eine Unruhe fieberte in mir — selbst vor Gericht — ich hörte und sah Alles um mich her wie durch einen blutrothen Nebel — die Richter, die Zeugen, die Documente — sie merkten es auch, und mein Client Malaspina raunte mir scherzend zu: Seid Ihr süßen Weines voll, Messer Lorenzo? Jawohl, der Rausch der Sehnsucht hatte mich ergriffen — ich brach Alles übers Knie, und kaum hatte ich mein Geschäft beendet, so litt es mich keine Stunde länger in Bologna, nur um einen Tag früher Dich ans Herz zu drücken. Wär's nicht Wahnsinn, zu denken, Du könntest je diesen närrischen Graukopf so liebenswürdig finden, wie er Deine blonde Jugend?

Costanza (versucht zu lächeln). Wie Du nur so thöricht reden kannst, Lieber! Die drei grauen Haare in Deinem Bart! Ich müßte gegen den Himmel, der mir Dich zum Manne gegönnt, sehr undankbar sein —

Lorenzo (seufzt). Undankbar? Nein, das bist Du nicht. Aber eben, daß es nur Dankbarkeit, keine Liebe ist, was Dein Herz mir zugewendet hat —

Costanza. O Du Grausamer! Wie oft schon hast Du mit diesem falschen Verdacht mich gekränkt! Nein, wenn ich ganz im Anfang, da ich noch ein halbes Kind war, Dich nur bewunderte und Dir's dankte, was Du an den Meinen gethan, daß Du für meinen Bruder den Anwalt machtest und seine Todesstrafe in Verbannung verwandeltest, da wußt' ich ja um mein Herz noch nicht so genau Bescheid. — Dann aber, als ich Dich näher kennen lernte, da war's nicht mehr Dein Muth und der Adel Deines Geistes allein, der mich Dir gewann, Dein Herz lernt' ich lieben, je mehr, je heller das meine aus seinen Kinderträumen aufwachte, und in den fünf Jahren, daß ich Dir angehöre, ist kein Tag, keine Stunde gewesen, wo ich an meinem Herzen irre geworden wäre.

Lorenzo (tritt vor sie hin, ergreift ihre beiden Hände). Mein Weib, mein holdes, herrliches Weib! Wie bin ich es werth, solche Worte aus solchem Munde zu hören! Ja, ich will es glauben, will den nagenden Wurm in mir ersticken, den Zweifel, ob dies Glück dauern könne, ob nicht eines Tages Einer kommen wird, der Dein Herz darüber aufklärt, daß es fünf Jahre lang sich im Bann eines Irrthums befunden, der Deine schwermüthige Seele mit seinem leichtsinnigen Lachen ansteckt — nein, nein, ich widerrufe sofort diese Lästerung, und wahrlich, wenn die Hingebung eines ganzen Lebens, die Gewißheit, daß mir kein Opfer zu groß scheinen würde, Dir meine Liebe zu beweisen — was siehst Du mich so seltsam an? Zweifelst Du an meiner Wahrhaftigkeit?

Costanza (unsicher). Es ist nur — da Du es wissen willst — weil ich allerdings einen Herzenswunsch hätte, dessen Erfüllung Dich ein Opfer kosten würde.

Lorenzo. Einen Herzenswunsch? Und Du hast ihn mir verschwiegen?

Costanza (führt ihn wieder zu dem Sessel, setzt sich neben ihn auf die Lehne). Du kennst ihn — da Du mich kennst. Willst Du mich ruhig anhören, Liebster? (da er stumm vor sich hin nickt) In diesen fünf Jahren, seit ich Dein Weib bin, ist nur Eins gewesen, was zu meinem Glück gefehlt hat —

Lorenzo (düster). Ein Kind!

Costanza. Nein, auch das hab' ich verschmerzt. Es war Gottes Wille, als er uns unsere kleine Maria wieder nahm, daß wir Eins am Andern uns genügen sollten, kein Drittes zwischen uns. O Lieber, was mich bekümmert und nicht zur Ruhe kommen läßt: Du hassest meinen Bruder, den Einzigen von den Meinen, der mir noch geblieben ist, jetzt, da auch meine geliebte Mutter —

Lorenzo (steht auf). Nichts mehr von ihm, Costanza! Du weißt, es ist umsonst!

Costanza. Hast Du mich nicht ruhig anhören wollen? O Lorenzo —

Lorenzo (geht aufgeregt hin und her). Ich hass' ihn, sagst Du? Nein, bei Christi Blut! ich hass' ihn nicht, aber es kann ewig keine Gemeinschaft sein zwischen mir und ihm. Daß er, fast noch ein Knabe, sich in diese tolle Verschwörung gegen den Herzog einließ — nun, er war nicht der Einzige, der für die beleidigte Ehre einer Schwester oder Gattin gegen den zügellosen Wüstling eintrat, der schon die Absicht, Dich in Schande zu bringen, blutig zu vergelten gedachte. Dann aber, da es mir gelungen war, ihm das Schafott zu ersparen — daß er es mir nicht verzeihen konnte, Dein Herz gewonnen zu haben, daß er mich öffentlich beleidigte, als hätt' ich Deine unerfahrene Jugend listig bethört, Dich von Deiner Familie zu trennen, und Dir und mir ewigen Haß schwur, weil Du Deinen Eltern nicht in die Verbannung folgtest um meinetwillen — auch das verzieh ich dem rasenden jungen Blut. Nicht aber die Thränen, die es Dich kostete, und wenn heute der Bann von ihm genommen würde — die Schwelle meines Hauses dürfte er mir nicht überschreiten!

(Pause.)

Costanza (leise und innig). Er ist älter geworden, Lorenzo, älter und unglücklicher. Er steht jetzt ganz allein in der Fremde. Ein Wort von Dir, daß Du theilnimmst an seiner Trauer, an seinem Schicksal, wie sehr würd' es ihn beglücken!

Lorenzo. Ich ihm die Hand bieten, dem Jüngeren, dem Beleidiger? Er mag das erste Wort sprechen, das mir zeigt, er empfindet sein Unrecht — dann vielleicht, dann wollen wir sehn — genug davon! Und wenn Du mich liebst, Costanza — nie wieder —

(Zwei Schläge mit dem Klopfer unten an der Hausthür.)

Lorenzo. Es klopft unten. Wer kann noch so spät —

(Gattina aus der vorderen Thür links, läuft nach der Thüre rechts und eilt hinaus.)

Costanza. Es kann nur der Nachbar Eusebio sein. Er kommt gewiß Dich in die Apotheke abzuholen zu den anderen Herren.

Lorenzo. Ich weiß nicht, mir ist nicht darnach zu Muth.

Costanza. Es wird Dir wohlthun, Dir ein wenig die trüben Gedanken vertreiben. Geh, Liebster, und wenn Du wiederkommst, findest Du Deine melancholische Frau in sanftem Schlaf.

Zweite Scene.

Vorige.

(Von rechts) der Apotheker **Eusebio Gallo** und **Cattina** (die dann hinten links abgeht).

Eusebio. Guten Abend, Gevatter Lorenzo. Euer Diener, schöne Frau! Wie steht das Befinden?

Lorenzo. Nicht zum Besten, Nachbar. Meine Frau fiebert ein wenig.

Eusebio. Ei, ei! Erlaubt mir Euren Puls, Monna Costanza. Ich sehe, Ihr wechselt die Farbe. Je nun —

Costanza. Ich bin nicht krank, Herr Eusebio, nur ein wenig angegriffen von der unruhigen Nacht.

Eusebio. Begreife, begreife. Der liebe Gemahl gestern so spät heimgekehrt, ganz unerwartet. Denn Ihr wolltet doch erst heute, Gevatter — ja, ja! Nun, so junge Frauen —

Costanza. Ich will mich schlafen legen, Lorenzo. Du sollst sehen, es geht vorüber. Sei unbesorgt um mich. Geh nur mit dem Gevatter hinüber und spiele Deine Partie Schach oder Briscola.

Eusebio. Ja, das thut, Gevatter, das thut! Der Provveditore sagte schon, Ihr würdet heut nicht kommen, sondern bei der Frau bleiben, so ein zärtlicher Ehemann, wie Ihr seid. Aber ich sagte, ich wolle doch versuchen — und nun giebt Euch die gute Frau selbst Urlaub, ja, ja, Ihr seid ein beneidenswerther Mann, Gevatter, eine solche Frau zu haben, den „Stern von Mantua“ ganz für Euch allein, haha! (reibt sich die Hände.)

Costanza. Ich bitt' Euch, Herr Eusebio, diesen Spottnamen nicht vor mir auszusprechen.

Eusebio. Spottnamen? Wie könnt Ihr so reden! Ein Ehrenname, Frau Costanza, ein Ehrenname, den ja der Herr Herzog selbst Euch aufgebracht hat. Aber wenn Ihr befehlt —

Costanza. Ich will die Herren verlassen. Gute Nacht! (geht, Lorenzo zunickend, in die hintere Thür links ab.)

Eusebio (ihr nachrufend). Wohl zu schlafen, schöne Frau, und wenn's doch ärger werden sollte mit dem Fieber — ich kann Euch meine Schlaftropfen empfehlen.

Dritte Scene.

Lorenzo. Eusebio.

Eusebio. Eine vortreffliche Frau, Gevatter, um die wir andern armen Tröpfe von Ehemännern Euch alle beneiden müssen. Schön und ehrbar und fromm.

Lorenzo. Gott erhalte sie mir!

Eusebio. Das wird er, Gevatter Lorenzo, das ist er Euch und ihr schuldig, schon ihrer Frömmigkeit wegen. Welche andere Frau bricht sich den Schlaf ab, um noch um Mitternacht geistlichen Trost zu suchen!

Lorenzo. Wie sagt Ihr? Meine Frau —

Eusebio. Und freilich, sie weiß ja, daß ihr Mann nicht gut auf die Geistlichkeit zu sprechen ist — wozu Ihr auch volles Recht habt, Gevatter, da unser durchlauchtigster Herr — wenn er sich bei seinem schlimmen Wandel nicht auf die Pfaffen stützen könnte — na, dergleichen sehen die guten Weiber nicht ein, und die Eure —

Lorenzo (wird unruhig). Was hat meine Frau mit diesen Dingen zu schaffen? Um Mitternacht? — habt Ihr geträumt?

Eusebio. Hm! Ihr solltet es wohl nicht wissen, daß sie, während Ihr fort wart, das Verlangen gefühlt hat, ihre Sünden zu beichten, gutes Herz, dem gewiß keine schwerere Sünde das Gewissen beschwert, als einmal am Fasttag ein Bissen Fleisch — und das sollte ihr vom Herzen, und damit es Euch nicht kund würde, wenn sie zu einem hiesigen Priester ginge, hat sie einen fremden —

Lorenzo. Höll' und Tod! Welch ein Märchen bindet Ihr mir auf!

Eusebio. Ruhig, Gevatter, ich bitt' Euch um Gotteswillen, ruhig! Ihr weckt ja die Frau, wenn Ihr so tobt und schreit. Aber ein Märchen — nein, Gevatter, ein Märchen ist's nicht. Meine Frau hat's mit ihren leibhaftigen Augen gesehen —

Lorenzo (schüttelt ihn). Was — was hat sie gesehn? Wollt Ihr die Zähne voneinanderthun?

Eusebio. Nun, nun, wenn Ihr mich so hart anfaßt, red' ich lieber kein Wort mehr, sondern geh' meiner Wege. Was geht's mich auch an? Nein, ich hätte kein Wort sagen sollen. Lebt wohl! (will gehen.)

Lorenzo (hält ihn). Ihr bleibt, hört Ihr? und schüttet Euren ganzen Sack voll Hirngespinnste und Verleumdungen aus. Ein fremder Mönch — um Mitternacht zu meiner Frau — der helle Wahnsinn! Wie kann Eure Frau erkannt haben, daß er ein Fremder war, in der dunklen Nacht? Sprecht, redet, verantwortet Euch!

Eusebio. Wenn Ihr mich der Verleumdung bezichtet und meiner Frau an die Ehre greift, muß ich freilich — denn sie sah schon gestern früh in der Messe, wo Monna Costanza nicht weit von ihr im Stuhle kniete, daß ein Mönch von den Minoriten, die hier kein Kloster haben, zu ihr hintrat und dicht neben ihr niederkniete, und gleich darauf stand Eure Frau auf, blaß wie ein gewaschenes Leintuch, und ging mit bebenden Schritten hinaus und war so von Sinnen, daß sie sogar den lahmen Bettler am Portal fast überrannt hätte. Und den Mönch sah meine Sibilla ganz genau, einen blassen jungen Mann mit schwarzem Bart, der ihm auf die Brust herabhing, und ganz denselbigen sah sie, wie gesagt, um Mitternacht auf der dunklen Seite der Straße nach Eurem Hause schleichen, und die

Hausthür wurde ihm aufgemacht, ohne daß er zu klopfen brauchte, während eine Viertelstunde darauf, als Ihr so plötzlich zurückkamt — Ihr hättet wohl fünf Minuten — wohl fünf Minuten pochen müssen, sagt meine Sibilla, bis Euch geöffnet wurde. Ja! Hm!

(Pause.)

Lorenzo (sich mühsam fassend). Sieht Eure Frau oft Gespenster?

Eusebio. Daß ich nicht wüßte. Aber Alles thut man einmal zum ersten Mal. Und das sagt' ich ihr auch, Du hast gehabt, sagt' ich, was man in der Sprache der ärztlichen Wissenschaft Hallucinationen nennt, wo man seine Träume leibhaftig vor den Augen zu haben glaubt. Kann sein, sagte sie, aber ich weiß, ich konnte nicht schlafen, Eusebio, weil ich wieder mein Herzklopfen hatte, und da stand ich auf und stellte mich ans offene Fenster, sagte sie, wovon mir immer leichter wird, und da sah ich die beiden Männer einen nach dem anderen ins Haus treten — und keiner kam wieder heraus. Der Gevatter Lorenzo wird freilich den Schlüssel im Schloß umgedreht haben, nachdem ihm die Thür aufgeschlossen worden war, sagte mein Weib, sodaß nun der Ausgang versperrt war. Aber Ihr habt Recht, es wird nur ein Spuk gewesen sein. Kommt, kommt! Laßt es Euch nicht so nahe gehn. Es ist ja auch undenkbar — denn wenn der vermeintliche Mönch nicht wieder herausgekommen ist — müßte er ja noch — im Hause sein, und das —

Lorenzo. Cattina!

Eusebio. Was thut Ihr? Nein, kommt, Gevatter, denkt nicht weiter darüber nach. Fragt morgen, wenn sie ausgeschlafen hat, Eure Frau; es wird sich Alles —

Lorenzo (heftiger). Cattina! (geht nach der vorderen Thüre rechts.)

Vierte Scene.

Vorige. Cattina (aus der hinteren Thüre links).

Cattina. Ruft Ihr mich, Herr? (erschrickt, da sie Lorenzo sich der vorderen Thür nähern sieht.)

Lorenzo. Wo hast Du gesteckt? Warum hörst Du nicht! Komm her zu mir! näher heran!

Cattina. O Herr — ich war bei der Frau — ich wollt' ihr beim Auskleiden helfen — ich hört' Euch nicht gleich —

Lorenzo (blickt sie scharf an). Du zitterst — warum zitterst Du?

Cattina. Ihr — Ihr fahrt mich so an — was soll ich denn gethan haben? Oh Madonna!

Lorenzo. Gieb mir Antwort — lüge nicht, so wahr Du am jüngsten Tage — Als ich gestern Nacht heimkam, warum hast Du — — (wendet sich ab, düster für sich.) O Schmach! Die Magd ausfragen, ob ihre Herrin — diese Frau — (Er läßt sich in einen Sessel sinken, schlägt eine Hand vors Gesicht.)

(Pause.)

Lorenzo (wieder aufblickend, heftig). Was stehst Du und starrst mich an? Was hast Du hier zu thun? Ist Deine Frau schon zu Bett?

Cattina. Ich sagte schon, Herr, sie wollte eben —

Lorenzo. So geh, geh zu ihr. Aber komm noch einmal her! Ich weiß, Du bist ihr treu.

Cattina. O Herr, ein solcher Engel wie sie ist — durchs Feuer ging' ich für sie. Wie könnt Ihr nur fragen!

Lorenzo. Gut! Es ist gut. Aber bist Du auch mir treu? bist Du's auch mir?

Cattina. Herr —

Lorenzo. Du zitterst wieder! Keine Betheuerungen. Durch die That sollst Du's beweisen. Geh, geh!

Cattina (geht seufzend und vor sich hinmurmelnd wieder hinaus).

Fünfte Scene.

Vorige ohne Cattina.

Eusebio. Nun seht Ihr selbst, Gevatter —

Lorenzo (vor sich hinbrütend). Der Wurm! Der nagende Wurm!

Eusebio. Ich könnt' mir Ohrfeigen geben, daß ich Euch die albernen Reden eines neidischen Weibes — denn 's ist purer Neid von all den Gevatterinnen, weil kein Mensch Eurer Frau was nachsagen kann — und auch jetzt — es wird sich Alles aufklären, und überhaupt, wenn Ihr nichts erfahren hättet — was man nicht weiß, ist nicht in der Welt. Mir selbst hat einmal eine mitleidige Nachbarin die Augen öffnen wollen über meine Sibilla, aber ich war kein Narr, ich hab' sie zum Hause hinausgejagt und ihr gesagt, sie soll vor ihrer eigenen Thür fegen. Und so solltet auch Ihr — (da Lorenzo mühsam aufsteht und nach dem Schrank hingeht) Was habt Ihr vor? (Lorenzo nimmt, ihm abgewendet, aus einem Schubfach einen Dolch und steckt ihn zu sich.) Ihr wollt doch nicht — (leiser) denkt Ihr am Ende, der in der Kutte könnte — unser durchlauchtigster Herr gewesen sein, der sich Eure Abwesenheit zu Nutz gemacht hätte? Aber meine Sibilla sagte ganz bestimmt —

Lorenzo (vor sich hin, ohne auf Eusebio zu hören, sich umsehend). Wenn er wirklich noch im Hause ist — hm! er wird's eilig haben, sobald ich den Rücken gewendet —

Eusebio. Bei allen Heiligen, Gevatter, thut nichts Rasches, nichts Blutiges! — Wenn's nun doch der Herzog wäre —

Lorenzo (furchtbar um sich blickend). Blut? Ein Spuk ist Luft. Wenn man den durchbohrt, fließt kein Blut. Uebrigens — herzoglicher Spuk oder Pfaffenspuk — in meinem Hause duld' ich keinen, (geht nach der Thür, bleibt wieder stehen, blickt nach dem Schlafzimmer zurück.) Nein, nein! Es ist ja unmöglich! —

Eusebio. Ja wohl, Gevatter, unmöglich! Es ist Alles nur Ein-

bildung. Ich verdammter Esel hab' Euch in diese nichtswürdige Geschichte hineingeschwatzt — verzeiht mir, Gevatter, und kommt, seid ein Mann — morgen werden wir darüber lachen! (faßt ihn unter den Arm.)

Lorenzo (schüttelt ihn ab). Drüber lachen? Ihr habt Recht, und vielleicht lacht die Hölle mit. Laßt mich, ich finde schon allein meinen Weg! (geht rasch hinaus, Eusebio folgt ihm kopfschüttelnd.)

(Kurze Pause.)

Sechste Scene.

Costanza und Cattina.

Cattina (steckt den Kopf durch die Thür). Sie sind fort, gelobt sei Gott! (tritt ein. Costanza folgt ihr.) O Frau, wenn Ihr ihn gesehen hättet, wie die Augen ihm im Kopfe rollten — und wie er mich fragte, ob ich auch ihm treu sei —

Costanza. Er kann keinen Verdacht geschöpft haben. Wie sollte er —

Cattina. Das Fuchsgesicht, der Apotheker, wer weiß, was der ihm gesagt hat — und sein schlechtes Weib, die Sibilla, die immer um Euch herumspionirt — wenn die Euch in der Kirche gesehen hätte!

Costanza. Es hilft nichts, darüber nachzugrübeln. Ich darf keine Zeit verlieren, er muß fort.

Cattina. Gezittert hab' ich, daß der Herr in meiner Kammer nachsehen möchte. Misericordia! — wenn er ihn dort gefunden hätte — o Frau, warum habt Ihr das gewagt?

Costanza. Ich kann Dir's heute noch nicht erklären. Aber glaubst Du, ich wäre im Stande, etwas Unerlaubtes, Sündiges zu thun?

Cattina (ergreift ihre Hand, küßt sie hastig). Frau, was sprecht Ihr? Ich weiß, Ihr seid so rein, wie der Hermelin, von dem es heißt, er stirbt, wenn nur ein Flecken auf sein Fell kommt. Und doch —

Costanza. Still! Geh wieder hinein. Was noch übrig ist, will ich selber thun. (Cattina nach hinten ab. Costanza steht einen Augenblick, drückt die Hand gegen das Herz und blickt nach dem Madonnenbild.) Mutter der Gnaden, nimm mich in Deine Hut! (geht hastig nach der vorderen Thüre links und pocht leise an.)

Siebente Scene.

Costanza. (Die Thür wird rasch aufgemacht). Lelio (tritt heraus. Die Kapuze ist ihm in den Nacken zurückgefallen, er ist sehr bleich und ernst, ein schöner Jüngling von 22 Jahren mit einem langen, feinen schwarzen Bart.)

Costanza. Lelio — Du Aermster, wie hast Du den langen Tag überstanden, während ich — nicht einen Augenblick konnt' ich zu Dir, Lorenzo blieb mir immer an der Seite!

Lelio. Wir müssen scheiden, Schwester!

Costanza. Schon jetzt — da ich gestern kaum Deiner froh geworden bin, kaum gehört habe, was unsere arme geliebte Mutter Dir für mich aufgetragen hat? Wie soll ich Dir genug danken, daß Du Dich zu mir

gewagt hast, obwohl Du im Bann bist! O Lieber, die Freude ist uns so schwer getrübt worden durch die Angst. Aber jetzt — mein Mann ist drüben bei seinen Freunden — wenn er beim Schachspiel sitzt —

Lelio. Mir brennt der Boden unter den Füßen. Ich will noch diese Nacht hinweg, vielleicht erreich' ich schon im Morgengrauen die Grenze. Zwar — daß ich erkannt würde, hab' ich kaum zu fürchten. Als ich ging, war ich ein bartloser Knabe. Seitdem haben fünf Jahre mich zum Manne heranwachsen lassen. Du selbst —

Costanza. Ja, Theuerster, nur an der Stimme erkannt' ich Dich, als Du in der Kirche zu mir tratst. Jetzt find' ich das alte liebe Gesicht wieder in jedem Zug, trotz des Bartes, die Augen, die Du von der Mutter hast, den Mund vom Vater. Aber Du hast Recht, als ein Fremder könntest Du immerhin der Polizei des Herzogs auffallen, und wer weiß, was dann geschähe. O Lelio, es ist grausam, daß wir uns so kurz nur wieder haben durften!

Lelio. Ich habe Dir noch diese Reliquien zu übergeben. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, sie einem Boten anzuvertrauen. Lieber wagt' ich mein Leben daran. (zieht ein kleines silbernes Crucifix hervor.) Dies Kreuz, Schwester, lag auf der Brust unserer Mutter, ehe sie zu Grabe getragen wurde. Sie hatte es Dir bestimmt, ich nahm es aus ihren bleichen, gefalteten Händen. Und diesen Ring zog ich ihr vom Finger, mit dem hat einst unser Vater ihr seine Treue verlobt.

Costanza (bricht in Thränen aus, nimmt dann Beides, küßt es und steckt das Kreuz in ihren Busen, den Ring an ihre linke Hand). O Bruder — nie, nie werde ich mich darüber trösten können, daß ich diese heiligen Vermächtnisse nicht aus ihrer Hand empfangen, ihr nicht nahe sein konnte in ihrer letzten Stunde! (sinkt auf einen Sessel, drückt ihr Tuch gegen das Gesicht.)

(Pause.)

Lelio. Es war Deine eigene Wahl. Du wußtest, daß Du von den Deinen ewig getrennt sein würdest, als Du diese Ehe eingingst.

Costanza (blickt auf). Kannst Du diese letzten Augenblicke, die wir noch beisammen sind, uns Beiden verbittern durch den alten Groll? O Bruder, wenn Du diese fünf Jahre hier miterlebt hättest, mit angesehen, wie der, dem Du feind bist, Deine Schwester auf Händen trägt —

Lelio. Genug! Laß uns freundlich scheiden!

Costanza (steht auf). Muß es denn sein? Aber eh Du gehst, erfülle mir noch eine Bitte. (Lelio sieht sie fragend an.) Gestern, als wir hörten, daß Lorenzo plötzlich unten pochte, hast Du mich bei der Seele unserer Mutter schwören lassen, keinem Menschen und auch ihm nicht zu verrathen, daß Du Dich nach Mantua gewagt. Entbinde mich dieses Eides, Bruder, soweit es meinen Mann betrifft! Sieh, ich hatte nie etwas Geheimes vor ihm. Daß ich Dich vor ihm verbergen mußte, hat eine Last auf mein

Herz gewälzt. Nimm sie nun wieder von mir, daß ich ihm frei ins Gesicht blicken kann.

Lelio (stirnerunzelnd). Dringe nicht in mich! Es kann nicht sein.

Costanza. O Lelio, wenn Du mich wahrhaft liebtest, wie könntest Du Den so unversöhnlich hassen, der Deine Schwester glücklich macht? Und was fürchtest Du von ihm? Ob auch der alte Groll noch zwischen Euch steht, er ist unfähig, Dich zu verrathen, selbst wenn er nicht wüßte, daß er mich durch eine so niedrige That für immer sich abwenden würde. Bruder! (legt den Arm um ihn.)

Lelio. Es ist unmöglich. Hab' ich nicht erst vorhin, als Du ihm meinen Namen nanntest, hören müssen, daß er nichts mit mir gemein haben will? Auch wenn der Bann von mir genommen würde, dürfe ich seine Schwelle nicht übertreten? Er haßt mich, weil Du mich liebst; auf Niemand, als auf mich, glaubt er eifersüchtig sein zu müssen. Und hab' ich nicht selbst ihm erklärt, nie würd' ich einen Fuß wieder in sein Haus setzen? Wenn er nun hört, ich hätte mich dennoch hier eingeschlichen, wäre ich seines Zorns und Hohnes gewiß. Wer weiß, bei seinem jähen Grimm, was er thäte, wenn er erführe — auch Du würdest es entgelten müssen. Darum darf mein Name nicht von Deinen Lippen kommen.

Costanza. O Ihr wilden Männer! Müssen alle Waffen, die Ihr gegeneinander kehrt, zuerst unser Herz zerfleischen? Und Du, was gedenkst Du zu thun?

Lelio. Ich hatte vor, nach Frankreich oder Spanien zu gehen, Kriegsdienste zu nehmen. In diesem Italien, wo die kleinen Tyrannen jedem freien Mann den Athem ersticken, ist kein Platz für mich. Noch aber ist nichts entschieden. In jedem Fall erhältst Du Nachricht. Und nun — alle Heiligen seien mit Dir.

Costanza (da er nach der Thüre geht). Lelio, ohne einen letzten Händedruck, einen brüderlichen Kuß? Hast Du mich ganz zu lieben verlernt, seit das Schicksal uns getrennt hat?

Lelio (bleibt stehen, umarmt sie, dann mit ausbrechendem Schmerz). Meine einzige Schwester, leb wohl! (reißt sich los und stürzt hinaus.)

Achte Scene.

Costanza (steht einen Augenblick und sieht ihm nach, geht dann nach dem Madonnenbilde, faltet die Hände auf dem Sims des Kamins und neigt den Kopf darauf. Dann tritt) **Cattina** (wieder ein).

Cattina. Ist er schon gegangen? O Frau, Ihr hättet mich rufen sollen, daß ich ihn die Treppe hinab begleitet hätte und erst aus der Thür gespäht, ob die Luft rein ist. Zwar — (geht nach dem Erker) der Mond hat sich versteckt — die Straße ist leer — und der Nachtwind weht kalt — Das schlechte Weib, die Sibilla sitzt nicht vor ihrem Haus und schwatzt mit den Nachbarinnen — (wieder nach vorn kommend) Die Madonna wird Euer Gebet erhören und den armen jungen Mann wohlbehalten.

Costanza (zusammenfahrend). Was war das? Hörst Du nicht — unten — auf der Gasse —

Cattina. Nichts, Frau! Das Blut saust Euch in den Ohren. Kommt zu Bett, daß der Herr, wenn er heimkommt, Euch schlafend findet. Bitt' Euch, Herrin — (sie will sie fortführen. Sie macht sich los, horcht aufgeregt.)

Costanza. Nein, nein — Stimmen unten am Haus — heftige Stimmen, mein Mann — (Man hört erst ein dumpfes Geräusch, dann ein Aufstöhnen.) Allmächtiger Gott! (will zusammenbrechen, rafft sich mit Anstrengung auf, thut ein paar Schritte nach der Thür.) Ich muß — hin zu ihm — halte mich nicht — er tödtet mir ihn — (sieht plötzlich Lorenzo, der die Thür aufgerissen hat und, den blutigen Dolch in der Hand, an den Pfosten gelehnt stehen bleiben.) Heilige Mutter Gottes! (starrt ihm entgegen.)

Neunte Scene.

Vorige. Lorenzo.

Lorenzo. Wo willst Du hin? Auf die Gasse hinaus, Deine Schande und meine ausschreien vor der ganzen Stadt? Die wird noch früh genug —

Costanza: Laß mich — ich beschwöre Dich — (erblickt den Dolch, schreit auf.) Du hast ihn — getödtet? (sinkt bewußtlos zusammen, Cattina springt hinzu.)

Lorenzo (schleudert den Dolch von sich). Das — frage den da! Ich stieß nur so blindlings zu, ich weiß nicht, wie tief — auch fragt' ich nicht, ob es ihm ans Leben gehen würde. Nur sehen wollt' ich, was der Spuk für ein Gesicht habe, ihn zu Rede stellen, wie er sich unterstehen konnte — nur so wie ein Haushund einen Dieb anpackt, der sich Nachts in ein Haus einschleicht — er aber — der Wahnsinnige fuhr mir an die Kehle und rang mit mir, mich abzuschütteln, und da erst — da zeigte ihm der Haushund die Zähne, und wenn der Biß ein wenig tiefer ging — Pah! ein Dieb weniger in der Welt! — Du aber antworte mir: was hattest Du diesem Pfaffen zu beichten?

Cattina. O Gott, meine Frau, — sie stirbt mir unter den Händen!

Lorenzo. Will sie mir vorspiegeln, sie sei von Sinnen, damit sie mir auf keine Frage — oh, ich will sie zwingen, Tag und Nacht will ich ihr keine Ruhe lassen, bis sie mir gesteht: was hatte sie diesem Pfaffen zu beichten?

Cattina. So schweigt doch nur, Herr! Seht Ihr denn nicht? Holt Wasser und Essig und eine stärkende Essenz.

Lorenzo (vor sich hin). Wenn's überhaupt ein Pfaffe war. Eusebio meinte ja auch —

Cattina. Kommt zu Euch, liebe, arme Herrin! Gott wird ja gnädig sein und ihn nicht sterben lassen.

Costanza (sich langsam aufrichtend). Wer sagt Dir das? Wo ist er? sieh nach ihm — bring mir Nachricht — (Sie ist aufgestanden, steht wie gelähmt, ohne Lorenzo anzusehen.)

Cattina (läuft in den Erker, sieht hinaus). Der Nachbar Eusebio trägt ihn eben mit zwei anderen Herren in die Apotheke. Es scheint, er regt sich, er bewegt den Arm —

Costanza (wie bewußtlos). So muß ich hin zu ihm!

Lorenzo (tritt ihr in den Weg, überlaut). Was hattest Du diesem Pfaffen zu beichten? —

Costanza. Ich beschwöre Dich, Lorenzo, halte mich nicht — ich darf Dir nicht sagen — ich hab' es geschworen bei der Seele meiner Mutter — nur wenn er stirbt, darf ich — o Lorenzo, kannst Du Dein Weib so erniedrigen durch den schmählichsten Verdacht —

Lorenzo. Verdacht? wenn ich's mit meinen Augen sah?

Costanza. Und Du kannst Deinen Augen mehr glauben als Deinem Herzen? O Lorenzo — (erhebt beide Hände.)

Lorenzo. Ha, da an Deiner Hand der Ring — wie kamst Du zu diesem Ringe?

Costanza (zurücktaumelnd). Allmächtiger Gott! — So ist Alles umsonst!

Lorenzo (sich steigernd). Wie kamst Du zu diesem Ringe? Antworte! Du verstummst? — Gute Nacht! (will gehen.)

Costanza (aufzuckend). Du gehst? Wohin?

Lorenzo. Ich kann die Nacht nicht unter einem Dache mit der Frau zubringen, die ein Liebespfand ihres Buhlen am Finger trägt.

Costanza (dumpf vor sich hin). Dies Wort, Lorenzo — wer weiß, schon morgen, wenn sein Tod mir die Lippen öffnet, wirst Du dies Wort bereuen!

Zehnte Scene.

Vorige. (Indem Lorenzo mit starrer Geberde sich zur Thür wendet, tritt der **Bargello** mit zwei **Sbirren** ein.)

Bargello. Herr Lorenzo Tebaldi, Ihr seid des Mordes verdächtig an einem unbekannten Mönch, mit dem Ihr unten vor Eurem Hause zusammentraft. Ihr werdet mir ins Gefängniß folgen. (winkt den Sbirren, die mit Handschellen zu Lorenzo treten.)

Lorenzo. Wollt Ihr mich fesseln? Ich denke Euch nicht zu entspringen. Wohin auch? Die ganze Welt ist ja doch nur eine große Galeere, wo Ehrenmänner mit Schurken auf derselben Ruderbank sitzen. (Er wird gefesselt.)

Costanza. Führt mich mit ihm hinweg, Meister Bargello! Laßt mich seine Haft theilen, ich habe ihm so viel zu sagen —

Bargello. Eben um das zu verhüten, Monna Costanza, werdet Ihr hier in Eurem Hause bleiben, auch als eine Gefangene. Glaubt, ich bedaure herzlich, aber meine Pflicht — (verneigt sich, Lorenzo wird abgeführt.)

Costanza. Lorenzo, nicht ein Wort, keinen Blick auf Dein unglückliches Weib? — Mutter der Gnade, warum hast Du mich verlassen! — (steht in tiefster Erschütterung, mit den Augen nach dem Madonnenbild gewendet.)

Vorhang fällt.

Zweiter Akt.

Halle im Justizpalast; reiche und edle Architektur. Hinten eine breite Thür. Links zwei andere, schmalere Thüren, rechts gegenüber eine vierte. Links vorn ein Sessel mit der herzoglichen Krone und dem Wappen der Gonzaga, daneben ein Tisch, hinter dem sechs Sessel stehen. Vor der Hinterwand, einen Meter von ihr entfernt, läuft eine Schranke hin, in der Mitte geöffnet. Rechts vorn eine Bank für die Angeklagten und ein Sessel.

Erste Scene.

Herzog Ercole (ein hoher, stattlicher Mann, etwa dreißigjährig, tritt durch die vordere Thüre links ein, hinter ihm) **Volpino**.

Herzog. Noch nicht abgeschickt? Um so besser! Es eilt nicht damit!

Volpino (sieht ihn erstaunt an). Es eilt nicht? Hm! Ich fürchtete, von meinem durchlauchtigsten Herrn gescholten zu werden, daß ich den Courier mit dem Brief nicht gestern schon abgefertigt habe — er hat ein krankes Weib, wollte erst sehen, ob sie die Nacht überstände — und nun — es eilt nicht?

Herzog. Nein, Cesare, ich habe mir's überlegt, vielmehr, ich will mir's noch überlegen. Ich habe mich gestern überrumpeln lassen, der Erzbischof war so dringend, fast wollte er mir die Absolution verweigern, wenn ich mit dieser Heirath nicht endlich Ernst machte, und so versprach ich — aber dann stellte ich mir vor, wie diese Margherita Visconti die Nase rümpfen würde, wenn ihr Vater ihr meinen Brief vorläse — hoffährtiges Ding! Ich kenne sie! Als ob die eiserne Krone der Lombardei über ihrem hochgefürsteten Köpfchen schwebte, und ein armer Herzog von Mantua eine unverdiente Ehre erführe, wenn er gewürdigt würde, ihr den Pantoffel zu küssen. Nein, Volpino, wir schreiben nicht, heut' wenigstens noch nicht.

Volpino. Wie herzogliche Gnaden befehlen. Obwohl — wenn ich mir submissest zu bemerken erlauben darf — mein gnädigster Herzog ist wohl der Mann, ein hochmüthiges Weib dahin zu bringen, daß es auf den Knieen vor ihm um seine Gunst bettelt.

Herzog (der hin und her gegangen, steht still, seufzt). Du willst mir schmeicheln, Freund. Ich wollte, Du hättest Recht. Denn das ist freilich, selbst wo Liebe fehlt, ein feiner Ersatz dafür, über ein Herz zu triumphiren, das sich gegen uns empört, und Sinne in Glut zu versetzen, die eisig waren. Nun mit der kleinen Visconti getraue ich mir allenfalls fertig zu werden. Aber Andere giebt's, eine Andere — (wirft sich in den Sessel.)

Volpino. Wen meint Eure Herrlichkeit?

Herzog. Spiele nicht den Unwissenden! Die Spatzen in Mantua pfeifen es von den Dächern, daß der hochgebietende Herzog seit fünf Jahren einem stolzen Weibe nachgeht, ohne nur so viel zu erlangen, daß er auf ihren kleinen Finger seinen Mund drücken könnte.

Volpino. Ich erstaune, Durchlauchtigster. Mit ganz Mantua war ich der Meinung, diese herzogliche Laune sei längst vergangen, durch andere, glücklichere erstickt.

Herzog. Kennst Du das Sprüchlein nicht:

> Wo einmal ward ein Feuer angezündet,
> Bleibt in der Asche stets zurück ein Funken?

Und jeder leiseste Lufthauch bläs't den Funken wieder zur hellen Flamme an. Nun vollends ein Sturm, wie heute Nacht!

Volpino. Ich verstehe nicht — heute Nacht? Der Mond schien so hell — kein Lüftchen rührte sich —

Herzog (steht hastig auf). Als wüßtest Du nicht so gut wie ganz Mantua, was sich im Hause Tebaldi in dieser Nacht zugetragen.

Volpino. Freilich! Ein bischen Blut und Mord. Aber daß es die Liebe meines durchlauchtigsten Herrn neu erwecken konnte, zu hören, daß der Gegenstand dieser Leidenschaft einen Andern begünstigt hat —

Herzog (geht hin und her). Verstehst Du Dich so schlecht auf die widerspruchsvolle Logik des Herzens, daß Du nicht weißt, gerade das Hoffnungslose schürt seine Begierden? Ich hatte angefangen, kühler an sie zu denken, da ich sah, daß die Ehe mit diesem Mann, der ihr Vater sein könnte, ihr zu genügen schien. Wenn ich sie vor fünf Jahren den Stern von Mantua nannte, in der Hoffnung, durch Schmeicheln sie zu gewinnen, ja damals mich nicht besonnen hätte, sie zur Herzogin zu machen, obwohl die Adimari nicht fürstlichen Blutes sind — nach und nach gewöhnte ich mich, sie wirklich als einen Stern zu betrachten, dessen Strahlen uns nicht erwärmen, den man als ewig unerreichbar über seinem Haupte funkeln sieht. Jetzt aber, da ich erfahre, daß der vermeinte Stern eine Fackel ist, die sich nicht besinnt, ein ehrbares Haus in Brand zu stecken — ha! Höll' und Tod!

Volpino. Und — was gedenkt Ihr zu thun, Durchlauchtigster?

Herzog (steht wieder still). Ich habe befohlen, sie hieher zu bringen, ehe das Gericht beginnt. Das Blut in meinen Adern siedet, wenn ich denke, daß sie jetzt, nach dem, was geschehen ist, nicht mehr mit der hochgetragenen Unschuldsstirn mir gegenübertreten kann, daß sie auf meine Gnade angewiesen ist und den Preis dafür bezahlen muß, den ich bestimme. Ihr Mann — nun, sie hat sich ihm wohl nur aus Achtung und Dankbarkeit vermählt. Wenn aber auch eine verbrecherische Liebschaft sie dazu fortgerissen hat, ihm den tödtlichsten Schimpf anzuthun, wird es ihr doch nicht gleichgültig sein, daß er wegen seiner blutigen That gerichtet werde. Sie wird um Gnade für ihn betteln, und ich werde sie gewähren, wenn auch sie sich herabläßt, mich gnädiger zu behandeln, als all die Jahre. Still! Ich höre sie kommen. Geh nun! Die Richter sollen warten, bis ich sie berufe. Und höre: weißt Du, wie's um den Verwundeten steht?

Volpino. Er athmet noch. Doch es soll wenig Hoffnung sein.

Herzog. Gut, gut! Geh! Und daß der Brief an den Visconti in Deiner Mappe bleibt.

Volpino. Nach Eurem Befehl, Durchlauchtigster! (Verneigt sich, geht durch die hintere Thüre nach links ab.)

Zweite Scene.

Der Herzog (steht neben dem Sessel). **Costanza** (von rechts, ein Sbirre geleitet sie. Als sie den Herzog erblickt, verneigt sie sich leicht, bleibt dann in ruhiger Haltung stehen).

Herzog. Seid mir gegrüßt, Monna Costanza! In der That, es überrascht mich, Euch so wiederzusehen. Das letzte Mal, daß ich das Glück hatte, Euch zu begegnen — Ihr entsinnt Euch vielleicht — auf dem Carnevalsfeste war's, das die Stadt veranstaltete, die Gesandtschaft der Republik Venedig zu ehren. Ich bat Euch um einen Tanz, Ihr schlugt ihn mir ab, Ihr hättet, sagtet Ihr, ein Gelübde gethan, seit Ihr Eures Mannes Weib geworden, den Arm keines andern Mannes um Eure Hüfte zu dulden. Heute, denk' ich, würdet Ihr ein solches Gelübde nicht mehr vorschützen können.

Costanza. Auch heute noch würde ich die gleiche Antwort haben.

Herzog. Ihr steht auf einem bequemen Fuß mit Eurem Gewissen; es gestattet Euch Ausnahmen.

Costanza. Ihr irrt, durchlauchtigster Herzog. Ich weiß nichts von dem, dessen Ihr mich schuldig haltet.

Herzog. Ich will es hoffen. Aber nehmt einen Sitz! (Der Sbirre geht nach einem Sessel.)

Costanza. Erlaubt, daß ich stehen bleibe, wie es der Angeklagten vor ihrem Richter geziemt. Nur als eine solche bin ich hier erschienen.

Herzog. Nicht doch, Madonna. Gerade weil ich nicht als Euer Richter, sondern als Euer ehrerbietiger Freund und Bewunderer das seltsame Schicksal, das Euch betroffen hat, beklage, ließ ich Euch zu mir führen, ein vertrautes Wort an Euch zu richten und eine Antwort zu erbitten, deren Ihr das Gericht vielleicht nicht würdigen möchtet. Laßt darum allen Zwang zwischen uns fallen und sagt mir —

Costanza. Ich habe Euch nichts zu sagen, gnädiger Herr, was ich nicht auch meinen Richtern sagen würde. Als einen Freund Euch zu betrachten, habe ich mich nie vermessen.

Herzog (giebt dem Bewaffneten einen Wink, der das Gemach verläßt). Ihr seht, wir sind allein. Ihr könnt nun freier reden.

Costanza (schweigt).

Herzog Ihr verkennt mich sehr, edle Frau, wenn Ihr glaubt, daß es mir eine schadenfrohe Genugthuung gewähre, Euch so vor mir zu sehen, nun selbst eines Fehltrittes bezichtigt, nachdem Ihr meinem Liebeswerben die ganze Hoheit strenger Tugend entgegengesetzt habt. Glaubt mir, es war mehr als der sehnsüchtige Trieb in meinem Blut, es war eine andächtige Verehrung Eurer adligen Seele, was mich zu Euren Füßen zog. Daß Ihr Euch jetzt nicht als ein überirdisches Wesen, sondern als ein holdes Weib gezeigt habt, das von irdischer Schwäche nicht frei ist — meine überschwängliche Andacht mag es gedemüthigt haben, meine bewundernde Sympathie ist die gleiche geblieben, mögt Ihr noch so schroff erklären, daß von Freund-

schaft zwischen uns nicht die Rede sein könne. Wollt Ihr nun aber einem redlichen Freunde nicht erlauben, zu Euren Gunsten zu thun, was nach dem Vorgefallenen noch irgend möglich ist?

Costanza (schweigt).

Herzog. Laßt es mich gestehn, Schönste, Theuerste: ich beneide den Jüngling, der die Gunst, die Ihr ihm geschenkt, mit dem Leben wird bezahlen müssen. Ihr habt ihn geliebt; was kann die Welt ihm noch bieten? Ihr aber, Costanza, Ihr überlebt ihn. Das Gefühl, an seinem Tode schuld zu sein, ist eine so harte Strafe, daß sie die irdische Gerechtigkeit entwaffnet. Nur der Menge wegen und um die Form zu wahren, die ein geheiligtes Recht hat, nicht verletzt zu werden, sollt Ihr dem Gericht Rede stehen. Wollt Ihr mir, Eurem obersten Richter, nicht anvertrauen, was etwa in Eurem Herzen außer der Uebermacht der Liebe, die Alles entschuldigt, zu Euren Gunsten spricht, wenn Ihr unparteiisch Euer Innerstes prüft?

Costanza. Laßt ab, erlauchter Fürst, in mich zu dringen. Ihr werdet ewig nichts Anderes von mir vernehmen, als daß ich des Verbrechens, dessen man mich zeiht, unschuldig bin, so sehr mich der Schein auch verurtheilt.

Herzog. Der Schein? wirklich nur der Schein? Nun, Ihr sagt es, und ich denke zu hoch von Euch, um Euer Wort zu bezweifeln. Aber werden Andere so denken? Habt Ihr nicht Feinde — nein, aber Neider, die den Schein sich zu Nutze machen werden, Euch in den Staub zu ziehen? Wird Euer eigner Gatte jemals glauben, daß jener Mönch, den er stumm gemacht hat, eine andere Beichte von Euren Lippen vernommen habe, als das Geständniß Eurer Liebe? Ihr schweigt, Costanza — Ihr seht ein, daß Ihr dem Fluch des Scheins, und wär' es zehnmal ein falscher, nicht entrinnen könnt. Und Ihr wolltet den einzigen Schutz dagegen verschmähen, den ein treuer, ehrerbietiger Freund Euch gewähren kann?

Costanza. Ich versteh' Euch nicht. Erlaubt, daß ich mich entferne. Ich — meine Kraft ist erschüttert — die furchtbaren Stunden dieser Nacht —

Herzog. Nein, bleibt. Erlaubt, daß ich Euch zu diesem Sessel führe — ich gebiete es Euch. (Ergreift ihre Hand, führt sie trotz ihres Widerstandes zu dem Sessel vorn, in den sie hineinsinkt.)

Herzog (betrachtet sie einen Augenblick). Wenn das Volk Euch auf diesem Platz sähe, meint Ihr nicht, daß es endlich vergessen würde, nach dem Schein zu urtheilen, und Euch in Wahrheit so huldigen, wie Ihr verdient? (Da sie sich erheben will, sie zurückhaltend) Nein, Ihr müßt mich anhören. Antwortet mir, Costanza. Ist es wahr, daß Ihr Euren Gatten geliebt habt — eh' Ihr — eh' das eintrat, was Euch von ihm trennte, — nur zum Schein, wie Ihr sagt?

Costanza. So wahr er der edelste Mann ist, der mir je begegnet, so wahr habe ich ihn geliebt, als ich ihm vor Gottes Altar meine Treue

verpfändete, so wahr lieb' ich ihn noch heut und werde ihn lieben bis an meine letzte Stunde."

Herzog. Nun denn, so werdet Ihr auf diese letzte Stunde nicht lange zu warten haben, wenn er um Euretwillen den Tod durch Henkershand gelitten hat.

Costanza (erhebt sich). Ihr seid grausam, mir vorzustellen, was unmöglich ist. Wie? Weil er im Fieber der Eifersucht seine Hand erhob gegen einen Unschuldigen, nicht um ihn zu tödten, sondern um ihn zur Rechenschaft zu ziehen — denn so war es, durchlauchtigster Herr, so hat er selbst es gesagt — und erst, als der Andere mit ihm rang, sich loszureißen, als er fürchten mußte, selbst im Ringen zu unterliegen, erst da führte er den Streich — ob er tödlich war — der Arzt weiß es selbst noch nicht zu sagen. Er aber, mein theurer Gatte, nur darum, weil er einen Augenblick an seinem Weibe gezweifelt hat, sollte er jetzt mit dem Tode büßen? — Nein, nein, wenn es eine Gerechtigkeit auf Erden giebt — o mein Gott, das kannst Du nicht wollen, das nicht zulassen!

Herzog. Was hat der Gott, den Du anrufst, nicht Alles zugelassen, seitdem die Welt steht? Trägt die Göttin Themis nicht eine Binde, gewoben aus den grauen Fäden des Scheins? Mag Alles sich verhalten, wie Ihr sagt, theure Frau: daß Euer Gatte sich an einem Diener der Kirche vergriffen, das Blut eines Geweihten des Herrn vergossen hat, könnt Ihr nicht aus der Welt schaffen. Nun denn, das Gesetz Mantuas verhängt über Den, der solches thut, den Tod.

Costanza. Und der Herzog von Mantua — steht er nicht über dem Gesetz? Kann er, wo ein falscher Schein die Richter verblendet, nicht aus eigner besserer Erkenntniß Gnade üben? Daß Ihr es thun werdet, mein erlauchter Fürst und Herr, dessen getröste ich mich, wenn es wahr ist, daß Euer jugendliches Gefühl für die arme Costanza sich in diesen fünf Jahren geläutert, Eure thörichte Leidenschaft sich in eine Freundschaft verwandelt hat, deren sich eine edle Frau nicht zu schämen hat.

Herzog (mit steigender Erregung). Ja, Costanza, Ihr sagt, wie ich es fühle. Aber so wahr dies Alles ist, so gewiß ist meine Macht nicht schrankenlos. Das Gesetz zu beugen, vermag ich nicht. Euer Gatte bleibt der Strafe verfallen, ich vermag nichts Anderes, als den Tod auf dem Schafott in ewige Verbannung zu verwandeln. Allzuhoch ist die Zügellosigkeit des Pöbels gegen die heiligen Diener der Kirche angeschwollen, ich würde meine Pflicht gegen göttliche und menschliche Ordnungen verletzen, wenn ich eine That, wie diese Nacht geschehen, straflos ließe. Euer Gatte hat das Recht, Mantuas Luft zu athmen, verwirkt. Alles, was ihm meine Gnade bewilligen kann, ist, daß er versuchen möge, ob er in einem anderen Boden wurzeln könne, den er nicht mit Blut gedüngt hat.

Costanza. So sei es! So werden wir's versuchen!

Herzog. Wir, Costanza? Ihr mit ihm? Und wird er die Be-

gleitung der Frau dulden, die ihn in dies Geschick verstrickt hat? Der, wohin er sich auch wende, der Schein auf den Fersen folgen und seine Ehre verschatten wird?

Costanza (hoch aufgerichtet). Was ist Ehre, als der Spiegel, den die Welt uns vorhält? Wenn es ein Hohlspiegel ist, der unsre Züge verzerrt, sind wir selbst dadurch entstellt, wenigstens in den Augen unserer Nächsten, die unsre wahren Züge kennen? Und so wird mein Gatte —

Herzog. Nein, theure Frau, wir Männer sind Sklaven des Scheins. Für Euch ist kein Platz mehr an seiner Seite. Und darum werdet Ihr hier bleiben, im Schutz des einzigen Freundes, der Euch wieder zu Ehren zu bringen vermag.

Costanza. Ihr spottet meiner. Entlaßt mich, Herzog Ercole. Ich bin nicht gelaunt, Hohn zu ertragen.

Herzog. Bei der fürstlichen Krone, die dort den Sessel schmückt, Ihr verkennt mich sehr, Costanza. Glaubt nicht, daß ich mit einer ehrlosen Zumuthung Die beleidigen könnte, der ich meine verehrende Freundschaft zu Füßen gelegt habe. Nichts Anderes trag' ich im Sinn, als der Wittwe eines aus dem Buch des Lebens gestrichenen Verbannten mit meinem Herzen auch meine fürstliche Hand zu bieten. (Thut einen Schritt ihr entgegen, will ihre Hand ergreifen.) Costanza —!

Costanza (tritt zurück). Und das wagt Ihr mir zu sagen, einer unglücklichen Frau, die in Todesängsten schwebt um das theuerste Leben, die wollt Ihr hinweglocken von ihrer heiligsten Pflicht, der Treue, die sie ihrem Gatten geschworen, über dessen Haupt das Schwert des Gerichtes hängt? Nicht genug, daß Ihr niedrig denkt von ihrem Herzen, auch ihren Verstand beleidigt Ihr, durch die Zumuthung, an ein solches Märchen zu glauben? Ihr, der fürstliche Herr dieser Stadt — zu Eurer Gemahlin wolltet Ihr eine Frau geringeren Standes erheben, auf die das Volk mit Fingern zeigt, als auf eine Ehebrecherin? O Scham und Gram! Laßt mich hinweg! Ich werde nicht ein Wort mehr mit Euch reden. Thut Euer Aergstes. Es kann mich nicht tödtlicher treffen, als Eure heuchlerische Huldigung.

Herzog. Thörin, die Ihr seid! Hat Eure stolze Tugend Euer Ohr so verstockt, daß es den Ton eines wahren Gefühls von dem gleißnerischen Lispeln buhlerischer Tücke nicht unterscheiden kann? Sagt Euer Verstand Euch nicht, daß Alles, was ich zu Eurem Besten thun will, auch zu meinem Heil gereichen würde? Ich habe die üppigen Jahre meiner Jugend in tollen Abenteuern vergeudet und mir die Herzen meiner Unterthanen entfremdet. Wenn ich an der Seite eines edlen Weibes mein Blut zügeln lerne und hinfort keine höheren Pflichten kenne, als die mein fürstliches Amt mir auferlegt — wird nicht auch das Volk die Frau verehren und an den unbefleckten Adel ihrer Seele glauben, der es gelungen ist, den letzten Gonzaga zu einem würdigen Sprossen seines erlauchten Stammes zu machen? Und daran sollte sie verhindert werden, weil sie nicht von fürstlichem Ge-

blüt ist? Hat nicht auch Francesco von Medici ein Weib, das mit seinem Geliebten aus Venedig geflohen war, neben sich auf seinen großherzoglichen Thron erhoben, jene Bianca Capello, von deren frevelhaften Künsten und Ränken die Chronik der Arnostadt zu erzählen weiß? Und mir sollte es verwehrt sein, den Stern von Mantua so hoch zu erheben, daß sein segensreiches Licht die niedrigste Hütte erleuchtet? (Pause.) Ihr wißt nun, wie ich es meine. In der heiligen Beichte würde ich mein Innerstes nicht anders enthüllen. Ich überlasse es Eurer Vernunft, was Ihr beschließen wollt. (Geht nach dem Tisch, giebt ein kurzes Zeichen mit einer silbernen Glocke, die neben dem Schreibzeug steht. Ein Diener tritt aus der hinteren Thüre zur Linken ein, gleich darauf von rechts der Sbirre, der Costanza hereingeführt hat.)

Herzog (zu dem Diener). Melde dem Staatssecretär Messer Volpino, daß das Gericht sich zu versammeln habe. (Der Diener verneigt sich und geht hinaus. Der Herzog scheint Costanza noch etwas sagen zu wollen, besinnt sich dann und entfernt sich durch die Thüre vorn zur Linken.)

Dritte Scene.

Costanza. Der Sbirre.

(Sobald der Herzog gegangen ist, fährt Costanza aus ihrer starren Haltung auf, wendet sich hastig um.)

Costanza. Wollt Ihr mir einen großen Dienst leisten, guter Freund?

Sbirre. Wenn meine Pflicht es erlaubt, Herrin —

Costanza. Ich will es Euch reich belohnen. Es soll Euch keine Strafe einbringen. Kommt näher! (sieht sich um.) Das Gericht wird sich hier versammeln. Noch aber sind wir allein. Wenn Ihr mich zu dem Hause führen wollt, wo der Verwundete liegt —

Sbirre. O Herrin —

Costanza. Ich will mich nicht lange dort aufhalten, ihn nur sehen — Ihr sollt mir nicht von der Seite weichen, und wenn Ihr die Weisung habt, mir kein Gespräch mit irgend Jemand zu gestatten, will ich mich begnügen, nur seine Hand zu fassen, zu fühlen, ob noch Lebenswärme in ihr ist — O schüttelt nicht den Kopf! Wenn Ihr wüßtet, was Ihr mir damit gewährt —

Sbirre. Ich weiß nur, edle Dame, daß ich Euch zu bewachen und Euch keinen Verkehr mit Andern zu gestatten habe. So sehr mir Euer Schicksal zu Herzen geht — denn ganz Mantua verehrt Euch um Eure Mildthätigkeit, Eure Frömmigkeit und Tugend, und wenn Ihr ein einziges Mal —

Costanza. O guter Freund, ich bin nicht schuldig, nur unglücklich, und das Bitterste, was ich leide, ist, daß ein Mensch, der unschuldig ist gleich mir, zu Tode verwundet daniederliegt. Und ich kann nicht hin zu ihm, an seinem Lager zu knieen, für ihn zu beten, ihm den Todesschweiß von der Stirn zu trocknen. Wenn Du Weib und Kinder hast, guter Mann, und weißt, wie es schmerzt, einen der Deinen hülflos leiden zu sehen — (erhebt flehend die Hände.)

Sbirre (in sichtbarem Kampf). Laßt ab, in mich zu dringen, Herrin! Es ist umsonst und thut mir nur weh, Euch nicht den Gefallen thun zu können. Und da kommen auch schon die Herren vom Gericht. Es sind sechs. Wenn die Stimmen für und wider gleich sind, giebt die unseres durchlauchtigsten Herrn den Ausschlag.

Vierte Scene.

(Durch die hintere Thür links treten) **sechs Richter** (ein und nehmen Platz am Tische, ihnen voran) **Volpino**, ein **Gerichtsschreiber** (folgt). **Costanza**, (die schon vorher nach rechts hinüber geschritten, steht dort ganz vorn, hinter ihr) der **Sbirre**. (Durch die Mitte dringt) **Volk** (herein, füllt rasch die Schranken rechts und links, an deren Eingang zwei) **Hellebardiere** (Posto fassen. Unter der Menge erscheint) der **Apotheker**, **Sibilla**, sein Weib, und **Cattina**.

Volpino (geht durch die vordere Thür links hinaus).

Sibilla. Da steht sie, seht, wie sie blaß ist! Die bleiche Sünde ist ihr ins Gesicht geschrieben. Aber die Stirn trägt sie noch hoch und trotzt noch und wird die Richter bestechen wollen mit ihren stolzen Augen. Nun, Hochmuth kommt vorm Fall. (Zu einer Frau neben ihr) Hab' ich's nicht voraus gesagt, Gevatterin, daß es einmal so mit ihr kommen würde? Denn's ist nicht in der Natur, ohne Sünde zu sein, aber was unsereins sich zu Schulden kommen läßt, da das Fleisch schwach ist, das geht Niemand was an als unsern Herrgott und unsern Beichtvater, und wenn die zufrieden sind — ist's aus der Welt. Wer sich aber als ein reiner Engel aufspielt, so ein Tugendspiegel, ein blank polirter —

Eusebio. Hörst Du nun einmal auf, Weib, Deine böse Zunge an unserer armen Nachbarin zu wetzen? Hast Du vergessen, wie freundlich sie immer zu Dir war, was sie Dir Gutes gethan hat noch in Deinem letzten Kindbett?

Sibilla. Gutes gethan? Jawohl, so herablassend, wie eine hochgeborene Prinzeß, damit man's ihr nacherzählt, daß sie sich mit einem geringen Weibe gemein gemacht habe. Aber hat sie sich jemals wie Eine von uns betragen, wenn wir so unter uns Weibern waren und sprachen von der und jener, die eine Liebschaft hatte und ihrem Mann Hörner aufsetzte, — und sie immer ganz stumm dabei oder höchstens gefragt, ob auch Alles wahr sei. Natürlich, weil sie sich vorstellte, wie es lauten würde, wenn man auch von ihr wüßte, wie sie's trieb, und daß hinter der Heiligenlarve der baare Teufel sich ins Fäustchen lachte — und schon damals sagte ich — nicht wahr, Sora Monica? —

Der Oberrichter (steht auf). Ruhe da unter den Zuschauern!

Sibilla. Nun, die Reihe vor Gericht zu reden, wird auch an mich kommen, dann werd' ich mir das Maul nicht verbieten lassen — dann wird man hören —

Eusebio. Ich wollt', ich hätt' mir die Zunge abgebissen, ehe ich dem Gevatter Lorenzo den Floh ins Ohr gesetzt habe!

Fünfte Scene.

Vorige. (Von links) der **Herzog.** (Hinter ihm) **Volpino.** (Die Richter erheben sich, das Volk wird still. Volpino bleibt neben dem Sessel des Herzogs stehen.)

Herzog. Ich begrüße den hohen Gerichtshof und eröffne hiermit die Sitzung. Man führe den Angeklagten vor unser Angesicht.

(Der Schließer ab. Der Herzog setzt sich und spricht mit Volpino. Die Richter nehmen ihre Plätze wieder ein.)

Lorenzo (wird hereingeführt. Als er Costanza erblickt, die ihm abgewendet steht, verdüstert sich sein Gesicht, er wendet sich gegen die Richter und steht in ruhiger Fassung da).

Herzog. Messer Lorenzo Tebaldi, Ihr seid angeklagt, in der vergangenen Nacht um die 20ste Stunde einen Mord begangen zu haben an einem unbekannten Mönch vom Orden der Minoriten, den Ihr aus Eurem Hause kommen saht. Bekennt Ihr Euch der blutigen That schuldig?

Lorenzo. Ich — bekenne mich schuldig.

Herzog. Ihr wußtet, daß Ihr die Hand aufhobt gegen einen geweihten Diener der Kirche? Die Nacht war hell genug, daß Ihr sein Gewand sehen konntet?

Lorenzo. Ich sah die braune Kutte. Ob ein Mönch darin steckte, wußte ich nicht.

Herzog. Wen anders konntet Ihr in der Kutte verborgen glauben?

Lorenzo (schweigt).

Herzog. Ihr verweigert die Antwort? So erweckt Ihr den Schein, als wolltet Ihr Euch der Verantwortung dafür entziehen, daß Ihr einen Geistlichen überfallen. Ihr seid der Gesetze kundig und wißt, daß mit dem Tode büßen muß, wer das Blut eines Geweihten des Herrn vergossen hat.

Lorenzo. Ich suche keine Ausflucht. Für das, was ich gethan, steh' ich ein.

Herzog. Wollt Ihr dem Gericht nicht angeben, aus welchem Grund Ihr es gethan?

Lorenzo. Ich sah einen Räuber aus meinem Hause kommen. Ich habe mein Recht gebraucht, Den zu züchtigen, der sich an meinem Eigenthum vergriffen.

Herzog. Hattet Ihr Euch Gewißheit verschafft, ob er den Raub ausgeführt, dessen Ihr ihn im Verdacht hattet?

Lorenzo. Er ist in mein Haus eingebrochen, während ich fern war, und hat sich Nacht und Tag darin verborgen gehalten. Das genügt, mein Hausrecht an ihm zu üben.

Herzog. Und welchen Raub auszuführen war er in Euer Haus eingedrungen? — Ihr schweigt — Ihr wißt, als ein Mann, der oft an dieser Stelle Angeklagten zum Anwalt gedient, daß eine Schuld zuweilen durch ein offenes Bekenntniß verringert wird. Wenn Ihr vorzieht, zu schweigen, scheint Ihr einzugestehen, daß es die Eure nur vergrößern würde, wenn man erführe, was Euch dazu getrieben.

Lorenzo. Denkt, was Ihr wollt, Herr Herzog, und thut an mir, was Ihr müßt. Ich werde dem, was ich ausgesagt, kein Wort mehr hinzufügen.

Herzog. So muß sich das Gericht an Eure Gattin wenden, die vielleicht Dinge auszusagen hat, die ein Licht über diese dunkle That werfen. Frau Costanza Tebaldi, ich fordere Euch auf, Zeugniß abzulegen für Euren Gatten. Habt Ihr nichts vorzubringen, was für ihn spricht, so seid Ihr berechtigt, Euch des Zeugnisses zu entschlagen.

Einer der Richter. Soll der Zeugin nicht der Eid abgenommen werden?

Herzog. Sie wird auch in eigener Sache zu sprechen haben, sofern sie sich mitschuldig fühlen sollte. Daher kann man sie nicht zum Eide anhalten. Redet, edle Frau!

Costanza. Mitschuldig? Ich bin es. Ich trage die Schuld, daß ich in Abwesenheit meines Gatten, noch dazu bei nächtlicher Zeit, einen Mann in mein Haus einließ. Gott und alle Heiligen sind meine Zeugen, daß es nicht in sträflicher Absicht geschah. Doch es mußte den Verdacht einer solchen wecken, und mit Schaudern erlebte ich die Folgen meiner Unbesonnenheit.

Herzog. Wer war der Fremde, und in welcher Absicht ließet Ihr ihn ein?

Costanza. Ich würde die Antwort auf diese Frage nicht weigern, wenn es nur mein Geheimniß wäre. Aber ein Schwur bindet mir die Zunge.

Herzog. Auch gegen Euren Gatten?

Costanza. Auch gegen ihn! O tausendmal habe ich bereut, auch gegen Dich, mein Lorenzo, Schweigen gelobt zu haben. Nur ein Wort zu Dir — und Alles — Alles — (Die Thränen ersticken ihre Rede.)

Herzog. Habt Ihr ihm je Anlaß gegeben, an Eurer Tugend zu zweifeln?

Costanza (sehr lebhaft). Niemals, durchlauchtigster Herr! Oder kannst Du's anders sagen, Lorenzo? Hab' ich je etwas gethan oder gesagt, was Dich konnte glauben machen, Du seiest mir nicht das Theuerste auf der Welt? Hab' ich nicht um Dich Vater und Mutter und Geschwister verlassen und still und ehrbar an Deiner Seite gelebt, kein anderes Glück kennend, als einen liebevollen Blick aus Deinen Augen, ein zärtliches Wort aus Deinem Munde? Und doch, Lorenzo, doch konntest Du — aber nein, Du mußtest argwöhnen, ich hätte nun doch einmal meine heiligste Pflicht vergessen. Sagt, Ihr Herren, wer von Euch hätte anders gedacht und gehandelt? Hatte sich nicht Alles gegen mich verschworen, mich als ein ehrloses, lasterhaftes Weib erscheinen zu lassen? Die nächtliche Stunde, meine Verstörung, da mein Gatte unerwartet früh von der Reise zurückkehrte, die Entdeckung, daß ich Tag und Nacht einen Fremden im Hause verborgen



gehalten hatte — und oh! das Uebermaß der Liebe, die Du zu mir trägst, mein armer, geliebter Mann, die Dir alle Besinnung raubte, daß Du den vermeintlichen Räuber Deiner Ehre überfielst und Rache an ihm nahmst, ohne zu fragen, ob er Dir wirklich Schmach angethan — o edle Richter, o mein erlauchter Fürst, wenn hier Jemand büßen muß für eine unselige That, die im Rausch der verwundeten Liebe, im Fieber eines eifersüchtigen Wahns vollbracht worden ist, so bin ich es, die Anstifterin, die in wahnsinniger Verblendung Alles so gefügt hat, daß eine andere Lösung des Zweifels, als durch die Schärfe des Dolches, nicht zu erwarten war!

(Bewegung unter den Richtern, Costanza schwankt.)

Herzog. Einen Sessel für Frau Costanza Tedaldi!

(Der Schließer eilt, den Befehl zu vollziehen. Costanza sinkt auf den Sessel, sucht sich zu fassen.)

Herzog. Aus dem, was wir bisher vernommen, erhellt, daß der Angeklagte die That verübte in der Meinung, sich an dem Verführer seiner Frau rächen zu müssen, während diese Frau sich keiner Verletzung ihrer Treue schuldig bekennt. Hat noch Jemand etwas vorzubringen, was für oder wider die beiden der Schuld oder Mitschuld Bezichtigten zeugen könnte?

Sibilla (drängt sich zwischen den beiden Hellebardieren durch). Ja, Eure Herrlichkeit und hohes Gericht, das hab' ich. Denn ich war's, die den Fuchs in den Bau schlüpfen sah, wie er dann wieder herauskroch, wie der Herr des Hauses, der Wache stand, ihn anpackte und wie's dann weiter kam —

Herzog. Wer ist diese Frau?

Eusebio. Mein Weib, durchlauchtigster Herr Herzog, Gott sei's geklagt, Sibilla Gallo, Eurer Excellenz zu dienen, und die böseste Zunge von Mantua, und gegen unsere edle Frau Costanza so gehässig, wie nur je eine Krähe gegen eine Nachtigall — und den Augenblick scherst Du Dich fort, hörst Du, und unterstehst Dich nicht —

Sibilla. Was soll ich mich nicht unterstehen, Eusebio? Hier zu reden, vor dem hohen Gericht und unserm gnädigsten Herrn Herzog, der mich selbst zum Zeugniß aufgefordert hat? Bei der Madonna, von Dir werde ich mir den Mund nicht verbieten lassen, nachdem ich's all' die Jahre habe hinunterschlucken müssen, was mir das Herz abfraß: diese edle Dame da uns vorgehalten zu sehen, als Muster aller Tugenden, als der Stern von Mantua, gegen den, was sonst Mantuaner Weiber sind, nur als Nachtlichtchen gelten könnten. Ich aber, Eure Herrlichkeit, wußte, die Zeit würde kommen, wo man sieht, daß der Stern nur ein Irrlicht war, der über dem Sumpf hin und her flackert.

Herzog. Was könnt' Ihr für Beweise bringen? Hütet Euch, leere Vermuthungen auszukramen!

Sibilla. Vermuthungen? O Eure Herrlichkeit, gesehen hab' ich's, nicht blos vermuthet, erst wie der Frate in der Kirche zu ihr trat und neben sie in den Stuhl hinkniete und ihr was zuraunte, und sie stand auf, wie von der Tarantel gestochen, und wankte aus der Kirche, so verwirrt,

daß sie nicht einmal ihre Finger ins Weihbecken tauchte, und Allen fiel es auf, denn Keiner kannte den Mönch, und so behielt ich Nachts ihre Hausthüre im Auge, und richtig, genau um Mitternacht, wie sie's wohl abgeredet hatten, schlich er sich an ihr Haus — es war Mondschein, aber ihre Seite lag im Schatten, und dann wurde gleich geöffnet, rascher, als eine Viertelstunde darauf, als der Herr Lorenzo heimkam, der mußte wohl zehn Minuten klopfen, und dann blieb auch der Andere im Haus, ja, Eure Herrlichkeit, er konnte nicht hinaus, denn auch Sor Lorenzo blieb drinnen, und so war's, und wer noch dran glaubt, daß die „edle“ Dame Costanza mit dem Herrn Frate den Rosenkranz gebetet habe, der verdient, auch eine so fromme Frau zu haben und von ihr nicht besser behandelt zu werden.

(Lachen im Volke.)

Herzog. Still! Wir werden die Corona hinaustreiben lassen, wenn sie die Würde des Gerichtes verletzt. Habt Ihr Euch den Frate genau angesehen, und könnt Ihr Euch entsinnen, ob Ihr ihm schon früher begegnet seid?

Sibilla. Ob ich ihn mir genau angesehen habe? O Eure Herrlichkeit, mein Mann ist ja der Eusebio, der Apotheker in der Via Larga, und hat gleich, als man den armen jungen Menschen in seinem Blute schwimmend zu uns brachte, ihn verbunden und ihm seinen Balsam aufgelegt, und ich selbst habe ihm die Tropfen eingeflößt, und da sagt' ich gleich zu meinem Mann Eusebio, sagt' ich, das ist kein richtiger Mönch. Sieh nur, die Tonsur ist so frisch, wie wenn sie erst gestern geschoren wäre, und die Kutte ist ganz neu, und was er für feine Hände hat, und ein Gesicht wie ein Engel, bis auf den starken Bart, der aber fein und weich ist, wie schwarze Seide. Und, sagt' ich, obwohl ich der Costanza drüben nicht grün bin wegen ihrer Scheinheiligkeit, daß sie diesen Paradiesvogel in ihren Käfig eingefangen hat, kann ich ihr nicht verdenken, sagt' ich, denn am Ende, das Fleisch ist schwach, und daß sie ihr Lebtag sich nicht wird trösten können, wenn ein solches Bild von einem Menschen blos wegen ihrer sündhaften Liebe in seiner Jugendblüte hat dahinsinken müssen —

Cattina (drängt sich vor). Wirst Du nun endlich aufhören, Viper, Dein Gift gegen das reinste Engelsbild zu spritzen, das jemals in Weibergestalt auf Erden gewandelt hat? Glaubt dieser Natterzunge nicht, Gnaden, Herr Herzog! Sie weiß freilich, was es heißt, lose Vögel in ihren Käfig zu locken, und weil sie neidisch ist auf Alle, denen man nichts nachsagen kann —

Sibilla. Ha, Du Verleumderin, Du Ehrabschneiderin, wie kannst Du wagen —

Herzog. Schweigt, Ihr tollen Weiber! Hört Ihr? Der Gerichtssaal ist keine Kunkelstube. Ihr da, Alte, die Ihr die Verleumdete in Schutz nehmt, wer seid Ihr? was wißt Ihr von der Schuld oder Unschuld der Frau Costanza?

Cattina. O, Herr Herzog, ich bin ja ihre Dienerin, seit drei Jahren erst, aber wenn ich hundert Jahre alt werden sollte, ich wünschte mir keine

bessere Herrin. Freilich, daß sie den fremden Frate einließ, darüber hab' ich selbst den Kopf geschüttelt. Aber ich dachte: Du bist ein dummes Geschöpf, Cattina, was Deine Frau thut, wird schon recht sein, auch wenn Dir's unrecht scheint, und freilich, sagt' ich mir, unbedacht ist's immerhin, aber sie wird schon wissen, wozu es nöthig ist. Und seht, Gnaden Herr Herzog und hochedle Herren Richter, daß es ihr Geliebter gewesen wäre, ist eine gottverdammte Lüge. Denn empfängt man nicht einen heimlichen Liebhaber mit lachendem Gesicht und schlingt die Arme um ihn und herzt und küßt ihn? Sie aber, wie hat sie diesen jungen Frate begrüßt! Misericordia! Mit tausend Thränen, und er — nicht die Wange hat er ihr gestreift mit seinen rothen Lippen, hat die Augen so finster herumgehen lassen, als komme er, sie zu richten, und auch am andern Tag — ich sah's und hörte es durch die Thürspalte — es war ein herzbrechender Abschied, doch nicht wie von Liebesleuten, und nur ganz zuletzt hat sie ihn noch einmal zurückgerufen und gefragt, ob er wirklich ohne einen freundlichen Blick und Kuß von ihr scheiden könne. Daß dies die lautere Wahrheit ist, das bezeuge ich allen giftigen Nattern ins Gesicht, so wahr die Madonna mir helfe jetzt und in der Stunde meines Ablebens!

(Pause.)

Herzog. Messer Eusebio Gallo, glaubt Ihr, daß der Verwundete noch dem Leben erhalten werden könne?

Eusebio. Ich hoffe es, Euere Herrlichkeit. Die Kraft meines Wundbalsams hat schon angefangen, sich zu bewähren. Im Augenblick, da ich ihn verließ, war das Bewußtsein noch nicht wiedergekehrt, doch schien es ein wohlthätiger Schlaf zu sein. Ob er freilich schon bald so weit zu sich zu bringen ist, daß man ihn verhören kann —

Herzog. Es braucht seines Zeugnisses nicht. An der Thatsache könnte es nichts ändern, daß der Angeklagte auf einen falschen Verdacht hin, der auch durch die Aussage der Dienerin als solcher erwiesen ist, ihn mörderisch überfallen hat. Ich bitte die Herren Richter, sich darüber schlüssig zu machen, ob die Strafe, die das Gesetz für diesen Fall verhängt, an dem Angeklagten zu vollziehen sein wird.

(Die Richter stehen auf und gehen in das hintere Zimmer links zurück.)

Eusebio (zu seiner Frau). Wenn ich Dir das je vergesse, Weib, daß Du Dich nicht entblödet hast, Zeugniß gegen die Frau meines verehrten Gevatters abzulegen —

Sibilla. Schweig Du nur, Eusebio! Wer hat den Handel angefangen? Wer hat zuerst den Einbläser gemacht?

Eusebio: O ich Elender! Laß mich hinaus, ich kann's nicht ertragen, anzuhören, was die Richter urtheilen werden. O Barmherzigkeit! Da sieh, wie er steht und starrt, der reine Ecce Homo! Und sie, die arme Frau! (wankt zu ihr hin.) Sora Costanza, wenn Ihr mich mit Eurer Verachtung

straft, weil ich ein wahnwitziger Schwätzer war, kann ich nie mehr den Blick zu einem Gnadenbilde erheben.

Costanza. Geht mit Gott, Eusebio, meine Verzeihung soll Euch nicht fehlen, und auch Gott wird Euch vergeben, denn Ihr wußtet nicht, was Ihr thatet! (Er bückt sich zu ihr nieder, zieht den Saum ihres Aermels an seine Lippen und läuft dann in heller Verzweiflung hinaus.)

(Die Richter treten wieder ein, stellen sich hinter den Tisch und entblößen die Häupter. Murmeln im Volk.)

Der Oberrichter. Ich gebiete Ruhe! (Es wird still.) Vernehmet den Spruch des Gerichts! Die Stimmen sind getheilt. Drei der Richter haben dem Angeklagten Messer Lorenzo Tedaldi das Recht zuerkannt, seine verletzte Gattenehre zu ahnden, indem er den Fremden, der sich in sein Haus eingeschlichen und dort Nacht und Tag verborgen gehalten, niedergestoßen und zu Tod verwundet hat, da er seine Frau in begründetem Verdacht eines sträflichen Verkehrs mit ihm gehalten hat. Die andern Drei, unter denen ich selbst mich befinde, sind nach Anhörung der Ehefrau des gedachten Messer Tedaldi und der Aussage der Zeugin, ihrer Magd, zu der Ueberzeugung gelangt, daß Monna Costanza sich nichts Unerlaubtes und Strafbares habe zu Schulden kommen lassen, außer dem Unbedacht, einen fremden Mönch in ihr Haus einzulassen. Daß sie das Gelübde des Schweigens nicht brechen will und lieber den entehrenden Verdacht auf sich ruhen läßt, darf die irdische Gerechtigkeit nicht ahnden. An unserm durchlauchtigsten Herrn Herzog ist es nun, sich zu äußern, welchem dieser beiden Aussprüche des Gerichts er durch seine entscheidende Stimme die Sanction ertheilen will, auf daß dem Rechte sein Lauf gelassen werde.

Herzog (nach einer Pause). Nach meinem besten Wissen und Gewissen gebe ich meine Stimme dahin ab, daß Monna Costanza Tedaldi unter einem falschen Scheine steht und einer Untreue gegen ihren Gatten nicht fähig ist.

Der Oberrichter. So ist es unsere traurige Pflicht, den Spruch zu fällen, daß Messer Lorenzo Tedaldi, Advokat am herzoglichen Gericht von Mantua, sich schuldig gemacht hat des Mordes an einem fremden Mönch, durch einen falschen Verdacht auf seine ehrbare Frau zu der blutigen That hingerissen, und daß er nach dem Gesetz dieser Stadt verurtheilt werden soll, mit dem Tode auf dem Schafott dafür zu büßen. (Große Bewegung. Costanza fährt von ihrem Sitz auf und blickt entgeistert Lorenzo an, der regungslos dasteht.)

Costanza: O all Ihr Heiligen! Nein, es ist unmöglich. Es kann nicht sein!

Der Oberrichter. Das Gesetz ist unerbittlich. Es ist erlassen worden, um den zügellosen Haß gegen die geweihten Diener Gottes in Schranken zu halten. Wir fällen den Spruch in tiefer Betrübniß, dessen seid versichert, edle Frau. Der, den wir verurtheilen müssen, war uns viele Jahre ein treuer Helfer und Genosse in unserm richterlichen Amt. Sein Geist und Wort, seine Kenntniß der Gesetze wird uns lange fehlen. Hätte er einen

stärkeren Beweis seines Verdachtes sich verschafft, ehe er die blutige Waffe schwang, hättet Ihr ihm einen wirklichen Grund gegeben zu seiner That, so ginge er frei aus. Ein Gatte, der den Schänder seiner Ehre züchtigt, ist frei auch vor dem irdischen Gericht, das ihn dem Spruch des himmlischen Richters überantwortet. Doch da Ihr Euch keiner Schuld zu zeihen habt —

Costanza. Wie sagt Ihr? Hör' ich recht? Wenn ich als ein ehebrecherisches Weib vor Euch stünde —

Der Oberrichter. — so würden wir es Eurem Gatten überlassen, welche Buße er Euch auferlegen wollte. Er selbst, und hätte seine Rache auch einen Diener der Kirche getroffen, ginge von hier weg ohne einen Makel. So aber — man führe den Verurtheilten in das Gefängniß zurück. Nach dreien Tagen wird der Stab über ihm gebrochen werden.

(Der Schließer nähert sich Lorenzo.)

Costanza (nach heftigem inneren Kampfe). Haltet ein! Gott, mein Gott, steh mir bei! Und Ihr, erlauchter Herr, den Gott zum obersten Richter über diese Stadt eingesetzt hat, könnt Ihr das geschehen lassen, da ein Wink von Euch, ein Wort der Gnade —? Zu Euren Füßen, Durchlauchtigster — (schleppt sich zum Herzog hin, will vor ihm niedersinken.)

Herzog. Kniet nicht vor mir, Monna Costanza! Ich stehe nicht so hoch, daß ich mich über das Gesetz stellen könnte. Alles, was mir das Recht der Gnade zu thun gestattet, ist, daß ich das Todesurtheil in ewige Verbannung verwandle.

Lorenzo. Ich thue Einspruch. Ich fordere die Strafe, die nach dem Gesetz mir zukommt. Die Welt, in der allein ich athmen kann, war bis gestern mein Haus und das Herz meines Weibes. Da ich aus diesen Stätten verdrängt worden bin, begehre ich, nicht länger ein dem Fluch verfallenes Leben zu fristen.

Herzog. Ihr hört es, Costanza. Nehmt Abschied von Eurem Gatten! Ihm geschehe nach seinem Willen.

Costanza (nach heftigem innerem Kampf ausbrechend). Nun denn — so muß es gesagt sein, wie auch die Zunge sich sträubt — Ihr opfert den Unschuldigen — ich — ich allein — bin die Schuldige! (drückt die Hände gegen das Gesicht.)

(Große Bewegung.)

Der Oberrichter. Wie sagt Ihr, Frau? — Ihr wäret — (Pause.)

Sibilla (halblaut). Hört Ihr's, Gevatterin Monica? Die Maske fällt endlich von ihr ab — das Irrlicht verlischt im Sumpf — ha, die Heuchlerin — die Heimtückische!

Der Oberrichter. Still da drüben! Wer ein Wort zu sprechen wagt, wird hinausgeführt! — Monna Costanza, ich frage Euch im Namen des Gerichts: habt Ihr Eure Aussage auch wohl bedacht? Bleibt Ihr dabei, daß Ihr Euch schuldig bekennt, heimlichen Verkehr mit dem Verwundeten gepflogen und die Ehre Eures Mannes verletzt zu haben?

Costanza (langsam und tonlos). Ich — habe es — gethan! Ich bin ein armes sündiges Weib, und wenn mein Gatte um mich den Tod erlitten hätte, der ewige Richter würde keine Gnade für mich haben können.

(Pause.)

Der Oberrichter. Nach dem, was wir eben vernommen haben, wird der Angeklagte freizulassen und der Spruch, der ihn zum Tode verurtheilt, aufzuheben sein. Mein gnädigster Herr stimmt dieser Verfügung ohne Zweifel bei.

(Der Herzog nickt.)

Lorenzo (der in wachsender Aufregung dagestanden, tritt hastig einen Schritt vor). Aber seht Ihr denn nicht, daß sie lügt? (Große Bewegung.) Ja, sie lügt, und Ihr Alle — könnt Ihr Euch täuschen lassen durch eine hochherzige Lüge? Wo hatt' ich selbst meine Augen, daß ich ihr nicht glaubte, da sie sich schuldlos bekannte, und ob auch tausend Gründe eines schnöden Verdachtes gegen sie zeugten? Wann hat diese reine Stirn je eine niedrige Regung entadelt? Aber ich Wahnsinniger, ich kannte sie, und doch, Costanza, wie Du klagtest, glaubte ich meinen bethörten Augen mehr als meinem Herzen. Das Gift der Eifersucht war mir ins Blut gedrungen, der ewig nagende Wurm, daß ich ihrer nicht werth sei, hatte mich rasend gemacht. Aber seht sie nur an, stand sie nicht mit erhobenem Haupte, solange sie die Wahrheit sprach? Da sie die Lüge über ihr Herz brachte, um lieber sich selbst in Schmach und Schande zu stürzen, als mich in den Tod gehen zu lassen, da brach ihre Kraft, und die herrlichste der Frauen, die jetzt erst recht die Stirn hoch tragen sollte, da sie sich zur Märtyrerin gemacht, sie steht wie eine überwiesene arme Sünderin, und ihr Blick irrt am Boden. (Nähert sich ihr, beugt ein Knie vor ihr.) Costanza, Du Heilige, auf den Knieen laß mich Dir danken, daß Du mir, ehe ich von der Welt scheide, den Glauben an Dich zurückgegeben hast. Denn nun werde ich freudig in den Tod gehen, da ich solche Liebe und aufopfernde Treue eines Weibes genossen habe, wie die Sonne auf kein zweites herabblickt. Vergieb nun auch Du Deinem tiefgebeugten Gatten, der hier im Staube —

Costanza (sich zu ihm herabbeugend). Nein, mein Geliebter, nicht so! Steh auf und wehre mir nicht — was geschah, ist ja nicht ungeschehen zu machen, und meine Schuld gegen Dich —

Lorenzo (springt auf). Kein Wort mehr — man führe mich zum Tode! Leb wohl auf ewig! (umarmt sie stürmisch, wendet sich wieder zum Schließer.)

Der Oberrichter (zum Herzog). Eure Herrlichkeit wolle verfügen, daß die Verhandlung vertagt werde, bis in diesen dunklen und verworrenen Handel volles Licht gebracht worden. Auch wird vielleicht bald der Verwundete so weit wieder hergestellt sein, daß er verhört werden kann. Bis dahin sollen die beiden Gatten getrennt in Gewahrsam gehalten werden.

Herzog. Hieran geschieht auch unser herzoglicher Wille. Die Sitzung ist aufgehoben.

(Die Richter stehen auf. Von der Straße bringt Lärm herauf. Bewegung unter den Zuschauern. Der Herzog blickt um.)

Herzog. Was bedeuten die Zurufe draußen auf der Gasse?

Sibilla (die hinausgelaufen ist, kehrt zurück). Er kommt. Er ist aufgestanden und kommt hieher. Mein Eusebio ist bei ihm und stützt ihn — nun werden wir's ja erfahren —

(Die Menge, die vor dem offenen Portal gestanden, theilt sich und läßt eine Gasse frei.)

Sechste Scene.

Vorige. Lelio von **Eusebio** (geführt, schreitet mühsam mit halbgeschlossenen Augen, wie eben vom Schlaf aufgestanden, durch die Mitte in den Saal. Er ist todtenbleich, die Kapuze ist zurückgesunken und läßt den Kopf frei, der linke Aermel hängt aufgeschlitzt herab, sodaß ein mit Blut getränkter Verband sichtbar wird.

Sobald er im Rahmen der Thür auftaucht, fährt Costanza zusammen, ein unterdrückter Schrei entringt sich ihren Lippen, sie thut ihm einen Schritt entgegen, faßt sich wieder und drückt die Hand gegen das Herz. Lorenzo wirft einen finsteren Blick auf den Eintretenden, doch ohne ein Zeichen, daß er ihn erkennt.)

Eusebio. Da bring' ich ihn, Gnaden Herr Herzog und hoher Gerichtshof! Er war eben aufgewacht, als ich an sein Bett trat, er hatte den Lärm auf der Straße gehört und die Wärterin gefragt, was es gebe, und als er hörte, über den Herrn Lorenzo werde eben Gericht gehalten, verlangte er, aufzustehen und hergeführt zu werden. Er war nicht zu halten, so ein Hitzkopf ist er, auch noch mit der Todeswunde in der Brust, aber nein, keine Todeswunde, mein Wundbalsam wird ihn nicht sterben lassen — einen Wunderbalsam sollt' ich ihn nennen, und dann hab' ich ihm von der Essenz wieder eingeflößt, und seht, Ihr Herren, so ist er die Straße hiehergeschritten, aufrecht und unverwandt, aber wenn Ihr nun Euch setzen und ausruhen wollt — (Lelio schüttelt langsam den Kopf. Ein Diener trägt einen Stuhl herbei, den er nicht annimmt.)

Lelio (mit mühsamer Stimme, die nach und nach freier und lauter wird). Ein Schleier — liegt vor meinen Augen. Wo bin ich hier? — Stehe ich vor dem Herzog von Mantua — und — dem hohen Gerichtshof dieser Stadt?

Herzog. Ihr sagt es. Und wer seid Ihr?

Lelio. Ich bin nicht — der ich scheine. Dies Kleid — und die Tonsur — sollten nur verbergen — wer ich bin — Lelio Adimari, der vor fünf Jahren — von hier verbannt wurde — bei Strafe des Todes, wenn er jemals — laßt mich sitzen! (Sinkt auf den Stuhl.)

(Große Bewegung.)

Costanza. O Lelio, warum thatest Du das?

Lorenzo. Ihr großen Götter!

Herzog. Und warum habt Ihr, obwohl Ihr wußtet, daß über Eurem Haupte das Richtschwert hängt, Euch wieder hergewagt?

Lelio. Weil ich meiner Schwester Costanza den Segen ihrer sterbenden Mutter bringen wollte — und die Andenken, die sie ihr vermacht, ein Crucifix und einen Ring. (Lorenzo fährt zusammen.) Es ist mir — übel be-

kommen — doch was liegt an mir? Meine Schwester — ich hörte, sie sei um meinetwillen an ihrer Ehre geschädigt worden, da ich ihr das Gelübde abgenommen, Niemand zu verrathen, wer bei Nacht ihr Haus betreten. Und so — (sieht sich nach Eusebio um, der aus einem Fläschchen ihm die Stirn bestreicht) ich habe Zeugniß für sie ablegen wollen, daß der Mann, an dem ihr Gatte — sich rächen wollte — nur ihr Bruder gewesen. Dies abgethan — bettle ich um keine Gnade. Man thue mir, wie es mir verhängt ist!

Costanza (stürzt zu ihm hin, wirft sich neben ihm zur Erde, umfängt seinen Leib. Er läßt den Kopf auf ihren sinken). O Bruder, mein armer, geliebter Bruder —

Lelio. Meine Costanza, traure nicht um mich. Soll ich unsere Mutter grüßen, wenn ich ihr — im Paradiese begegne?

Costanza. Du sollst leben, Lelio, noch lange und glücklich leben!

Herzog. Ihr versprecht zu viel, edle Frau. Ueber Tod und Leben dieses Jünglings, der trotz des Bannes sich in unsre Stadt zurückgeschlichen hat, wird das Gericht entscheiden. Wenn er für den Kopf, den Euer Gatte verwirkt, den seinen uns darbietet, so war's sein freier Wille. Aber hofft nicht, wir möchten alles Gesetz und Recht in unsrem Lande zum Spott und zur Posse werden lassen. Ein Exempel muß statuirt werden, daß Niemand ungestraft sich an dem Haupte des Herrschers vergreift, wie dieser Adimari gethan. Euren Gatten mögt Ihr gerettet haben, da er die Waffe nicht gegen einen wirklichen Mönch erhob. Diesen aber führe man sofort in den Kerker, wo er die sühnende Gerechtigkeit abwarten mag. (Wendet sich zum Abgehen nach links.)

Costanza (erhebt sich, thut ein paar Schritte gegen den Herzog). Nein, erlauchter Fürst, geht nicht so von uns! Wendet den Blick Eurer Gnade auf dies arme blasse Antlitz und sprecht das Wort, das so viel Kummer und Angst in Freude verwandelt. Es ist nicht möglich, mein hoher Herr, daß ein Sproß des durchlauchtigen Geschlechts der Gonzaga an Hochsinn sich sollte beschämen lassen von dem jüngsten, ärmsten Nachkommen der Adimari, deren Stamm erlöschen wird, wenn dies junge Haupt unter dem Beil des Henkers fällt. Ihr habt uns nur schrecken wollen, indem Ihr an ein verjährtes Bluturtheil erinnert. Doch wie Ihr in meiner Seele gelesen und nicht an mir irre geworden seid, so sehr der Schein Andere verblendet hat, so klar lese ich in Eurer Brust, daß Ihr voll Bewunderung seid vor dem Muth dieses Jünglings, der aller Gefahr trotzte, um seiner Schwester das Vermächtniß der todten Mutter zu bringen, und jetzt, statt, sobald er geheilt wäre, sein verfehmtes Haupt in Sicherheit zu bringen, die Maske selbst gelüftet hat, um von mir den Verdacht einer sündhaften Handlung abzuwälzen. (Leiser) Ihr habt kurz zuvor mir die höchste Ehre geboten, die Eure fürstliche Hand zu vergeben hat. Wolltet Ihr nun der Frau, die Ihr so hoch erhoben, die einzige Gunst versagen, die ihr das Glück und den Frieden ihrer Seele sichern kann?

Herzog (nach kurzem Zaudern ebenfalls erst halblaut). Warum habt Ihr den Platz neben mir, der Euch zukäme, verschmäht? Ihr hättet dann nicht zu bitten, Euer Wort wäre Gebot. Und doch — (laut) ich bleibe auch so Euer Freund und Diener, und nichts, was Ihr bitten könntet, vermöchte ich Euch zu versagen. So nehmt diesen Bruder hin, und der Himmel erhalte ihn Euch! (Bewegung.)

Costanza (will seine Hand ergreifen, sie zu küssen). O mein erlauchter Herr —

Herzog (die Hand zurückziehend). Nicht so, Costanza! Ich reise heute noch nach Mailand, dort meine Braut Margherita Visconti zu begrüßen und, wenn die Hochzeit gefeiert ist, sie nach Mantua zu führen. Ihr aber sollt mir dann erlauben, sie zu Euch zu bringen, daß sie an Euch ein Vorbild aller Tugend verehren und gleich uns Anderen aufblicken lerne zu dem Stern von Mantua. Und so gehabt Euch wohl!

(Er neigt sich zu ihr und küßt sie auf die Stirn. Indem er dann rasch abgeht, bricht das Volk in den Ruf aus:)

Heil unserm durchlauchtigsten Herrn, dem gnädigsten Fürsten! Heil Costanza Tedaldi!

Siebente Scene.

Vorige (ohne den Herzog und Volpino).

Costanza (zu Lelio hineilend, der die Augen langsam wieder aufschlägt). Lelio, mein geliebter Bruder, Du lebst, Du wirst leben — und Du, mein Lorenzo — meine Geliebten, welch ein Tag!

Lorenzo (düster sich abwendend). Ein Tag, an dessen Glanz sich zu sonnen nur ich Unseliger nicht werth bin! Wirst Du mir je verzeihen können —

Costanza. O, mein geliebter Freund, sieh mich an! Wenn mir die Augen übergehen, ist's nicht vor Glück, daß ich Dir nichts zu verzeihen habe, da Alles, was Du gethan, nur aus Uebermaß der Liebe geschah?

(Indem er in tiefer Bewegung nach ihrer Hand hascht, um sie an seine Lippen zu drücken, und sie den Arm um ihn schlingt)

(fällt der Vorhang.)





Zu Ludwig Tiecks fünfzigstem Todestage.

(28. April 1903.)

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

Des Lebens Kraft und Fülle
Welk' immer hin wie Laub,
Und dieses Leibes Hülle
Sei der Verwesung Raub!
Ich hoff' ein beff'res Leben,
Das ewiglich besteh',
Ein Leib wird mich umgeben,
Der nimmermehr vergeht.
Gesangbuch, Berlin 1883. Choral 723, Str. 4 und 5.

Fünfzig Jahre sind verstrichen, seit der große Dichter der deutschen Romantik Ludwig Tieck verewigt ist. Das ist eine lange Frist für uns Sterbliche, denn von den Zeiträumen der Geologen und Astronomen können wir ein anschauliches Bild ebensowenig gewinnen wie von den unermeßlich kleinen Zeiten unterhalb der Schwelle unseres auffassenden Bewußtseins. Nur manchmal, wenn uns das Diesseits allzu hart anfaßt, schlagen wir wohl die Augen auf zum Unendlichen und erfahren: Es giebt ein Jenseits, denn — allwissend sind wir nicht. Unser Wissen erreicht in Zeit und Raum bald die unübersteigbaren Schranken, jenseits deren die Wirklichkeit für uns, die uns moralisch angeht, verschwindet in's Unbekannte, wohin nur noch die religiösen Seufzer unserer Herzen reichen.

In solches Jenseits zu blicken, ist ein eigen Ding. Es thut dem Menschen wohl und weh, im letzten Grunde aber gut, wenn es in reiner Gesinnung geschieht. Es thut uns weh, wahrzunehmen, daß Alles, wofür uns Liebe und Lust innewohnt, vergänglich und dem Wechsel unterworfen ist, aber es beruhigt uns am Ende zu erkennen, daß die Welt, über Menschenbegreifen unendlich erhaben, den Lauf nimmt, der uns die höchsten Werthe schuf und neue Werthe schaffen wird, unermeßlich sich steigernd. Da fühlen wir die Demuth, die sich geziemt angesichts der unergründlichen

Gottheit, und wir fassen das Dasein heiliger an, mit mehr sanfter Hingabe an das Ewige, mit leichterer Abkehr von dem Flüchtigen, Indifferenten.

Doch was ist dies Ewige? Ist es nicht unerfaßbar? Ein Nichts, woran man sich nicht hängen, auf das man sich nicht stützen kann.

Räthselhafte Antithese! Das Nichts kann in der Seele kräftiger wirken, als aller Welt Kräfte, das, was uns scheinbar nie berührt, es bleibt in letzter Instanz der tiefste Trost und die höchste Hoffnung. Obwohl uns das Unendlichkeitsproblem in sittlicher Beziehung keine Erträgnisse zu bieten scheint, wird es dennoch so unerläßlich ethisch wichtig, so unvergleichlich bedeutsam. — Die historische Betrachtung sieht es beinahe überall sich regen, in der Religion, der Kunst, der Philosophie, allenthalben gleichsam als das Sonntagsanliegen der Menschheit.

Aber freilich, nicht immer ist dem Gedankengange das Unerforschliche in gleicher Weise willkommen. Die Werthschätzung schwankt zwischen der Null und dem Unendlichen hin und her. Setzt es etwa der Rationalismus und Materialismus gleich Null, so verleiht ihm dagegen Mystik, Romantik und auch ein besonnener Idealismus den stärksten Accent. Nach den Zeiten der naturwissenschaftlichen Aufklärung pflegt zumeist eine Reaktion in der Gemüthsgeschichte einzutreten. Auf die Begeisterung für Feuerbach und Büchner, Moleschott, Vogt und Haeckel folgt wieder eine Einkehr bei Fechner, dem göttlichen Platoniker, folgt mit der Liebe zu Wilhelm Bölsche und Kurd Laßwitz eine neue Würdigung phantasievoller Wissensverknüpfung, der es freilich nicht an Beziehungen zu der früheren Strömung fehlt, wie sich denn ja überhaupt alle Periodisirung der Wirklichkeit gegenüber ruchlos ausnimmt. Wo sollen wir z. B. Herbert Spencer oder gar Wilhelm Wundt, unseren besten Denker, hinrangiren?

Hierüber wird wohl erst eine sehr späte Nachwelt zur Klarheit gelangen und auch das nicht ohne Irrthum.

Solche Vorstellungsreihen steigen wohl in uns auf, wenn es gilt, einem Geisteshelden aus der romantischen Zeit Worte des Gedenkens zu widmen. Vieles bei ihm gehörte dem damaligen Zeitgeschmack an, der Mode in der Litteratur, und darum ist er uns so entfremdet. Man sagt mir, wenn heute von Tieck gesprochen werden soll, ist es rathsam, mit einigen Erinnerungen an sein Leben den Leser zu unterrichten, denn fünfzig Jahre sind eben eine sehr lange Frist . . .

„Ich sterbe! das ist bald gesagt
Und bälder noch gethan."

Aber nach dem Sterben beginnt eigentlich erst der rechte Lebenstod: das Vergessen. Denen, die nicht vergessen sein wollen, ist der Tod bitter, aber es fehlt auch nicht an Andersfühlenden, und ich denke mir, dort liegt die Wahrheit und das tiefere Leben. Wer theilnimmt an geistigen Zusammenhängen, muß zu der Schlußweisheit gelangen, seine Sache als Einzelwesen auf nichts zu stellen, soll anders ihm erst wahrhaft wohl werden,

aber nicht aus Nichtswürdigkeit, sondern aus Erkenntniß des Göttlichen, das größer ist als er. Er muß sich einverstanden erklären mit seinem Hingange, wenn das Bessere bleibt. Er muß nicht sowohl an sein Seelenheil, als an die lachenden Erben guten Muthes denken lernen. Dann ist er sicher, daß er die über Aeonen hin klingende Saite des Daseins berührt hat. Die Befriedigung mit dem Leben erhält er aus seiner mannhaften Todesverachtung als edle Mitgift. Er identificirt sich moralisch mit dem ewig Besseren, das der Natur der Sache nach auch Alles, was heute in ihm schwingt, einmal hinwegräumen wird. Tief beugt er sich vor der gottgegebenen unendlichen Zukunft.

Den Göttern liegt unser wahres Wohl mehr am Herzen als uns selbst, lautet eine antike Weisheitsregel. Und wir selber beten wohl öfters: Herr, wir wissen nicht, was wir bitten sollen . . . Ein ähnliches kindlich frommes Gefühl liegt diesen beiden Aeußerungen zu Grunde: Der Mensch weiß nicht, wohin in's Ferne. Nur das Nächste ist ihm nothdürftig für den Hausgebrauch gerade bekannt. So soll er denn Vertrauen fassen auf das ewige Weiterleben des wahrhaft Bleibenswerthen und sich durch die Liebe zu Gott davor retten, zu sterben ohne Hoffnung auf das ewige Leben.

Ich ging einmal an einem Grabstein vorbei, auf dem ein zufriedenes Sprüchlein im Namen dessen, der darunter lag, zu lesen stand.

„Müde von der langen Lebensreise
Dank' ich Gott, daß ich am Ziele bin. —“

Ein Wanderer am Ziele, ja, denn er war todt. Hat es nicht etwas Versöhnliches, zu glauben, daß die Welt weiterrollt in's Höhere, wenn wir uns zur Ruhe legen dürfen? Ist der Tod nicht süß denen, die verstehen, daß es gut ist vergessen zu werden? Wir befehlen unsern Geist in den ewigen Frieden. Aber die Spur mag verschwinden. Mit tief gefühlter Andacht wollen wir, daß nicht unser Sinn beharre, sondern der bleibenswertheste, und es liegt in den Gesetzen der Natur, daß sich ein immer besserer Zustand in stetiger Entwicklung ohne Ende verwirklicht. Und da es nichts Vollkommenes giebt, wenn der Proceß endlos sein soll, so ist dem frommen Gefühl schließlich auch jede Gegenwart bereits eine höchste heilige Höhe in Gott.

Es erzeugt sich mithin ein Optimismus der Beruhigung aus einem andern Optimismus der Rastlosigkeit. Der Historiker wird den einen, der Moralist den andern verkünden, aber der Mensch darf im Allgemeinen weder so ausschließlich das Eine, noch das Andere sein, daß er nicht freudig sich sowohl ewig strebend wie auch befriedigt jeden Augenblick vor dem Throne Gottes empfinden darf.

In dem halben Jahrhundert, seitdem Ludwig Tieck die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen, ist der Romantiker Jahr aus, Jahr ein noch ein wenig mehr gestorben. Er ward uns ein todter Mann. Wenn er heute unter uns träte, würden wir seine Worte nicht verstehen, sein Antlitz

nicht kennen. Er wäre ein Gespenst unter den Lebenden. Alle die Vielen, die er liebte und schätzte, sind dahin. Er sähe sich zwischen lauter fremden Gesichtern. Doch überwindet er die Scheu vor uns, die wir heute Recht haben, und überwinden wir die Scheu vor ihm, dem Gestrigen, heißen wir ihn in unserer Mitte als einen lieben Gast traulich willkommen, so mag wohl allmählich Manches aufthauen in uns und in ihm, Beziehungen sich entdecken lassen, mannigfach von ihm zu uns herüber und von uns zu ihm, und ein Thema des Gespräches wäre am Ende bald gefunden. Etwas altmodisch wird er uns freilich anmuthen, er, der so tonangebend für die Mode seiner Tage war, aber vielleicht gelänge es dem alten Herrn, uns Alle doch noch wieder in den Bann seiner großen Persönlichkeit zu zwingen, daß wir ihm hingerissen lauschten und bezaubert mit weit geöffneten Augen hinausstarrten in die Vision der mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält. —

Wir haben nun vor, seinen Geist zu beschwören. Unter den Köpfen der bedeutenden Zeitgenossen, die diese Monatsschrift regelmäßig schmücken, erscheint zum ersten Male das Porträt eines längst Verstorbenen. Damit hat es eine besondere Bewandtniß.

Das Original-Daguerreotyp, nach dem in dem rühmlich bekannten Atelier des so ungemein künstlerisch feinsinnigen Erwin Raupp in Dresden eine photographische Wiedergabe vorgenommen, ist bisher noch unbekannt geblieben und wird als Festgabe zur Feier des diesjährigen Gedenktages der Oeffentlichkeit übergeben. Ein naher Freund Tiecks schenkte das Bild dem verstorbenen Schriftsteller und Schauspieler Karl Koberstein, dem Sohne des bekannten Litterarhistorikers, und aus dessen Besitz ist es in die Hände seines jetzigen Eigenthümers gelangt. Das Porträt stammt aus der Dresdener Zeit vor der Uebersiedelung des Alternden nach Berlin. Durch sorgfältige Aufbewahrung hat es sich gut erhalten. Wir können die Züge hier liebevoll intim betrachten, was der Aufblick zu einer Büste, wie er etwa den Pilgern in die Berliner Kgl. Bibliothek gewährt ist, weniger leicht gestattet.

Und allerhand Gedanken stellen sich dem Betrachtenden ein, Gedanken über die Hinfälligkeit litterarischen Ruhmes, über die dem Leben wichtige Bedeutung des Vergessens. Es soll kein künstlicher Wiederbelebungsversuch entschlafener Interessen gewagt werden. Aber mit historischer Theilnahme wollen wir uns doch allerdings ein wenig an Gewesenes heute erinnern, wollen dabei recht behutsam freundlich zu Werke gehen, als handle es sich um unser eigenes Begräbniß, klingt doch auch einmal dem modernsten Non plus ultra das Todtenglöckchen.

„Es ist ganz in Ordnung," spricht Ludwig Tieck*), „daß jedes Zeitalter die früheren Moden in der Kleidung häßlich oder unpassend findet: ebenso ist es mit den meisten Schriften, die der Unterhaltung des Tages

*) Zur Geschichte der Novelle. 1834.

dienen sollen. Die älteren Bücher werden von der Gegenwart in der Regel langweilig gefunden, und nur ein geübtes Auge unterscheidet in den bessern Witz, Scharfsinn, Menschenkenntniß oder Kunstanlage. Selten nur klingt ein vergessenes Buch in die Stimmung der Zeit wieder so laut und harmonisch hinein, daß es von Neuem auftauchen kann und wieder beliebt wird."

Das Veralten Tiecks wäre nicht möglich gewesen, hätte seine Muse dem Zeitgeschmack von damals nicht nur allzu vollkommen entsprochen. Beinahe nichts, das in seine Epoche fiel, war ihm nämlich fremd. Vergegenwärtigen wir uns das in aller Kürze.

Als Sohn eines Seilermeisters wurde Ludwig Tieck am 31. Mai 1773 in Berlin geboren. Es war eine begabte Familie. Sein Bruder war Bildhauer. „Ihren Herrn Bruder hoffen wir hier bald wiederzusehen und beim Schloßbau zu beschäftigen," lautet die Schlußphrase im ersten Goethebrief an Tieck bei Holtei*). Die Schwester Sophie, sie „verräth ein so gutes, sanftes Gefühl" (Wackenroder)**), war Schriftstellerin. Die geistvolle Tochter Dorothee, die ihm durch den Tod entrissen ward, hat an der klassischen Schlegel-Tieck'schen Shakespeare-Uebersetzung wesentlich mitgearbeitet.

Tieck war eine umfassend litterarisch veranlagte Natur. Früh fühlte er sich zu der mächtigen Gestalt Goethes entschieden hingezogen. „Es wird immer wunderbar bleiben," lesen wir bei Wolfgang Menzel***), „daß der romantische Geist gerade in einem Berliner Gamin erwachen mußte." Dies Berliner Kind besaß den Takt und das Herz, daß ihm Goethe, Cervantes und Shakespeare, daß ihm die Besten überall unendlich wohl gefielen, daß er in tausend feinen Bemerkungen, in Vorreden, dramaturgischen Plaudereien, mit Kunstgesprächen durchwürzten Novellen die lebendigste und behendeste Kunstkennerschaft, die man nur wünschen kann, an den Tag legte. Allen hat er indessen, nach dem Urtheil des herzlichen Scottverehrers Julian Schmidt, nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen. Doch wird es zu verzeihen sein, wenn natürlich auch in einem so weithin wallenden Litteraturmantel hie und da ein Löchlein verspürt wird. Tieck war jedenfalls, wie man an seinem Briefwechsel, den von ihm herausgegebenen, übersetzten und kritisch beleuchteten Autoren ersehen kann, ein Universalgenie, ein, mit Gottschall zu reden, Goethe der Romantik. Nehmt Alles nur in Allem: außer Adolf Wilbrandt wüßte ich heute Keinen, der es in umfassendem segensreichem Litteratenthum ihm gleich thäte: Antike, Mittelalter, Neuzeit, überall als Meister zu Hause.

Von Homer (s. Zur Geschichte der Novelle), Dante (s. Phantasieen über die Kunst), Shakespeare (mehrere Abhandlungen seit 1793 bereits), von Sophokles und Euripides, Schiller, Goethe und Heinrich v. Kleist hat

---

*) Briefe an L. T. Breslau 1864. Bd. 1, S. 239.

**) Ebenda Bd. 4, S. 198.

***) Deutsche Dichtung, Stuttgart 1859. Bd. 3.

er sinnig und fein gesprochen. Seine Beschäftigung mit den Schätzen der altdeutschen Dichtung gaben bedeutungsvollen Forschungen den Anstoß. Er pflegte das Andenken zeitgenössischer Freunde (Wackenroder, Novalis, Solger). Und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Gräße über ihn urtheilt, er sei begabt gewesen mit einer Phantasie und Intelligenz wie kein anderer gleichzeitiger Dichter, Goethe natürlich ausgenommen*).

Ein geistig bunt bewegtes Leben kräftig auszuleben war ihm beschieden. Man kann sich an ihm über alles Bedeutende der Romantik orientiren; denn er hat nach überall hin Beziehungen angeknüpft und unterhalten, ist polemisch, geistreich witzig, zart nachfühlend, genießend, bewundernd, schöpferisch und energisch immer dabei gewesen. Wo's fröhlich klang und lustig ging, da rührten sich seine Füße, bis spät das tückische Alter ihn mit seiner Krücke getroffen und er als reifer Mann von hinnen schied. Er hat Abschied von Hebbel genommen für dieses Leben. Hebbel, ihm so unähnlich, schätzte ihn doch und dachte daran noch mit Wehmuth.

Das äußere Dasein verlief nicht eben übermäßig amüsant. Das Konversationslexikon giebt darüber Auskunft, viel Studien, einige Reisen, Freundschaften, schließlich Einkommen, Ehren und Würden, spät, doch nicht zu spät, um nicht noch Behagen mitzutheilen. Daß er nicht in glänzenden wirthschaftlichen Verhältnissen lebte, geht mit rührender Traurigkeit aus dem Umstande hervor, daß Heinrich Laube, sonst nicht sein Vertheidiger, es für nöthig findet, mit einigen Worten in seiner Geschichte der deutschen Litteratur**) dem unbegründeten Gerede entgegenzutreten, die bisweilen auffällige Weitschweifigkeit in den Tieck'schen Schriften habe in dem Verlangen, das Zeilenhonorar zu vergrößern, seine letzte Ursache. Auch erinnere ich mich, einen nicht gerade pekuniäre Geborgenheit bei Tieck voraussetzenden Brief Hardenbergs gelesen zu haben.

Und doch macht die Persönlichkeit Tiecks im Ganzen eigentlich keinen hilfsbedürftigen, weltentfernten Eindruck. Im Gegentheil, er scheint ein praktischer Weltmann zu sein, der aus seiner Vielseitigkeit ohne Zeitverlust Gewinn zu schlagen versteht, eine Journalistennatur. Auch war es ihm in frühen Zeiten nicht vergönnt, unabhängig von der Knechtschaft buchhändlerischer Geschäfte, wie der alte Burckhardt sich das immer wünschte, zu leben. Er begann als ein Söldling des Modegeschmacks in die Oeffentlichkeit zu treten. (Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies.) Nachdem er (1796) mit seinem wild grandiosen „Lovell" der Sturm- und Drangperiode noch sein Scherflein entrichtet und mit „Peter Leberecht" (1795) der aufklärerischen Richtung ihren Tribut gezahlt hatte, besann er sich kräftiger auf sich selbst und wurde zum Verfechter anderer Anliegen.

---

*) Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte. Leipzig 1858, Bd. 3, Abth. 3, Erste Hälfte. S. 455 f.

**) Stuttgart, 1840, Bd. 3.

Die Sturm- und Drangperiode, die der Aufklärung folgt, heißt nunmehr Romantik. Grob schematisch läßt sich das Verhältniß in dicken Strichen etwa so hinzeichnen. Gegen die Nacht des Mittelalters erhob sich klar und sonnig die Aera Voltaire. Gegen die öde Verflachung, die dieser Sonnenschein blicken läßt, dämmert willkommenes romantisches Dunkel der Gefühlswelt herauf. Als Tieck zu dichten den Drang in sich fühlte da lag wieder weiche Abendsehnsucht in der Luft. Mondbeglänzte Zaubernacht . . .

Wir sehen Tieck eine Stufe höher als die Nicolaiten. Er ist das Kind einer reiferen Reflexion, und einem solchen Kinde gefällt das Naive, vor dem jene sich grauen, wieder wohl. Im Grunde sind die Nicolaiten mit ihrer Bekämpfung des Unvernünftigen nämlich gar nicht so vernünftig wie die Romantiker, die am Märchen, am Wunderbaren, an der alten Volkssage sich ohne Furcht vor der Unvernunft ganz heiter poetisch erlaben. Die platte Nützlichkeitsweisheit reicht nicht mehr aus, um das begreiflich zu finden. Der Rationalismus hat sich zu gewissen Zeiten ausgelebt, und als Reaktion ergiebt sich die Vertheidigung der übersehenen Gemüthsfaktoren. So hatten die Greuel der französischen Revolution allen socialistischen Konstruktionsgelüsten den schwersten Herzensstoß gegeben. Nun wollte man doch lieber erst einmal die historischen Zustände gründlicher studiren. Es ward den tiefer fluthenden Lebensbächen mit neuem Tiefsinn nachgeforscht, und so brachte uns die Romantik den Schlüssel zum Reiche der Geschichte, nämlich eine in die Vergangenheit gerichtete prophetisch aufhellende wissenschaftliche Forschung. Da wurde Großes geleistet. Der Kultus des Mittelalters kann als eine Verirrung angesehen und als doch nicht zu theuer mit in den Kauf genommen werden. Wir wissen uns ja heutzutage durch den Darwin'schen Entwicklungsgedanken anders zu stellen, sehen nicht mehr das Vergangene im goldenen Schimmer, meinen auch nicht mehr, daß wir gar so fatalistisch zuschauen müssen und die Hände in den Schoß legen, wenn der dunkle Volksgeist sein Kleid sich schafft in Sitte, Recht, Sprache und dichterischer Weltauffassung. Scheint es doch fast, als haben auch die Zeiten ihre Temperamente, wenn wir uns einander gegenüber etwa Savigny und Ihering denken. Uebrigens weist die nun herrschende Neigung zu Novalis auf eine Renaissance der Romantik hin, so daß man eben jetzt auch wieder daran erinnert wird, wie naiv es doch ist, sich an aller Tage Abend zu meinen.

Fragt man sich, wie es kam, daß Tieck zum Romantiker wurde, so wird man wohl, abgesehen von der überhaupt in der Geisterwelt schwebenden Stimmung, nach besonderen persönlichen Einflüssen sich umzusehen geneigt sein. Ich denke mir, hier muß nun zunächst an Wackenroder, an die beiden Schlegel und an Novalis gedacht werden. Wackenroder ist eine Gestalt, die einmal in ihrer seelenvollen Zartheit erschaut, einem nahe kommt, die den Betrachtenden anzieht und nicht so leicht los läßt. Man kann mancher reizvollen Charakteristik seines Wesens in der Litteraturgeschichte

begegnen. Holtei hat ein paar liebe Worte Köpkes über ihn citirt, die von dem Sinn für das Wunderbare bei ihm sprechen. Ich möchte mir erlauben, eine Stelle aus einem Aufsatz über „L. Tieck und die romantische Schule*)" von Karl Rosenkranz (unter dem 2. Juli 1838), der vieles Liebenswürdige bringt, herzusetzen: „Er war eine priesterliche Seele im echten Begriffe des Wortes, voll Keuschheit, voll Liebe, voll göttlicher Sehnsucht. In seiner Unbefangenheit und Selbstopferung muß er etwas von Spinoza an sich gehabt haben."

Wackenroders Schriften hat Tieck als Phantasien über die Kunst mit eignen Arbeiten durchsetzt herausgegeben. Mit vieler Schüchternheit habe er die Blätter, die von seiner Hand sind, hinzugefügt. Entstanden seien alle diese Vorstellungen in Gesprächen mit dem Freunde. Der Kenner wird vielleicht den etwas kräftiger geführten Pinselstrich Tiecks herauserkennen. Von Wackenroder sind sehr zarte, fromme Bildchen, so die Schilderung, wie die alten Künstler gelebt haben, wobei es heißt: „Der unbekannte Gott im Himmel aber wandte das vollendete Tagewerk alsdann zu seinem großen geheimnißvollen Zwecke an: denn aus allen den Millionen von der Erde abscheidenden Leben baut er, jenseits jenes blauen Firmaments, eine neue glänzendere Welt, näher um seinen Thron herum, wo jedes Gute seinen Platz finden wird."

Tiecks Handschrift zeigt sich dagegen in Landschaftsschilderungen wie z. B. diese: „Der ermunternde Wind zieht durch die Baumwipfel und rührt alle Blätter als ebensoviele Zungen an, der Baum schüttelt sich vor Freude, und wie in einer Harfe regen sich und rauschen unsichtbare Finger. Die jubelnden Vögelein werden zu Gesängen aufgefrischt. Tausend Klänge und Stimmen irren und verwirren sich durch einander und eifern mit Gesangeshcftigkeit; das Wild verschweigt nicht seine Lust, aus den Wolken hernieder die Lerchen, dazu die Bächlein, die wie stille Seufzer des Entzückens auf der niederen Erde fortrollen, — welcher Geist, welche Freundschaft rührt die unsichtbaren, verborgenen Springfedern an, daß Alles sich mit unermeßlicher Mannigfaltigkeit zu Gesang und Klang ergießt?"

So scheint sich Tieck zu Wackenroder etwa wie Florestan zu Eusebius bei Schumann zu verhalten. Der Kunstroman „Sternbalds Wanderungen" steht ebenfalls unter Wackenroders und wohl auch des Göttinger Lehrers Fiorillo Einfluß. In diesem Werke werden Ideen weiter gesponnen, die heute ihren Abschluß noch keineswegs gefunden haben. Winkelmann, Herder und andere große ästhetische Erzieher der Deutschen gaben der Zeit ihr kunstliebendes, beinahe kunstheiliges Gepräge. Man denke an Goethes Wirken.

Und Goethe ließ sich, wenn man gewisse Faktoren, die in seiner

---

*) Hallische Jahrbücher. 29. Juni bis 9. Juli 1838. — Dann „Reden und Abh. z. Ph. u. Lit.", Berlin 1839, 277 f.

wundervoll harmonischen Begabung bei ihm auch mitsprachen, zurückdrängte, in einseitiger Richtungsverfolgung noch übertrumpfen. Goethes Wilhelm Meisters Wanderjahre waren dem poesietrunkenen Novalis viel zu nüchtern. So sehen wir, gleichsam tragisch, zwei der dichterisch am höchsten begabten Zeitgenossen des Altmeisters, Kleist und Novalis, auf der Seite der Opposition gegen den, der sie am Ende doch wesentlich inspirirte. Tieck aber war der liebenswürdige Beschützer für Beide und ließ sich doch niemals zu der Geschmacklosigkeit verleiten, das eigene Wesen als eine Art Gegengewicht gegen unseren größten Dichter ausdrücklich in die Schale zu legen.

Vielfach hat Goethe, wie andererseits auch Shakespeare Tiecks Stil beeinflußt, sowohl in der Prosa, wie in der dramatisch und lyrisch epischen Poesie. Bei der Lektüre von Tiecks Genoveva, einem Werke, das ein eigenthümliches Mischungsprodukt aus Epos und Drama darstellt, fällt einem mancher Anklang an Faust, an Shakespeare'sche Dramen auf. Interessant wäre wohl auch die Frage zu untersuchen, wie ein moderner Legendenbearbeiter den Stoff zurechtgeschnitten hätte, z. B. Gottfried Keller oder Anatole France. Auch an Maeterlincks Dramen wird man versucht gelegentlich sich zu erinnern, auch dort liegt Shakespeare zu Grunde.

Die Genoveva ist eine Verherrlichung der treuen Gattenliebe wie der Fidelio, und man wünschte wohl Beethovenklänge der Freude bei dem rührenden Wiedersehen Siegfrieds und seiner verstoßenen Gemahlin zu vernehmen. Der Uebergang vom Reinen zum Unreinen in Golos Charakter ist eine Feinheit, die, wie Moritz Hauptmann (1848) tadelt, Robert Schumann in seiner aus Hebbel und Tieck gezogenen Oper sich hat entgehen lassen. Es fehlt nicht an schöner religiöser Lyrik in dem Werke. Goethe hat ihm, wie wir erfahren, mit großer Spannung gelauscht. Kaum merkte er das Herannahen der mitternächtlichen Stunde. — Heine zieht das naive Straßburger Volksbuch vor, aber Beides hat wohl seine Daseinsberechtigung. Für die Bühne freilich ist die Dichtung nicht gedacht. Dazu fehlt es an Concentration und Knappheit. Ungleich ist auch die Schönheit der Verse, so daß wohl manches ohne Verlust fehlen dürfte. Ich glaube nicht, daß sich überhaupt leicht ein völlig geduldiger Leser für die längliche Arbeit finden wird.

Eine hohe Bedeutung hat man der von Tieck in großem Umfange gehandhabten Litteratursatire zuerkannt. Er ist mit Aristophanes verglichen worden, der sich freilich durch den viel größeren Umkreis seiner behandelten Interessen und die strengere Geschlossenheit und Einheitlichkeit der einzelnen Werke von ihm unterscheidet. Hettner ist der Meinung, in Tieck hätte das Zeug zu einem deutschen Aristophanes gelegen, aber der Keim konnte sich nicht entfalten, weil Zeit und Umstände dem entgegen waren. Mit der ihm eigentlich immer treuen, herzlichen Verständnißinnigkeit bespricht Hettner Tiecks Leistungen auf diesem Gebiete und meint — anders als der vielleicht ein bischen allzu moros urtheilende Gervinus, dem es leid thut, bekennen

zu müssen, daß er für diese Art von Humor und Scherz auch nicht das geringste Organ habe*) — läse man den gestiefelten Kater zu guter Stunde, so könne man sich ganz wohl daran vergnügen. Gerade diese höchste, an's Geniale streifende Formlosigkeit hat ja auch ihren Reiz. Mit geistreicher Gegenüberstellung läßt Heine die Komödie Tiecks als das Gegenstück zur Tragödie Shakespeares erscheinen analog dem Verhältnisse von Aristophanes zu Sophokles. Natürlich ist Tieck in dieser Gattung weder ohne Vorgänger noch ohne Nachfolger. Goethe und Lenz, Platen, Vischer bis in unsere Tage hinein die übermüthige von Poesie doch gelegentlich gestreifte Arno Holzische Dichtung scheint mir hierher zu rechnen. In der erwähnten Arbeit von Rosenkranz wird für Tieck auf den Einfluß der Wiener Volksstücke aufmerksam gemacht. „Hier ist es das reine Behagen, das in sich selige Gelächter, der anspruchsloseste milde Humor des ganzen Daseins, worauf es ankommt. Und hier hat Tieck viel gelernt**)." Es sei daran erinnert, daß Tieck ja auch der Herausgeber der Lenzischen Werke war. Mit der Bewunderung von Rosenkranz für dessen Pandämonion kann sich der heutige Leser, dem, wie dem Schreiber dieser Zeilen, doch manche scherzhafte Anspielungen unverständlich geworden sind, vielleicht nur schwer aus dem Eigenen heraus einverstanden empfinden. Der Humor Heines erscheint durch die vorzügliche Form seiner Prosa, die so unnachahmlich spielend von süßester lyrischer Fülle auf ein grausam kaltes Bon-Mot überhüpft, weniger veraltet. Vischer und Dr. Mises (Fechner) kultiviren, der erstere auch im Drama, einen besonders ausdauernden Gelehrtenhumor, dessen unermüdliche deutsche Gründlichkeit die Anmuth bisweilen vermissen läßt, die gerade ein sparsamer Gebrauch, wie wir ihn etwa bei Wilhelm Wundt (vgl. Ueber psychische Causalität und das Princip des psychophysischen Parallelismus Philos. Studien X, 63 ff.) finden, bekundet. Am schärfsten dürfte wohl Heinrich Laube in einer Charakteristik gegen den Humor Tiecks zu Felde gezogen sein***). Vielleicht war sein Aufsatz aber ein bischen zu scharf gehalten, und diese polemische Stimmung findet ihre Erklärung in Laubes Befürchtung, Tieck würde den damals modernen Bestrebungen sich als hemmender Faktor in den Weg stellen. Uhland wird als stärkster Gegentrumpf ausgespielt, der habe die Romantik keuscher betrieben. Aber an anderer Stelle, in seiner lesenswerthen Litteraturgeschichte, entwirft doch gerade Laube ein feines und liebevolles Bild von dem Wirken Tiecks. Zumal die Besprechung seines Verfahrens, sich mit den verschiedenen Richtungen und Personen so weltmännisch gewandt zu benehmen und auseinander zu setzen, ist anziehend freundlich gehalten. Die sorgfältige Vertiefung in Tiecks Werke wird vermuthlich auch in den satirischen Späßen

---

*) Gesch. der deutsch. Dichtung, Leipzig 1874. Bd. 5, S. 733 f.
**) 5. Juli 1838, H. Jb.
***) Moderne Charakteristiken, Mannheim 1853. Bd. 2, S. 145 ff.

manches zu schätzen entdecken, was auf den ersten Blick dem jener Litteraturzeit entrückten Leser entgeht.

Ein näheres Eingehen auf die Hauptwerke Tiecks in seiner großen romantischen Zeit scheint an dieser Stelle nicht thunlich. Der Hinweis auf die ausgezeichneten Arbeiten über die romantische Schule von Heine bis Brandes mag genügen. Hettner wird auf das Wärmste zu empfehlen sein, denn dieser große Mann urtheilte gewissenhaft und tief aus der Fülle seines Herzens, wenn er sich vielleicht auch nach dem herrschenden Urtheil nicht überall ganz richtig zu stellen wußte*). Gelehrte, die aus der Beschäftigung mit der Romantik eine Art Lebensstudium gemacht haben, wie Haym oder doch gewisse Seiten des Phänomens wie etwa der hervorragende Biograph Schleiermachers Diltey sich intensiv zugewandt haben, wird wer hier genaueres Wissen zu erwerben wünscht dankbar zu Rathe zu ziehen haben. Als das ausführlichste Buch über Ludwig Tieck ist meines Wissens Köpkes Lebensbeschreibung zu nennen. Natürlich ist die Lektüre der Werke des Mannes selbst nicht zu umgehen, und hierfür steht ja eine Menge von Ausgaben seit 1799, wo natürlich von Vollständigkeit noch nicht die Rede sein kann, zur Verfügung. Als kleinstes Extraktum ist die von Professor Minor sehr sorgfältig besorgte Ausgabe in Kürschners Deutscher Nationallitteratur werthvoll. Und so ist Tieck gegenüber, der zeitlebens ein so freundwilliger Editor Anderer war, dem wir Wackenroder, Novalis, Solger Lenz und Kleist, von Shakespeare und Cervantes ganz zu schweigen, verdanken, die Nachwelt im Ganzen auch vielfach dankbar und gerecht gewesen. Die Zeitgenossen, vor Allem Rosenkranz, Hotho, Heine, Menzel, Laube und viele Andere haben ihn auch bereits wie einen Mann, dessen Platz in der Litteraturgeschichte feststeht, gewürdigt.

Lückenlose Aufzählung aller guten Arbeiten dieses Themas kann meine Aufgabe nicht sein. Ausführliche Belehrung bringt August Kobersteins Geschichte der deutschen Nationallitteratur**). Heinrich Kurz***) ist durch seine eingestreuten Lesefrüchte genußvoll. Vilmar†) urtheilt, in Tiecks Genovera und Oktavian habe sich — wie er meint, nach allgemeinem Zugeständniß die feinste und duftendste Blüthe der sogenannten Romantik erschlossen. Varnhagen von Ense weiß den Novellen Tiecks hohes Lob zu zollen.

Eine neue Glanzzeit Tiecks stieg für ihn mit dieser Novellendichtung, die er nicht lange nach seiner Uebersiedelung nach Dresden (1819) begann, herauf. Der Fünfzigjährige wurde dadurch abermals Vorkämpfer, richtunggebender Feldherr und erlebte einen neuen Ruhmesfrühling. Er selbst wußte verständnißvoll, was gut war. Das hören wir aus seinen kritischen

*) Vgl. die Auseinandersetzung mit Hettner von Helene Zimpel, N. u. S., Juni 1896.
**) Leipzig 1873, Bd. 4, S. 327.
***) Leipzig 1865, Bd. 3.
†) Gesch. d. Deutsch. Nat.-Litt., Marburg und Leipzig 1883, § 474.

Schriften. Ueber die Prosadichtungen Heinrich von Kleists hat er — in einer Besprechung des Käthchen von Heilbronn — geschrieben: „Wie viele Erzählungen besitzen wir Deutsche, deren Verfasser beliebt und belohnt werden; aber wo sind diejenigen, die man höher als die Kleistischen stellen dürfte, welche kein Mensch kennt und würdigt?“ Scheint uns die Stimme nicht heute, wie die des Predigers in der Wüste. Längst hat die Nachwelt dem geschmackvollen Kritiker Recht gegeben.

In einem Jugendroman von Anatole France „Les désirs de Jean Servien“ spielt ein wunderliches Original „le marquis Tudesco“ eine Rolle, an die mich lebhaft der redselige Eulenböck in Tiecks Novelle „Die Gemälde“ erinnert. Bei beiden Autoren scheint sich eine verwandte Fertigkeit zu finden, dergleichen Käuze schwatzen zu lassen. Von Shakespeare und Cervantes gleitet wohl ein leiser Schimmer bis zum M. Bergeret hinüber. Der goldene Humor des Cervantes muß Tieck, dem wir ja die so herrliche Don Quixote-Verdeutschung verdanken, vor Allem zu Herzen gegangen sein. Es giebt vielleicht in der Litteratur aller Zeiten und Völker auf Erden nichts, was sich an rührender Einfalt, Schönheit und Größe dem Schluß des Don Quixote an die Seite stellen ließe. Es ist unvergleichlich schön, Homerisch schön. Eine Hand scheint aus überirdischen Regionen auf uns arme Erdenwürmer hernieder zu kommen, um uns solchen Trost, solche Linderung und Kühlung bitteren Todeswehs zu bringen. — Ach alle die Narreteien des Idealismus, empfangen sie nicht durch dieses himmlische Zurück zum Allersimpelsten eine unendlich beruhigende Todesstunde?

Wir haben damit den höchsten Punkt, der in Tiecks Leben, wie ich glaube, erreicht werden konnte, berührt: Cervantes. Mit dem Namen dieses Heroen der Weltlitteratur ist ein Name ausgesprochen, der uns wie mit einem Schauer des übermächtig Ewigen anweht. Wir sprachen im Anfang vom Vergessen. Ein Gericht ist still aber unaufhörlich am Werke, und in dem Fall Aller in die schließliche Nacht des Vergessens scheinen uns nur die langsamer Sinkenden in optischer Täuschung zu bleiben oder zu steigen. So stieg Kleist, so schien unseren Augen Goethe in nicht enden wollendem Aufsteigen begriffen, denn um ihn herum sinken die Anderen ach wie bald in die nächtliche Tiefe.

Ich glaube auch, Tieck wird bald einmal völlig begraben sein. Was in Milliarden Jahren die Menschheit bewegen wird, wissen wir nicht. Wir wissen nur, da wir uns diesen Schluß aus der Vergangenheit auf die Zukunft gestatten können, daß es dann anders in der Welt aussehen wird, gründlich anders.

Aber auch das Vergessenwerden ist süß dem, der auf den göttlichen Fortgang der Dinge grenzenlos vertraut. Und zum Grenzenlosen fassen Geister, würdig tief zu schauen, grenzenlos Vertrauen.



Ueber den Kreuzerkrieg.

Von

Korvettenkapitän a. D. Jachmann †.

Der Kreuzerkrieg ist oft in Gegensatz zu dem Bedürfniß einer Schlachtflotte gebracht worden, man sagt scheinbar mit Recht, um diesen Krieg zu führen, benützt man nur Kreuzer und keine Linienschiffe. Gewiß ist das richtig, aber um einen solchen Krieg auf dem Meere führen zu können, welcher einem Feinde wie England mit seiner ungeheuren Handelsflotte und seinem gewaltigen Seeverkehr, das in Bezug auf seine Lebensmittel und die Rohstoffe für seine Industrie auf die überseeische Zufuhr angewiesen ist, einen außerordentlichen Schaden zufügen würde und könnte, muß man viel überseeische Kohlenstationen und Stützpunkte haben, welche Deutschland bis jetzt nicht hat, und eine Menge ausgezeichneter Kreuzer.

Die deutsche Marine würde sehr zufrieden sein, wenn sie von letzteren recht viele hätte, denn wie die Kavallerie ein vitaler Bestandtheil einer Armee ist, und ein Heer ohne ausgezeichnete Reiterei minderwerthig bleibt, so bedarf eine Schlachtflotte ausgezeichneter Kreuzer, ohne diese wird sie in ihren Bewegungen unsicher, erhält zu spät Kenntniß vom Feinde und ist gegen Ueberraschungen nicht geschützt. Der Kreuzerkrieg allein aber wird nie die Entscheidung in einem Seekriege herbeiführen, diese hängt nur von der Schlachtflotte durch die Seeschlacht ab.

Ich will nun auf den Kreuzerkrieg näher eingehen und die großen Schwierigkeiten desselben sowie die verschiedenen Eventualitäten, welche in demselben eintreten können, zu schildern versuchen. —

In dieser Hinsicht waren die großen englischen Flottenmanöver im Jahre 1888 und 1889 besonders interessant und lehrreich, zumal da sie von den beiden besten Admirälen der damaligen Zeit geleitet wurden — der

eine von ihnen war Sir George Tryon, auf den England seine größten Hoffnungen setzte, und welchen die Engländer wohl den zweiten Nelson nannten, und der wenige Jahre später auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Schaffenskraft als Chef des Mittelmeergeschwaders an einem sonnigen Juninachmittag bei glatter See und leichter Brise mit seinem Flaggschiff Viktoria und vierhundert braven Seeleuten in die Tiefe des Meeres sank durch einen jener unerklärten und unerklärlichen Fehler, wie sie hochgeniale Führernaturen zuweilen gemacht haben, ich erinnere nur aus der neueren Geschichte an das unbegreifliche Verhalten Friedrichs des Großen bei Hochkirch und Napoleon I. in der Schlacht von Borodino. Dieses plötzliche Versagen des Genies, das ewige Räthsel für die Psychologie, ist wohl die schmerzliche Mahnung, daß auch so hoch über der gewöhnlichen Menschheit hervorragende Riesennaturen doch nur Menschen sind.

Während dieser großen Flottenmanöver, welche auch auf anderen Gebieten mannigfache, sehr werthvolle Anregungen gaben, kam auch der Kreuzerkrieg zur Geltung. Zahlreiche Prisen wurden aufgebracht und, wenngleich das strategische Ergebniß am Schluß der Manöver zu Gunsten des Theiles ausfiel, welchem der Schutz Englands oblag, so hatte doch der Gegner, welchen man sich auf Irland besiegt dachte, viel größere Erfolge an Prisen aufzuweisen, und seine Kreuzer wurden trotz allen gegnerischen Bemühungen zum Schutz des eigenen Handels nur selten von feindlichen Kriegsschiffen getroffen noch in ihrer Thätigkeit gestört. Die Prisen waren überwiegend Dampfer und stellten mit einem Tonnengehalt von ca. 180000 Tonnen einen geschätzten Werth von 98 Millionen Mark dar ohne die in vielen Fällen weit kostbareren Ladungen. Diese Prisen waren in zwölf Tagen von sechs Kreuzern und zwei Torpedojägern der irischen B-Flotte aufgebracht worden. Die Kopfzahl der Besatzungen kann auf 3000—4000 Mann veranschlagt werden, darunter viele Leute der Marinereserve. Diese Zahlen sind wahrscheinlich noch etwas zu niedrig gegriffen, da nach statistischen Angaben gemachte Berechnungen für 180000 Tonnen Gehalt eine Bemannungsstärke von 4000—5000 Mann ergeben. Hierin liegt eine schwere Schädigung des Nationalvermögens und eine gerade im Kriege sehr empfindliche Entziehung von werthvollem Personal, denn eine große Flotte wie die englische wird im Kriege immer auf das seegewohnte Personal der Handelsflotte in bedeutendem Maße angewiesen sein.

Grade England, welches hinsichtlich seiner Lebensmittel und der Rohstoffe für seine Industrie auf die überseeische Zufuhr durchaus angewiesen ist, würde durch die Störung des Seeverkehrs am empfindlichsten getroffen werden. Allerdings würde im Kriege, selbst wenn er plötzlich ausbricht, die Zahl der Prisen in der verhältnißmäßig kurzen Zeit wohl keine so große sein, wie während dieser Friedensmanöver. —

Aus den bezüglichen Vorgängen während der Flottenmanöver von 1888 und 1889 erkennt man deutlich die in der englischen Marine vorherrschende

Tendenz nach weitgehendster Vernichtung des feindlichen Eigenthums, ohne Unterschied, ob es Staats- oder Privateigenthum ist. Streifzüge gegen die feindliche Küste mit Zerstörung von Schiffen und Etablissements sowie Brandschatzungen offener Städte spielten eine große Rolle bei den Operationen. Man wird sich daher bei dem rücksichtslosen Egoismus, welcher zu allen Zeiten die Kriegführung Englands gekennzeichnet hat, mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß in einem künftigen Seekriege der Kampf gegen das Privateigenthum mit schonungsloser Härte geführt werden wird, und daß diejenigen Nationen, welche dieser Kriegführung im Grunde abgeneigt sind, ihrerseits doch zu dem gleichen Vorgehen genöthigt sein werden, um nicht zu sehr im Nachtheil zu sein.

Die Verfolgung des gegnerischen Privateigenthums ist aber die Aufgabe des Kreuzer-Krieges, und da sich dieses sowohl unter der Handelsflagge auf See bewegt, als auch an den Küsten aufgestapelt liegt, so ergiebt sich ein Zusammenhang zwischen dem Kreuzerkrieg und der Küstenvertheidigung. Der Kreuzerkrieg verfolgt ein materielles und ein moralisches Ziel, das erstere durch den direkten Schaden, welchen er verursacht, das letztere durch den Schrecken und die Demoralisation der Bewohner, welche er verbreiten wird, wenn feindliche Kreuzer brandschatzend an unvertheidigten Küsten gegen offene Städte vorgehen. Er wird sich daher nach der Natur seiner Angriffsobjekte in zweifacher Form abspielen, als Prisenjagd auf feindliche Handelsschiffe auf See und als Streifzüge gegen die feindlichen Küsten. Durch diese Kennzeichnung der Thätigkeit der Kreuzer im Allgemeinen werden die Eigenschaften derselben bedingt. Ein Haupterforderniß für dieselben ist ein sehr hohes Maß von Selbstständigkeit, und damit sie ihre Aufgaben erfüllen, müssen zwei Hauptfaktoren zusammenwirken: vollkommene Geeignetheit des Schiffes und eine kluge, kühne und rastlose Führung; letztere wird Manches ersetzen, was dem Schiffe vielleicht mangelt.

Ein solcher Kreuzer muß eine sehr große Geschwindigkeit besitzen, um es mit den heutigen Schnelldampfern aufnehmen zu können, er muß einen sehr bedeutenden Kohlenvorrath an Bord nehmen können und einen hohen Grad von Gefechtswerth haben. —

Der Kreuzerkrieg bedarf einer ebenso umsichtigen Vorbereitung wie, einmal begonnen, der Oberleitung; es wäre ein Irrthum, anzunehmen, daß die ausgesandten Kreuzer immer sich selbst überlassen bleiben sollen und nur nach eigenem Gutdünken zu handeln haben, sie müssen vielmehr fortdauernd, so schwierig dies auch zu Zeiten sein wird, mit der heimatlichen Anleitung in Fühlung bleiben. Diese Vorbereitungen müssen schon im Frieden getroffen werden. Vor Allem werden die einzelnen Aktionsgebiete festzulegen sein und wird es für dieselben maßgebend sein, wie man die feindlichen Handelsstraßen am empfindlichsten stört und unterbindet. Dann muß die Kohlenversorgung der Kreuzer besonders berücksichtigt werden. Am bequemsten wird dieselbe durch eigene Kohlenstationen bewirkt werden, sind

diese jedoch nicht oder nicht in genügender Zahl vorhanden, oder will man mitunter die dadurch hervorgerufene Regelmäßigkeit in den Bewegungen der Kreuzer vermeiden, so werden die Kohlen auf See von gecharterten Kohlenschiffen genommen werden, welche dann seitens der Oberleitung rechtzeitig ausgesandt, und denen die Rendezvousplätze bestimmt werden müssen. Es wird dies im Kriege oft nur mit großen Schwierigkeiten auszuführen sein. Diese Kohlenschiffe werden auch dazu dienen, gegenseitig Nachrichten und Befehle der Oberleitung zu vermitteln. Abgesehen von dieser Art der Vermittelung aber werden die Kreuzer zu bestimmten Zeiten eigene Küstenplätze oder Stützpunkte sowie Häfen von neutralen Staaten anlaufen müssen, um mit der heimatlichen Oberleitung in Verbindung zu treten. Hierbei würde sich, wie in dem Kriege Englands mit Transvaal, der Mangel an eigenen Kabelverbindungen in der empfindlichsten Weise für Deutschland in der nächsten Zukunft fühlbar machen. Zum Glück hat das Deutsche Reich die Initiative ergriffen, um von der lästigen Bevormundung Englands in dieser Beziehung sich frei zu machen. — Es wird sich auch empfehlen, einen Wechsel der Thätigkeitsgebiete der Kreuzer mitunter vorzunehmen, um ihre Verfolgung zu erschweren. Die Anordnung der Thätigkeitsorgane wird sich nach der Zahl der Kreuzer richten, welche man selbst zur Verfügung hat, und nach den gegnerischen Kräften. Im Kampf zwischen zwei großen Nationen mit ausgedehnten Handelsbeziehungen heutzutage wird das Feld, auf welchem sich der Kreuzerkrieg abspielen kann, ein sehr ausgedehntes sein, umsomehr muß man bereit sein, sogleich bei Beginn des Krieges energisch in Aktion zu treten, wenn der Feind noch nicht den Bewegungen Hindernisse in den Weg legen bezw. dieselben lähmen kann. Solche kühnen schnellen Vorstöße können von unermeßlicher Bedeutung für den weiteren Verlauf des Krieges sein wie z. B. die Vernichtung großer feindlicher Fischerflotten, aus deren Personal sich die Kriegsmarinen zum Theil ergänzen.

Ein sehr schwieriger Punkt im Kreuzerkriege ist die Behandlung der Prisen. Jemehr solche aufgebracht werden, desto verwickelter wird die Lage des Prisenjägers, zumal wenn keine eigenen Häfen in der Nähe sind.

Der Kreuzer darf sich durch die Rücksicht auf die Prisen in seinen eignen Bewegungen nicht behindern lassen, er muß sie also getrennt nach ihrem Bestimmungsort senden. Dazu ist aber die Besetzung derselben mit zuverlässiger Führung und Mannschaft nothwendig, welche nur der eignen Besatzung des Kreuzers entnommen werden kann.

Innerhalb gewisser Grenzen können wohl Offiziere und Mannschaften über den Etat bei Aussendung eines Kreuzers an Bord gegeben werden, um die Prisen besetzen zu können; sind diese aber verbraucht, so ist es schwer, das Personal zu ersetzen, ohne die Schlagfertigkeit der Kreuzer selbst zu beeinträchtigen.

Giebt man aber auf eine Prise eine unzureichende Besatzung zuverlässiger Leute, so setzt man sich dem Verlust derselben aus, da im Kriege

sich immer unter der genommenen Besatzung unternehmende vor nichts zurückschreckende Männer finden werden. Daher ist schon mehrfach die Ansicht geäußert worden, sich durch die Sorge um die Prisen nicht beeinflussen zu lassen und dieselben rücksichtslos zu zerstören, wenn ihre Bergung Schwierigkeiten machen sollte. So handelten während des amerikanischen Secessionskrieges wiederholt die Kreuzer der Konföderirten. Aber so einfach dieses Recept ist, abgesehen von der durch diese Praxis entfesselten Rohheit und den ungeheuren Repressalien, welche dieses System durch die auferlegten Kriegskosten für den verlierenden Theil herbeiführen würde, bedeutet doch jede Prise nicht nur einen empfindlichen Verlust für den einen Theil, sondern auch einen oft sehr werthvollen Gewinn für den anderen, dessen Vernichtung keineswegs gleichgiltig ist. Man wird sich daher wohl nur im Falle äußerster Noth zur Zerstörung der Prisen entschließen. Um aber so handeln zu können, darf man nicht durch den Mangel an Personal behindert sein, es muß daher für Ersatz der an die Prisen abgegebenen Mannschaften gesorgt werden. Kann der Kreuzer zu diesem Zweck keinen eigenen Hafen anlaufen, so müssen die Kohlenschiffe zum Nachschub des Ersatzes benutzt werden, oder Mannschaften von Handelsschiffen derselben Flagge dazu requirirt werden. Diese Schwierigkeit fällt für diese Art des Krieges sehr schwer in's Gewicht und wird heutzutage kaum befriedigend zu lösen sein. —

Wie wird man nun die Handelsschiffe im Kreuzerkriege schützen können? Entweder damit, indem man sie durch Kriegsschiffe schützt und selbst vertheidigungsfähig macht oder indirekt durch Vernichtung der feindlichen Körper. — Der direkte Schutz wird — abgesehen von einer beschränkten Anzahl von Dampfern, welche in allen großen Marinen bereits im Frieden als Auxiliarkreuzer bestimmt sind und eine Gefechtsausrüstung erhalten, um unter Umständen einen Kampf aufnehmen zu können, wobei ihnen die sehr große Geschwindigkeit immer vortrefflich zu statten kommen wird, — bei dem ungeheuren Anwachsen der Handelsmarinen und ihrer Verkehrsstraßen heutzutage unmöglich sein. Die Konvois früherer Jahrhunderte, d. h. der Schutz der Handelsflotten durch Kriegsschiffe, ist heute nicht mehr ausführbar, wenigstens nur noch in modificirter Form, wenn Truppen oder Kriegsmaterial über See geschafft werden müssen. Niemals würde England es vermocht noch gewagt haben, einen so ungeheuren Transport von Truppen, Pferden, Maulthieren und Kriegsmaterial ohne Konvois über den Ocean zu schicken, wie in dem Kriege gegen Transvaal, wenn es nur einen halbwegs ebenbürtigen Gegner zur See gehabt hätte. Nur der Ueberlegenheit seiner großen Flotte verdankte es dies, da sein heldenmüthiger Gegner ihm auf dem Meere nicht gegenübertreten konnte. —

Konvois werden außerdem für Staaten wie Deutschland, welche keine oder nur sehr wenige überseeische Kohlenstationen haben, und daher von neutralen Mächten im Falle eines Krieges abhängig sind, auf große Entfernungen immer Unternehmungen problematischer Natur sein, da diese

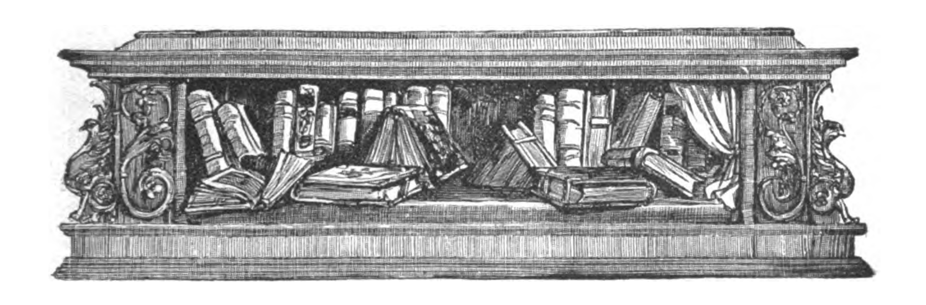
neutralen Mächte eine Ansammlung von Kriegsschiffen einer kriegführenden Macht an einem Punkte ihres Gebiets nicht dulden werden, so lange sie die Macht dazu haben werden, es zu verbieten. —

Mögen nun die Handelsflotten gleich groß oder die eine der anderen überlegen oder inferior sein, ein gewisser Einsatz wird immer unvermeidlich sein, da man nicht Alles schützen kann. Am besten wird man daher thun, in der eigenen Offensive das Gegengewicht gegen die feindlichen Kreuzer zu suchen, um danach zu streben, mehr Schaden zu verursachen als zu erleiden. Dies erfordert aber eine große Anzahl moderner großer Kreuzer von hohem Gefechtswerth und eine beträchtliche Zahl überseeischer Kohlenstationen und Stützpunkte für die Flotte, welche Deutschland leider noch nicht besitzt. —

Streifzüge gegen die feindliche Küste, welche eine sehr genaue Kenntniß derselben voraussetzen, werden hauptsächlich die Zerstörung feindlicher Etablissements jeglicher Art, Eisenbahnen, Schiffsmaterial und die Auferlegung von Kriegskontributionen im Gefolge haben, und ihr Erfolg wird neben den materiellen Verlusten hauptsächlich in der Erregung von Schrecken und moralischer Depression der Küstenbewohner liegen. Niemals dürfen derartige Streifzüge auf gut Glück unternommen werden, schon die Schnelligkeit, mit welcher sie durchgeführt werden müssen, erfordert ein planmäßiges Vorgehen und verbietet ebensowohl unsicheres Umhertappen wie blinde Tollkühnheit, welche unnütz und sinnlos sich in Gefahren stürzt. Wohl gehört zu derartigen Unternehmungen Kühnheit und Glück, aber die Geschichte lehrt uns, daß derjenige am sichersten das Glück an seine Fersen fesselt, welcher ihm nur das überläßt, was vorher nicht bedacht werden kann. Auch hier ist es von oft unberechenbarem Werth, solche Streifzüge sogleich bei Beginn des Krieges in's Werk zu setzen, wodurch die Pläne des Feindes von vorn herein gestört werden und dies mit um so größerem Erfolge, je weniger er auf solche Aktionen vorbereitet war. Spanien wäre vielleicht heute noch im Besitz seiner westindischen Kolonien, wenn sofort nach der Kriegserklärung schnelle Kreuzer von hohem Gefechtswerth gegen die damals ganz ungeschützte nordamerikanische Küste vorgegangen wären. Dadurch hätte der Krieg leicht eine andere Wendung nehmen können. —

Dies sind in großen Zügen die verschiedenen Eventualitäten und der Verlauf des Kreuzerkrieges. Er wird, wenn er auch große Verluste herbeiführen kann und wird, niemals die Entscheidung eines Seekrieges bringen, diese wird immer, wie die Geschichte lehrt, durch die Seeschlacht von der Schlachtflotte herbeigeführt werden. —

Für Deutschland würde der Kreuzerkrieg wegen seiner eigenthümlichen geographischen Lage und seines Mangels an überseeischen Kohlenstationen und Stützpunkten nur geringe Aussicht auf Erfolg haben, und da letztere in absehbarer Zeit nicht zu erwerben sind, brauchen wir auch aus diesem Grunde eine starke Schlachtflotte von Linienschiffen, um einen Seekrieg in unsern Meeren mit Ehren und Erfolg durchführen zu können. —



Friedrich Gottlieb Klopstock als Briefschreiber.

Ungedruckte Briefe und Gedichte desselben an seine Schwester, an Johann Gottlieb v. Herder, Karl August Böttiger und einen Ungenannten und zwei ungedruckte Briefe seiner zweiten Frau.

Ein Gedenkblatt zum 100. Todestage des Dichters, 14. März d. J.

Von

Adolph Kohut.

— Halensee b. Berlin. —

Der von seinen Zeitgenossen überschwänglich gefeierte Dichter des „Messias", seit dessen Tod am 14. März dieses Jahres hundert Jahre verflossen sind, unterhielt mit seinen zahlreichen Verehrern und Freunden beiderlei Geschlechts einen regen Briefwechsel, der leider nur noch zerstreut in den Archiven, öffentlichen und Privat-Bibliotheken und bei Autographensammlern sich vorfindet. Manche Zuschriften sind allerdings von Lappenberg und Anderen veröffentlicht worden, doch besitzen wir leider noch immer keine Sammlung der gesammten Korrespondenz des litterarisch und kulturgeschichtlich so hervorragenden Poeten, welcher Jahrzehnte hindurch einen mächtigen Einfluß auf alle die ringenden und strebenden Geister des 18. Jahrhunderts ausgeübt hat.

Ich denke, daß die nachstehenden Briefe, welche sich in der Handschriftenabtheilung der Berliner königlichen Bibliothek befinden und mir in entgegenkommendster Weise zur Verfügung gestellt wurden, nicht allein für das Leben und Schaffen, das Dichten und Trachten des außerordentlichen Genius, dessen Bedeutung allerdings heutzutage schon sehr unterschätzt wird, sondern zugleich auch für die Litteraturgeschichte von vielfachem Interesse sein dürften. Gewiß wird man aber auch von den Briefen seiner

zweiten Gattin, einer geborenen J. E. Dimpfel und verwittweten v. Winthem, mit welcher er sich 34 Jahre nach dem Ableben seiner von ihm vergötterten ersten Frau, einer geborenen Meta Moller, verheirathet hatte, schon deshalb gern Kenntniß nehmen, weil sich darin eine leidenschaftliche Verehrung und Liebe dieser Dame für ihren Klopstock und seine dichterischen Schöpfungen kundgiebt.

Die sieben Briefe an Johann Gottlieb v. Herder, welche ich hier mittheile, sind in der Handschriftenabtheilung der Berliner königlichen Bibliothek leider nur abschriftlich vorhanden, doch ist diese Kopie eine durchaus wortgetreue und beglaubigte. Ich muß es beklagen, daß die Briefe Herders an Klopstock, welche die Wittwe des Letzteren einst dem intimsten Freund ihres Hauses, dem Dichter Grafen Friedrich Stolberg, eingesandt hatte, mir leider nicht zur Verfügung standen, weil man dann durch dieselben die vielfachen Verstimmnngen, welche zwischen den beiden Klassikern im Laufe der Jahre entstanden sind, besser verstehen und die verschiedenartigen Vorwürfe, welche Klopstock, namentlich aber seine zweite Gattin, gegen den Freund und Bruder in Apollo erhoben haben, richtiger würdigen könnte.

Es folge zunächst eine Zuschrift Klopstocks an seine Schwester aus Quedlinburg, dem Geburtsort desselben, vom 16. Mai 1751:

Liebe Schwester!

Ich wäre mit größter Freude auf Eisleben gekommen, wenn ich nicht für's erste nottwendigen Geschäfte, wegen des neuen Druckes meiner Gedichte, in Halle gehabt hätte; für's zweite ich Euch doch nur auf einige Stunden wegen meiner Reisegesellschaft hätte sehen können, und mir dies viel mehr wie ein Abschied, als ein wirklicher Besuch vorkam. Sobald ich wieder in Deutschland komme, werde ich Euch gewiß sehen. Ihr könnt überzeugt sein, daß ich Euch zärtlich liebe, und ich, sobald ich imstande sein werde, Euch meine Liebe durch Proben zeigen werde. Hannchen hat Euch die Briefe der Rowe zugeschickt. Dies Buch müßt Ihr nach der Bibel am meisten lesen und ausüben.

Empfelet mich der Frau Hofräthin und dem Herrn Hofrath, wenn er zurückkömmt.

Ich bin Euer treuer Bruder

J. G. Kl.

* * *

Zum Verständniß dieses Briefes sei kurz bemerkt, daß Klopstock in dem hier genannten Jahre 1751 nach Kopenhagen gereist war, wo ihm sein gekrönter Gönner, der König von Dänemark, ein Jahrgehalt von 100 Thalern bewilligte, um seinen „Messias" zu vollenden. Er hatte Hoffnung, daß dieses Gehalt bald vermehrt, und daß er nicht nöthig haben werde, sich immer in Kopenhagen aufzuhalten. Was seine Reise nach Halle a. S. betrifft, so lebte dort sein Verleger Hemmerde, welcher seinen „Messias" und verschiedene seiner Oden herausgegeben hatte. Hannchen, welche Klopstock in seinem Briefe erwähnt, war seine älteste Schwester, die mit dem schweizerischen Kaufmann Rahn verheirathet war und in Lingbye, einem 1 $^1/_2$ Meilen von Kopenhagen an einem Landsee gelegenen Flecke, sich niedergelassen hatte, um in der Nähe des Dichters zu sein.

Die nun folgenden sieben Briefe Klopstocks an Herder umfassen den Zeitraum von 1773—1797, also 24 Jahre. Es liegt auf der Hand, daß die Korrespondenz keine vollständige ist, und entweder noch zerstreute Briefe des Dichters des „Messias" und seiner Wittwe an Herder sich hier und da vorfinden dürften, oder aber daß Herder und seine Frau Karoline diese Zuschriften vernichtet haben könnten. Mögen diese Schreiben in chronologischer Reihenfolge hier mitgetheilt werden:

1.

Claudius*) wollte, ich sollte Ihnen vom letzten Band des Messias schicken. Es war mir angenehm, es zu thun. Sagen Sie mir, welcher der letzte Bogen, den Sie bekommen haben, so sollen die fehlenden folgen.

Ich habe in meinem Leben an keinen Kritikus, selbst an keinen in gutem Verstande des Wortes, geschrieben. Sie sollen die Ausnahme machen und werden auch wohl der Einzige bleiben. Die Hauptsache davon ist, weil Sie durch Ihre eigene sehr starke Empfindung Kritikus sind. Ob Sie nicht bisweilen die Bilder, in welche Sie Ihre weit aussehenden Gedanken hüllen, ein wenig vom wirklichen Wahren weg täuschen, das werden wir schon mit der Zeit unter einander ausmachen. Glauben Sie aber gleichwohl nicht, daß ich ein Bilderstürmer sei, weil ich Ihnen so etwas Bilderdienst schuld gebe, auch dann nicht, wenn ich Ihnen sage, daß mir, bei der Untersuchung, das dürrste Wort das liebste ist. Ich würde Ihnen auch ohne die beigelegten Blätter geschrieben haben. Die Absicht meines Briefes ist, von Ihnen zu hören, warum Sie „Herrmannsschlacht" ohne Handlung finden? Wenn mir die Kritici, die Ihnen nicht gleich, das sagen, so habe ich nicht einmal die Neugierde, die Ursache zu wissen, bei Ihnen aber würde es mir sogar interessant seyn, sie zu wissen. Es versteht sich ja von selbst, daß ich Sie um Ihre ganz offene Meinung bitte. Wenn Sie hieran auch nur einigermaßen zweifeln, so möchte ich Ihnen lieber nicht geschrieben haben. Vielleicht macht sich's, daß wir ohne viel Vorrede miteinder zu dem rechten Punkte kommen, wenn ich Ihnen sage, daß in der Theorie der Poesie mir nichts gilt als Erfahrung, eigene und solche Anderer, die erfahren können und nach ihr nichts weiter, als was geradezu so recht mit der Thür ins Haus aus Erfahrung folgt.

hoc facto,

und nichts, nichts, auch nicht paricissime. Wenn Ihnen das nicht auch gilt, wissen Sie, wo Sie dann hin müssen? dahin, daß Sie aus der Natur der Seele erweisen, das oder das poetisch Schöne müsse **nothwendig** in ihr die oder die Wirkung hervorbringen. Uebrigens kann man freilich auch in die Gelegenheit, da man die gehabten Erfahrungen untersucht, bis zur Definition allgemeiner Begriffe, als in unserem Falle bis zur Definition der Handlung, kommen.

Nun noch ein Wort in Beziehung auf die „Herrmannsschlacht". Ich setze es nur, daß wir desto kürzer sein können. Die Personen der Herrmannsschlacht handelten nicht in der Schlacht. Auch die Barden sind handelnde Personen, denn sie helfen siegen. Und nun, mein Werthester, nicht nach den Zwecken und Mitteln des Oedipus oder Lear, sondern in Herrmann. Ich möchte, daß Sie nur auf kurze Zeit nur, in einem Briefe an mich, die dürren Worte, wie ich, liebten; wenn Ihnen diese Liebe zu dürren Worten bei einem Dichter nicht natürlich vorkommt, so kann ich Ihnen nichts antworten, als daß es gleich wohl bei mir so ist, und daß ich den Degen nur ziehe, wenn ich schlage.

---

*) Der bekannte „Wandsbecker Bote" Mathias Claudius.

Da ist nun dieser Brief doch weitläufiger geworden, als ich wollte, da ich mich zum schreiben hinsetzte.

Der Ihrige Kl.

Hamburg, d. 5. Mai 1773.

* * *

2.

Hamburg, d. 28. April 1795.

Ihr junger Frankfurter, liebster Herder, sein Name fällt mir nicht gleich ein, schrieb mir, daß Sie ihn vielleicht diesen Frühling hieher begleiten würden. Herr v. Stein, denke ich, hat mit Ihnen nach meinem Auftrage von meinem Wunsche mit Ihnen gesprochen. Dieser ist, daß Sie auf meinem Garten — ich ziehe heute hinaus — bei mir wohnen. Wir wollen da, wenn Sie das auch wollen, gewöhnlich als Einsiedler leben. Sehen soll man Sie zwar von Zeit zu Zeit einmal, aber besehen nur sehr selten. Jacobi ist jetzt hier oder vielmehr in Wandsbeck, aber er wird bald wieder zu den Stolbergern gehen. Wenn Sie kommen, und diese liebe Hoffnung habe ich, so kommen Sie, sobald Sie nur können.

Ihr Kl.

* * *

3.

Hamburg, d. 22. März 1797.

Mellisch kann oder wird Ihnen vielmehr, liebster Herder, von mir gesagt haben, daß ich mit warmer Freundschaft von Ihnen gesprochen und Sie zu mir gewünscht habe Meine Frau ist oft Mitwünscherin.

Ich denke, Mellisch hat von meiner Aufforderung nicht geschwiegen. Ich habe ihm zwei Abteilungen des zweiten Wettstreites mitgegeben. Die erste war mir weggekommen. Wenn er Sie noch nicht selbst im Berg-Archiv aufgesucht hat, so fürchtet er, entweder auf dem Kampfplatz zu erscheinen, oder er hat die Sache nicht so warm genommen, als er gesollt hätte.

Ihnen, einem deutschen Herder, sage ich, daß wir Deutschen den Engländern, seitdem ihnen Swift einen gewissen hohen und beinahe plumpen Ton wider uns angegeben hat, literarische Rache schuldig sind. Ich weiß zwar recht gut, und vielleicht besser wie Sie, weil ich viel Engländer spreche, daß sie seit einiger Zeit jenen Ton nicht wenig geändert haben, aber das brennt mir den Mohren Swift und seine Nachsprecher nicht weiß. Wenn sich die Engländer auf gleiche Übersetzungen aus den Alten einlassen, so habe ich sie da, wo ich sie haben will, und wo auch Sie, wie ich denke, sie haben wollen, nämlich, auf dem Eise, das ihnen dann am glättesten sein wird, wenn sie sich auch auf die Silbenmaße der Alten einlassen. Alles dies im Vertrauen, denn wenn Engländer etwas davon erführen, so bleiben meine Wünsche vielleicht unerfüllt.

Ich brauche jetzt keine Vorrede zu der beigelegten Ode zu machen. Ich bitte Sie, an Göschen*) zu schicken. Es ist das Manuskript, das ich zum Drucke bestimmt hatte.

Ich umarme Sie von ganzem Herzen

Ihr Kl.

* * *

4.

Hamburg, d. 14. Juli 1799.

Sie würden nicht wenig Briefe von mir haben, liebster Freund, wenn ich die Briefe, die ich Ihnen so oft in Gedanken schreibe, auch mit der Feder geschrieben hätte. Ich rede ungern von meinem Nichtschreiben, weil ich mir selbst Vorwürfe darüber mache. Aber jenes Wort von den Gedankenbriefen mußte ich Ihnen wenigstens sagen.

*) Der bekannte Verlagsbuchhändler Georg Joachim Göschen, der Verleger unserer Klassiker.

Es wird Sie bald ein sehr würdiger Mann besuchen, der Herr von Aranjo, ehemaliger portugiesischer Gesandter in Paris, eben der, welchen die französischen Fünfleute in den Tempel gefangen setzten und sich eben dadurch keine Ehrentempel erbauten. Ich sage Ihnen weiter nichts von Aranjo, denn Sie werden bald sehen, daß er verdient, von Ihnen gekannt zu werden. Er liebt unsere Sprache, die Er zu lernen anfängt. Machen Sie ihn mit dem bekannt, was Sie von meinen Oden geurteilt haben und sagen Sie ihm dabey, daß ich stolz auf Ihr geistvolles und begeistertes Urteil bin. Daß letzte ist eine ausdrückliche Bedingung, die ich Ihnen mache, wenn Sie von Ihrem Urteil reden wollen. Ich habe Aranjo vor Ihnen gewarnt, denn wenn Er zu lange bei Ihnen bleibt, so kommt er zu spät zurück.

Sie haben es der Mühe wert gehalten, über Kant zu schreiben. Dies verleitet mich leider wieder in dieß traurige Feld. Denn ich lese weder den Lehrer noch den Lehrling. Jacobi wird mich bald auch verleiten. Denn er schreibt wider Fichte, der ja nicht mehr Lehrling sein will; doch weg davon!

Lassen Sie sich von Aranjo erzählen, wie die gute Witwe Sieveking und die gute Tochter meiner seeligen Büschen meinen Geburtstag gefeiert haben. Wir waren recht froh, und ich rühme mich, der froheste gewesen zu sein. Vielleicht erzählt Ihnen die Cappadoce von selbst, wie sie „Mein Sausen“ und „Im Frühlingsschatten fand ich sie“ gesungen hat.

Sie sehen wohl, liebster Herder, ich wünsche und hoffe, daß Ihr manchmal ein wenig von uns sprecht.

Meinen sehr freundschaftlichen Gruß an die Mutter Ihrer Kinder.

Ihr Kl.

P. S. Aranjos Freund und Sekretär ist auch ein sehr schäzbarer Mann, der viel Geschmack hat. Machen Sie Böttiger*) mit Beyden bekannt.

Da ich diesen Brief zumachen will, erfahre ich, daß Sie den König von Preußen gesprochen haben. Schreiben Sie mir hiervon. Dieser gerechte Regent ist, wie ich nicht ohne sehr gute Ursache glaube, einer der ehrlichsten Männer in Deutschland. Er soll aus Bescheidenheit bei Unterredungen beynahe furchtsam sein.

* * *

5.

Hamburg, d. 20. Juli 1799.

Aranjo, von dem ich vor kurzem mit Ihnen redete, wird nun sobald nicht zu Ihnen kommen, denn Er muß erst eine Krankheit abwarten, ehe er verreisen kan.

Ich habe schon mehr als einmal vorgehabt, Sie, liebster Herder, zu einer Korrespondenz über meine Theorie von der Darstellung, — über Sprache, Dichtkunst, Fragmente — in der Absicht einzuladen, um mit Ihnen dies oder das, wenn's nötig sein sollte, noch mehr zu entwickeln. Sie könnten ja ein Freund von Worthing sein, durch ihn von der Unterredung gehört haben und unter irgend einem Namen an Selmar schreiben. Diese Korrespondenz würde in meinen Schriften nach den Gesprächen folgen. Ich hoffe, daß ich Sie zu etwas einlade, das Ihnen angenehm sein wird. Lassen Sie uns gewöhnlich kurze Briefe schreiben.

Ich vermute, daß Ihnen die Korrespondenz eine Erholung von der Mühewaltung sein wird, mit der Sie Krieg gegen Hirngespinste — oder soll ich Hirngespenste sagen? — geführt haben. Wenn's Gespinste, so fegten Sie Spinngewebe weg; — waren's Gespenster, nun so hatten Sie es nur mit anderen Geistererscheinungen zu thun, als die waren, die noch vor kurzem an wirkliche Erscheinungen Glauben foderten. In welchen Zeiten wir doch leben!

Auch sogar eine große Nation hat die erstunkene und erlogene Freiheit erscheinen lassen.

---

*) Der bekannte Archäologe Karl August Böttiger.

Ich komme zu Ihrem geführten Kriege zurück. Ich kenne ihn zwar noch nicht, aber ich habe doch einige Ihrer Waffen in „Merkur“ klingen gehört. Sie haben Schlachten geliefert, ich nur Scharmützel. Ein einziges aristophanisches Wort und noch ein paar Wörtelein, bei denen ich mich anstellte, als ob ich nur Grammattisches untersuchte, schienen mir zureichend zu sein.

Ihr Kl.

* * *

6.

Hamburg, den 13. November 1799.

Ich weiß nicht, liebster Herder, ob Sie in Diogenes Laterne, Leipzig 1799, schon geblättert haben. Ist es noch nicht geschehen, so bitte ich Sie, es jetzt zu thun, und Seite 255 bis 257 zu lesen. Der Verleger, den ich nicht kenne, hat mir vermuthlich auf Veranlassung des Verfassers das Buch zugeschickt.

Mich deucht, daß ich mir unter den Lesern des „Messias“ und der Oden eine nicht zu kleine Zahl denken darf, die solche Beschuldigungen unbegründet finden werden, weil ihnen die folgenden Oden des zweiten Bandes: „An Freund und Feind“, „Delphi“, („Und ach des Glaubens“), „Morgengesang“, nicht unbekannt sind. Diese werden auch diejenigen Veränderungen in der neuesten Ausgabe des Messias übersehen, welche blos in Beziehung auf die Religion gemacht sind. — Ich fing meine Veränderungen 1793 an, redigierte sie vor Abschickung des Manuskripts. — Die Vorstellung von solchen Männern ist die Ursache, warum ich glaube, daß es nicht nöthig sei, mich mit dem ungenannten Beschuldiger einzulassen. Ich vermuthe, daß Sie ebenso denken. Ist dies nicht, so sagen Sie mir Ihre Gründe. Daß der Ungenannte bei seinem Angriff sehr in Leidenschaft gewesen sei, zeigt er besonders durch die Uebereilung, indem er meint, ich hätte Barths Übersetzung des Neuen Testaments schon vor dem Entwurf des Messias lesen können. Es sind beinahe 60 Jahre, daß ich diesen Entwurf zu machen anfing. Der Ungenannte ist einer von den Leuten, die von der Krankheit, andere nach sich zu beurtheilen, nie genesen. Wenn mich aber dieser Kranke kennte, so wüßte er, daß ein so unreifes Wesen, wie Barth war, nie irgend einen Einfluß auf mich, selbst nicht auf den Jüngling, haben konnte. Zu den Zeiten, in welchen der Ungenannte Barths Neues Testament versetzt, studierte ich die von Robert Boyle gestifteten Reden.

Ganz andere Männer als jener beinahe Kaspar Barth haben nie Einfluß bis zur Festsetzung irgend einer wichtigen Sache auf mich gehabt. Wenn man ohne strenge Untersuchung annimmt, was Andere meinen, so erlaubt man ihnen eine furchtbare Herrschaft über sich.

Ich habe nie Andere in irgend einer Weise beherrschen wollen, aber Andere, — Dank Dir noch einmal, mein Genius! — haben mich auch nie beherrscht. Es gehört mit zu den kleineren Genüssen meines Lebens, daß, wenn ich sah, man glaubte, man beherrsche mich, ich einsilbig wurde und bei mir lächelte. Die Beherrschung scheiterte dann bis zur Zertrümmerung des Schiffleins. Aber ach, liebster Herder, einmal habe ich denn doch das Schreckliche getragen, ich ließ mich durch die Franzosen verleiten zu glauben, sie würden durch eine so heilige Freiheit, daß zu ihren Grundgesetzen sogar die Nichteroberung gehörte, bessere Menschen werden, als ich sie aus der Geschichte kannte. Welch ein Joch! denn es ist ja unwiderleglich ausgemacht, daß sie Teufel geworden sind. So oft ich dies wieder denke — und ich kann es nicht anders als sehr lebhaft denken — habe ich Erholung nöthig. Ich will jetzt sehen, ob mir eine werden wird, indem ich Ihnen ein paar Epigramme für Ihr Pult oder für Ihre „Aurora“ abschreibe.

Abends.

Ich wünsche ein paar Worte von Ihnen über Aranjo zu hören, auch über die Cappadoce und den Sekretär. Wenn Aranjo von Dresden wieder zu Ihnen kommt, so wird er gewiß wortbrüchig und kommt dann sehr spät zu uns zurück.

* * *

7.

Hamburg, den 27. Novemb. 1799.

Sie sind entweder sehr beschäftigt, liebster Herder, oder die Beantwortung dessen, worüber ich Ihre Meinung bat, hat mehr Schwierigkeiten für Sie, als ich mir vorstelle; ist's das letzte, so sagen Sie mir mit ein paar Worten, daß es so sei und antworten nur dann, wann Sie können.

Es fällt mir jetzt wieder etwas ein, worüber ich mit Ihnen schon mehr als einmal habe sprechen wollen. Haben Sie gelesen, was Goethe über die Farben gegen Newton geschrieben und haben Sie, was vor ziemlicher Zeit Marat*), da er noch nicht rasend war, über diese Sache — mich deucht im „Mercur" — auch gegen Newton**)? Wenn Sie haben, so können Sie mir vermuthlich sagen, was Goethe von Marat genommen hat? Denn er ist — vielleicht nur zu Zeiten — ein gewaltiger Nehmer!

So hielt er es mit dem Leben, das Goetze***) z. B. von sich selbst geschrieben hat. Goetze war seit ziemlich langer Zeit das erste deutsche Schauspiel, das ich ganz durchlas. Hätte ich damals jene Lebensbeschreibung gekannt, so hätte ich es zwar auch ganz gelesen, aber vornehmlich, um zu vergleichen. Es kommen in Goetzen, dem Schauspiel, auch andere Personen vor, die gewöhnlich nicht so sprechen, wie sie in der damaligen Zeit hätten sprechen sollen. Aber hier gängelte auch die Lebensbeschreibung Goethe nicht.

Böttiger hat mir schon vor ziemlich langer Zeit geschrieben, daß er mit umgehender Post einen von Bedienten unterschlagenen Brief, so viel er sich von dem Inhalte erinnerte, das zweite Mal schreiben wollte. Diesen Brief habe ich noch nicht. Fragen Sie ihn danach. Einigen der überschickten Epigramme fehlen die Unterschriften, die ich weder damals hatte, noch jetzt habe; hier noch ein paar:

Jene Natürlichkeit, die gekannte Gedanken verschönert,
Hat des Reizes nicht mehr, wenn ihr mit Großen sie hört.
Schwestern sind die Grazien zwar, doch nur ähnliche Schwestern,
Gleiche nicht. Eine durchdringt, eine berührt nur das Herz.

* * *

Wunderkur.

Neben den Helden im Epos sind allegorische Götter
Kinder, die was sie auch thun untheilnehmend nie sehn.
Macht ihr indeß die Vernunft zu der Göttin, so helfe der Arzt Euch,
Wenn er dies Schwere vermag, wieder zu der Vernunft.

* * *

Ich umarme Sie von Herzen, liebster Herder, ich habe nur eben noch Zeit, diesen Brief zuzumachen.

Der Ihrige Kl.

* * *

Der folgende Brief ist von der späteren zweiten Frau Klopstocks, der verwittweten Frau J. E. von Winthem — einer ausgezeichneten Sängerin — geschrieben, mit der Klopstock, bevor er sich ehelich mit ihr verband, mehrere Jahrzehnte hindurch auf freundschaftlichem Fuße lebte, und die auch seinen Haushalt führte. Sie war die Großnichte seiner innigst geliebten ersten Gattin Meta

---

*) Es ist dies der berüchtigte Schreckensmann, der Revolutionär Marat, welcher seines Zeichens Arzt war.

**) „Geschrieben" fehlt im Text.

***) Goetz von Berlichingen, der Ritter mit der eisernen Hand.

Moller, welche er nur vier Jahre besaß. Dieses Schreiben, gleichfalls an Herder gerichtet, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, indem es dem angeblich falschen Freunde ihres vergötterten Autors gründlich den Text liest.

Es lautet:

Hamburg, d. 2. April 1783.

Oft, sehr oft hab ich's vorgehabt, Ihnen in meinen und Klopstocks Nahmen für Ihre freundschaftlichen Briefe zu danken und Ihnen zu sagen, wie froh ich über Ihre Bekanntschaft bin, und wie sehr es mich freut, daß ich mich schmeicheln darf, Sie unter die Zahl meiner Freunde rechnen zu können; Aber ich will Ihnen, lieber Herr Herder, schreiben, was mich abgehalten hat, Ihnen dieses erst heute zu sagen.

Es ist mir unmöglich, etwas gegen einen Mann auf dem Herzen zu haben, den ich so sehr schaeze und liebe wie Sie, ohne meine Herz gegen ihn auszuschütten. Ich habe gezweifelt, ob Sie es recht nehmen würden, wenn ich mir herausnehme, Ihnen über etwas Vorfürfe zu machen, worein ich mich eigentlich nicht einmischen solte. Unterdessen ist mir die Sache zu wichtig, als daß ich schweigen könnte.

Klopstock erhielt Ihren Brief in Gegenwart eines Fremden. Bei dieser Veranlassung sagte er viel Freundschaftliches von Ihnen, denn Ihr Brief war ihm sehr lieb. Der Fremde ward verwundert, von einem Mann so freundschaftlich reden zu hören, der, wie er sagte, ihm angegriffen hätte, wie er sonst nicht angegriffen wäre. Klopstock ward hierüber sehr verwundert, und ich wollte es nicht glauben. Daher ließ ich mir Ihre Briefe, „das Studium der Theologie betreffend", kommen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie frappirt ich ward, als ich fand, daß der Fremde so sehr Recht hatte. Es ist mir ein Problem, wie ein Mann, den ich von einer so schaezbaren Seite habe kennen gelernt, und den Klopstock schon lange schaezt, so beleidigend von einem Werke urtheilen konnte, dessen Wehrt durch den tiefen Eindruck, welchen es schon seit dreißig Jahren bei so viel Hunderten gemacht hat, bestimmt ist. Ich denke, man kann nicht zweifeln, daß Sie im 19. Briefe den Messias und den allein gemeint haben.

Ich möchte gern einige trais (traits) daraus anführen, aber ich kann nicht wählen, ich müßte die ganzen Briefe abschreiben, denn alles ist treffend. Folgende Stelle ist mir am meisten aufgefallen, pagina 325: „legten Sie dem Dichter Myriade der Engel in abgeschiedenen Geistern" ꝛc. Da ich nun nicht zweifeln kann, daß mit allem diesen der Messias gemeint ist, so ist mir der 20. Brief und besonders der Schluß, wo Sie sagen, daß Sie den Messias nicht nennen, ganz unbegreiflich; und so unbedeutend war er Ihnen, daß Sie ihn sich nicht erinnerten? Es ist schon Jahre her, daß Sie ihn gelesen hatten. Ich kann ja nichts dawider haben, wenn Ihnen der Messias unbedeutend ist, aber wie könnte es Ihnen den interessieren, Klopstock kennen zu lernen und so freundschaftlich gegen ihn zu sein?

Es wäre lächerlich, wenn ich mich über die Schönheit des Messias mit Ihnen einlassen wollte, oder ob die Materie fähig wäre, so behandelt zu werden, wie Klopstock sie behandelt hat. Eins muß ich doch sagen: es lebt vielleicht kein Dichter außer ihm, der es wagen dürfte, ein solches Gedicht zu schreiben. Dann freilich mußte diese Materie mit dem Gefühl, mit der Ehrfurcht gegen Gott, so wie es die Evangelisten lehren, behandelt werden. Die Erdichtungen, wenn ich mich so ausdrücken darf, müssen so im wahren Sinne der Religion erdichtet sein. Von den Würckungen des Messias muß ich Ihnen doch noch ein Wort sagen. Ich wolte, Sie hätten einige Scenen mitangesehen, von welchen ich Zeugin gewesen bin, daß jüngere und ältere Leute, Gelehrte und Ungelehrte, von verschiedener Denkungsart zu Klopstock gekommen sind und ihm mit vieler Rührung für den Messias gedanckt haben, daß er sie von dem Wege des Lasters zur Tugend geführt und würdig von Gott und der Religion hätte dencken gelehrt. Solche Scenen sind Klopstocks belohnung. Übrigens hat auch er nichts dawider, wenn man über seine Schriften urtheilt und anders wie er, aber beleidigend muß man ihn nicht angreifen.

Sehen Sie, lieber Herr Herder, nun habe ich Ihnen mein Herz ausgeschüttet. Hälte ich Sie weniger geliebt und geschaezt, so würde mir dies nicht schwer auf dem Herzen gelegen haben, und ich hätte schweigen können.

Ich habe Klopstock Ihre theologischen Briefe nicht mitlesen lassen; er ist nicht sehr wohl gewesen, daher wollte ich ihm dieses ersparen. Diesen Brief soll er aber sehen, ehe ich ihn weg schicke, den ich bin gewohnt, ihm alle meine Briefe zu zeigen, wie unbedeutend sie auch sein mögen.

Könte ich Ihnen aber auch sagen, wie gerührt und dankbar ich für alles Freundschaftliche bin, was Sie mir in dem Briefe an Klopstock sagen. Ich habe mich bemüht, allen Regeln so viel wie möchlich zu folgen, welche Sie mir freundschaftlich gegeben haben. Auch ist meine Gesundheit viel besser. Ich hoffe und wünsche, daß Sie mir ebensoviel Gutes von dem Befinden Ihrer lieben schaezbaren Frau sagen mögen. Mein Herz fühlt, obwohl ich Sie nicht persönlich kenne, viel Freundschaft für Sie. Empfelen Sie mich ihr und den kleinen Gottfried auf's beste.

J. E. v. Winthem.

N. S. Meta und das lose Hannchen grüßen unzählige Mal.

Zu diesen sieben Briefen Klopstocks und dem einen Schreiben der Frau v. Winthem an Herder fügen wir noch erläuternd das Nachstehende hinzu: das anfänglich gespannte Verhältniß zwischen den beiden Dichtern wurde, wie man schon aus diesen Zuschriften ersehen kann, mit den Jahren ein recht freundschaftliches und inniges. Der gemeinsame Freund, der auch hier genannte Archäologe Karl August Böttiger, berichtet uns aus dem Sommer 1795, daß Klopstock ihm gegenüber mit voller Zärtlichkeit von Herder gesprochen und daß er allezeit für ihn Zimmer in seiner Wohnung bereit gehalten habe. Auch wissen wir, daß Frau v. Winthem die Abschriften der Oden ihres Freundes und nachherigen Gatten fast regelmäßig an die beiden Intimen, den Grafen Fritz Stolberg und an Herder, zu schicken pflegte.

Es ist bekannt, daß die ursprünglich begeisterte Verehrung Klopstocks für die Revolutionsmänner und ihre Ideen, welche ihm seitens derselben das Bürgerdiplom der französischen Republik eintrug, später einer gründlichen Abneigung gegen das Thun und Treiben jener blutigen Unholde wich. Er glich darin Fiedrich Schiller, welcher, wie man weiß, gleichfalls die anfänglichen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, welche die französischen Umsturzmänner predigten, begeistert aufgriff und ebenso zum Ehrenbürger der französischen Republik ernannt wurde, sich jedoch später, als die Marats und die Robespierres zur Herrschaft gelangten, mit Ekel und Widerwillen von dem Gebahren jener moralischen Ungeheuer abwandte.

Ich bin in der Lage, hier das Gedicht Klopstocks mittheilen zu können, welches er an die französische Nationalversammlung richtete, als er ihr das von ihr einst erhaltene Bürgerdiplom zurückschickte. Dasselbe befindet sich handschriftlich in der vor 5 Jahren angekauften sogenannten Ditmar'schen Sammlung der Handschriften-Abtheilung der königlichen Bibliothek und lautet:

Wen ich zurücksende den Siegelbrief,
welchen mir Frankreichs herrschende Hunderte
einst zur Belohnung des Bürgersinns
von der entfernten Seine sandten,

o, so vernehmt, Herrscher am Seine-Strand!
was Deutschlands Barden unwiderruflich stark
von Euch entfernt, zurückschreckt, abstößt,
von Frankreichs Bürgern ewig trennt!
Hört es, vernehmt es, nicht in des Gallischen
Menschen-Recht, Großmuth lügendem Zauberklang,
nein, in der biedern Sprache Deutschlands,
Deutschlands, welches nie einen Herrscher mordet.
Franken! ich hasse Bürger, die Bürger-Blut
stromweis vergießen, sich des Vergossenen
rühmen und noch das letzte Zücken
ihrer Ermordeten fühllos ansehn.
Franken! ich bebe von der Versammlung weg,
welche dem Unsinn tobender Sterblichkeit
ruhig das Ohr leiht, die die Gottheit
frech mit verwegnem Munde leugnet.
Franken! ich fluch' ewig der Blutgier,
indem der Kläger selber das Urtheil fällt,
das sich erkühnt, nicht nur den König,
nein auch die Gnade des Volks zu würgen.
Zittert, schon sehe ich hoch die geschwungene
Rechte des Herrschers über die Könige.
Rache flammt sie dem Gottesleugner,
blutige Rache dem Königsmörder.

In dem oben mitgetheilten Briefe Klopstocks sind die Ausfälle desselben gegen Goethe sehr bezeichnend. Die Anklage, welche hier der Dichter des „Messias" gegen den großen Genius erhebt, daß dieser stark im „Entlehnen" der Gedanken Anderer sei, ist durch nichts begründet und zeugt blos von der von Jahr zu Jahr sich immer mehr steigernden Erbitterung Klopstocks über die Vernachlässigung seiner Person seitens seiner Zeitgenossen, welche sich von seinem „Messias" abwandten und dem gewaltigen Genie des Dichterfürsten Goethe huldigten. Besonders kläglich ist die Verdächtigung des „Götz von Berlichingen", da Goethe nie ein Hehl daraus gemacht, daß er die Autobiographie des Ritters mit der eisernen Hand als Quelle für sein Drama benutzt hat. Aber gerade die Art und Weise, wie Goethe diese trockne Selbstbeschreibung zu einem erschütternden, figurenreichen, dramatisch belebten, packenden Schauspiel umgestaltet hat, beweist zur Genüge die originelle Schöpferkraft des Meisters.

Noch einen Brief der Gattin Klopstocks, und zwar aus der Zeit bald nach dem Ableben desselben herrührend, wollen wir hier mittheilen. Leider ist der Name des Adressaten nicht genannt, wir wissen aus dem Inhalt nur, daß er an einen Konsistorialrath gerichtet war. Er befindet sich in der sogenannten Parthey'schen Sammlung der Handschriftenabtheilung der Berliner königlichen Bibliothek und lautet:

Hamburg, d. 20. May (ohne Jahreszahl).

Ich bin Ihnen, lieber Herr Konsistorialrath, so recht herzlich verbunden, daß Sie das Zutrauen zu mir hatten, ich würde unseres nun verewigten Klopstocks Verlangen,




Ihrem Herrn Sohn eine Empfelung nach Paris zu geben, in Erfüllung bringen. An Professor Cramer konnte ich Ihnen keinen Empfelungsbrief schicken, weil ich nicht weis, ob er in Paris ist. Er ist in die Notwendigkeit gekommen, seine Druckerei aufgeben zu müssen, und ich weis noch nicht, welche Entschliessung er für die Zukunft genommen hat. Ich lege aber einen Brief hier bey, den ich mir von einem vieljährigen Freund unseres Hauses, dem Herrn Dr. Meyer, für Ihren Sohn ausgebeten habe. Es ist in aller Absicht die beste Empfelung, die ich Ihnen senden kann, und gewiß würde Klopstock, wenn er noch unter uns lebte, dieselbe gegeben haben. Herr Henrichs ist auch ein Freund von Kramer; er reiste mit ihm nach Paris und bei der Gelegenheit kam er nach Hamburg und machte Klopstock seine persönliche Bekanntschaft. Er ist ein guter und sehr kluger Mann und in solchen Conectionen, daß er Ihren Herrn Sohn in jeder Hinsicht große Dienste leisten kann.

Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß diese Empfelung Ihre und Ihres Herrn Sohnes Wünsche ganz entsprechen möge, empfele ich mich Ihrer ferner freundschaftlichen Gesinnung und verbleibe mit wahrer Hochachtung, lieber Herr Consistorialrath,

Ihre ergebene
J. E. Klopstock.

* * *

Den Schluß mache ein Brief Klopstocks an seinen schon genannten alten intimen Freund, den Archäologen Böttiger (aus der Ditmar'schen Handschriften-Abtheilung):

Hamburg, den 23. Mai 1798.

Mein lieber Freund Hesler ist zu mir gekommen, und ich habe nur eben noch Zeit, Ihnen Folgendes zu schreiben; ich beziehe mich übrigens auf meine beiden letzten Briefe nach Leipzig und nach Weymar.

Sie können mir vielleicht ein Wort darüber sagen, liebster Böttiger, wie viel Exemplare der Oden mir Censor Göschen zu geben gedenkt. Er hatte mich dahin gebracht (ich bin nun einmal so nachgiebig), daß ich die Summe des sogenannten Honorars vorschlug. Aber jetzt ist die Reihe an ihm; er muß die Zahl der Exemplare nennen, die er mir geben will.

Sie urtheilen, liebster Böttiger, ohne daß ich es Ihnen sage, daß ich gegen die von ihm genannte Zahl nichts zu erinnern haben werde. Solche Sachen gehören zu denen, bey welchen ich mich so kurz als möglich aufhalte. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen nicht schwer werden wird, mit diesen fertig zu werden.

Der Ihrige Kl.





„Die Entwickelung des Impressionismus" in der Wiener Secession.

Von

Erich Felder.

— Wien. —

Das allzeit rasch entflammte Wiener Publikum bringt den zu Gaste geladenen Vertretern des französischen Impressionismus williges Verständniß entgegen, wurde doch Pariser Art und Pariser Kunst vom verwandten Wienerthume seit jeher leicht assimilirt. So hat ja — um nur eines vor kurzen Jahren noch blühenden Zweiges der Wiener Kunst zu gedenken, — französischer Einfluß die Tradition des Burgschauspiels veredelt und ihre kostbarsten Früchte an's Licht gelockt; heute freilich gehört auch dieser Stil der Halbvergangenheit an, und Rückkehr zur Unmittelbarkeit der Natur ist die Losung. — Eine Wahrheit dauert eben nach Ibsen selten länger als einige Jahrzehnte. Die Wiener Secession will uns denn in ihrer gegenwärtigen Ausstellung an kein starres Dogma binden, sie will durch eine systematisch geordnete Entwickelungsgeschichte des Impressionismus ad oculos demonstriren, wie unseren Künstlern die Erkenntniß der Wahrheiten aufgedämmert ist, zu denen sie sich heute bekennen.

Eine derartige, theilweise auf psychologischen Momenten basirende Veranstaltung, welche die geheimen Triebfedern einer gewaltigen Kulturthat bloßzulegen strebt, kann selbstredend weder vom chronologischen noch vom logischen Standpunkte aus je ihren Gegenstand erschöpfen; die jetzige ist ein ernstlicher Versuch der Aufklärung durch wohl gewählte Stichproben, und sie verdient das Interesse aller Gebildeten, weil sie die erste ihrer Art ist.

Um die Naturfrische des Gesammteindruckes an einigen klassischen Vorbildern zu zeigen, wird beiläufig der leuchtenden Tonpracht Tintorettos gedacht und der an die Reife des Pfirsichs gemahnende schwellende Farbenschmelz eines Rubens beschworen, den der heißblütige Franzose Dela-

croix noch einmal aufblühen ließ; den großen Impressionisten Franz Hals vermissen wir schmerzlich — Alt-Hollands Einfluß ist nach der Lichtbewegung hin durch das weltberühmte „Atelierbild" Vermeers illustrirt, das eine Perle der Czernin'schen Galerie in Wien bildet, aber wohl Tausenden von Wienern bisher unbekannt war. Nachdrücklicher weist die Ausstellung auf Spanien, die eigentliche Heimat des französischen Impressionismus zurück. Außer Velasquez, dem Granden im Reiche der spanischen Kunst, finden wir Goya durch eine Reihe von Gemälden aus dem Besitze des Herrn Zuloaga repräsentirt, die in der impetuosen Energie der Bewegung einem auf das prägnante Erfassen des Augenblicks hinzielenden Volks- und Zeitcharakter entgegenkamen, während ihr mondäner Chik schon auf die spätere Verfeinerung der Koloristik hindeutet.

An diese pompöse, knappe Einleitung schließt sich Manet als das heroische Hauptthema der Ausstellung an; dreht sich doch die gesammte Bewegung um diesen Angelpunkt.

Wir finden das von der letzten Münchener internationalen Glaspalast-Ausstellung her bekannte Porträt der Manet-Schülerin Eva Gonzalès von der Hand des Meisters vor, wir sehen an Goya mahnende Motive aus seinen Entwickelungsjahren, die uns an Tschudis Wort erinnern: „Ein Mehr an Ausführung wäre hier ein Weniger an Bewegung . . ." an neun Bildern verfolgen wir die keusche Wahrheit der stets gesteigerten Ausdrucksweise des Bahnbrechers bis zu dem großen Momente, da die Binde von den Augen zu fallen scheint, und die mit modernem Blicke gesehene, sonndurchfluthete Landschaft plötzlich in ihrer göttlichen Schöne, gleichsam aus erster Hand, strahlend vor uns liegt. — Nicht als ob das Werk Manets heute noch revolutionären Charakter trüge; siegprangend ragt es als Denkmal selbstbewußter Kraft und darf als Inschrift die Worte tragen, die dem Unsterblichen seine Freunde in's Grab nachriefen: „Manet et manebit!"

Die Ausstellung behandelt vornehmlich den Einfluß Manets auf die französische Kunst, nicht ohne der Einwirkung Frankreichs auf Liebermann und Slevogt und die blendenden, aber im Grunde nüchternen Werke der bekanntesten belgischen Pointillisten Rechnung zu tragen.

Whistler, dieser hocharistokratische Kosmopolit, ist mit einem Mädchenporträt vertreten, das weder koloristisch noch formal zu seinen bedeutendsten gehört; aber die Art, mit welcher dieser echte Grandseigneur alle verfeinerten Eindrücke scheinbar spielend in einander verschmilzt und mit lässiger Zurückhaltung wiedergiebt, läßt uns die Kunst recht eigentlich als edelsten Luxus einer gesättigten Kultur empfinden.

Claude Monet bekennt sich auf den vorhandenen Bildern, schon in den Motiven, als nahen Verwandten des Schöpfers des plein air; die lichtgetränkten Landschaften seiner späteren Epoche können wir eingehender an seinen engeren Genossen Sisley und Pizzaro studiren. An leuchtender Farbenpracht hat der Jünger Cézannes, der früh und tragisch aus dem

Leben geschiedene Holländer van Gogh, unter den Modernen dieser Ausstellung wohl kaum seines Gleichen; man fühlt ihm nach, wie er sich im verzehrenden Schöpfungsdrange aufreibt, — seine im Delirium geschauten Farben scheinen strahlenderen Welten zu entstammen.

Ein Name aber unter den ersten Nachfolgern Manets hält das feinfühlige Wiener Publikum geradezu im Banne, der Name Renoirs, des wählerischen Koloristen, der aus dem zartesten Weiß und dessen Schattirungen, aus gedämpftem Hellblau und Hellgrün seine reizvollen Farbenbouquets windet und die Grazie des gallischen Wesens in so schlichter Form zur Geltung bringt, daß er sich auch in den deutschen Gemüthern einzubürgern weiß. —

Die Meisten dieser Großen im Zauberreiche der Farbe sind auch Meister auf dem konkreteren, schärfer umgrenzten Gebiete der Form: so sehr den Franzosen die Gabe eignet, durch die vom Augenblicke geborene Geste das fehlende Wort zu ersetzen, wissen ihre denkenden Maler doch sehr wohl, daß in der Kunst schließlich nicht der Eindruck die Hauptsache ist, sondern der Ausdruck. Vom Standpunkte des Schaffenden besteht die Kunstübung in der Anwendung seiner Ausdrucksmittel; ihre wohldurchdachte Ausnützung wird somit die Wirkung am sichersten verbürgern, mag diese auch dem flotten Draufgänger in seinen guten Stunden glücken, wie das Kind die Lösung eines Geduldspieles trifft, ohne dessen Gesetze zu kennen.

Ferner brach sich bei den Nachfolgern der ersten französischen Impressionisten die Erkenntniß Bahn, daß der Künstler die Natur nicht an Reichthum, sondern nur durch Wahl und Vereinfachung zu überbieten vermag, und daß er daher seine höchsten Wirkungen nur dann erzielt, wenn er die Liniensprache auf das für ihn Hauptsächliche beschränkt, dieses aber in zielbewußter Weise hervorhebt. Den erhabenen Puvis de Chavannes führt die Ausstellung als Vorbild an, wie die geschlossene Form in der Zusammenfassung der einzelnen Werthe den Rhythmus angiebt, nach dem sich die Farbenklänge zu Harmonien einen. Seine aufwärts strebenden Linien kamen dem an den breit aufgebauschten Moden des dritten Kaiserreichs übersättigten Geschmack ebenso entgegen, wie die Kunst der Japaner, deren auf weiser Berechnung beruhende vornehme Grazie damals in ihrem vollen Werthe begriffen wurde; durch ihren Einfluß bereichert, ersann Degas seine berühmten Balletscenen, wie sie uns die Ausstellung vorführt; er komponirt, wie Liebermann sich geistvoll ausdrückt, „nicht nur in, sondern mit dem Raume“, die höchste Reife mit dem flüchtigen Reize der Skizze verbindend.

Wo Japan in den Werken der Franzosen offensichtlich vorherrscht, da — aber erst da — wird der von Bernatzik, dem Präsidenten der Wiener Secession, geäußerte Wunsch nach belebendem Widerspruche unter den Beschauern in recht ausgiebigem Maße erfüllt; das Publikum, das heute dem Impressionismus als einer historischen Thatsache achtungsvoll gegenübersteht,

verhält sich zu dem emsigen Bemühen, den neuen Stil zu finden, genau wie 30 Jahre früher Manet gegenüber. Nur wo Plakatwirkungen erstrebt sind, bahnt das Einleuchtende, Zweckdienliche dieser aus breiten Farbflächen zusammengesetzten, oft grotesken Formbildungen den Anschluß an die Zeit an. Wer einen eigenen Stil sucht, geräth eben meist in einen fremden; nicht das laute Schlagwort, sondern das diskrete Verschweigen des jeweils als nebensächlich Empfundenen, das wir als Kriterium der modernsten Kunst bezeichneten, bildet auch den ersten Schritt von der Impression zum Stile der Zeit.

Unter den Meistern, die sich ohne Aufdringlichkeit in selbstsicherem Schaffen am Ausbau des zeitgenössischen Kunstwerks bethätigen, fesselt Lucien Simon durch die unbestechliche Wahrheit in der Wiedergabe der schlichten Motive, die seiner Künstlerschaft zusagen; hierin übertrifft er Cottet, dem er sich in seiner von patriarchalischem Ernste getragenen Erforschung der Volksseele nähert. Er gehört unter die Impressionisten, gewiß, seine Sprache ist oratio directa, — aber welche Meisterschaft liegt in seiner Beschränkung!

Die im Schwange befindliche Auffassung des Zola'schen Ausspruches vom „Coin de nature, vu par un tempérament“ hat manchen dazu verleitet, diesem seelenvollen Künstler die Persönlichkeit abzusprechen. Angesichts des häufigen Mißverstandes des bekannten Dictums war es sehr am Platze, daß Helfrich vor einiger Zeit in der Zukunft an dessen Ursprung erinnerte, der aus nachstehender Kunstdefinition Taines herzuleiten ist:

„Das Kunstwerk hat den Zweck, eine Idee klarer und völliger zu offenbaren, als sie in dem Gegenstande selbst liegt; um dahin zu gelangen, führt der Künstler in der Wiedergabe eine Veränderung in den Verhältnissen seiner Theile herbei, so daß bestimmte Theile systematisch hervorgehoben sind.“

Zola selbst bemerkt hiezu, diese Erklärung befreie von der sklavischen Naturnachahmung, ohne uns die überkommenen Gesetze einer angeblichen ewigen Schönheit aufzuzwingen, sie weise an, die Natur nicht zu kopiren, sondern zu interpretiren.

Die Kopie, die ja immerhin die Handschrift des Künstlers trägt, könnte lediglich dem altruistischen Zwecke dienen, dem Publikum eine mit dem Auge des Malers geschaute Welt zu zeigen, diesen aber wird die, überdies mit unzulänglichen Mitteln bewirkte, bloße Wiedergabe seiner Natureindrücke nie völlig befriedigen; denn Kunsttrieb ist Schaffensdrang.

Wie der moderne Künstler durch zielbewußte Ausscheidung des für ihn Unwesentlichen inmitten der Natur sich seine ureigene Welt schafft, läßt die Plastik unserer Tage, deren Ahnen die Ausstellung bis auf Houdon zurückführt, am wirksamsten in den Werken des Italieners Medardo Rosso zu Tage treten; seine zum Theile sehr fein empfundenen Gebilde aus Wachs und Bronze erinnern an spiritistische Materialisationen.

Der überzeugendste aber unter den modernen Bildnern bleibt Rodin, weil hier der Geist unserer Zeit in einem überwältigend starken Künstlerwillen nach Ausdruck ringt.

Wie das Lebende aus der amorphen Masse entsteht und in das Chaos zurückgeschleudert wird, hat er uns oft in seinem ungezähmten Schöpfungsdrange geschildert; diesmal läßt er den der Beseelung harrenden Felsblock in der Hand Gottvaters ruhen, und die weichen Formen des ersten Menschenpaares lösen sich mählich aus der Versteinerung los.

So bezeichnet die in den Bestrebungen der heutigen Plastik gipfelnde Vereinfachung der Form einerseits, andererseits die Sehnsucht nach der Verfeinerung der Farbe den Söhnen der impressionistischen Bahnbrecher die Wege zur Nachwelt — in wie weit sie Pfadfinder sind, darüber freilich wird diese erst entscheiden.





Aus Wilhelm von Humboldts Nachlaß.

Von

Bruno Gebhardt.

— Berlin. —

Die folgenden Briefe sind allesammt an Wilhelm von Humboldt gerichtet und zerfallen in zwei Klassen. Die ersten gehören der amtlichen Zeit an und bieten mannigfache Ergänzungen zu meinem Buche „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann". Die zweite Hälfte fällt in die nachamtliche Zeit, und die Briefe behandeln persönliche und litterarische Verhältnisse. Sie sind unleugbar um der Schreiber wie des Empfängers willen von hohem Interesse und bedürfen nur sehr geringer Erläuterungen, während die ersten in einen fortlaufenden kommentirenden Text eingefügt sind.

I. Aus der amtlichen Zeit.

Humboldt hatte länger als ein Jahr sein Amt an der Spitze der Sektion des Kultus und Unterrichts versehen, als er sich durch eine Veränderung der Verwaltungs-Organisation genöthigt sah, sein Abschiedsgesuch einzureichen. Nach der von Stein eingeführten Behörden-Organisation bildete Kultus und Unterricht eine Abtheilung des Ministeriums des Innern, an dessen Spitze damals Graf Alexander zu Dohna stand. Die Leiter der Abtheilungen führten den Titel Geheime Staatsräthe und sollten in dem zukünftigen Staatsrath, wie ihn Stein geplant hatte, mit den Ministern eine gleiche Stellung haben. Durch eine Kabinetsordre vom 31. März 1810 bildete nun der König auf den Antrag der Minister von Altenstein, Graf Dohna, Beyme, Graf Goltz und des Chefs des Kriegsdepartements Scharnhorst einen Staatsrath, in dem aber die geheimen Staatsräthe nur in

Angelegenheit ihres Ressorts eine volle Stimme, sonst aber gleich den ihnen zum Theil untergeordneten Staatsräthen blos eine berathende Stimme haben sollten. Diese Verminderung seiner Stellung veranlaßte Humboldt am 29. April 1810 sein Entlassungsgesuch einzureichen. Die Entscheidung verzögerte sich bis zum 14. Juni 1810. In die Zwischenzeit fallen folgende drei Briefe des Ministers Dohna.

1. Dohna an Humboldt 29. Mai 1810.

Mein Lieber! Es ist mir angenehm zu erfahren, daß der König noch nichts auf Deinen*) Antrag entschieden hat. Es wird Dir erinnerlich seyn, daß Du die Schritte, welche Du in Königsberg und hier machtest**), gegen meine dringendsten Vorstellungen gethan hast; wenn man so durchaus verschiedene Ansichten über einen Gegenstand hat, lohnt es nicht, darüber zu diskutiren. Die gänzliche Beendigung des jezzigen unerhörten Zustandes der Dinge wird erst eine vollständige Aufklärung und Dir vielleicht die Ueberzeugung geben, daß ich Alles, was in meiner Macht stand, angewendet habe, Deine Wünsche mit dem Wohl des Staates zu vereinigen.

2. Id. ad. eund. 30 Mai 1810.

Mein Lieber! Daß ich weit entfernt, es dem Wohle des Staates nachtheilig zu halten, wenn Du Minister wirst, es gerade für höchst wohlthätig und nöthig halte, daß Du es wirst, darüber kann ich Dir gerade jetzt aktenmäßige Beweise vorlegen. Dagegen habe ich, wie ich es Dir mit aller freundschaftlichen Wärme mündlich oft in Königsberg und hier gesagt habe, in allen denkbaren Beziehungen für höchst nutzlos und verderblich gehalten, Einleitungen zu treffen, den todtgeborenen monströsen Steinschen Staatsrath, der noch immer le cri de ralliement für den guten Schön und seine blinden Anhänger ist, ins Leben zu bringen. Du hattest in Königsberg geradezu gegen meine freundschaftlichsten Beschwörungen in diesem Punkt gehandelt, Du hattest Dein ganzes Vertrauen meinem Collegen B(eyme) gegeben und ihm auf Deiner Durchreise nach Erfurt***) noch Eröffnungen deshalb gemacht. Du wirst selbst eingestehen, daß ich falsch und unverantwortlich gehandelt haben würde, wenn ich Dir von jeder Berathschlagung mit meinen Collegen Nachricht gegeben hätte. Die famose Cabinets O. mag immerhin manches unzweckmäßige enthalten, aber unrechtliches enthält dieselbe nach meiner innigsten Ueberzeugung nicht. Sollten für Dich, mein Lieber, unangenehme Folgen

*) Das Du erklärt sich aus der Jugendbekanntschaft und dem gemeinschaftlichen Studium in Frankfurt a. O.

**) Schon im Oktober 1809 hatte Humboldt dem König den Wunsch ausgesprochen, in's Auswärtige Departement versetzt zu werden (Aus den Papieren Schöns II 249 f); das „hier“ ist Berlin.

***) Gegen Ende 1809 reiste Humboldt nach dem Tode seines Schwiegervaters dorthin.

entstanden seyn, so sind es die Früchte Deiner Königsberger Einleitungen — und übrigens wird der wahrscheinlich nahe Erfolg zeigen, daß ich das unfehlbare Opfer seyn werde.

Es ist für mich sehr beruhigend zu wissen, daß Niemand Deinen wahren hohen Werth richtiger erkannt, und treuer und thätiger bemüht gewesen ist, denselben auch andere erkennen zu machen als ich.

Id. ad. eund. 1. Juni 1810.

Ich freue mich sehr in der Aussicht, Dich vielleicht heute Mittag bei mir zu sehen. Mir ist es ziemlich gleichgiltig, welche Form ein Staatsrath bekömmt, wenn es nur nicht buchstäblich der vom 24. 9. 1808*) ist, wenn insofern es auf Entscheidung und Leitung der höchsten administrativen Gegenstände ankömmt, die Versammlung nur möglichst klein ist, Nagler**) herausgeschmissen wird und Niebuhr und Du Euch darin befindet. Ich halte Schön sehr hoch in Ehren, theile aber Deinen starken Glauben an ihn nicht, und bin überzeugt, daß seine Schroffheit und gewaltthätige Rohheit, welche ihn in Rücksicht mancher Hauptansichten so sehr befängt und irre leitet, ihn noch nicht verlassen hat. Das Ende aller Dinge nahet, wahrscheinlich auch das Ende der famösen C. O. deren Rechtlichkeit ich immer noch vertheidigen möchte.

Nach Abschluß des Befreiungskrieges war Humboldt zum preußischen Gesandten in Paris bestimmt worden, doch erhielt er vorher den Auftrag als Mitglied der Territorialkommission in Frankfurt a. M. die strittigen Gebietsfragen mit zu behandeln und zu entscheiden. So verweilte er das ganze Jahr 1816 in Frankfurt, während Graf Goltz ihn in Paris vertrat. Gegen Ausgang des Jahres schrieb ihm Hardenberg folgenden Brief.

Hardenberg an Humboldt. à Stralsund le 13 Octobre 1816.

Me voici enfin sur le continent, mon très-cher Humboldt, et sur le point de retourner à Berlin où je compte arriver le 21. J'y serai encore à tems pour pouvoir expédier le C. Golz***). Il m'est impossible de vous exprimer assez ma reconnaissance de l'excellent mémoire†) que vous avez composé sur les affaires de la diète. Golz en a une copie et le médite. Les instructions ne pouvaient avoir de meilleure base. C'est une oeuvre bien

*) Von dem Tage datirt die von Stein entworfene Verordnung über veränderte Einrichtung der Behörden, also der Stein'sche Staatsrath ist gemeint.

**) Altensteins Schwager, damals Geheimer Staatsrath und Direktor der zweiten Sektion des Kabinetsministeriums.

***) Das ist der Obermarschall Gr. Goltz, der die Vertretung Preußens am Bundestag erhielt.

†) Vom 30. Sept. 1816 gedr. in Zeitschr. f. preußische Gesch. und Landeskunde. 9. Jahrg. S. 84—137. S. mein Buch Wilhelm von Humboldt als Staatsmann II, 205 ff.

méritoire. Metternich ne donne pas signe de vie ni sur les affaires du traité avec le Roi des pays-bas ni sur le commandement de Maïence ni sur les instructions de Buol*). Krusemark est chargé de rappeller tous ces objets de nos soins en revue, afin de les pousser de mon mieux. Vous pourrez toujours quitter Francfort d'abord après l'installation du Comte Golz. Ce qui restera à faire pour les affaires territoriales sera soigné ou bien par lui ou par M. Kuster**). Mais venons en maintenant encore une fois à votre destination. Vous même, cher ami, m'avez écrit que vous vous en remettiez entièrement à moi, vous avez manifesté que dans tous les cas il étoit convenable de placer les personnes là où elles étaient bien vues et désirées. Eh bien — le Duc de Richelieu***) m'a écrit une lettre dans laquelle il me prie instamment en son nom et au nom du Roi de France, de laisser le Général Golz à Paris. Je suis donc d'avis qu'il vaut mieux que vous alliez à Londres, où je sais que vous serez le bien venu. La Cour de Londres nous est très-importante par Sa grande influence sur les autres cabinets et surtout aussi sur celui de la Haye, notre systême doit toujours être d'être unis avec elle. Enfin, je crois ne pas vous donner un mauvais conseil en vous recommandant d'accepter ce poste. Le Roi ne veut point augmenter la paye de celui de Paris, j'ai eu beaucoup de peine à obtenir les augmentations que j'ai proposées. Vous suffirez beaucoup mieux à Londres qu'à Paris avec vos appointemens. Quant aux réclamations†), nous pourrons trouver des moyens. Je voudrois que vous puissiez venir, avant d'entrer dans une nouvelle carrière pour 8 ou 10 jours à Berlin. Nous concerterions alors les mésures à prendre à cet égard et tant d'autres choses intéressantes. Ensuite vous passeriez, si vous le jugiez à propos à Paris, pour vous rendre en Angleterre peut-être aussi à la Haye ou Bruxelles. Je vous expliquerai de bouche les embarras de notre Ministre des Finances. Ils ne sont pas réels. Ne croyez pas à tous ces faux bruits qu'ont circulé sur des changements de Ministère chez nous: Il est effectivement incroyable combien on s'occupe des mensonges tout à fait dénués

*) Die ersten beiden Angelegenheiten gehörten zu der Aufgabe der Territorialkommission. Buol wurde österreichischer Bundestagsgesandter, Krusemark ist preußischer Gesandter in Wien.

**) Preußischer Gesandter in Cassel.

***) Der französische Ministerpräsident.

†) Die Reklamation fremder bez. deutscher Staaten an Frankreich hatte Humboldt bisher bearbeitet und sollte sie als Gesandter in Paris weiter führen.

de fondement. Adieu, cher Humboldt, je vous écrirai de Berlin. En attendant je vous embrasse de tout mon coeur

Hardenberg.

Mille grâces du présent que vous m'avez fait de votre traduction de l'Agamemnon. J'admire que vous ayez pu vous occuper de ce travail au milieu de tant d'occupation.

Wenige Tage darauf folgte ein zweites Schreiben:

Hardenberg an Humboldt. à Glienicke le 29 Octobre 1816.

Je suis en possession de Votre lettre du 23, mon cher Humboldt, et m'empresse de Vous faire parvenir ma réponse au rapport qu'elle accompagnoit. Golz part aujourd'hui et arrivera probablement le 2 Nov. à Francfort. Il est muni de Votre excellent mémoire et de deux minutes d'Instructions dressées par Raumer et Eichhorn*). Je n'ai pu lui en donner de précises, attendant encore toujours en vain la communication de celles de M. de Buol, promises par Metternich. Himly**) accompagne le C. Golz; je ne puis me passer de Eichhorn. Dès que j'aurai reçu les instructions de Buol, je les enverrai au C. Golz, en attendant il se sera éclairé de vos lumières, il aura pris connoissance du terrain et il pourra faire rédiger sous ses yeux un projet d'instruction d'après tous les matériaux dont il sera en possession et me l'envoyer. La Silésie, le Comté de Glatz et les Lusaces doivent entrer avec nos autres Etats allemans dans la ligue germanique. Quant aux affaires militaires, nous nous enverrons probablement l'ancien commandant de Paris, Pfuhl. J'avois pensé à Wollzogen, mais il est l'instructeur du Prince royal.

Je vous félicite d'avoir mené les affaires qui intéressent la Prusse à bon terme. Pour celles qui restent, le Comte de Golz pourra vous remplacer. Or, je vous prie de lui communiquer vos idées.

Vous avez très-bien fait d'accepter le poste d'Angleterre; vous y serez content et vous y ferez grand bien; peut-être pourrez-vous y être plus utile qu'à Paris. Nous causerons de tout cela, quand j'aurai le plaisir de vous voir ici. En attendant votre congé pour 3 mois et la conservation de M. de Bulow***) que votre bon témoignage honore, ne souffriront point de difficulté, mais je voudrois que vous puissiez en quittant Francfort faire une course rapide à Berlin; puis vous iriez à vos terres et

*) Vortragende Räthe im Ministerium des Auswärtigen.
**) Preußischer Ministerresident in Frankfurt a. M.
***) Der spätere Schwiegersohn Humboldts, den er als Attaché nach London mitnahm.

avant de quitter le continent, vous reviendriez encore une fois nous voir. Il me tarde de vous entretenir, mon cher Humboldt, et la politique étant un tableau mouvant il sera très-utile de se concerter de nouveau avant votre départ. La distance n'est pas grande. Arrangez donc votre plan en conséquence. J'espère que l'affaire de votre dotation*) pourra être terminée encore durant votre présence. Une augmentation de 25/m écus sera très-difficile à obtenir.

Voici la copie de la lettre du Duc de Richelieu. Mes hommages bien sincères à Madame de Humboldt. Je vous embrasse de tout mon coeur

Hardenberg.

Beigefügt ist: Richelieu an Hardenberg.

Paris le 31 Août 1816.

. . . Vous n'ignorez pas, mon Prince, combien le Cte de Golz que nous possédons ici a sçu se faire aimer et estimer du Roi; ce sentiment que S. M. doit aux preuves d'attachement que le Cte de Goltz lui a donné dans les moments difficiles, est généralement partagé, et en mon particulier j'ai rencontré peu d'hommes qui m'ait inspiré plus d'estime. Je dois donc dire à Votre Altesse avec franchise que nous serions désolés si nous le perdions: Permettez moi donc de Vous exprimer le voeu, que les arrangemens de Votre diplomatie Vous donnent la possibilité de nous laisser un Ministre que nous aimons et estimons. Nous Vous en aurions, mon Prince, une obligation particulière, et le Roi Vous en sauroit un gré infini.

Im September 1817 ging Humboldt nach London als Gesandter, aber schon im April 1818 wünschte er seine Abberufung, da die Aerzte seiner leidenden Gemahlin den Aufenthalt auf der „Nebelinsel" unbedingt verboten und er nicht länger von seiner Familie getrennt leben wollte. Er hatte im Jahre vorher abgelehnt, in ein Ministerium, dem Bülow und Schuckmann angehörten, einzutreten, und wünschte auch jetzt nur, in das Privatleben sich zurückzuziehen, höchstens im Staatsrath thätig zu sein. Er schrieb das an Hardenberg mit dem Gesuch an den König; der Staatskanzler antwortete darauf.

Hardenberg an Humboldt. Berlin le 8 de Mai 1818.

Je profite du départ de M. Tschoppe**) pour vous dire quelques mots sur votre idée de demander au Roi votre rétraite du Service, mon cher Humboldt. Elle n'a pu, que me faire la plus grande peine. Je serois véritablement, et sensiblement affecté de vous y

*) Darüber mein „Humboldt" II, S. 289.
**) Aus Hardenbergs Bureau.

voir persister et je me reprocherois au moins, de n'avoir pas fait mon possible, pour conserver à Sa Majesté un serviteur de votre mérite, de vos talens et de votre activité. Je conçois que vous puissez avoir de bonnes raisons pour vouloir quitter l'Angleterre et vous rapprocher de votre famille. Vous avez répugné au plan dont je vous fis part l'année passée, vous m'avez déclaré que vous ne pourriez ni ne vouliez le poursuivre, qu'à des conditions, que j'ai du croire inadmissibles. Mais n'y auroit-il pas moyen de vous conserver, en vous faisant avoir un poste qui répondit à votre voeu actuel? Veuillez nous expliquer là-dessus avec moi. Golz paroit vouloir retourner à son Maréchalat; Francfort vous conviendroit-il? Le climat est tel que vous le souhaitez. Ou bien préfereriez-vous l'Italie ou toute autre place, et comment arrangerions-nous cela? Je laisse Votre Mémoire au Roi sur ma table jusqu'à ce que j'aye votre réponse et vous embrasse de tout mon coeur. Hardenberg.

Humboldt beharrte auf seinem Gesuch und erhielt vorläufig einen Urlaub, auch Graf Bernstorff, der bisherige dänische Gesandte am Berliner Hofe und eben ernannte Minister des Auswärtigen schrieb ihm:

Bernstorff a. Humb. Aachen d. 4. Oktober 1818.

Ich muß es Ihnen selbst sagen, mein theuerster Freund, wie sehr mich — wenn Sie wirklich darauf beharren — Ihr Austritt aus dem Dienst, in den ich übergetreten bin, schmerzt. Denn fühle ich es gar wohl, daß unser Verhältniß, wenn Sie blieben, ein verkehrtes seyn würde, so hätte ich doch in jedem gemeinschaftlichen Streben mit Ihnen, unter welcher Form und Bedingung es auch gewesen wäre, immer Belehrung, Aufmunterung und Freude gefunden. Wie wirksam und fruchtbringend Ihre Thätigkeit auch in England gewesen, wie der Werth derselben dort anerkannt worden, und welche Achtung Sie sich daselbst erwarben, wußte ich zwar schon, ist mir aber hier, zu meiner großen Befriedigung, durch Castlereagh auf das Kräftigste bestätigt worden. Empfangen Sie die Versicherung meiner treuen Ergebenheit, und entziehen Sie mir ein Wohlwollen nicht, welches ich immer, nach seinem vollen Werthe zu schätzen gewußt habe. Bernstorff.

Um nur aus London fortzukommen, schlug Humboldt dem Kanzler vor, ihn mit dem bevorstehenden Abschluß der Frankfurter Territorialangelegenheiten zu beauftragen, und Hardenberg sandte ihm die amtliche Aufforderung, zu diesem Zwecke nach Deutschland zu kommen, mit folgendem Billet:

Hardenberg an Humboldt:

à Aix la Chapelle le 19 Octobre 1818.

J'espère mon cher Humboldt que vous ne serez pas mécontent de l'incluse et envisageant la perspective de vous voir bientôt

ici, je me borne à peu de lignes, d'autant plus que j'ai beaucoup d'affaires sur les bras. Je me réjouis infiniment de vous revoir. Vous trouverez votre frère ici qui accompagne le Roi à Paris, mais sera du retour, les premiers jours de Novembre.

T. a. V.

Hardenberg.

In den ersten Tagen des November 1818 traf Humboldt in Aachen ein und ging Mitte des nächsten Monats nach Frankfurt a. M. In der folgenden Zeit fiel die Entscheidung. Am 13. Nov. 1818 hatte Humboldt dem Könige von Neuem die Bitte um Entbindung vom Londoner Posten vorgetragen; erst am 11. Januar 1819 erhielt er die zustimmende Antwort und seine Berufung in das Ministerium. Es waren ihm darin die ständischen Angelegenheiten und die Verhandlungen mit den Landständen, die städtischen und übrigen Kommunalsachen, das Provinzial- und Kommunalschuldenwesen, die sogenannten landschaftlichen Kreditsysteme und Militärsachen, soweit sie nicht dem Kriegsministerium zustehen, übertragen. Hardenberg übersandte ihm die Ernennung mit folgendem Schreiben:

Hardenberg an Humboldt. Berlin d. 16. Januar 1819.

Liebster Humboldt!

Ich sende Ihnen im Anschlusse eine Königliche Kabinets-Ordre, wodurch Ihre fernere Dienstbestimmung entschieden ist. Der König hat zugleich auf Ihre Wünsche und auf das Beste des Staats gesehn und beides nach meiner Ueberzeugung dergestalt vereinigt, daß ich hoffe, Sie werden keine Einwendungen dagegen machen. Alle Ausstellungen, die Sie wegen der Komposition des Ministerii 2c. machten, sind beseitigt bis auf die persönlichen*), die wegfallen müssen, wenn Sie nicht mit einer förmlichen Anklage in die Schranken treten wollen. Ihren Talenten ist es vorbehalten, in dem Wirkungskreise, den Sie nunmehr erhalten, recht viel Gutes und Nützliches zu stiften und Leben in die Geschäfte zu bringen. Zur näheren Uebersicht theile ich Ihnen eine Kabinets-Ordre an das Ministerium wegen der Veränderungen in den Departements und eine andere weitläufigere verschiedene Mängel im Dienst betreffend**) mit, die den Ministern zugegangen ist und, wie Sie sehen werden, noch geheim bleiben muß, bis ihr Gutachten eingegangen seyn wird. Der König hat viele Stellen aus dem Befehl selbst veranlaßt und auch die andern enthalten seine volle Ueberzeugung. Nun leben Sie wohl und eilen Sie dort fertig zu werden. Ich freue mich sehr, Sie hier zu besitzen. Eine Weigerung

*) Vgl. dazu m. Humboldt II, S. 280 ff.
**) C.-O. v. 11. Januar 1819 s. m. Humboldt II, 369 ff.

Ihrerseits würde dem König höchst unerwartet und auffallend seyn. Sie hätten auch wirklich gar keine giltige Entschuldigung dafür.

Ich umarme Sie von Herzen

Hardenberg.

Ich*) arbeite jetzt an einer Constitution, deren Beschleunigung der König nun ernstlich will. Davon nächstens mehr.

Humboldt erwiderte dem König auf seine Berufung, er bitte um die Gnade, nach Berlin kommen und sich erst dort über Abnahme oder Ablehnung des Postens erklären zu dürfen; schuf aber auch Klarheit über seine Auffassung des neuen Amtes, indem er im Schreiben an den König (24. Januar 1819) erklärte: „Ich sehe das mir zugedachte Geschäft dergestalt an, daß ich bestimmt bin, das Organ im Staatsministerium zu sein, durch welches die Vorschläge zu der beabsichtigten ständischen Verfassung an Ew. Königl. Majestät gelangen, um das ganze Gebäude derselben, welches, um Gefahrlosigkeit und Nutzen zu gewähren, mit der äußersten Nachsicht und nach und nach aufgeführt werden muß, in die Wirklichkeit treten zu lassen." Und auf Hardenbergs Postskriptum antwortete er: „Noch muß ich Ew. Durchlaucht bitten, mir eine Bemerkung über die Nachschrift Ihres Schreibens, daß Sie an einer Konstitution arbeiten, zu erlauben. Wenn ich mir einen richtigen Begriff von der mir angetragenen Stelle bilde, so hatte ich geglaubt, daß der Vorschlag der Konstitution von mir und meinem Departement ausgehen müßte, und ich kann Ihnen nicht leugnen, welche Schwierigkeit ich darin finden würde, eine so wichtige Angelegenheit nach fremden Ideen zu leiten. Ich kann mir überhaupt nicht denken, daß Ein Mensch die Konstitution, selbst nur ihre Basen, allein ausarbeiten sollte. Meine Idee darüber war, daß man wieder die ehemalige Kommission, verändert oder unverändert zusammensetzen werde, daß, da man von mir verlangen kann, daß ich einen Plan für die Arbeit liefere, ich ihr diesen Plan stückweise nacheinander vorlegte und alsdann mit Zuziehung des Statsraths über das Resultat dieser Diskussion von Sr. Majestät dem Könige entschieden würde. Es scheint überhaupt, und wenigstens ist dies meine Ueberzeugung, daß die Konstitution nicht anders gebildet werden kann, als indem man ihr verschiedene politische Einrichtungen unterlegt, die es kaum möglich sein wird auf einmal zu machen. Sonst dürfte es ihr immer an lebendiger Wirksamkeit und praktischer Haltbarkeit fehlen." Dieser Brief erregte Hardenbergs Zorn, und Bernstorff wollte den drohenden Sturm beschwichtigen:

Bernstorff a. Humboldt. Berlin 5. Febr. 1819.

Bleibt mir auch nur ein Augenblick vor Abgang des Couriers, mein Theuerster, so muß ich Ihnen doch noch ein flüchtiges Wort des Dankes

*) Die Stelle hat Humboldt unterstrichen.

für Ihr freundliches Schreiben vom 26. v. M. sagen. Es gab eine wahre Freude, denn ich schöpfte daraus die Hoffnung, daß der Ruf, der Sie ganz zu dem Unsern machen sollte, nicht vergebens an Sie ergangen sey. Desto größer war meine Bestürzung als ich 2 Tage nachher erfuhr, wie der König Ihr Schreiben aufgenommen und was Ihnen geantwortet sey. Nach meiner innigsten Ueberzeugung kann ich Ihre Bitte sich erst hier zu erklären nicht mißbilligen. Dagegen verheele ich Ihnen nicht, daß ich gewünscht hätte, daß Sie, um der zu erwartenden Wirkung willen, in Ihrer Antwort an den König weniger scharf herausgehoben hätten was Sie als den Haupttheil der Ihnen bestimmten Aufgabe ansehen. Nun sehe ich Ihrem Beschluß mit um so größerer Besorgniß entgegen als solcher auch für meine Lage von der entschiedensten Wirkung seyn wird. Legen Sie nicht zu viel Werth auf das was Wirkung der Aufwallung des Augenblicks ist, und bedenken Sie wohl die Wichtigkeit und Bedeutung dessen, was in Ihre Hand gelegt ist. Möchte ich darüber noch auf Beruhigung hoffen dürfen!

Ganz der Ihrige
Bernstorff.

Den Ausgang des ganzen Kampfes können wir hier nicht erzählen, und müssen auf unsere aktenmäßige Darstellung in „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann" II. S. 337 ff. verweisen. Humboldt nahm schließlich den Posten an, und Hardenberg that so, als wäre zwischen ihnen nicht die geringste Differenz vorgefallen, wie die beiden folgenden Briefe zeigen:

Hardenberg à Humboldt. à Glinicke le 22. de Juin 1819.

Jugeant par vos rapports, que nous aurons bientôt le plaisir de vous voir à Berlin, mon cher Humboldt, je réclame vos bontés pour une petite commision. Veuillez m'acheter à Offenbach où je suppose que cet article est toujours prêt, eine leichte viersitzige Kalesche auf Federn und mit Schwanenhälsen. Je m'en rapporte entièrement à votre goût et ne doute pas que vous ne choisissiez quelque chose de solide et élégant et de commode. Il faut surtout qu'on ait de la place pour étendre les piés. Je rembourserais d'accord le prix que vous payerez. Peut-être pourrez vous faire arriver cette voiture à Berlin en y plaçant quelqu'un de votre suite. S'entend que je payerai les fraix.

Venez le plutot possible et dès que vous aurez terminé. Je vous embrasse de tout mon coeur.

Hdb.

Id. ad eund. à Glinike le 10 de Juillet 1819.

Je suis en possession de vos deux lettres du 29 de Juin et de 6 de ce mois, mon cher Humboldt, j'allois vous répondre aujourdhui

à la première, que le Roi avoit approuvé votre départ de Francfort lorsque la seconde me prévint, que vous êtes sur le point de terminer votre bésogne, ce qui vaut mieux sans doute, que de charger un autre de ce soin, et que nous pourrons espérer de vous voir ici entre le 20 et le 25 au plus tard. Tenons nous donc à ce plan.

Mille graces en même tems du soin amical avec lequel vous avez soigné ma commission touchant la voiture. Veuillez l'arrêter pour moi aux conditions contenues dans la pièce que je vous renvoye avec l'arrangement pour garantir 4 personnes de la pluye. Je serai redevable à Boisdeslandes de la bonté de me l'amener à Berlin. Il n'est besoin d'ajouter les armes à la peinture que je trouve très-bien tout comme le drap etc. Je ferai payer moi-même le prix de 136 Carolins au Fabricant. Ma femme présente avec moi nos hommages à Madame Votre épouse. Attendant le moment de vous embrasser, je vous prie d'agréer l'assurance de tout mon atteignement.

Hardenberg.

II. Aus der späteren Zeit.

I. Oberpräsident Merckel i. Schlesien.

Oberpräsident Merckel an Humboldt. Breslau, 26. Sept. 1826.

Hoch und Wohlgeborener Freiherr, Hochgebietender Herr Staatsminister, Verehrungswürdigster Gönner,

Ew. Excellenz haben mir wieder eine doppelte Freude gemacht, die dem fühlenden Herzen um so mehr wohlthut, je spärlicher diese Blume, in dieser dürren Zeit, dem trocknen Boden entsprießt, auf welchem zuletzt auch die einfachste Pflanze verdorrt, wenn kein Himmelsthau ihn erquickt und kein fruchtbares Donnerwetter ihn auflockert. Durch Ihr ungemein gütiges Schreiben vom 25. v. M. und so viele Aeußerungen unverdienten Wohlwollens fühle ich mich beschämt und ermuthigt zugleich. Denn, wiewohl ich mir der rechtschaffensten Bestrebungen, des ernsthaftesten Wollens und einiger Erfahrung in der Leitung von Verwaltungsangelegenheiten bewußt bin: so hat das Gelingen der wohlgemeintesten Absicht vielleicht zu keiner Zeit mehr, als in der jetzigen, wo die Sache selbst wenig, die Persönlichkeit Alles gilt, von tausend Umständen abgehangen, die den besten Willen begrenzen und nur zu oft Einsicht und Kenntniß paralysiren. Durch diesen steten Kampf gegen das, was das Aufkommen des erkannten Bessern hindert, und, trotz aller Verleugnung und Aufopferung eigener Ideen und Gefühle, am Ende dennoch Uebereinstimmung und wechselseitiges Vertrauen schwächt, versinke ich oft in Traurigkeit, welche das Herz grämt und den Geist erniedrigt. Desto mehr fühle ich

mich durch eines großen Mannes Achtung und Beifall zu edlerem Entschlusse und Wirken auf's Neue ermuthigt. Seine Lehre, Sein Rath und Beispiel wird mir steter Antrieb sein, mitten unter den mancherlei Sorgen, die mir aus der Liebe zur Sache erwachsen, das Rechte zu thun, und ferner durch die That zu bekräftigen, daß ich meines großen Freundes und Seiner Gunst und Achtung würdig sei.

Nicht minder wohlthätig und erfreuend hat der Besuch des Herrn Geh. Legationsrathes v. Bülow*) auf mich gewirkt, der sogar die Güte gehabt hat, mich in Ober-Thomaswaldau aufzusuchen, wo ich mich damals grade einige Tage aufhielt, auf einer Geschäftsreise nach der Lausitz begriffen. Nur selten wird man einen Geschäftsmann von reichern Talenten und feinerer Ausbildung finden. Die Bekanntschaft mit demselben ist für mich von der höchsten Bedeutung und die interessanteste, deren ich mich seit langer Zeit rühmen kann. Ein Mann von eben so feinem Geiste, als schöner, selbst gelehrter, vielseitiger Ausbildung; ausgerüstet mit den mannigfachsten Kenntnissen und geschmückt mit all den glänzenden Eigenschaften, die man nur in der Schule des großen Lebens und unter der Leitung eines großen Meisters erlangen kann, wird überall, wohin er sich wendet, Lob und Beifall erndten. Dabei lebt und webt Er mit Seel und Gemüth in Seinem Berufe. Wenn irgend Jemand, so scheint Ihr Herr Schwiegersohn vorzugsweise befähigt, eine klare, genaue und umfassende Uebersicht der zur Aufrechthaltung und Entwickelung unseres Handels unumgänglich nöthigen Bestrebungen des Staats auf diplomatischem Wege zusammenzustellen. Daher habe ich mich auch gedrungen gefühlt, bei Sr. Excellenz dem Herrn Staatsrath Gr. Bernstorff es in einem besonderen Berichte auszusprechen, daß Schlesien nicht tief und dankbar genug die Gunst erkennen kann, daß es Sr. Excell. gefallen hat, die Erörterung des gegenwärtigen Zustandes unsrer Handelsverhältnisse in Beziehung zum Auslande einem Manne zu übertragen, welcher eine seltene, gründliche Kenntniß derselben besitzt und auch in hiesiger Provinz, bei Behörden und Gewerbetreibenden, durch die geschickte und einsichtsvolle, feine Behandlung der ihm gestellten Aufgabe große Achtung und großes Vertrauen gewonnen hat. Da ich dem Herrn Geh. Legatr. v. Bülow noch einige Aktenstücke schuldig bin, deren Mittheilung ich Ihm versprochen habe: so steht mir die Freude bevor, nächstens mit Ihm in Correspondenz zu treten, zu deren Fortsetzung ich mir auch noch besonders Seine Erlaubniß erbitten werde. Es ist zumal für Schlesien eben so wichtig wie nothwendig, daß Seine Bestrebungen vom besten Erfolge begleitet werden.

In Betreff der landschaftlichen Angelegenheit, deren E. Exc. erwähnen, hat es, leider, seine Richtigkeit, daß nach Anleitung des Schlesi-

*) S. o. S 71, A. 3.

schen Landschaftsreglements, alle und jede Rittergüter, sie mögen bepfandbriest sein oder nicht, der sogen. General-Garantie unterworfen sind, dergestalt, daß zwar jedes Gut für die auf demselben (unlesbares Wort) Pfandbriefe zunächst als pignus speciale haftet, zugleich aber auch alle und jede Güter in eventum als pignus generale verhaftet sind. Dieser Umstand, der, wenn er dem Eigenthümer eines, zumal nicht bepfandbriesten, Rittergutes auch nicht mehr Gefahr droht, gleichwohl besorglicher ist, als man in der Regel und im großen Publicum meint, ist schon oft Gegenstand der Discussion und öffentlichen Erörterung gewesen; meines Erachtens aber ist er noch niemals gründlich genug beleuchtet; noch weniger, soviel ich weiß, legislativ authentisch festgestellt worden. Immer noch halte ich es für zweifelhaft: ob nicht jedem Gutsbesitzer, der den Pfandbrief-Credit aufgiebt, die Befugniß zusteht, aus dem landschaftlichen Verbande eben so auszuscheiden, als es dem Mitgliede jeder andern ähnlichen Corporation nicht verwehrt werden kann. Nur die Besorgniß, durch affirmative Entscheidung dieser Frage dem Kredit des Pfandbrief-Systems einen Stoß zu geben, mag Ursache sein, daß erstere noch nicht in concreto zur Sprache und richterlichen Entscheidung gebracht worden ist. Auch mag wohl die seltsame Sonderbarkeit dazu beitragen, daß die Landschaft als Corpus gar kein Forum hat, auch wenn sie der verklagte Theil ist, sondern vermöge der ihr bewilligten Autonomie und der ausgedehnten Deutung derselben immer ihr eigener Richter ist. Ueber diesen Punkt ist man immer mit schonender Hand weggeglitten, und noch kein königl. Commissarius, welcher z. Z. der Herr Min. d. Innern ist, hat diesen Gegenstand, ein geheimes Gebrechen, mit Ernst und Beharrlichkeit in's Auge fassen mögen; wiewohl auch die Zeit kommen wird, wo es nicht mehr wird können umgangen werden. Eine Amortisation der Pfandbriefe ist freilich nothwendig, und die Einleitung dazu über kurz oder lang auch unvermeidlich. Eine Consolidation der Grundschulden, wie die der Schlesischen Landschaft, welche keine juristische, gleichwohl eine natürliche und moralische Grenze hat, ist in ihren Folgen unabsehbar. Der verstorbene Schlesische Justizmin. Hr. Dankelmann, Vater des jetzigen, hat dies auch eingesehen und ist, als damaliger Königl. Landschafts-Commissarius, mir däucht, im Jahre 1790, mit einem Amortisations-Plane hervorgetreten. Aber die Stimme des Adels war gegen ihn; er scheiterte mit durch den Einfluß des Gr. Haugwitz, nachmal. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dessen öffentliche Laufbahn sich von diesem Ereigniß datirt. Die großen Gebrechen, an welchen das, einer verklungenen Zeit angehörige Pfandbrief-Institut krankt, rühren daher, daß ein Justiz-Minist. Carmer, dessen Schöpfer, und bis zur heutigen Zeit immer ein Justiz-Minister Departements-Chef der Landschaft war. Der gänzliche Mangel gründlicher staatswirthschaftlicher Kenntnisse zur Zeit der Entstehung und Fortbildung der Landschaft tritt jedem Sachkundigen entgegen. Darum

hat mich auch nichts mehr Wunder genommen, als die neue Errichtung eines Pfandbriefs-Instituts in Posen.

Geruhen E. Exc. mich mit Ihrer Gewogenheit ferner zu beglücken; Ihnen mögen, im gestimmten Kreise Ihrer verehrten, mit jeder Kunst der Grazien und Musen vertrauten Familie, aus den Tiefen der Kunst und Wissenschaft, wie zeither, rein und ungetrübt, die heiligsten Freuden, die köstlichsten Früchte erblühen! Mögen Sie immerdar, in heiliger, stiller Liebe und Andacht auf der Höhe walten, wo nur der Athem des Genius weht, und das Unvergängliche wurzelt! Möge aber auch die Alles lenkende Vorsicht, Sie mit Ihrem ernsten, großen Männerleben und Ihrer inneren hohen Thätigkeit recht bald dem Staate wiederschenken, auf daß Sie mit Ihren tiefen Einsichten, mit Ihren reichen Erfahrungen, mit Ihrem weisen Eifer, mit Ihrem tiefen Geiste und Ihrer großen Seele, das Gute, das im Gewirr und Treiben der widersprechendsten Tendenzen etwa gewonnen war, zur Uebereinstimmung und Vollendung gestalten; und das Aufkommen der besseren Ideen und Gefühle zu dauerndem Bestande kräftigen!

Mir wird es immer Sache des Herzens und der lautersten Gefühle sein und bleiben, in der dankbarsten Anhänglichkeit und in der wärmsten Verehrung lebenlang zu verharren.

Ew. Exc.

treu ergebenster
Merckel.

Breslau am 26. Sept. 1826.

II. Von Niebuhr.

Bonn, den 21. Januar 1827.

Sie haben mich in den verfloßenen Monaten zweymal erfreut, verehrtester Freund — durch Ihren Brief, und durch das Geschenk Ihrer bewundernswürdigen Abhandlung*). Es ist die Schuld meines Stillschweigens, daß jener mich überraschte, um so mehr danke ich Ihnen. Sie haben meiner Frau und mir durch die guten Nachrichten über die Gesundheit Ihrer verehrten Gemahlin einen Festtag gemacht; um so mehr da früher bekümmernde Nachrichten zu uns gekommen waren. Gebe nur der Himmel, daß die begonnene Beßerung, wenn sie auch in unsern Norden in der rauhesten Jahreszeit wohl nicht wesentlich fortschreiten kann, doch nicht wieder abnehme, daß diese theure Freundin im nächsten Sommer auf's Neue anwende was ihr wohl gethan hat.

Wie es nun, seitdem der eigentliche Winter eingetreten ist, Ihrer Frau Gemahlin geht — denn von Ihnen nehme ich an daß Sie fort-

*) Es ist der Aufsatz über die Bhagavad-Gita (1826) gemeint.

während unantastbar für die Zeit sind — das könnte ich nun schon wißen wenn ich Ihnen auf dem Papier geantwortet hätte, wie es in Gedanken geschehen ist. Ich erwartete aber anfangs Ihre verheißene Abhandlung; und daran glaubte ich die Zeit näher als es sich nachher auswieß wo der Druck des Buchs*) beendigt seyn würde, welches ich Ihnen hierbey übersende.

Die Abhandlung versetzt mich in Erstaunen mit dem Bewußtseyn wie schlechterdings unfähig ich wäre eine solche Arbeit auszuführen, da mir Neigung und Fähigkeit zu metaphysischen Speculationen absolut fehlen. Daher ich auch in diesen Fall zu denen — bey Milton — gehöre welche die Meister des Werks mehr loben als das Werk selbst. Ich gestehe Ihnen daß ich dem System keine Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, da ich absolut anthropomorphistisch und concret denke, so daß mich bey dem Erhabenen jener Ansicht Schauder überläuft: aber wer diese Speculationen in einer so fremden Form so durchdringt, ihr einzelnes so zusammenbringt, und daraus wieder ein Ganzes, nach unsrer Systemweise geordnet, bildet, wie Sie es gethan — der ist ein Meister; ein großer Meister, ja ein Hexenmeister.

Daß ein Volk welches die Geschichte absichtlich bey sich vertilgt hat einem nicht zusagt, der bloß Historiker ist, werden Sie nicht unbillig finden: und allerdings widerstehen mir im Innersten der Seele alle Grundzüge des indischen Wesens. Mit dem herrschenden Grundsatz meiner Geschichtsansicht daß alles Starre und Unbewegliche der schiere Tod ist, und stetige neue Bildung das Leben der Völker; welcher Bildung, Gesetze die glücklichsten Formen bereiten sollen — kann ich mich mit dem indischen Kastenwesen nicht vertragen, ja auch nicht mit dem Quietismus der Philosophie, — jener entsetzlichen Gestalt über die eines großen Geistes Speculation die Lehre wohl haben, worüber sie sich aber unmöglich schwebend festhalten kann. — Möchte es doch Ihnen gegeben seyn historische Umrisse zu ermitteln, wodurch uns andere Lagen des allerdings in seinen Werken erstaunenswürdigen Volkes durch Beziehung zur Weltgeschichte so fremd zu seyn aufhörte. Welches Volk gründete als Eroberer das indische? Welche Spuren sind vorhanden von den früheren Bewohnern?

Scheint es Ihnen nicht wünschenswerth daß Rask's**) Handschriften und Sprachgenie benutzt würden um die Zendsprache herzustellen? Ich habe dem Ministerium die Bitte vorgetragen einen oder mehrere von denen, die Sanskrit erlernt haben, auf diesen Weg zu leiten: denn daß man bey einer Kenntniß dieser Sprache stehen bleibe, die etwa dem entspricht was auf Schulen in Tertia im Griechischen erworben wird nutzt doch nichts und zu mehrerem gelangen wenige. Ich zweifle doch nicht,

*) Die 1827 erschienene umgearbeitete Auflage der römischen Geschichte.
**) Der bekannte dänische Sprachforscher.

daß das Zend die eine Keilschrift verständlich macht; und von einer zur andern müßte man auf die Erklärung der babylonischen Ziegel kommen können.

Ich hoffe daß Ihr hieroglyphisches Studium Sie in den tröstlichen, ja begeisternden, Hoffnungen erhalten hat daß dermaleinst unsere Kinder, ja vielleicht wir selbst noch, die ägyptische Historie aus den Denkmälern kennen werden: daß Champollions System das richtige ist.

Einen Alles erforschenden Gelehrten wie Sie brauche ich wohl nicht zu bitten meiner neugeschaffenen Geschichte Aufmerksamkeit zu schenken. Ich bin so gewiß in allem Wesentlichen die Wahrheit entdeckt zu haben, daß ich zu sagen wage, alle künftige Entdeckungen jetzt unbekannter Bücher oder Denkmähler können nur bestätigen oder vervollständigen. Es ist ein Jammer mit den Uebersetzern; auch der französische macht eine so elende Arbeit, so voll Fehler, so jämmerlich geschrieben, daß ich ihm eine öffentliche Protestation angekündigt habe, wenn er sein Werk nicht unterdrückt. Sonst verbreitet sich die Kunde meiner Geschichte in Frankreich und England sehr; und es bedürfte nur guter Uebersetzungen um ihre Ansichten in beiden Ländern herrschend zu machen. Die topographische Geschichte der Stadt wird an Ihnen, wie an wenigen, einen theilnehmenden Leser finden; möchten Sie damit und überall mit dem Ganzen zufrieden seyn.

Sie werden ein Paar kleine Abhandlungen erhalten haben, denen in wenigen Wochen andre ähnliche folgen werden. Ich lebe hier so rege als einsam: fröhlich der Beziehung zu sehr theilnehmenden Zuhörern. Für mein Glück könnte ich keinen richtigeren Entschluß gefaßt haben als uns hier anzusiedeln; so fern von der Anschauung dessen wobey man ein verzweifelnder Zuschauer zu seyn beschränkt ist. Ich bin stolz, auf Ihre Aeußerung daß Sie wünschten, ich lebte dort, begreife auch Ihren Sinn dabey vollkommen, glaube aber, daß Ihre Erwartung völlig getäuscht seyn würde, wenn ich geblieben wäre. Mit dem Einfluß, wäre man auch seiner Dauer gewiß, und erreichte er den Mittelpunkt der Bewegung des Staats, ist es eine klägliche Sache. Ja, ein Amt und Beruf! Aber eingreifen in die Räder vermehrt nur noch die Unordnung, und die verwegene Hand wird früher oder später zermalmt. Ich rechne auf die Lebenskraft der Nationen welche über Dummheiten und Verkehrtheiten siegt wenn sie stark genug ist. Ist sie es nicht so hilft ein negativer einzelner Einfluß wahrlich blutwenig — kann durch Störung sogar schaden.

Wie es Ihrem Herrn Bruder gelingen wird, darauf bin ich sehr neugierig.

Indem ich Ihnen nun schreibe erwacht das Verlangen sehr mit Ihnen eine Stunde über Alles von der Leber bis zum Ysop — buchstäblich wäre das die Botanik, von der ich aber kein Wort verstehe —

zu reden. Die Tendenzen der Zeit sind so gar merkwürdig: mir scheint es offenbare Wiederholung von dem was vom tridentinischen Concil ausging und zum dreißigjährigen Kriege führte: daß es eine Parthey giebt, welche einen solchen träumt, ist gewiß kein Phantasma, dahin gehört Görres, und dazu gehören Leute, denen man unbegreiflicherweise einen großen Einfluß gestattet. Mir scheint es, als ob die Priesterfaction in Frankreich Recht hat alles zu wagen, und Spanien aufzuhetzen. England ist in seinem Innern so gespannt und angegriffen daß ihm ein Krieg in der Halbinsel ebenso tödlich werden kann, wie er es Napoleon ward. In Belgien scheint die Regierung, welche vor dem Jahr über die Geistlichkeit gesiegt zu haben glaubte, zu einer ganz andern Einsicht gekommen zu seyn. Es ist unglaublich wie ohnmächtig allenthalben die sogenannte liberale Parthey ist.

Ich muß aufhören. Empfehlen Sie meine Frau und mich Ihrer verehrten Frau Gemahlin und Ihren Töchtern. Wenn die Ihrigen nach uns fragen, so sagen Sie, daß dieser Winter bis jetzt besser für meine Frau verfließt als die beyden vorigen. Die Kinder sind gesund: absolut blühend und gedeihend mein Marcus.

Haben Sie auch die Güte, mich Herrn von Bülow angelegentlich zu empfehlen: und den alten Freund Hedemann*) zu grüßen.

Leben Sie wohl und bleiben mir gewogen,

der Ihrige

Niebuhr.

Stein ist den Winter auf Cappenberg. Zuweilen erscheint von ihm ein Briefblatt, voll großer Herzlichkeit; dann wieder lärmt oder poltert er: oder ist geradezu unartig durch geflissentliche Anzüglichkeiten gegen Individuen die mir, wie er sehr wohl weiß, befreundet sind. Man muß das von dem Alten schon ertragen: möge ihn Gott nur lange erhalten. Ihr Briefwechsel mit ihm hat ja wohl aufgehört?

Anbei liegt ein gedrucktes Blatt von N. gezeichnet, Bonner Preisfragen enthaltend, mit der Aufschrift: Als Beweis daß wir hier nicht schlafen.

Die Antwort Humboldts auf diesen Brief steht in den „Mittheilungen aus dem Litteraturarchiv in Berlin" I. S. 17.

Niebuhr an Humboldt. Bonn den 15. Juni 1830**).

Ihr Geschenk***), verehrtester Freund, hat mir eine sehr wehmüthige, aber sehr große Freude gemacht. Die glückliche Darstellung dieser un-

---

*) Die beiden Schwiegersöhne Humboldts.

**) Obgleich dieser und der folgende Brief schon gelegentlich publicirt sind, geben wir sie der Vollständigkeit halber noch einmal.

***) Das Bild der am 26. März 1829 verstorbenen Frau von Humboldt.

vergeßlichen Züge voll Geist und Güte, eine Darstellung, die so gelungen ist, daß eine noch vollkommenere fast nur für einen Glücksfall gelten kann, ist für meine Frau und für mich ein theurer Besitz, welcher künftig unserem ältesten Mädchen bleiben soll, die der Verewigten, nach der großen Liebe und Theilnahme, welche sie meiner Frau in der höchst trübseligen Zeit der ersten Lebensmonate des Kindes schenkte, als Pathin verbunden ist. Sie werden es mir leicht glauben, daß meine sonst ziemlich trocken und staubig gewordenen Augen feucht wurden, indem ich dies schreibe und der Verewigten gedenke, die an Treue und Redlichkeit der Freundschaft so sehr wenige ihres Gleichen hatte.

Ihr Geschenk und Ihr Brief waren mir auch dadurch ungemein werth, daß sie verbürgen, daß Sie gewiß mein Stillschweigen so aufgenommen haben, wie ich Kunth*) bat, es Ihnen zu erklären. Als Sie das Unglück erlitten, war ich mit dem nämlichen bedroht, meine Frau, die von ihrer ersten Jugend mit einer tödlichen Brustkrankheit bedroht gewesen ist, war in einem Zustande, der unabwendlich dahin zu leiten schien. Mir fehlt die Festigkeit, welche Sie hält: und ich war verweht in Angst seit sechs Wochen. Ich habe den Tod Ihrer Frau der meinigen sehr lange verborgen, weil er sie durch und durch erschüttert hätte, da aber dieses Bestreben immer mislingt, so vernahm sie ihn noch immer zu frühe für ihren Zustand. Sie ist nun Gottlob so wohl, wie sichs nicht hoffen ließ, und die schreckliche Nacht**) des Brandes hat ihrer Gesundheit wenig geschadet, obwohl sie nicht so frisch ist, wie sie es, zum Erstaunen aller, wieder geworden war.

Wir haben Ihrer und Ihrer Frau oft gedacht bei Goethes und Schillers Briefen***). Wie viel müßiges Blätterwerk darunter auch seyn mag, ich habe lange nicht so erquickendes gelesen, zu verlangen, daß das tägliche Leben davon weggethan würde, so daß blos das Geistreiche bliebe, wäre doch wohl im Geschmack derer, die bloß Weingeist wollen: ich lobe mir ihn im Wein mit allem was ihn mäßigt und mit seinem Duft. Daß Tartüffe wieder hervorkommen konnten und diese Briefe lästern, ist schlimmer als was man hätte erwarten sollen — als jene Briefe geschrieben wurden, schien es doch unmöglich. Lassen Sie mich Ihnen sagen, theurer Freund, daß sie ein herrliches Denkmal für Sie sind! Ihr durch die lebhafteste Würdigung des Vortrefflichen unbestochenes Urtheil; die Aufrichtigkeit, womit Sie Ihre Ueberzeugung bekannt haben, ist groß und herrlich, und wenn Schiller für mich durch diese Briefe unendlich gewonnen hat, wo es klar ist, daß die übertriebene Bewunderung Deutschlands ihn nie verleitete, in Goethe den Größeren

*) Der einstige Lehrer und spätere Freund der Humboldts.

**) Niebuhrs Haus brannte in der Nacht des 6. Februar 1830 ab.

***) Der Briefwechsel erschien 1828/29 in 6 Bdn.

zu verkennen, so sind Sie mir erst jetzt recht ehrwürdig geworden. Ich möchte das gern einmal laut sagen, wie es meine Freunde und Jünglinge schon oft von mir gehört haben.

Herzlichen Dank für Ihre Theilnahme am Unglück. Es bleibt davon eine Narbe, denn ich habe unersetzliche, liebe Sachen eingebüßt; was von gelehrten Manuscripten verloren ging, ist freilich ersetzt oder entbehrlich: und den Verlust an Geld verschmerzt man: überdies war assecurirt. Das Haus hat sich schöner und größer wieder erhoben, und zum Winter bewohnen wir es wieder. Wäre es denn nicht möglich, daß Sie sich einmal entschlössen hierherzukommen, und als Gastfreund je mehr Tage je lieber, Zimmer mit der Aussicht auf Siebengebirg und Kreuzberg zu bewohnen.

Es war nahe daran, daß dieser Zufall uns nach Berlin versetzt hätte: die nämlichen Leute, welche Sie dort ausschlossen, haben mich entfernt gehalten*), und für unsere Heiterkeit ist es besser.

Gegen den Winter hoffe ich Ihnen den zweyten Band der Geschichte zu senden, an dessen Druck sich der dritte unmittelbar anschließen wird. Dieser zweyte ist ungemein trocken, über alle Beschreibungen mühselig entstanden; als gelehrtes Werk, denke ich, ans Ziel gebracht. Der dritte lebt und athmet. — Der Druck geht langsam durch die Schuld der Officin: absolute Unzuverlässigkeit ist unläugbar ein charakteristischer Zug der Rheinländer bey allen Geschäften. Ihr Urtheil über Müllers Etrusker**) ist mir sehr erfreulich gewesen. Mich ärgert dieser unsägliche Ehrgeiz, der ihn jeden Augenblick zu Schiefheiten und Unwahrheiten führt, zu Plagiaten und unvernünftigem Besserwissenwollen. Ich ignorire das alles bis vielleicht einmal mein Werk vollendet ist. — Hat Delbrück***) Sie nicht amüsirt? So einer ahndet nicht, daß die Philologie aus den Windeln erwachsen ist, worin er sie kannte — vor vierzig Jahren und darüber.

Leben Sie wohl, theurer Freund und erfüllen die Bitte, uns im künftigen Jahre zu besuchen: zu allen Zeiten aber erhalten Sie mir Ihre freundlichen Gesinnungen.

Der Ihrige

Niebuhr.

Niebuhr an Humboldt. Bonn, den 17. November 1830.

Hier, verehrter Freund, erhalten Sie den zweyten Theil meiner Geschichte, über dessen Verzögerung die Vorrede Rechenschaft giebt. Ihnen

*) Darüber Niebuhr an Stein, bei Pertz, Stein 6, 2, 975 und Treitschke, Deutsche Geschichte 4,200.

**) Erschien 1828 in Breslau in zwei Bänden.

***) Geht wohl auf Delbrücks, Prof. der schönen Litteratur in Bonn, 1829 erschienene Schrift: Xenophon. Zur Rettung seiner durch Niebuhr gefährdeten Ehre.

sendet man nie solches Buch wie andere Exemplare in diesem nämlichen Packet abzehen, um eine Pflicht zu erfüllen, mit dem Bewußtseyn, daß das Buch hingestellt ruhe, höchstens bey Gelegenheit einer feindseligen Rezension hergenommen werden wird. — Ich weiß wohl, daß die Untersuchungen, welche hier herrschen, nicht eigentlich Lieblingssachen für Sie sind: aber Sie verschmähen sie nicht und begreifen, daß man sich darin vertieft und etwas damit fördert. Aller Erfolg, den ich dem Werke bei Ihnen wünsche ist, daß es Ihnen klar werden möge daß Vieles was sonst leerer Name war, Inhalt und zuverlässige Bedeutung gewonnen hat. Kleinfügiger ist dieser Theil als der erste: das liegt in der Sache. Die Ehren*) welche Ihnen zu Theil geworden sind, haben mich sehr erfreut. Das braucht wohl keine Versicherung. Gebe Ihnen der Himmel Mittel, Ihre Einsichten geltend zu machen welche dem Bedürfniß entsprechen.

Ich wünschte mich mit Ihnen zu unterreden um 1789, was Sie schon als Jüngling sahen, was mir, ungeachtet ich noch Knabe war, sehr klar ist, mit dieser nur dem Namen nach ähnlichen Revolution zu vergleichen. Diese Auflösung der Gesellschaft im Kriege des Pöbels gegen die Wohlhabenden war jene Revolution nicht. Ich fürchte für England. Bey uns an diesem Rheinufer ist gar keine politische Aufregung, weil die Einwohner um jeden Preis nur nach Ruhe und Ordnung sich sehnen — die Abschaffung von dem was sie aufreizen würde durch die Revolution vollbracht ist: und bis jetzt Priester und Aristokraten, die in Belgien alles angezündet haben, kaum sich regen. Es droht indessen von der Seite: Lamennais Journal**) wird an die Agenten geschickt, und wenn deren Vorstellungen selbst jetzt zu Berlin Glauben finden, wie es mit den Major von Gerlach**) gelungen ist, anstatt daß man dagegen wirken sollte und könnte, so wird es hier um einige Zeit auch böse werden. Die Liberalen sind hier ein gar nicht böser Schlag, und wenn ich Autorität hätte, ich wollte mit ihnen viel ausrichten; jene anderen sind unversöhnlich, tückisch und absolut schlimm.

Wird es Sie befremden oder nicht zu hören, daß Herr v. Stein, da ich ihm nach General von Pfuhls Erzählung, daß er die Sachen in Frankreich sehr vernünftig ansehe, unbefangen über die Narren und Buben welche das Unglück herbeigeführt haben, schrieb — grimmig ausgebrochen ist, da er inzwischen in Coblenz mit Priesterischen und Aristokraten zusammengekommen war: mir ungeheure Grobheiten sagte, und insinuirt, daß ich und Andere, um jenen Herren zu genügen, von hier

---

*) Humboldt hatte den schwarzen Adlerorden erhalten und war wieder in den Staatsrath berufen worden.

**) Lamennais Journal ist l'Avenir, Gerlach der spätere Generaladjutant Friedrich Wilhelms IV.

fortgejagt werden müßten. Jesuiten, die sind ihm recht für die Universitäten. So sprach er schon 1806, der König sollte alle Tage einen Gelehrten aufhängen lassen.

Eine unglückliche Sensation hat hier in der Stadt, wo sich die Stimmung in den sieben Jahren, die ich hier zugebracht, auf's glücklichste verändert hatte, der Vorfall mit dem Referendar Simrock*) gemacht. Man hat mich mit der Geschichte grausam geplagt: ich habe es abgelehnt die Verse zu lesen, deren absolute Schuldlosigkeit man behauptet ꝛc. Es mag dummes Zeug sein, — aber ich gäbe viel darum daß die Sache nicht geschehen wäre; oder daß, was das nächste ist, es möglich seyn möchte, einzulenken. Denn so ganz unverzeihbar wird das Zeug doch nicht seyn. Wäre es nicht möglich, daß der Bruder des Königs wenn er bey uns erscheint als Vermittler der Verzeihung aufträte? Sollten Sie durch irgend einen Weg dahin wirken können, so läge viel daran, daß es gnädig und freundlich ausgeglichen würde. So ist auch angelegentlich zu rathen, daß der Prinz sich in freundliche Beziehungen zu notabeln Einheymischen setze.

Die größte Klugheit wird wohl wenig Unglück abwenden können: aber Ungeschick kann es tausendfach ärger machen. Was steht uns bevor? Wird nicht mein schönes Haus in dieser unglücklichen Lage ein Schutthaufen werden? Wir werden dem Kriege zu entfliehen suchen: wohin? Nicht nach Berlin. —

Meinen herzlichsten Dank für das Bild der verewigten Freundin haben Sie doch erhalten?

Leben Sie wohl, verehrtester Freund, und bleiben mir gewogen.

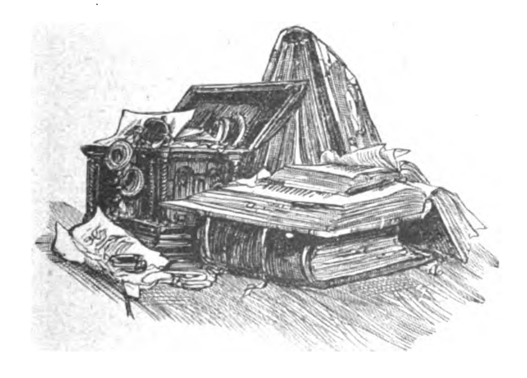
Ihr ergebenster

Niebuhr.

---

*) Simrock, ein geborener Bonner, damals Referendar, hatte die Julirevolution in einem Gedicht „Die drei Fahnen“ begeistert begrüßt und war durch Kabinetsordre des Königs aus dem Staatsdienst entlassen worden.

(Schluß folgt.)





Ein Ausflug nach dem Sudan.

Von

* * *

Lange Jahre war der Weg nach Khartum dem Reisenden verschlossen; schon zur Zeit der ägyptischen Herrschaft war er höchst mühevoll, nur erreichbar durch Kameelritt, viele, viele Wochen hindurch immer durch Wüste, bedroht, verfolgt von Räuberbanden, die das Ausrauben des Schwächeren, dessen Zug kleiner war als der ihre, als ihr gutes Recht betrachteten, überaus anstrengend durch Hitze, Wind, wirbelnden Sand; dem gänzlichen Wassermangel mußte man durch Mitnehmen von Vorrath vorbeugen. Doch nach Rückeroberung des Sudans durch den Mahdi war eine Reise dorthin für den Europäer beinahe unmöglich. Die wenigen kühnen Karawanenunternehmer, die Forschung oder Handel oder auch wohl manchmal Abenteuersucht dorthin führte, büßten ihren Wagemuth hart, durch Tod oder Gefangenschaft.

Keinesfalls war dies eine Fahrt für einen Salonreisenden, der — dem Orientalen ganz unbegreiflich — aus Neugierde oder sagen wir höflicher, aus Wißbegierde, aus Interesse, aus Betrachtungslust, sich auf ferne, aber nicht gar zu gefährliche und mühselige Reisen gern begiebt.

Als die Engländer und Aegypter Khartum ganz verlassen hatten und den Derwischen gewichen waren, begleiteten Soldaten die Cookdampfer, die nach Wadihalfa mit Reisenden fuhren, die Nubien und den zweiten Katarakt sehen wollten; dies durfte nur mit Militärbedeckung geschehen, da Nubien manchmal kurzen, aber blutigen Besuch von den so grausamen sudanesischen Unholden bekam.

Im Jahre 1896 hatte ich die Absicht, nach dem zweiten Katarakt zu reisen, und mir deshalb einen kleinen Privatdampfer mit einigen Freunden bei Cook bestellt, denselben mit Proviant, Koch, Bedienung versehen lassen, wie man das dort thun muß; das Schiff erwartete uns in Chellal, wo die Dampferfahrt nach Nubien beginnt. Aber in Assuan trat mir der Cook-Agent betrübt entgegen, eine Depesche vom Kriegsministerium aus Kairo hatte ein Verbot gesandt, die Fahrt zu machen. Die Derwische waren in Nubien eingedrungen, und England und Aegypten rüsteten sich zu dem großen Kampf, der die grausame Mahdi-Herrschaft beendete und General Gordons Tod und viele Andere rächte.

Die blutige Schlacht von Omdurman vernichtete die Derwische nach heißem Kampfe und eröffnete nicht nur Nubien, sondern auch den Sudan dem europäischen Verkehr. Jeder konnte nun dorthin gelangen, der Hitze und die bekannten Unannehmlichkeiten der Tropen und Strapazen nicht scheut, um ein fremdes, neues Land und ein ursprüngliches Volk mit andern Sitten und Gebräuchen zu sehen, den die Kulturgeschichte der Menschheit mit ihrem verschiedenartigen Anschauen interessirt, der begierig ist, Land und Leute kennen zu lernen, die in der allerletzten Weltgeschichte solche Rolle gespielt haben, von denen man so viel Anziehendes und Abschreckendes gehört hat.

Der Engländer zieht die Civilisation nach sich, die sich allerdings in unserem Sinne bei diesen schwarzen Menschenbrüdern wohl erst nach Jahrhunderten einbürgern kann. Aber nach außen hin, d. h. also für den Verkehr weiß er sofort Mittel und Wege zu finden, — und hier galt es, Central-Afrika und seine bedeutenden Handelsplätze Khartum und Omdurman seinem englischen Handel zugänglich zu machen. Die Reise dorthin, die viele Monate der schwersten Entbehrungen bedurfte, ist durch die englische Intelligenz in kurzer Zeit ein Trip, beinahe eine Lustfahrt geworden.

Nun nahm ich den im Jahre 1896 vereitelten Plan, Nubien zu besuchen, wieder auf, und als zweite verbesserte Auflage beschloß ich, nach dem Sudan zu gehen, im ersten Jahre, welches die Reise dorthin leicht gestattete, 1901, noch ehe das Gordon-Denkmal fertig und in Khartum aufgestellt war, das den General hoch zu Kameel darstellt.

Wir Deutschen lieben unsern Norddeutschen Lloyd und schiffen uns, wenn irgend möglich, auf einem Dampfer seiner Linie ein.

Die deutsche Sprache der Schiffsmannschaft heimelte uns an, ehe wir rings um uns die fremden Laute, für mich diesmal Arabisch, hören. Die Nahrung soll sehr gut bereitet sein, was natürlich vom Schiffskoch abhängt und nicht immer zutrifft. Diesmal war es die „Aller", mit der ich nach Alexandrien fuhr, die, von New-York kommend, Amerika in direkter Linie mit Aegypten verbindet.

Ich verließ meine Heimat den 14. Februar, bei 16° R. Kälte, um in etwa 14 Tagen eine Wärmetemperatur von 32° R. zu haben! Nach

guter Fahrt gelangte ich via Alexandrien nach Kairo, und dann mit dem auch erst in neuester Zeit eröffneten Luxuszug nach Luxor; dann zu Schiff nach Assuan.

Leider hatten wir keine Zeit, dort zu bleiben, da wir in Chellal unser Schiff, das uns weiter befördern sollte, erreichen mußten. Wir fuhren mit einem kleinen Dampfschiff, das unser Gepäck mitnahm, nach der Insel Elephantine, wo ein Landsmann zu uns stieß; dann mit der Bahn bis Chellal. Die Bahn führt durch die, hie und da von einem Zeltlager der Eingeborenen und ihren Hammelheerden belebte Wüste. — Das kleine Dorf Chellal liegt an einem Palmenwäldchen, gerade gegenüber der Insel Philä mit dem Pharaonenbett, wie ein kleiner griechischer Pavillon dort genannt wird. Die untergehende Sonne vergoldete dies Märcheneiland. Wir aber bestiegen einen Regierungsdampfer, den „Ibis", und suchten dem Manager die besten Kabinen, Schattenseite, abzunehmen; er versprach Jedem, was er wollte, und gab sich übrigens redliche Mühe, die vielen Wünsche der Gäste des vollbesetzten Schiffes zu befriedigen; er sorgte für vorzügliche Küche. Wir haben dort am besten während der ganzen Reise gegessen.

Die Ufer des Nils verändern hier eine Zeit lang ihren Charakter. Steiniges Ufer steigt auf; das Schiff muß sich durch das schwarze Gestein winden. Der Nil soll hier oft mit dem Rhein (wohl in der Gegend der Loreley) verglichen werden. Ich kann die Aehnlichkeit nicht finden, glaube sogar, daß die Rheinufer romantischer sind. Dort unten ist der unendliche Reiz des Südens und der Wüste. Den anderen Tag stiegen wir aus, um einige unbedeutende Tempelreste zu betrachten. Hier trat uns das erste Mal die echt nubische Bevölkerung aus irgend einem nahe gelegenen ärmlichen Dorfe entgegen. Die Kinder bis zu zwölf Jahren etwa sind ganz unbekleidet, höchstens tragen sie einen kleinen Stein am Nasenflügel. Die Männer und unverschleierten Weiber sind dürftig bekleidet; sie tragen oft Schmuck, silberne Armbänder und Ketten. Sie haben breite, häßliche Gesichter, aber einen gewissen gutmüthigen Ausdruck; sind starkknochig und weit dunkler als Araber. Sie wollen dem Reisenden alles Mögliche verkaufen: bunte Steine, Palmenwedel, silberne Armbänder, Scherben und was sie gerade finden. Ein Rädchen aus irgend einer zerbrochenen Uhr wurde uns als „antik" angeboten. — Sie verstanden meistentheils Arabisch, so daß sich meine beiden Begleiter, die vorzüglich Arabisch sprechen, mit ihnen unterhalten konnten: sie waren ungemein erfreut und dankbar für jeden Scherz.

Die Gegend bestand aus Palmen, Sand und Nil, wie überall.

Gegen Abend kamen wir in Korusko an, wo das Schiff die Nacht über blieb und mit einem Cook-Dampfer zusammentraf.

Korusko, noch Telegraphen- und Poststation, hat in der Zeit des Mahdistenkrieges eine gewisse Bedeutung gehabt. Doch ist es jetzt eine verödete Stadt mit ganz kleinem Bazar, der — die Dächer mit Stroh gedeckt — nur Lebensmittel und etwas Stoffe zur Bekleidung bietet. Die Frauen

haben die Haare in der Mitte gescheitelt und von dort aus eine Menge kleiner Flechten herunterhängen; wie oft mögen sie sich die Haare frisch flechten? Sicher selten.

Die Engländer hatten hier ihre Kasernen und Häuser während des Krieges gebaut; als sie fortzogen, nahmen sie mit, was transportabel war: die Thüren, die Fenster, nur die Lehmmauern ließen sie stehen, die gespenstisch bei anbrechender Dunkelheit emporragen und den Eindruck des armseligen Ortes nicht behaglicher machen. — Die Rückkehr auf das Schiff bedeutete zugleich die Rückkehr zur Kultur allemal. Abends wurde gesungen, deklamirt u. s. w. — Am frühen Morgen des kommenden Tages mußten wir wieder heraus, ein Tempelreichen zu bewundern. Erst wollten Alle nicht, schließlich geht Jeder. — Das lebhafte Gebahren der Eingeborenen, der Lärm, das Geheimnißvolle der noch stehenden Tempelwände, das Alles lockt und ruft trotz Hitze, Sand und Uferaufstieg. Die Nubier schleppen Blumen an, auch ein ausgestopftes kleines Krokodil oder eine lebendige Amphibie, die sie an einen Faden binden, in das Wasser werfen und wieder herausziehen und sie so in der Hoffnung, den Fremden zu interessiren und ½ Piaster zu erlangen, furchtbar quälen. Ein empörter Engländer erschlug das schon halbtodte Thier, um es zu befreien. Großes Geheul des Besitzers, der seines augenblicklichen Erwerbes beraubt zu sein scheint.

Nach schöner Fahrt kamen wir nach Edderr, der früheren Hauptstadt Nubiens. Lehmhäuser, oder vielmehr Hütten, lauter bettelnde und verkaufende Frauen und Männer mit großer Ausdauer und besseren Sachen, die dort wirklich fabricirt werden; runde kleine Goldschilde, von 23 Karat, die sie mit Perlen um den Hals tragen; (so ein Schildchen kostet nach dem üblichen Handel etwa 1 Pfund), schöne Waffen, Schwerter und Pfeile, Armringe u. s. w. — Eine kleine Moschee stand ganz oben im Orte, meine beiden Herren vertieften sich in Betrachtung der Inschriften, die sie zu photographiren trachteten, wurden aber vom Dampfschiff per Pfeife wiederholt gerufen, das Schiff sollte weiter gehen. Mr. Lion, der Manager, war in großer Aufregung und ließ die Dampfpfeife gellend ertönen: da mußten die Herren schon kommen. Uebrigens stellte es sich heraus, daß die Inschriften Grabinschriften in alter arabischer Zierschrift aus dem 10. Jahrhundert waren.

Leider nahte die schöne Nilfahrt ihrem Ende. Das warme Wetter war überaus behaglich, man lebte auf dem Deck. Freilich stöhnten wir auch manchmal über die Hitze und tranken viel Soda mit Wermuth, wir Deutschen und die Franzosen; die Amerikaner und Engländer zogen Soda mit Whisky vor. — Des Nachts lag die Hälfte der Passagiere auf Deck, (Damen und Herren durch Leinenwände getrennt), weil es Vielen in der Kajüte zu heiß war.

Die Ufer sind lieblich, hochgelegen zu unserer Zeit, in welcher der Nil niedrig ist. Palmenhaine, Felsbildungen, auch Sykomoren und zwischen-

durch weiße kleine Heiligengräber, natürlich muhammedanisch, bilden die Landschaft, dann und wann eine Sandbank im Nil, die von Vögeln belebt ist. Obgleich unleugbar die Nilufer etwas Monotones, sich Wiederholendes haben, ist die Fahrt doch ungemein reizvoll; mitten durch diese von unkultivirten Völkern bewohnten Gegenden fahren wir im Dampfer gemächlich und fast mit Luxus umgeben hin. Die Ruhe und die Großartigkeit der Umgebung lullt unsere überreizten Jahrhundertsnerven ein. Das Nubiermädchen lächelt uns winkend zu, und der schwer das Wasser heraufwindende Arbeiter starrt uns als Fremde so an, wie wir ihn. Wie wir mit Interesse den dürftigen Lappen um seine Hüfte (seine einzige Kleidung bei dieser harten Arbeit) ansehen, so betrachtet er unsere Kleider: doch, glaube ich, er würde nicht tauschen.

Die hohen Palmen, von denen wir in der Jugend lasen und träumten, sind hier alltäglich, aber uns sind sie Märchenerscheinungen, wie der heilige Nil, der Strom in der heiligen Schrift, der Mose getragen.

Frühzeitig am Nachmittag, den 27. Februar, kamen wir in Abu Simbel an, dem Gipfelpunkt der oberen Nilreise. Der große und der kleine Tempel sind beide in den Stein hinein gehauen und weichen von all' den anderen Tempeln darin ab. Vier Kolossalfiguren, in Stein ebenfalls gehauen, sind am Eingang des großen Tempels, Ramsesfiguren, die sitzen. Neben ihnen steht eine kleine Figur, die bis an ihr Knie reicht, sie soll die Gemahlin vorstellen. Götter wie Horus, Osiris, Phtah mit dem Nilschlüssel, Inschriften, Kartuschen umgeben die Riesen als Beirath. Die Pilaster des Tempels sind ebenfalls in Stein gehauen und stützen die Decke. Wir konnten, da wir Magnesium mit hatten, die Innenmalereien gut sehen. Die Wände sind mit Götterdarstellungen bemalt, das heilige Schiff fehlt nicht und auch nicht der siegreiche König, der die Feinde niedermetzelt.

Vor dem Eingang des kleinen Tempels stehen fünf Königsfiguren. Im Tempel ist noch eine sehr eigenthümliche in Stein gehauene Nische, mit einem Stier: die Darstellung ist verwittert und undeutlich. Interessant und einzig in ihrer Art sind die aus dem Felsen herausgehauenen Figuren, mächtige Haut-reliefs. — Die Lage ist überaus romantisch. Dicht am Nil starren die Riesenstatuen in den Fluß, an den Felsen gelehnt. Hinter ihnen der höhere Berg.

Wir gingen Abends noch über den großen Tempel durch den tiefen, heißen Sand, um den Mond aufgehen zu sehen, der gerade dort eine zauberhafte Wirkung hat. So — weltabgeschlossen — lagen wir im Sande. Nil und Gestein in der Dunkelheit schwindend und im Mondenlicht wieder auftauchend. — Ein paar Nubierknaben sahen neugierig auf uns. Die Herren riefen sie heran, und die intelligenten Knaben wurden zutraulich. Sie sagten uns die erste „Sure" auf, (eine Art muhammedanisch-arabisches Vaterunser) mit großer Schneidigkeit; sie schnurrten sie nur so auf. — Aber der Schiffsherr schickte einen Boten mit Laternen — er hatte Recht,

denn der Abstieg im nachgebenden Sande des steil aufsteigenden Ufers bedurfte der Vorsicht.

Um 2 Uhr Nachts hatten wir und einige Passagiere gebeten, geweckt zu werden, um das erst in später Nacht aufgehende Sternbild des Kreuzes des Südens zu betrachten, das wirklich durch seine großen und intensiv funkelnden Sterne höchst sehenswerth ist.

Den anderen Tag kamen wir nach Taufikye, der Endstation des Dampfers, und wir verließen unseren lieben „Ibis", der nach Chellal zurückkehrte, die Nilreise wieder heraufging und uns dann programmgemäß hier erwarten sollte.

Taufikye ist ein nettes kleines Nest, hat eine Moschee, einen Bazar (aber ohne bessere Sachen), einige Schwerter, nur Nützliches, viel europäische Sachen, Küchengeräthe, Nesselstoffe u. s. w. enthaltend. — Das Gasthaus mit hübschem Garten und einem Löwen im Käfig ist recht gut. — Nachmittag bestiegen wir den Militärzug, der uns zunächst nach Wadihalfa bringt. Halfa ist eine schön am Nil gelegene Militärstation, hat Kasernen, Militärklubhaus, Telegraphen, Post. Es verbindet gewissermaßen den Sudan mit der civilisirten Welt, da von hier aus die Bahn nach Khartum führt. Diese Bahn ist eigentlich nur zu Militärzwecken gebaut und nimmt jeden Donnerstag Personen in einer Art Luxuszug auf. Es ist eine Schmalspurbahn. Die Coupés sind leicht aus Holz gebaut, kleinere Wagen und kleinere Fenster als bei uns, erstere des Gewichtes wegen, denn die Bahn geht auf weichem Wüstensande, letztere der Sonne und des Staubes wegen. Der Zug besteht aus Schlaf- und Speisewagen, in denen man seine festen Plätze nimmt, wir waren flink und erlangten welche auf der Schattenseite, d. h. wo Nachmittags Schatten ist. Den Tag über ist man immer im Restaurationswagen. Während der Mahlzeiten hält der Zug, der überhaupt ziemlich verschwenderisch mit seinem Aufenthalt ist. Geklirr und Gerüttel auf dem weichen Untergrund machen das Essen, anders als bei uns, im Fahren unmöglich. Die Betten sind gut. Der feine hereindringende Wüstensand und die Hitze sind furchtbar. Es waren immer über 30° R. Man trank den ganzen Tag — wehe, wenn das Eis oder gar das Mineralwasser ausgehen würde!

Der Zug geht durch die Wüste, den Nil entlang, den man manchmal sieht. Dann durchschneidet er die Wüste bei einer Nilwindung und trifft dann wiederum den Nil. Den Nebenfluß des Nils, Atbara, überschreitet der Zug über schöner eiserner, moderner Eisenbahnbrücke. Die Stationen sind durch die Engländer eingerichtet. Zeltlager der Sudanesen sieht man dort mit Hammeln oder Antilopen. Selten, daß eine größere Station ein einfaches Gebäude hat. Das Wassernehmen der Maschine hat sicher in der wasserarmen Gegend viel Schwierigkeiten bereitet.

Man kommt bei ca. 14—15 Pyramiden vorbei, die wir mit den

guten Gläsern sehen konnten, hoch, braun und eine neben der andern; sie sind unter dem Namen: die Pyramiden von Mereo bekannt.

Auch glaubten wir öfters beim Stillstehen des Zuges und auch im Fahren, gegen den Horizont zu größere Wasserflächen zu sehen — es war aber nur die Spiegelung der Sonne in dem Sande, eine Augentäuschung.

Den 2. März kamen wir in der Nacht in Halfaja an, der Endstation. Der Zug blieb mit den schlafenden Passagieren stehen. Man zog sich an, trank Kaffee, und erst gegen 8 Uhr wurden die Koffer geholt, das Handgepäck, so daß wir nun auch übersetzen konnten.

Wir fuhren mittelst des Hoteldampfers über den Nil nach Khartum. Am Ufer erhoben sich stattliche Bauten. Das englische Regierungsgebäude, das Militärgebäude mit Klub, das eine herrliche Terrasse nach wunderschönem und gepflegtem Garten mit prachtvoller Flora hat — der Palast des Statthalters, einige kleinere elegante Villen englischer Offiziere — diese am Ufer stehenden Bauten verbergen den zusammengeschossenen Trümmerhaufen des einstigen Khartums. Schlanke Palmen und Gärten schauen gar lieblich in die Fluthen.

Nach $^{1}/_{2}$ stündiger Fahrt kamen wir an, erklommen das steile Ufer, das einige riesig hohe Stufen zur Erleichterung aufweist, und kamen in das einzige Hotel, das aus drei kleinen Häusern besteht. Die Häuser haben nur ein Stockwerk zu ebener Erde; eine große Thür führt in das Zimmer, das in der gegenüberliegenden Mauer ein viereckiges Loch mit rother Gardine hat, um Durchzug zu haben.

Die Zimmerreihe liegt nur nach dem Norden. Das mittelste Haus hat einen großen Salon mit zahllosen Fliegen und großer Hitze und eine bedeckte Veranda, wo man alle Mahlzeiten zu sich nimmt.

Der Manager ist ein Deutscher. Die Häuser haben Sandplätze und ein bischen Garten um sich herum. Da ich mit Licht bei offener Thür sehr vorsichtig bin und die Lamussja fest schloß, litt ich nicht viel von den so gefürchteten Thieren, aber meine beiden Begleiter waren ganz verschwollen. Sie glaubten von kleinen kaum sichtbaren Sandfliegen gestochen zu sein, da der Fußboden ihrer Zimmer nicht mit Steinfliesen ausgelegt, sondern mit Matten belegt war. Mein Sohn flüchtete mit seinem Bette auf den großen Sandplatz vor unserer Thüre. Das hatten noch einige Herren gethan, einer derselben hatte am Kopfende einen aufgespannten Sonnenschirm befestigt zum Schutz gegen den herrlichen Vollmond.

Nachdem wir unser Lunch genommen, ritten wir in die Stadt; die sehr ursprünglichen Eselsattel waren entsetzlich. Der Markt bringt Pflanzen, Gemüse, Nahrungsmittel und einige nothwendige Gebrauchsartikel, Zwirn, Knöpfe, Nesselstoff, Streichhölzer. Auch Frauen, alle unverschleiert, verkaufen, den Säugling dabei an der Brust. Die Weiber gehen überhaupt mit entblößter Brust. Bei der Hitze ist Vieles erklärlich!

Im Markt konzentrirt sich das Leben, er ist voll von Sudanesen und anderen dunklen Menschen. Der Europäer wird begafft. Es sind auch nur wenige dort: eine Anzahl englischer Offiziere und etwa zwanzig neugierige Fremde, wie wir es sind, die der Zug wöchentlich einmal hinbringt. Die Soldaten sind Sudanesen, jeder hat seine Frau mit; die Frauen sind die Gefahr der Engländer.

So lange das Getreide billig ist, ist Alles in Ordnung, aber irgend eine Dürre, die Theuerung mit sich bringt, kann sehr verhängnißvoll werden. Die vielen Frauen sind die Last für die Armee, aber kein Sudanese würde als Soldat ohne Frau gehen.

Die Truppen sehen ganz stattlich aus. Hoffentlich fühlen sie dem überlegenen Engländer gegenüber ihre Uebermacht nicht, denn ein Aufstand wäre immerhin bedenklich für die Engländer.

Die zerstörten, zerschossenen Häuser sehen traurig aus; armselig waren sie wohl immer gewesen, und dennoch werden sie ausgenutzt. Die Wände werden aufgeweicht, in neue viereckige Form gepreßt und zu Steinen gebrannt. So steigt dort das neue Leben aus den Ruinen. Es wird gearbeitet, und neue große und kleine Häuser werden gebaut. Man behauptet, man will den Hauptverkehr nach Khartum ziehen von der Nachbarstadt Omdurman, des Kalifen Residenz. Es soll in der Absicht der Engländer liegen. In den Trümmern liegt auch eine zerstörte Moschee, von der man nur noch die Kibla, die heilige Nische gen Osten sieht. Weit und groß muß die Stadt gewesen sein. Man reitet lange und sieht immer wieder andere zerstörte Straßen. Ein kleiner Suk, d. ist Bazar, beginnt geradeüber dem neu erbauten stattlichen Posthause. Dort sind ein paar Läden, d. h. große, lange Buden, in denen ich bemerkte, daß man doch fast Alles haben kann, wenn auch schlecht und recht: Strümpfe, gelbe Sonnenschirme, Unterwäsche, Kravatten, Spiritus, Leuchter, Lichte, Petroleum, Lampen u. s. w. Freilich glaube ich, es heißt hier auch: Aber frage nur nicht wie?! — Zelte mit langen Tischen davor sind Wirthschaften für die Eingeborenen, wo sie sitzen, Limonade trinken, rauchen, schwatzen.

Die Abendbeleuchtung im Suk ist sehr mangelhaft, in der Stadt fehlt sie gänzlich — aber wir hatten Mondschein. Einen schönen Ausblick auf den Nil gewährt die hohe Uferpromenade. Die Promenade weist Orangenhain und hübsche Gärten auf.

Wir mußten den anderen Tag früh heraus, denn man soll in der Mittagszeit hübsch zu Haus bleiben, essen, trinken und schlafen, wenn es Hitze und Fliegen erlauben.

Um 6 Uhr war die Feluke, das Boot, vor der Thüre, wir nahmen Stühle aus dem Hotel, viel Sodawasser, Wermuth u. s. w. mit und fuhren den Nil entlang dem weißen Nil zu.

Die beiden Quellströme, der blaue und der weiße Nil, vereinigen sich bei Omdurman. Wir fuhren auf dem mächtigen weißen Nil. Es war prachtvoll. Der Fluß ist dort so breit, daß er uns wie ein See vorkam; ein kleiner Katarakt ist zu sehen. Die niedrigen Ufer beleben die wunderbarsten Vögel: der reizende kleine Wiedehopf, der Ibis, der Reiher in verschiedensten Gattungen; der widerliche Aasgeier äugt feindlich zu uns herüber.

Vergeblich hofften wir ein Krokodil zu sehen. Die Dampfschifffahrt hat sie vertrieben, hingegen berichtete man, daß vor etwa 3 Wochen ein Nilpferd sich dorthin gewagt hatte. Man jagte und tödtete es — so bekamen wir keines der großen Nilthiere zu Gesicht. Wir segelten flott; immer näher kam ein mächtiger, im Wasser stehender Laubbaum heran, in dessen Schatten der Mahdi viele seiner Unterthanen und seiner Feinde — enthaupten ließ. Der Baum heißt der Mordbaum. Leider konnten wir nicht länger dort weilen, obgleich der kühle Wind, der unsere Segel blähte, uns vergessen ließ, daß wir nicht mehr weit vom Aequator waren, auf dem 15. Grad nördlicher Breite.

Die Heimkehr gestaltete sich denn auch weniger behaglich. Im blauen Nil legte sich der Wind; statt zu segeln, wurde das Schiff gezogen, so kamen wir nur langsam von der Stelle; und es war die höchste Zeit, daß wir heimkehrten, um zu ruhen. Die Sonne steht fast senkrecht über uns, und die Schatten sind nur ganz kurz.

Nachmittags hatten wir ein Dampfschiff gechartert mit einigen anderen Gästen des Hotels, einem Engländer, einem Belgier und einem Amerikaner. Wir fuhren wiederum den Nil entlang, diesmal in den blauen Nil, und sahen die sich am Ufer entlang erstreckende Stadt Omdurman liegen. Viele Feluken befanden sich auf dem Nil am Gestade vor der Stadt, vor welcher Ruder- und Segelschiffe, auch ein paar Dampfer lagen. Dem lebhaften Schiffsverkehr entsprach ein lebendiges Treiben am Ufer, wo Kisten und Kasten geholt und gebracht wurden.

Unser Besuch galt heut nicht der Stadt, sondern dem großen Schlachtfelde, auf welchem vor Jahren die Engländer in hartnäckiger Schlacht den Mahdi und die grausamen Derwische vernichtet haben. Um einen richtigen Ueberblick über das Schlachtfeld zu haben, muß man von der Landungsstelle aus über eine Stunde zum Gipfel eines Berges reiten. Man sieht dann das große Feld, und es wird gezeigt, wo die Engländer im Hinterhalt lagen, von welcher Seite aus der Angriff geschah u. s. w. Noch sieht man weiße Knochen von Reitthieren auf dem Schlachtfelde liegen. Der Eseljunge nahm eine Kugel auf und schenkte sie mir. Viele Gräber sind dort mitten im Sande: kleine Hügel, eine große aufrechtstehende Steinplatte oder einen viereckigen Stein am Kopfende, eine kleine Platte am Fußende, wie alle Gräber der Islambekenner sind.

Wenig Gras wächst in der Nähe des Flusses. Weiterhin erstreckt sich immer nur Wüste.

Die Rückfahrt war himmlisch; die Sonne ging golden unter — der Horizont schien aus Gold zu sein. Ein kühler Wind streifte das Wasser. Solche Fahrten müssen jedem Theilnehmer unvergeßlich bleiben. Zudem war es urgemüthlich. Man servirte uns auf dem Schiffe den unvermeidlichen, uns sehr willkommenen five o'clok tea.

Wir trafen noch einen Dampfer auf dem Nil, der erst hinausging. Einer der Hotelgäste hatte die weite Reise gemacht, um Krokodile zu jagen. Er kehrte erst in der Nacht heim und hatte drei Wildgänse erlegt! Und darum „Räuber und Mörder!"

Am 4. März endlich besuchten wir Omburman.

Von Khartum aus reitet man etwa eine Stunde den Nil entlang bis zu dem Punkt, wo sich die beiden Ströme, der blaue und der weiße Nil, treffen. Dort findet man stets Schiffe, die übersetzen. Bequemer läßt sich das Ziel mit der Feluke direkt vom Hotel aus erreichen, in etwa einer Stunde. Ich muß bekennen, daß ich solche Gelegenheit nicht ungenützt lasse. Wir hatten uns einen der drei Wagen, die in der Stadt existiren — ein Gefährt, das zwischen dogcart und Schlächterwagen schwankt — zur Landungsstätte bestellt. Time is money, und die Stadt ist sehr groß, sehr ausgedehnt — bedeutende Entfernungen müssen zurückgelegt werden.

Es ist nicht möglich, dort die Einwohnerzahl zu ermitteln. Die Angaben schwanken zwischen 200 000 und 30 000 Einwohnern. Der schwarze Fremdenverkehr ist wohl ein so großer, daß bei vermuthlich mangelhaftem Einwohnermeldeamt, die richtige Zahl auch nicht annähernd festzustellen ist.

Omburman ist eine durchaus centrale Negerstadt, ganz afrikanisch, wenn man von einigen größeren Gebäuden absieht. Sie besteht aus Hütten und Gehöften; diese sind wieder aus einzelnen Hütten zusammengesetzt und von Lehmmauern umgeben. Die Form der Hütten ist größtentheils pilzförmig. Etwas unseren Häusern Aehnliches sind die Wohnhäuser der Beamten, das ehemalige, jetzt verlassene Haus des Kalifen und das Gefängniß, in dem Neufeld schmachtete.

Ein weiteres Viereck mit einer Kibla in der Innenmauer bildet die Moschee, in der der Mahdi mit seinem Volke an Festtagen betete. Ein großes Viereck könnte man als Zeughaus bezeichnen. — Um den Hof haben die großen Gemächer ein Dach, hier liegen die Waffen der untergegangenen Derwische, übrigens zum Verkauf: lange, schlechte Gewehre, viele Pistolen, breite Schwerter, Pfeile, eigenartige Mützen aus buntem Kattun, die die Derwische getragen haben, etwa wie altmodische Frauennachthauben, aber wattirt und mit steifer Pappe. — Auch einfache birkene Schränke und Kommoden, die sicher aus Europa stammen, sind dort zu kaufen; vermuthlich sind sie aus vorenglischer Zeit.

Einige Häuser nach unseren Begriffen sind dann irgendwelche Regierungsgebäude.

Breite Plätze nehmen die brennende Sonne auf. — Weder Pflaster noch Beleuchtung existirt. Immer geht man auf Sand, d. h. man reitet. Das Wichtigste in der ganzen Stadt ist der Bazar, der ihr auch die große Bedeutung giebt. Aus weiter Ferne ziehen die Händler mit ihren Heerden und Produkten dorthin, zum Stapelplatz des Handels. Er ist, wie alle großen Bazare, nach dem Handwerk, nach den Verkaufsgegenständen, nach dem Handel in Straßen getheilt, fast wie eine Stadt für sich. Der Thierhandel ist sehr ausgedehnt. Nie sah ich so große Kameele, zum Theil schneeweiß, so große, wohlgenährte Hammel wie dort in beträchtlicher Zahl, auch kräftige Esel und Hühner und Puten in großer Zahl.

So bunt und mannigfaltig das Bild ist, so bedeutend der Handel sein mag, so groß die Masse der Waaren, nach unserem Begriff ist nichts Schönes dort zu kaufen und wenig Originelles, von Kunst oder selbst höherem Kunstgewerbe nicht zu reden.

Die Silberarbeiter wohnen in einer Bazarstraße in kleinen Bazarhäusern. Sie hocken auf der Erde und arbeiten bei einem kleinen Feuer Ringe, Fuß- und Armspangen einfacher Art. Bernsteinketten, ungleichmäßig und roh gefertigt, sind zu erstaunlich billigen Preisen zu haben. Waffen verschiedenster Art, zum Theil mit Krokodilhaut umgeben, bunt bemalte Straußeneier, einzelne ausgestopfte Thiere sind die Clous der Ausstellung. Ganze Straßen von Buden mit nähenden Männern, den Schneidern, den Schuhmachern, den Sattlern — alle Arbeit wird auf der Erde hockend verrichtet.

Die Frauen sind unverschleiert bis Chellal, im Gegensatz zu den arabischen Frauen.

Die Läden mit europäischen Sachen fehlen auch nicht. Nesselstoffe, Klempnersachen, Nähzeug u. s. w.

Alle Sorten Lebensmittel bieten sich dar: Mais, Riesenkürbis, Gurken, Melonen, Früchte, je nach der Jahreszeit.

Der Bazar der Wechsler ist vielleicht mit am interessantesten, weil dort Münzen verkauft werden aus der Mahdizeit, die nicht mehr im Umlauf sind; Fahnen, auf denen der Name des Mahdi in andersfarbigem Stoff ausgenäht ist, aber aus gewöhnlichem Material und unkünstlerisch. Ein großer viereckiger Platz mitten im Bazar ist ringsherum von Läden nach europäischer Art, aber ohne Thüren und offen gen Himmel. Das sind zum größten Theil eine Art Delikatessenläden mit Tischen und Stühlen, wo man Soda mit Whisky oder Wermuth oder Citronen nimmt, was man bei der hohen Temperatur unbedingt nöthig hat. Im Laden sind alle Sorten Büchsen und Viktualien, Reis, Mais u. s. w. Das Treiben im Bazar ist sehr belebt, und man sieht die verschiedensten Arten von schwarzen Menschen: den Nubier mit den vollen, durch Hammelfett gebändigten Haaren, den

großen kräftigen Afrika-Neger, und naturgemäß den Sudanesen. Sie gehen verschieden gekleidet, die Männer viel in Weiß, und fast alle haben auf dem Kopfe ein viele Meter langes Tuch, daß sie herumgeschlungen tragen der Hitze wegen, obgleich sie manchmal sogar müßig in der Mittagszeit in der Sonne hocken. Die Frauen, häßlicher als die Männer, gehen auch verschieden. Einige kleinere braune Weiber hatten ihr braunes Baby mit einem Shawl auf den Rücken gebunden. Eine andere große starke Schwarze mit bloßen Brüsten hatte einen sehr schönen Shawl, der mich an die türkischen erinnerte, um sich drapirt; er bildete ihre Kleidung und lag vorn in einer Art von Nische, in der ihr Kindchen lehnte, das sie auf dem Arm hielt.

Wir wurden im Bazar, wie überhaupt in der Stadt, beständig angegafft, etwa wie ein Mohr in einer kleinen Stadt bei uns in Deutschland. Die Freude war immer sehr groß, wenn unsere Herren sich mit den Eingeborenen unterhielten — was vielleicht nicht Viele vermögen. „Du bist aus Deutschland," grinste ein Sudanese, „sage, ist der Sohn von Bismarck auch so ein kluger Scheich wie sein Vater und regiert er ebenso weise?" — Welch ein Ruhm, der bis zu diesen wilden Völkern dringt!

Viele Stunden weilten wir in dieser interessanten Stadt der Neger, bis uns die Hitze heimtrieb. Wir bestiegen wieder unser Boot und wurden heimgezogen. Ein alter Neger hatte sich wohl selber aus morschen eigenthümlich geformten Baumstämmen und Baumästen eine Art Boot gebaut, er saß fischend darauf. Seine Kleidung, bis auf das weiße Kopftuch, war recht mangelhaft.

Die Rückfahrt nach Khartum war heiß und ermüdend. Den Rest des Tages benutzten wir noch, um Khartum zu durchstreifen, ein benachbartes Araberdorf aufzusuchen und von diesem seltsamen Platze Abschied zu nehmen.

Wir gingen zeitig schlafen, bald aber weckte mich vom Plafond fallender Kalk. Ich verließ meine Tüllgardine, um vorsichtig Licht anzumachen —: Eine Eidechse lief oben entlang und löste dadurch den Kalk.

Früh um 5 Uhr reisten wir ab, wiederum mit dem Hoteldampfer nach Halfaya und von dort mit demselben Zuge nach Taufikiye zurück.

Wir stiegen bei furchtbarer Hitze ein, aber den anderen Tag erschien es uns etwas kühler, wohl Einbildung, weil wir nach Norden fuhren, natürlich war es noch grenzenlos heiß.

Die Fahrt zeigte uns nun die Gegend bei Tag, durch die wir schlafend bei der Herfahrt gekommen waren. So die schon vorher erwähnten Pyramiden von Meroe, wo übrigens große werthvolle Schätze gefunden worden sind.

Im Gasthause zu Taufikiye erholten wir uns etwas, badeten, ließen uns champoniren, wovor ich jeden dorthin gehenden Fremden zwar warne; — doch war das Haar so voller Sand, daß man selbst mit dem zweifelhaften Waschen vorlieb nahm.

Wir saßen am Ufer des Nils und freuten uns der Ruhe. Aber noch ehe die sechste Morgenstunde geschlagen, waren wir mit einigen Reisegefährten, sechs an der Zahl, in der Feluke, um nach Abusir, dem 2. Katarakt, zu fahren. Bädeker meint zwar, weniger „gefährlich" sei es, mit einem Reitthier am Nilufer entlang zu reiten, aber fast alle Reisenden machen bei einigermaßen gutem Winde die Fahrt zu Schiff. Wir fuhren mit gespannten Segeln den windbewegten Nil hinunter. Das Schiff schaukelte, besonders vor der Einfahrt in die Felsen von Abusir, mächtig. Dort wurden die Segel eingezogen, und vorsichtig ruderten wir durch das tiefschwarze Gestein. Der hohe mit Wüstensand bedeckte Felsen von Abusir, bis zu welchem wir nicht ganz drei Stunden gefahren waren, mußte erklommen werden, ein schwer Stück Arbeit für schlechte Fußgänger. Von der Anhöhe übersahen wir das ganze große Nilfelsenbett, das fast wie ein Riesentrümmerhaufen aussieht. Die Stromschnellen winden sich durch Felsen. Eingeborene schwimmen schreiend hindurch, laufen schnell den Fels hinauf, besser als wir, und holen sich ihr kleines Backschisch. Dann fuhren wir zurück. Aber o weh, der stramme Wind, der uns rasch hingesegelt hatte, stand uns bei der Rückfahrt trotzig entgegen. Ein Weilchen probirten die Leute die Segel zu stellen, dann richteten sie das Boot dem Ufer zu und zogen die Feluke. Aber der Nil ist kein gleichmäßig regulirter Strom, bald saßen wir auf einer Sandablagerung fest. Geschrei, Geschimpf! Schließlich nahmen ein paar Schiffsleute den Zipfel des blauen Shirtinghemdes in den Mund und gingen in's Wasser um das Schiff los zu machen. Ging es nicht, sprang der Padrone, sehr ungern, schimpfend, höchstselbst in's Wasser und half, mit dem Rücken gegen die Bootswand gestemmt, das Schiff wieder in die Strömung zu bringen. Wie oft sich diese Procedur wiederholte, vermag ich kaum zu sagen — jedenfalls viel zu oft!

Wir fuhren fünf und eine halbe Stunde, es war so windig, daß von Schirmaufspannen gar keine Rede sein konnte, kaum vermochte man den Hut aufzubehalten. Dabei brannte die Sonne glühend heiß auf das unbeschützte Haupt. — Wir hatten doch den Eindruck, als ob die Leute ihre Sache sehr schlecht verständen.

Alles Mineralwasser war ausgetrunken, als wir müde und erhitzt nach Hause kamen. Am späten Nachmittag bestiegen wir wieder unseren Ibis, um nach Chellal zu dampfen. Einmal noch sahen wir die Steinriesen von Abu Simbel und betrachteten sie begeistert.

Den zweiten Tag hielten wir an einem kleinen interessanten Tempel — wohl aus der Römerzeit. Die Fahrt war weit kühler als die Hinfahrt, da ein heftiger Wind wehte, so daß das Decksitzen unbehaglich war. Ich hatte aber die größte Kajüte und einen kleineren geschützten Platz mit zwei großen Stühlen davor, sodaß meine Begleiter und ich uns sehr behaglich fühlten und die schöne Fahrt genießen konnten. Wo die Berge, die

diesen Theil der Fahrt romantisch machen, am Ufer noch einen großen Platz lassen, übten alte Störche ihre schon ausgewachsene Jugend zur Reise nach Europa ein. Viele hunderte von Störchen spazierten oder flogen herum. Auch Reiher und Schwäne konnten wir öfters beobachten.

Die Rückfahrt, das ist die Thalfahrt, dauert gerade die Hälfte der Zeit wie die Bergfahrt — statt vier nur zwei Tage; so kamen wir schon den 9. März in Chellal an, von wo die Bahn nach Assuan abgeht. Wir aber setzten über nach dem Ideal-Eiland Philä mit dem eigenartigen Tempelrest, Bett des Ramses genannt, und anderen großen Tempelresten, mit seinen abfallenden Ufern.

Und all dies gebadet in Sonnenschein und überwölbt von tiefblauem Himmel!

Dann fuhren wir nach langem Feilschen mit dem Bootsherrn nach dem ersten Katarakt.

Ich habe denselben vor Jahren befahren. Damals waren Stromschnellen zwischen Felsen und Wüste. Und nur etwas arabisches Landvolk und schwimmende Knaben waren zu sehen. Der Haupt-Katarakt wurde selten befahren, was ich seiner Zeit doch that.

Die Erlaubniß zur Fahrt durch „das große Thor“, wie dieser Fall bezeichnet wurde, kostete angeblich 120 Schilling, nach langen Verhandlungen erhielten wir die Fahrtberechtigung für 30 Schilling.

Aber wie hat sich die Gegend verändert! Auf den Felsen stehen Maschinen; kleine Eisenbahnen zum Steintransport laufen das Ufer entlang, und ein Dampfschiff geht hin und her, die Arbeiter herüberschaffend. Die großen Reservoirs des Nilwassers, die das bei der Ueberschwemmung unnütze Nilwasser bewahren sollen für die trockene Zeit und so eine gewisse Nilregulirung herbeiführen, nehmen halbkreisförmig die ganze Breite des Nils ein, sodaß man aussteigen und in eine andere Feluke einsteigen muß. Unter ihnen strömt der Fall stark und kräftig hervor, man muß sehr vorsichtig fahren und sich festhalten; es hieß, daß vor vierzehn Tagen ein großes Unglück geschehen, ein Boot zerschellt sei, und das es Leben gekostet hätte. Das Wasser spritzt unweigerlich in den Kahn und macht recht naß — wie es das Wasser zu thun pflegt. Aber die heiße Sonne trocknet schnell.

Bei herrlichem Sonnenuntergang, wunderbarer Beleuchtung der Felsen, kamen wir in dem schönen Assuan an. — Noch im Jahre 96 war hier nur ein recht mittelmäßiges Hotel, jetzt sind, nebst einigen kleinen Hotels, zwei Prachtbauten entstanden, das Katarakt-Hotel, das uns gerühmt wurde, sehr groß, mit hübscher Terrasse nach dem Nil, und das wundervolle Savoy-Hotel auf der Insel Elephantine, die einen uralten Nilmesser hat. Das großartige Hotel, dem Berliner Kaiserhof vergleichbar, höchst elegant, in englischer Art eingerichtet; ist ein Luxushotel ersten Ranges — helle, freundliche Zimmer, großer Speisesaal, Salons; mit schönem Garten, der in dem

Palmenhain der Insel angelegt ist, schattigen Plätzen, einem Tennisplatz, kurz ein Hotel, das entzückend ist. Ein kleiner Dampfer bringt die Gäste in fünf Minuten hinüber zur Stadt, auch sind hüben und drüben stets Boote zur Verfügung. Ehe wir hinfuhren, gingen wir in den Bazar, bekannt durch seine schönen Waffen und Stoffe — selbst alte Bücher findet man dort — und in seiner Mannigfaltigkeit so anregend, daß wir nur durch das Schließen der verschiedenen Buden heimgetrieben wurden. Aber wir mußten zurück. fuhren per Bahn den anderen Tage nach Luxor, verbrachten hübsche Stunden im Hotelgarten dort und gingen mit dem Luxuszug wieder nach Kairo, wo wir den 11. März anlangten, etwas braun durch die Sonne geworden, aber gesund und munter.

Gehet hin und thut desgleichen! möchte ich Jedem zurufen.





Zum Kampf um Bibel und Babel.

Von

Fr. Lange.

— Charlottenburg. —

Die babylonisch-assyrischen Ausgrabungen, deren Anfänge bis in die erste Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zurückreichen, haben das weite Publikum in Deutschland bis vor Kurzem ganz unberührt gelassen. Nur die Fachgelehrten nahmen von den zu Tage geförderten Keilinschriften Notiz, und jeder Zweig der Wissenschaft, so die Astronomie, Medicin, Rechtslehre, Mythologie, vergleichende Sprachwissenschaft und Religionsgeschichte, hat eine wesentliche Bereicherung durch die mehrere tausend Jahre in die Vergangenheit zurückreichenden Inschriften erfahren. Die Vertreter der verschiedenen Wissenschaften haben mehr oder weniger glückliche und unglückliche Hypothesen über die Beeinflussung späterer Zeiten durch die altbabylonische Kultur aufgestellt, die Astronomen haben die großartige Ausbildung ihrer Wissenschaft bei den alten Bewohnern zwischen Euphrat und Tigris bewundert; so mancher Mediciner fand in den keilschriftlichen Texten eine auffallende Analogie mit dem gegenwärtigen Stande seiner Specialwissenschaft; die Rechtsgelehrten freuten sich über den Zusammenhang ihrer ledernen Bestimmungen mit den Thontafeln des alten Babylon, und die Gesetze Hammurabis, der um das Jahr 2250 König von Babylon war, werden als die ältesten juristischen Urkunden gepriesen. Die Sprachwissenschaft stritt eine lange Zeit darüber, ob die Sprache der Keilinschriften der semitischen oder indogermanischen Gruppe angehöre, kurz, es entstand eine lebhafte Bewegung, aber nur unter den Fachgelehrten.

Das Laienpublikum wußte nichts von diesen Vorgängen, von den epochemachenden Entdeckungen, die an den Ufern der paradiesischen Flüsse und der Nachbarländer gemacht wurden.

Die Situation änderte sich aber mit dem Momente, als Professor Delitzsch in Gegenwart des deutschen Kaisers seinen ersten Vortrag über Babel und Bibel in der Singakademie zu Berlin am 13. Januar 1902 gehalten hatte. Er wies auf die hohe Kultur der alten Babylonier hin und trat der Auffassung entgegen, welche überall beim Zusammentreffen altbabylonischer und israelitischer Anschauungen das religiös Echte und Werthvolle für Israel in Anspruch nimmt und auf besondere göttliche Offenbarung zurückführt. Professor Delitzsch glaubt nicht nur einen Zug zum ethischen Monotheismus in der Religion Babels, sondern auf drei Thontafeln aus der Zeit des bereits oben erwähnten Hammurabis sogar den Namen Jahves entdeckt zu haben, und behauptet: „Jahve, der Seiende, der Beständige, der nicht wie wir Menschen schon morgen ein gestern ist, sondern über dem in ewiger Gesetzmäßigkeit prangenden Sternenzelt lebt und wirkt von Ewigkeit zu Ewigkeit, dieser Jahve ist ein uraltes Erbtheil jener kanaanäischen Stämme, aus welchen dann nach Jahrhunderten die zwölf Stämme Israels hervorgehen sollten."

Professor Delitzsch ging noch weiter und leitete nach Lagarde sogar die allgemeinste semitische Bezeichnung für Gott aus den Keilinschriften ab. Diese und ähnliche Behauptungen, in Gegenwart des Kaisers ausgesprochen, gewannen eine erhöhte Bedeutung und verfehlten auch nicht, einen großen Eindruck auf das Publikum und die Vertreter der verschiedenen Religionsgemeinschaften auszuüben. Der Stein kam in's Rollen. Ein leidenschaftlicher Kampf entspann sich um Babel und Bibel. Die Fachgelehrten waren von vornherein über die Tragweite der Frage längst im Klaren, wenn auch nicht alle so weit in ihren Behauptungen wie Delitzsch gingen. Die Kritischen unter den Assyriologen, so z. B. der amerikanische Professor Hilprecht, gaben unumwunden die große Bedeutung der Funde für die vergleichende Religionsgeschichte zu, fanden aber nicht die genügenden Beweise in denselben, um eine Abhängigkeit des mosaischen Monotheismus von dem babylonischen Kultus zu behaupten. Die ganze Frage ist im gegenwärtigen Stadium überhaupt noch nicht spruchreif, zumal bei der verhältnißmäßigen Dürftigkeit der entzifferten Texte sogar die Fachgelehrten in Betreff der Auslegung derselben noch manche Schwierigkeit nicht überwunden haben. Ferner ist es noch nicht immer gelungen, eine einwandsfreie chronologische Bestimmung der Abfassungszeit der verschiedenen Inschriften festzusetzen. Es bleibt daher der Phantasie eines jeden Gelehrten ein weiter Spielraum offen, der eine kann sich für eine frühere, der andere dagegen für eine spätere Abfassungszeit entscheiden, ohne mehr als sehr zweifelhafte Wahrscheinlichkeiten für seine Annahmen anzuführen.

Den zahlreichen Angriffen konnte Delitzsch in seinem zweiten Vortrage, den er am 12. Januar ebenfalls in Anwesenheit des Kaisers gehalten hat, nicht stichhaltigere Beweise entgegenstellen, als bei seinem ersten Vortrage. Anstatt zu beweisen, klagte er über die Angriffe und sagte, daß er es

grundsätzlich vermeide, von Bestätigungen biblischer Berichte durch babylonische Funde zu erzählen. Das hinderte ihn aber trotzdem nicht, die Behauptung aufzustellen: „Es giebt keine größere Verirrung des menschlichen Geistes als den Glauben, die Bibel sei eine persönliche Offenbarung Gottes."

Man kann sich nun denken, daß ein derartiger Ausspruch, noch dazu in Gegenwart des Kaisers, nicht wenig dazu beitragen mußte, die Gemüther stark aufzuregen. Im Grunde genommen ist aber nicht die geringste Veranlassung dazu vorhanden. Denn erstens ist er nicht mehr neu, wir finden schon bei mittelalterlichen Philosophen und Theologen derartige Behauptungen, die man eben so wenig beweisen als auch widerlegen kann. Der Streit um derartige Fragen ist ganz fruchtlos. Die Bibel behält ihre Giltigkeit kraft ihres moralischen Gehaltes, mag sie nun in diesem oder jenem Punkte altbabylonische Vorbilder haben. Aber die Sache hat noch eine ganz andere Seite. Wenn sich Philosophen und Theologen über derartige Fragen unterhalten, so ist das etwas ganz Anderes, als wenn man öffentlich vor einem nicht zur Zunft gehörenden Publikum derartige Fragen aufrollt.

Aus den zahlreichen, in den letzten Tagen erschienenen Kritiken des Vortrages von Professor Delitzsch verdient eine besonders hervorgehoben zu werden, weil sie, ganz abgesehen von ihrem sachlichen Werth, eine erhöhte Bedeutung durch die Person des Kritikers gewinnt.

Der deutsche Kaiser hat in einem Briefe an das Vorstandsmitglied der „Deutschen Orientgesellschaft", Admiral Hollmann, über die Angelegenheit sich geäußert.

Wir entnehmen diesem hoch interessanten Briefe Folgendes: „Ich finde es schade, daß Delitzsch nicht bei seinem ursprünglichen Programme geblieben ist, welches er im vorigen Jahre entwickelte; nämlich auf Grund der Funde unserer Gesellschaft nach wissenschaftlicher erprobter Uebersetzung der Inschriften zu vergleichen, inwiefern dieselben eine Illustration zu der Chronik des Volkes Israel enthalten, d. h. Aufklärung über geschichtliche Ereignisse, Sitten und Gebräuche, Ueberlieferungen, Politik, Gesetzgebung u. s. w. Mit anderen Worten, inwiefern die unleugbare und mächtige hoch entwickelte babylonische Kultur in Wechselbeziehung zu den Israeliten stand, auf sie einwirken konnte, ja sogar ihnen einen Stempel aufdrücken mochte . . . Er hat aber leider im Feuereifer das Ziel überschossen. Wie nicht anders zu erwarten, haben die Grabungen Mittheilungen zu Tage gefördert, welche auch auf das religiöse Gebiet im Alten Testament Beziehung haben. Das Faktum hätte er rubriciren müssen und Koincidenzen — wo solche vorkamen — hervorheben und erläutern können, aber alle rein religiösen Schlüsse dem Zuhörer selbst zu ziehen überlassen müssen. So wäre seinem Vortrag Interesse und Wohlwollen des Laien-Publikums voll erhalten worden. Das hat er leider nicht gethan."

Wie aus diesen Zeilen zu ersehen ist, hat der deutsche Kaiser das Richtige getroffen, indem er die allzu weit gehenden Schlüsse Professor Delitzschs verwirft. Die Aufregung im Publikum ist noch immer nicht geschwunden, obwohl sie durch die Aeußerung des Kaisers theilweise beigelegt wurde. Jetzt kommt erst die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Professor Delitzsch an die Reihe, und man kann sagen, daß der eigentliche Kampf um „Babel und Bibel" erst im Beginne ist. Der Ausgang desselben ist nach den mitgetheilten Auszügen aus dem Briefe des deutschen Kaisers nicht schwer zu beurtheilen.





Die wahre Geschichte von Gyges.

Von

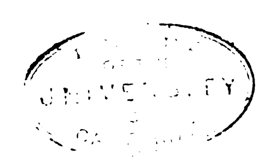
Karl Blind.

— London. —

In seinem, die alt-lydische Geschichte von König Kandaules und dessen wunderbar schöner Gemahlin behandelnden Trauerspiele stellt Hebbel die Letztere unter dem griechischen Namen Rhodope dar. Er bezeichnet sie indessen als eine indische Königstochter; den Rächer ihrer beleidigten Schamhaftigkeit, Gyges, als einen Griechen. Im Zweikampfe läßt er den Gatten fallen, weil der edle, keusche, hellenische Jüngling, der vor dem Anblicke der nackten Schönheit des Weibes zurückschrak, sich nicht zu der von ihr geforderten Ermordung des Fürsten, dessen Gastfreund er war, entschließen konnte. Zuletzt, nachdem Gyges den Preis seiner That — den Thron und die Vermählung mit Rhodope — errungen, gibt sich diese den Tod an seiner Seite.

Es steht wohl dem Dichter frei, die Thatsachen der Geschichte einigermaßen für seine dramatischen Zwecke zu ändern. Hebbel hat dies freilich in einer Weise gethan, daß Grillparzer, als ihm ein Schauspieler den „Ring des Gyges" vorlas, wohl berechtigt war, auszurufen: „Wie ist das filtirt!"

Nach meiner Ansicht hat Hebbel die tragische Kraft der alten Erzählung außerordentlich abgeschwächt. Sodann war er sich anscheinend nicht klar bewußt, welchem Stamme das Volk angehörte, unter dem sich das Schreckens-Ereigniß zutrug. Dies wundert mich im Grunde nicht. Habe ich doch unter manchen klassisch hochgebildeten Gelehrten, Engländern wie Deutschen, zu deren Fach derlei Dinge ja gehören, oft zu meinem Erstaunen gefunden, daß die Stammesverhältnisse der kleinasiatischen Völker in der Vorzeit selbst solchen Männern ganz dunkel waren. Wie oft sprachen sie von „Hellenen-



thum", wo es sich im Gegentheil um thrakische, den Deutschen und den Skandinaven verwandte Völker handelte!

Da nun der griechische Bericht über Kandaules und Gyges in unsere eigene Urgeschichte einschlägt, so sei hier vor Allem in Kürze festgestellt, was Herodot eigentlich meldet, bei welchem Hebbel seinen Stoff entnahm.

II.

Bei Herodot bleibt die Königin namenlos. Sie heißt da nicht Rhodope, ist auch nicht als Indierin bezeichnet. Der Name „Rhodopis" findet sich in Herodot als der einer Buhlerin des Bruders der Sappho, wegen deren die Dichterin ihn — einen Weinhändler seines Zeichens — in einem Liede verspottete. Diese Rhodopis war eine Thrakerin. Und wie die rothgoldhaarigen, blauäugigen Thrakerinnen überhaupt, war sie noch ganz besonders durch ihre Schönheit so sehr berühmt, daß „ganz Griechenland," so schreibt Herodot — „mit dem Namen Rhodopis bekannt wurde".

Das ist wohl der Grund, warum Hebbel die auffallend schöne Gemahlin des Kandaules so nannte.

Gyges ist bei Herodot ebensowenig ein Grieche, wie die Königin selbst. Er war offenbar aus dem gleichen Stamme wie der Lyder-König Kandaules — das heißt, ein Thraker. Sodann war Gyges nicht Gastfreund, sondern vielmehr Mitglied der königlichen Leibwache und ist in dieser Eigenschaft als ein Vertrauter des Fürsten geschildert. Kandaules fällt auch nicht bei Herodot im Zweikampfe. Er wird, nachdem Gyges lange gezögert, von diesem im Bette erdolcht — genau nach dem Verlangen der entrüsteten Schönheit, die dem Gyges erklärt hatte: er müsse entweder selbst den Tod erleiden, oder den Kandaules an derselben Stelle ermorden, wo dieser ihm ihre Reize nächtlicher Weile enthüllt hatte.

Endlich schließt das ganze Ereigniß bei Herodot nicht mit dem Selbstmorde der Königin ab. Vielmehr erhielten sie und Gyges sich, nach einem Kampfe mit einer über die Ermordung des Kandaules empörten Partei, auf dem Thron. Ja, Gyges regierte volle achtunddreißig Jahre. Vielleicht fiel er zuletzt im Kampfe gegen die Kimmerier.

Wir hören bei Herodot, daß ein delphisches Orakel dem Gyges, nach seiner Missethat, die Krone zugesprochen hatte. Im echt tragischen Sinne des Alterthums aber fügte die Pythia hinzu: im fünften Gliede der Nachkommenschaft des Gyges werde die Unthat gerächt werden. „Diese Voraussetzung," bemerkt Herodot, „ließen die Lyder und ihre Könige unbeachtet, bis sie wirklich erfüllt ward." (I, 7—14.) Es geschah durch den Sturz des Krösus.

III.

Gyges war ein Sohn des „Daskylos". Das bedeutet ohne Zweifel einen Mann aus der Stadt Daskylion in Bithynien; und die Bithyner waren ebenfalls Thraker. Zufolge anderer Stellen hatte Gyges von der

Königin einen Sohn, Myrsos; und dieser Sohn ist als ein Lyder bezeichnet — somit wiederum als Thraker. Myrsos (Myrs, Murs) war derselbe Name wie der des Vaters von Kandaules. Offenbar sollte durch die Wahl dieses Namens im lydischen Volksbewußtsein eine Art rechtmäßiger Nachfolge begründet werden.

Daß Gyges kein Grieche war, sagt Herodot ausdrücklich. „Dieser Gyges," schreibt er, „war der erste der Barbaren, von dem wir wissen, daß er in Delphi Gaben darbrachte — ausgenommen Midas, den Sohn des Gordios, König von Phrygien. Sicherlich schenkte Gyges der Priesterschaft zu Delphi die kostbaren und berühmten goldenen und silbernen Gefäße, die er darbrachte, zum Danke dafür, daß sie seine Thron-Ansprüche durch ein Orakel bestätigt hatte.

Bemerkt sei hier noch, daß die Reize der Thrakerinnen sie nicht blos oft in die Buhlschaft, sondern gelegentlich auch auf Throne benachbarter Königreiche führten. Von der Gemahlin Sardanapals, deren Bild in Professor Friedrich Delitzsch's inhaltvoller Schrift „Babel und Bibel" gegeben ist, sagt der Verfasser: es sei wohl möglich, daß sie eine Prinzessin arischen Geblüts ist und blondhaarig zu denken."

Dieser Stammesursprung ist auf den ersten Blick zu erkennen.

So wird auch Jeder in dem Antlitz Psamatik's I. von Egypten, der halb-lydischer Abkunft war, sofort eine erstaunliche Aehnlichkeit mit germanischen Gesichtern finden — grundverschieden von den egyptischen Köpfen. Thraker-Stämme hatten sich in der That auch nach Nordafrika hin verbreitet. In der Geschichte Alt-Egyptens erscheinen sie bald als Feinde, bald als Bundesgenossen oder Landsknechte, gemäß ihrem kriegerischen, reisläuferischen Wesen. An Gyges, den Lyder-König, wandte sich daher Psamatik, um von ihm Hilfe gegen Assyrien zu erlangen; und unter den von Gyges gesandten Hilfstruppen befanden sich auch thrakische Karer.

IV.

Phryger, Lyder, Myser, Karer, Thyner, Bi-Thyner, Dardaner, Geten, Troer u. s. w.: das sind alles — in Ost-Europa, wie in Kleinasien — einst nur verschiedene Stammesnamen des großen Thraker-Volkes gewesen. Es war das größte, wie Herodot sagt, außer der Bevölkerung Indiens; und wäre es einig — hätte es sich nicht durch innere Fehden aufgerieben — so wäre es bei Weitem das mächtigste unter allen Völkern gewesen.

Der Unterschied zwischen diesen einzelnen Stämmen war nur derselbe, wie der zwischen Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern, Hessen, Thüringern u. s. w. Der Name der Franken (nordisch Frakken) ist sogar in dem der Phrygen oder Frigen zu erkennen. Er bedeutete nach griechischem Zeugnisse die Freien, also Franken. Der Name der Geten ist derselbe, wie der der Goten, die mundartlich, seit Pytheas Zeiten und später, auch als Guthonen, Geaten, Gauten, Gossen u. s. w. bezeugt sind.

Gleich den Franzosen, die oft Baiern, Preußen und Hannoveraner von den „Allemands" unterscheiden möchten, vermochten die Hellenen sich nicht immer in dem noch viel umfangreicheren Gewimmel der Thraker-Stämme zurecht zu finden. Gleichwohl erhellt aus der sorgsamen Vergleichung klassischer Mittheilungen sonnenklar die enge Verwandtschaft aller genannten und verschiedener anderer Stämme, die zusammen das große Thraker-Volk bildeten. Einzelne Stammes- und Personennamen desselben sind von den Griechen, die dafür kein feines Ohr hatten, oder „barbarische" Namen gern ihrem Munde anbequemten, entstellt überliefert worden, wie dies auch mit persischen und indischen Namen von ihnen geschah.

Die griechischen Endsilben „es", „os", sind natürlich, um auf den Sinn von thrakischen Eigennamen zu gelangen, vor Allem abzuwerfen. Noch heute hängen die Griechen den Namen von Fremden solche Endsilben an. Gyg(es) oder Gug(es) wird sich da leicht als ein Gugo, Gugg, Gügg, oder dergleichen entpuppen. In deutschen Eigen- und Ortsnamen kommt das Wort vielfach vor. Es hatte dieselbe Bedeutung wie der jetzt häufige deutsche Name „Alt". Auf assyrischen Inschriften ist der Name des Gyges sogar als „Guggu" verzeichnet; was ganz mit dem deutschen Namen Gugo zusammenstimmt. Der skythische Name Gog (Gog und Magog) ist augenscheinlich derselbe. Denn ein großer Bruchtheil der Skythen war den Thrakern verwandt.

Vergleiche Guggenheim, Güggingen; das mundartlich baierische Gug- oder Guck-Ahne, d. h. Ur-Ahne, den Guckenberg und das auf die Nornen, die uralten Schicksalsgöttinnen, hinweisende „Guckehaus" in dem bekannten Kinderliede.

V.

Doch genug davon. Die Geschichte des Kandaul und des Gyg oder Gug spielt also unter den uns stammverwandten, ostgermanischen Thrakern in Kleinasien — nicht unter den Griechen.

Daß Gyges als Grieche — wozu Hebbel ihn macht — vor dem ihm gewährten heimlichen Anblick einer weiblichen Schönheit zurückgeschreckt wäre, ist gewiß ganz unhellenisch erfunden. In diesem Punkte waren die Griechen am wenigsten zimperlich.

Dagegen bemerkt Herodot ausdrücklich: die Königin habe Rache geschworen, weil unter den Lydern und unter fast allen Barbaren es als eine große Schande sogar für den Mann gilt, nackt gesehen zu werden. Die Art, wie die Königin verschlossen an sich hält und dann die Ermordung des Gemahls an der Stelle vollziehen läßt, wo er ihre nackte Gestalt dem Vertrauten gezeigt hatte, ist echt nordisch; und unzweifelhaft war die Masse der Thraker den skandinavischen Nordmännern wohl noch näher verwandt, als den anderen Germanen.



Gerichtet oder geopfert?

Dem Leben nacherzählt.

Von

Hadwig Fuchs.

— Hildesheim. —

7. September.



Fast komme ich mir lächerlich vor, daß ich als alte Frau noch beginne — ein Tagebuch zu schreiben.

Ich kann aber nicht mehr schweigen!

Jahr auf Jahr habe ich nun die schweren Lasten und furchtbaren Sorgen allein und still mit mir herumgetragen — — — ich kann's nicht mehr!

Mir scheint, als müßte schon das Niederschreiben eine Erleichterung sein, als könnte das stumme, geduldige Papier mir ein Theil von dem abnehmen, was mich beugt, was mich zieht — — — nieder — — — bis in den Staub.

O das Ende vor Augen sehen und es nicht abwenden können!

Ich werde den dumpfen Druck nicht mehr los, das Gefühl, als werde das Ende ein furchtbares, tragisches sein!

Und darum, Du unschuldiges, weißes Papier, nimm die Kämpfe auf, die darum gekämpft werden! Sei Du dann mein Zeuge, daß ich mich gewehrt habe bis zum letzten Athemzug, daß ich gerungen habe, bis zu dem Moment, wo ich besudelt, besiegt im Staube liege!

— — — — — — — — — — — — — — —

Zu Kurt darf ich nicht kommen mit meinem schweren Herzen, er macht sich schon mehr Gedanken, als gut ist. Sein Auge darf nicht getrübt werden,

es muß klar bleiben für seinen Beruf. Geradeaus, scharf und durchdringend muß des Offiziers Blick sein, nicht durch häusliche Sorgen verschleiert, nach innen gerichtet! —

Jeannette, Jeannette! Mach' Dir doch nichts vor! Du würdest ja auch vergebens Verständniß, Hilfe bei Deinem Gatten suchen! Ein Achselzucken, schroffes Zurückweisen der kleinlichen Sorgen, Vorwürfe — das wären wohl die Erfolge, die Du ernten würdest! Aber Hilfe? — — — Nein, nein! ich will nicht ungerecht sein! Selbst, wenn er helfen wollte, er könnte ja nicht.

Denn welcher Mensch wüßte ein Mittel gegen Geldsorgen, gegen Armuth?

Nein, armer Kurt, Du kannst mir nicht helfen. Darum laß die Centnerlast nur weiter auf meinen Schultern ruhen.

2. Oktober.

Heute sollen vier Kinder Schulgeld mitbringen! Du lieber Gott! wo schaffe ich die Summe her?

Das bischen Wirthschaftsgeld, das nach bezahlten Rechnungen geblieben ist, kann ich doch nicht geben, denn wovon sonst leben?

Kurt, an den ich mich wandte, drehte als einzige Antwort sein Portemonnaie um — ein Zwanzigmarkstück fiel heraus! Das ist ihm für den Monat nach Abzügen, Begleichung der Doktorrechnung u. s. w. geblieben.

Still! — Thränen nützen nichts! — Die habe ich in der Nacht genug vergossen, nachdem ich mir das Hirn vergebens zermartet habe.

Gott! Wird es denn niemals anders — soll ich mit meinen acht Kindern Hungers sterben?

Ach! könnten wir nur!!

Aber auch das geht nicht. — Zu wenig zum Leben, zu viel zum Sterben! —

Und mit Leonie will es immer noch nicht besser werden!

Wie blaß mein Liebling aussieht! Und wie der Husten das kleine Würmchen quält!

Heute hat sie zum ersten Male „Mama“ gesagt, wie das rührend aus diesem kleinen, blassen Mündchen klang!

Mein Herzenskind! Werde mir nur bald gesund! —

Jeden Tag fast verschreibt der Doktor eine neue Medicin, das giebt wieder eine schöne Apothekerrechnung!

10. Oktober.

Welch schauderhaftes Wetter!

Dieser ewige Regen wirkt auch nicht gerade erheiternd auf die Stimmung, das heißt, Sonnenschein ist mir gerade so wenig recht. Der Kontrast zwischen draußen und drinnen im Herzen ist dann ein zu großer. Ich könnte dann immer weinen, wenn ich nicht Anderes zu thun hätte.

Gott! dieses Heulen des Windes ist ja entsetzlich!

Meine armen Kleinen! Wie werden sie auf dem langen Schulweg in ihren dünnen Jäckchen frieren!

Wenn sie nicht auch krank werden sollen, müssen sie andere haben.

Aber woher nehmen und nicht stehlen?

Wie mir meine Kinder leid thun!

Nicht nur, daß ich ihnen für ihren Körper nicht genug geben kann, ich lasse sie auch seelisch darben.

Ich bin es schon nicht mehr fähig, meine Sorgen und Nervosität vor ihnen zu verbergen, meine Stimmung nicht an ihnen auszulassen. Der beste Weg, ihre Kinderseelen zu vergiften.

Wie verschüchtert Hilde schon heute zu mir kam, um zehn Pfennige für ein Heft zu erbitten. Diese Scheu empfand ich als einen Vorwurf und — — — wurde maßlos ungerecht gegen das Kind — — — warf den lumpigen Groschen auf den Tisch, indem ich heftig hervorstieß: „Ich glaube, Ihr freßt die Hefte, alle acht Tage braucht Ihr eins!" Die armen Kinderaugen füllten sich mit Thränen. Ich wandte mich ab — ich hätte mich ohrfeigen können.

27. Oktober.

Ich glaube — Leonie stirbt!

Zwei Tage und zwei Nächte habe ich mein Bett nicht berührt.

Ich beiße die Zähne aufeinander, um nicht laut zu schreien, wenn ich dieses süße, eingefallene Gesichtchen sehe, und balle in ohnmächtiger Wuth die Hände, wenn ich das jammervolle, leise Weinen mit anhören muß. — Seit heute Morgen liegt mein Liebling beständig im Halbschlummer.

Ich fürchte, es ist der Anfang vom Ende!

Was die Menschen doch immer von einem „barmherzigen Gott" faseln.

Ich kenne nur einen grausamen, wenn es überhaupt einen giebt!

Eine Mutter würde ihr Herzblut hingeben, könnte sie ihrem Kinde damit helfen.

Und der dort oben?

Ach — — — —

28. Oktober.

Mir graut vor mir selber!

Heut Nacht schien es mir plötzlich, als wollte das bischen Leben aus diesem lieben, winzigen Körperchen entfliehen.

Die heißen Händchen zuckten unruhig hin und her, ein kaum wahrnehmbares Wimmern drang aus dem halbgeöffneten Mündchen. Ich nahm die winzigen Finger in meine vor Angst kalten Hände. — Den Puls fühlte ich kaum noch — da — setzte er ganz aus.

„Todt," zuckte es durch mein Hirn und gleichzeitig — „nun brauchst Du in diesem Winter keine Gesellschaft zu geben!"

O großer Gott! — ich weiß nicht, wie mir dieser Gedanke kommen konnte!

Ich glaube aber, ich bin schon halb verrückt!

4. November.

Leonie — ist todt!

Man hat mir mein Herzblatt genommen und in die kalte, nasse Erde gelegt.

Wie mein süßer Liebling da wohl frieren mag!

Nie mehr werde ich diese schönen, glänzenden, blauen Kinderaugen sehen, nie mehr dieses reizende Stimmchen hören!

All' die Geldausgaben umsonst, die Medicin, der Doktor!

Mein armer Mann! Wie gebrochen er an dem Bettchen stand! Wie schmerzbewegt seine Lippen zitterten, während schwere Thränen in seinen Bart rollten, als er seinem Kinde den letzten Kuß gab.

Ich kann Männer nicht weinen sehen! Es hat so etwas unendlich Herzergreifendes — — —

Ilse, Hilde und Hedda habe ich schwarze Schürzen machen lassen mit langen Aermeln, zu ganzen Kleidern fehlt das Geld.

Gretchen und Lizzi sind mir noch zu klein, um auch schon schwarz zu gehen.

Dem armen Kurt sind diese vielen dunklen Gestalten so wie so schon schrecklich.

Was solch' ein Begräbniß furchtbar ist und — was es kostet!

Wie werden wir das wieder bezahlen?

15. Dezember.

Weihnachten steht vor der Thür!

Wie kann man armen Eltern ein solches Fest aufoktroyiren! Und dabei dieser Jubel von den Kindern! Ach! — Könnte ich sie mit Geschenken überschütten! — Ja, dann könnte auch ich noch Freude zu Weihnachten empfinden.

Aber mit leeren Händen vor seinen Kindern stehen, diesen erwartenden hungrigen Kinderaugen nichts bieten — o das kann auch nur ein armes Mutterherz ermessen, wie weh das thut!

Ich kann nicht sagen, wie schrecklich mir heut wieder diese Scene mit Kurt war, als ich von ihm eine kleine Summe für Weihnachtszwecke erbat.

Wie ungerecht die Männer sind!

Selbst wenn ich seine Worte befolgen wollte, und die Kinder zu Weihnachten vor einen leeren Tisch führen müßte, so blieben doch immer noch die Dienstboten, die Waschfrau u. s. w. zu beschenken. Das ist nicht zu umgehen, wir würden sonst wohl schön in den Mund der Leute kommen — ich fürchte zwar, wir sind es schon — und da wäre wohl Kurt der

Letzte, der das wollte. Es ist ja richtig, die Offiziere müssen nach außen hin den Schein wahren.

Ja, unsere Familie ist mal wieder ein Prachtexemplar von Beweis für das „glänzende Elend“.

17. Dezember.

Eugen bittet heut zum dritten Male in einem flehentlichen Brief um das Reisegeld.

Nein, nein, ich kann es ihm nicht schicken! Ich sehe auch nicht ein, daß es etwas so Furchtbares ist, wenn er mal einen Weihnachten im Korps zubringt. Er schreibt ja selbst, es müssen noch mehrere dableiben, und er hat dieses Opfer unsererseits noch nicht einmal verdient, sein Weihnachtszeugniß ist wieder mehr als mangelhaft. Heinz muß einen neuen Winterpaletot haben. Gott! — und wie hat sich der Junge eine Armbrust gewünscht! Es würde allerdings gerade das Reisegeld ausmachen — aber nein — es geht nicht, Heinz muß Beides haben.

Wie sich die albernen Mädchen heute anstellten, als ich ihnen sagte, daß wir Eugen nicht kommen lassen könnten.

Ohrfeigen hätte Ilse auf ihre freche Erwiderung: „Na ja, Du hast den armen Eugen eben nie leiden mögen,“ verdient.

Und doch — liegt nicht ein Funken Wahrheit darin?

Soweit ist es schon mit mir gekommen, daß ich Einen für die Anderen darben lasse. Aber kann ich's ändern? Ist mir zu verdenken, daß ich dann denjenigen den leidenden Theil sein lasse, der mir am wenigsten Freude macht?

27. Dezember.

Habe ich wohl etwas Anderes als Aerger auf der Welt?

Die Augen aus dem Kopfe könnte ich mir weinen, wenn ich mir Gretchens neue Weihnachtsschürze ansehe, die dieser Bengel, der Eugen, zerrissen hat.

Als wenn man sein bischen Geld gestohlen hat! Das ist der Dank, daß wir ihn doch haben kommen lassen!

Ja — Kurt kann gut reden und unverständlich finden, wie man über eine solche Lappalie weinen kann!

Er weiß nicht, wie ich gerechnet und gerechnet habe, um diese Schürze noch erstehen zu können, und wie ich jede freie Minute an der Nähmaschine gesessen habe, um den Arbeitslohn zu sparen und um Alles fertig zu bekommen.

Früher hätte wohl auch ich das eine „Lappalie“ genannt — mein Gott, das ist schon lange her! In meiner Jugend hätte ich es mir auch nicht träumen lassen, daß ich um solcher Bagatelle willen Thränen vergießen würde.

Aber es ist wahr, etwas zu hart war ich zu Eugen. Diese vielen Ohrfeigen hatte er wohl nicht ganz verdient, er war selber ganz bestürzt, als das Unglück geschehen war. Wie namenlos ungerecht werde ich jetzt!

Ich fühle immer mehr, wie diese jahrelangen Geldsorgen jedes bessere Gefühl in mir ertödten.

Und da behaupten die Menschen noch: „Unglück macht besser!“ Schlecht macht es, verbittert, neidisch!

Während das Glück froh und dankbar stimmt, sodaß man Jedem davon abgeben möchte, jedem Menschenkinde etwas Sonnenschein gönnt!

Ich weiß, bei mir wenigstens wäre es so!

2. Januar.

Was war das heute wieder für ein entsetzlicher Tag, und was für eine schlaflose Nacht wird darauf folgen!

Wo ist die Mark geblieben?

Ich weiß ganz genau, daß ich sie neben den Schlüsselkorb auf's Buffet gelegt habe. Ich besitze wahrhaftig nicht so viel überflüssiges Geld, daß ich nicht genau von jedem Pfennig wüßte, wo ich ihn gelassen habe.

Die Haare könnte ich mir ausraufen, wenn ich dächte, ich fände die Mark nicht wieder!

Natürlich hat sie Jemand gestohlen! Wo sollte sie denn auch noch sein? Wir haben ja das ganze Haus abgesucht, und ich weiß ja auch, daß ich sie auf's Buffet gelegt habe.

Ich kann nichts dafür, aber ich werde den Gedanken nicht mehr los: Eugen hat die Mark genommen. Der Junge sah so blaß und schuldbewußt aus, als er meinen Kummer sah, und ich so eindringlich zu den Kindern gesprochen hatte.

Abends.

Die Mark ist wieder da! Eugen hatte sie richtig genommen!

Nach dem Abendessen saß ich mit den Kindern zusammen um den Eßtisch und redete ihnen noch einmal in's Gewissen. Sie betheuerten fast alle unter Thränen ihre Unschuld. Nur Eugen stand plötzlich auf — kreideweiß im Gesicht — und sagte, er müßte 'mal 'rausgehen.

Nach kaum zwei Minuten kam er wieder und legte stillschweigend die Mark auf den Tisch.

Todtenstille herrschte für einige Sekunden. Dann fragte ich meinen Sohn, wie er das hätte thun können?

Da berichtete er stockend — tonlos — daß er über den rothen Aermelaufschlag an seiner Uniform Tinte gegossen habe, den er aus Furcht vor Strafe im Korps habe neu besetzen lassen wollen. Ich kann nicht anders sagen, als daß mir der Junge imponirte. Denn leicht mag es ihm nicht geworden sein, sich selbst vor seinen sämmtlichen Geschwistern des Diebstahls zu beschuldigen.

Und was war meine Antwort?

„Du Dieb!“

O könnte ich dieses Wort zurücknehmen!

Oder hätte ich es wenigstens durch ein freundliches gemildert, als ich dieses verzerrte, verstellte Gesicht, welches mein Wort hervorgerufen, vor mir sah!

Aber nein — ich sagte nichts weiter. Wie grausam und brutal ich werde!

Wie unpädagogisch — wie unfähig ich bin, ein Kind richtig anzufassen und zu leiten!

Eugens Vertrauen habe ich mir wohl für immer verscherzt.

Zu all' dem Schweren besitze ich nicht einmal die Gabe, Kinder zu erziehen.

Warum gab mir denn Gott so viele?

Ich denke, es heißt: Wem der Herr ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand!

Ja — so heißt es!

O — wie ich dieses verfluchte Leben hasse!

Wie ich dieses infame Geld verwünsche und — es doch mit beiden Händen fassen möchte!

Meine Kinder — meine armen Kinder werden bei diesem Leben schon zu Dieben, und ich kann's nicht ändern!

O hätt' ich sie nie geboren!

5. Februar.

Was ist das für ein furchtbar kalter Winter! Die Zimmer sind nicht warm zu bekommen, und der Kohlenverbrauch ist ein enormer.

Soeben kam der Bursche wieder und meldete, daß die Kohlen zu Ende wären.

Dieses Geschrei und Gezeter von Kurt!

Er denkt wohl, wenn täglich sechs Oefen geheizt werden, reichen fünfzig Centner Gott weiß wie lange!

Aber da helfen auch keine Vernunftgründe; schließlich bin ich noch schuld – wahrscheinlich esse ich die Kohlen. — —

Hedda gefällt mir seit einigen Tagen nicht — sie sieht blaß und gedrückt aus. Wenn sie blos nicht auch wieder krank wird — — das fehlte nur noch!

8. Februar.

Mit Kurt ist es kaum noch zum Aushalten.

Wie kann er Heinz so anschreien, wenn er zum Vater kommt und, ihm die zerrissenen Stiefel zeigend, fragt, ob er sie besohlen lassen darf!

Ich kann das nicht mit ansehen. Die armen Kinder wagen überhaupt schon nicht mehr, den Mund aufzumachen.

Ich glaube — unbewußt empfinden sie ihr Dasein schon als Schuld.

9. Februar.

Heute hat Hedda mir endlich auf mein Drängen gestanden, was ihr fehlt.

Sie hat in den letzten Tagen zwei neue Hefte und Umschläge gebraucht, aber nicht gewagt, von mir oder meinem Mann das Geld dafür zu fordern. Da hat sie sich denn die Hefte so geholt, indem sie im Laden sagte, daß sie das Geld vergessen habe, es aber am nächsten Tage bringen werde.

Seitdem sind aber bereits über acht Tage verflossen, und noch hat das Kind nicht den Muth gefunden, ihre Eltern um die 22 Pfennige zu bitten.

Um Gottes willen! Wo werden meine Kinder einmal endigen, wenn sie jetzt schon systematisch zu Dieben und Hochstaplerinnen herangebildet werden!

Ich wünschte, ich wäre todt, um dieses Leben nicht länger ertragen zu brauchen!

25. März.

Ich glaube fast, ich lerne das Beten wieder.

Kurt muß heute bei der Besichtigung das Regiment führen. Wir wissen Beide — es ist der Prüfstein — wird er Regimentskommandeur oder nicht? — und suchen doch, Einer dem Andern die Sorge zu nehmen, indem Jeder die Wichtigkeit des Tages ableugnet — um innerlich um so fester daran zu glauben.

Barmherziger Gott, wenn Kurt den Abschied bekäme — was dann? — — Ich kann die Rückkehr meines Mannes kaum erwarten.

Wenn nun die Anschaffung des neuen Ueberrocks unnöthig gewesen wäre? — Ich wünschte, der Mensch brauchte nicht zu denken!

3. April.

Lizzi hat heute Geburtstag. Wie das kleine Thierchen sich über die paar armseligen Sachen freute! Wie sie dann plötzlich, die kleine Puppe im Arm, zu mir kam und mit einem unbeschreiblichen Ernst im Gesichtchen sagte: „Siehst Du, Mutti, nun hast Du wieder so viel Geld ausgegeben, jetzt wirst Du wieder ganz traurig werden, und dann kann ich mich gar nicht mehr freuen!“

Was konnte ich anders thun, als mein Jüngstes auf den Schooß nehmen und unter Küssen seine Zweifel beseitigen!

Aber ist es nicht namenlos traurig, daß schon so ein kleines Wesen das Gift ahnt, welches das Geld ausspritzt?

9. April.

Ich kann das Leben nicht mehr ertragen!

Worüber andere Eltern sich freuen dürfen — darüber muß ich mich grämen und härmen. Alle meine schulpflichtigen Kinder sind zu Ostern in die höhere Klasse versetzt worden — alle brauchen sie neue Schulbücher und Hefte. Dabei steht der ganze Schrank vollgepfropft mit Schulbüchern. Aber jedes Jahr werden ja neue eingeführt, und die armen Eltern können sehen, wo sie das Geld dazu hernehmen. —

Kein Mensch, der mir hilft. Von Kurt nur lieblose Antworten wie

„Ich hab's doch nicht, so schlagt mich doch todt und verkauft meine Haut — dann habt Ihr wieder ein paar Groschen!"

Ach, macht es lieber mit mir so — dann thut Ihr noch ein gutes Werk! Was soll ich armes Thier denn noch auf der Erde — ich bin ja kein Mensch mehr — ich lebe ja nicht — ich vegetire nur noch! —

Ich will heute meine letzten elenden Schmuckgegenstände verkaufen — viel werden sie allerdings nicht bringen.

18. April.

Ich weiß nicht, was jetzt mit mir los ist — ich fühle mich so namenlos matt und elend.

Es wird wohl an der feuchten, schweren Frühlingsluft liegen. Ich habe sie nie so recht vertragen können; sie macht so müde — lebensmüde.

Mir ist der Herbst auch so unendlich viel sympathischer — er ist wenigstens aufrichtig und lügt nicht.

Auf jedes Blatt schreibt er mit fester Hand: Seht mich noch einmal an, denn ich muß sterben!

Und wenn unser Blick auch mit Wehmuth auf der zum Tode geschmückten Natur ruht — so zieht doch gleichzeitig ein beruhigender, trostbringender Gedanke in unser Herz: Im Tode ist Frieden — Ausruhen!

Und der Frühling?

Er weckt immer wieder Hoffnung und Sehnsucht! — — Sehnsucht! — — Und wie wenig hält er, was er verspricht!

2. Mai.

Ilse und Hilde kamen heute strahlend aus der Schule nach Hause und brachten eine Düte Bonbons mit, die ihnen Frau v. Eibach, welche sie getroffen hatten, geschenkt.

Die Kinder erzählten, die Tante wäre wieder reizend gewesen, hätte sie zum Sonntag Nachmittag eingeladen, weil sie, wie sie sagte, keine Kinder habe und solche doch so lieb hätte. Bei diesen Worten wären ihr Thränen in's Auge gestiegen.

Ich konnte nicht anders — ich mußte meinem gepreßten Herzen Luft machen, und so sagte ich denn:

„Mag sie Gott auf Knieen danken, daß sie keine Kinder hat, man hat nur wahnsinnige Sorge und Mühe mit ihnen!"

Ilse und Hilde sahen sich nach meinen Worten erschrocken an. Still schlich dann eine nach der anderen aus dem Zimmer — achtlos die Süßigkeiten auf dem Tische liegen lassend. —

Ich war 'mal wieder namenlos roh und herzlos gewesen.

16. Mai.

Kaum kann ich noch meine häuslichen Pflichten erledigen, so wenig wohl bin ich jetzt immer.

Wie sehne ich täglich den Abend herbei, um endlich meine müden Glieder im Bett ausruhen zu dürfen.

Ach mein Bett — wie liebe ich mein Bett! Es ist mein bester Freund.

Selbst das Schreiben wird mir schwer. Ich habe mich aber so an dieses Tagebuch, an das Niederschreiben meiner Gedanken gewöhnt, daß es mir zur lieben Beschäftigung geworden ist, die ich nicht mehr missen möchte.

Ich werde doch wohl einen Arzt fragen müssen.

Wenn nur nicht Alles immer Geld kosten wollte.

12. Juni.

Ja, nun sitze ich vor diesen Blättern und scheue mich niederzuschreiben, was ich doch nicht scheute zu thun.

„Zu thun“ ist wohl ein falscher Ausdruck, „zu sein“ wäre richtiger. Schön sieht das Wort „Megäre“ allerdings nicht geschrieben aus, noch weniger ästhetisch ist aber wohl der Anblick einer solchen, und dennoch habe ich den heute geboten.

Wie wenig ich mich jetzt in der Gewalt habe. Ich bin nervöser und gereizter denn je.

Ich möchte laut schreien, könnte ich damit die innere Stimme ertödten, die mir fortwährend etwas Schreckliches erzählen will, und ich will doch nicht hören — nein — ich will nicht!

Laufen möchte ich — laufen — bis an's Ende der Welt, könnte ich meine Gedanken zurücklassen, die mich quälen und martern — unaufhörlich — bis ich die Zähne aufeinanderbeiße und in ohnmächtiger Wuth die Fäuste balle, um schließlich meinen zerrissenen Seelenzustand an etwas oder Jemandem auszulassen und so — ja, so wird man zur „Megäre“.

23. Juni.

Dieser Gedanke macht mich verrückt!

Ich will ihn einmal niederschreiben und will dann lachen, bis zu Thränen lachen; er — ist ja auch zu — zu komisch!

Ja, jetzt lache ich wirklich. Wenn ich nur nicht gleichzeitig weinen müßte!

Nein — ich kann es doch nicht sagen!

3. Juli.

Kein Zweifel mehr — kein Arzt nöthig!

Die Komik war nur scheinbar — sie hat sich als Tragik entpuppt!!!

— — — — — — — — — — — — — —

Ich fühle mich zum neunten Mal Mutter!

5. Juli.

Warum konnte mir das nicht erspart bleiben? Warum mußte das kommen!

Ich bin der Verzweiflung nahe und weiß keinen Ausweg.

Ich habe nicht den Muth, Kurt von diesem Furchtbaren in Kenntniß zu setzen. Wie soll der arme Mann auch das Geld wieder aufbringen?

Gott! o Gott — zeige mir einen Ausweg!

10. Juli.

Kurt fragt mich beständig nach dem Grund meiner Thränen.

Ich kann's nicht sagen, kann nicht!

O Gott — hilf!

18. Juli.

Ich wünschte — — das Kind — käme todt zur Welt!

22. Juli.

Wer rettet mich — vor mir selber?!

27. Juli.

Ich fühle — ich unterliege.

Wie kann ein plötzlich aufsteigender Gedanke so zum Schicksal werden?

Er hält mich mit eisernem Griff — es giebt kein Entrinnen mehr.

30. Juli.

Ich bin jetzt ganz ruhig — ich kann wieder klar denken.

Ich weiß — ich muß es thun — und werde es thun.

Ist es Sünde?

Nein, ich glaube nicht! — Was ist überhaupt Sünde? —

Jeannette — mir graut vor Dir!

Du selbst bist die personificirte Sünde!

Ja — ja — ich weiß. Aber wo liegt die Schuld?

Ich habe ja keinen eigenen Willen mehr, mich treibt und schiebt etwas — und ich muß gehorchen.

Ich will es aber bald thun.

4. August.

Noch bin ich frei von Schuld!

6. August.

Ich habe das keimende Leben unter meinem Herzen getödtet!

Ich — — war ich es?

Kindesmörderin!

Ja! mich friert bei diesem Wort, und dennoch mußte es sein.

Mein armes Kind!

Aber welch einem Leben wäre es entgegen gegangen? Ich glaube — es würde mir noch für meine scheußliche That danken — wenn es könnte. —

Der Tod ist ja auch lange nicht das Schlimmste!

11. August.

Ich bin noch immer ganz ruhig. — Keine Spur von Reue — nur packt mich manchmal ein grenzenloses Weh und der Wunsch, meinem armen Kinde zu folgen.

16. August.

Mein Kind rächt sich furchtbar.

Unter den wahnsinnigsten Schmerzen zieht es mich langsam zu sich.

6. September.

Das Fieber rast durch meinen Körper.

Ich kann mich nur noch stundenweise aufrecht halten.

Aber um Gottes willen keinen Arzt!

Wenn Kurt ihn doch bringt — ich stürze mich aus dem Fenster.

Es darf nicht sein! Denn was wäre die Folge?

O, es ist nicht auszudenken!

— — — — — — — — — — — — — —

28. September.

Ich glaube, ich war sehr krank.

Man sagt mir — heute wäre schon der 28. September.

Was ist inzwischen vorgegangen?

Ich weiß von nichts und besinne mich auf nichts — außer — barmherziger Himmel — auf Eins!

Es ist gut, daß Kurt die ganze Zeit im Manöver war.

Warum?

Ach laßt mich — ich kann noch nicht denken!

2. Oktober.

Ich lebe wieder in beständiger Aufregung und zittre am ganzen Körper — wenn ich den Schritt des Arztes vernehme.

Was bedeutet sein Gesicht? Dieser ernste, finstere, abweisende Blick? Sollte er — sollte er — wissen?

O Gott — wenn Du im Himmel bist — erbarme Dich — einmal — nur *einmal*!

3. Oktober.

Ich muß ihn morgen fragen. — Ich ertrage den Zweifel nicht länger. —

4. Oktober.

Er weiß Alles!

Was ihm seine Wissenschaft zu errathen übrig gelassen — haben ihm meine Fieberphantasien gesagt.

Was wird er thun?

Was bedeutete sein Achselzucken — als ich ihn anflehte, mich nicht zu verrathen?

O Schicksal! Du bist namenlos grausam!

6. Oktober.

Auch das war vergebens.

Mein Kind, Du bist gerächt! — —

Ich komme eben aus der Wohnung des Doktors.

Den Eintritt habe ich mir erzwingen müssen.

Das glaube ich, daß Du mich nicht mehr sehen wolltest — Du — Grausamer! —

Auf Knieen — unter heißen, bitteren Thränen bat ich ihn, zu schweigen. Vergebens! Ich kam schon zu spät! Selbst wenn er gewollt, er konnte nicht mehr zurück — die Anzeige war schon gemacht!

Zu spät — ha! — Zum Sterben ist es aber noch nicht zu spät!

Ach — — meine Kinder!!

10. Oktober.

Wie kann man so feige sein — so grenzenlos feige!

Ich habe Kurt noch nichts gesagt.

12. Oktober.

Auch Kurt weiß es nun.

Die Vorladung zum Gericht ist gekommen.

15. Oktober.

Selbst mein Mann kennt kein Erbarmen.

In einer halben Stunde trete ich den schweren Gang auf's Gericht an. Kurt läßt mich gehen — ohne Lebewohl.

Er hat sich in seinem Zimmer eingeschlossen und ist taub gegen mein Bitten und Flehen.

Ich mußte ja immer meinen Weg allein gehen — warum nicht auch diesen?

— — — — — — — — — — — — — —

Ich habe viele traurige und furchtbare Momente erlebt — aber der bitterste war mir aufgespart worden bis zu dieser Stunde.

Soeben kam mein Mann — aschgrau — mit erloschenem Blick — zu mir und legte wortlos zwei Schriftstücke vor mir auf den Tisch.

Das eine enthielt die Beförderung zum Regimentskommandeur — das andere war sein Abschiedsgesuch!

Im Zuchthaus. 30. November.

12 Monate Zuchthaus!

Habt Ihr's gehört — Alle — Alle? —

Ihr wart Alle grausam — maßlos — der Doktor — die Richter. Aber am grausamsten warst Du — Kurt!

Weißt Du eigentlich, was Du mir auferlegt hast, indem Du mir den Schwur abgenommen, mich der Kinder wegen nicht zu tödten?

Der Kinder wegen!

Mir scheint dieser Grund nicht stichhaltig. Wäre es nicht gerade der Kinder wegen besser anders gewesen?

14. Dezember.

Der Pfarrer wird mich wohl zum letzten Mal besucht haben!

„Auf bessere Stunden warten!“

Du lieber Gott, ich habe mein ganzes Leben mit Warten darauf verbracht.

„Und wenn nicht auf Erden, so im Himmel.“

Sagte er das nicht?

Ha! Ha! Und wenn der Himmel ein tausendfacher Himmel wäre — so könnte er nicht die Qualen auslöschen, die ich auf dieser Hölle von Erde erlitten habe!

6. Januar.

Kurt hat sich erschossen!

Also darum mußte ich leben!

Armer Kurt! oder arme Jeannette?

Aber — meine Kinder! Was wird nun aus meinen Kindern?

Ich will zu ihnen — ich muß zu ihnen.

Habt doch Erbarmen — laßt mich raus!

Ich will ja auch wiederkommen — ganz bestimmt — ich komme wieder! —

Doktor! Du kannst stolz sein auf Dein Werk. Seid nur immer gewissenhaft und pflichttreu — Ihr Streber! — Ihr Menschen! — ja nennt Euch nur Menschen!

8. Januar.

Man läßt mich nicht hinaus — und die Stangen sind so fest — und die Thüre so hart. Warum habe ich so kraftlose Hände — aus denen das Blut gleich hervorspritzt!

Meine Kinder, meine armen Kinder!

Ich kann nicht mehr schreien — meine Stimme ist heiser, Keiner hört mich mehr.

Ihr — o Ihr — macht auf! Ich will hinaus — auf — auf —!

(Kein Datum mehr.)

Mein Kopf ist so heiß — die Gedanken zu wild — es ist ein wüster Ball. Ach, wie weh die Musik thut — so laut — so schrill — ah — da riß wieder — eine Saite — — — — — — — — — —

Görlitz, 24. Januar.

Dieses Buch fand ich in der Zelle Nr. 11 und berichte, daß die Inhaberin dieser Zelle am 16. ds. Mts. in die hiesige Irrenanstalt überführt worden ist.

Kleber,
Aufseher der II. Abtheilung.



Zwei Rigaer Skizzen.

Von

Laura Marholm.

— München. —

I.

„Maita!“

Die Wälle standen noch und auch die Privilegien, als ich dort mit meiner Tante spazieren ging.

Meine Tante gehörte den privilegirten Ständen an und ging zuweilen mit mir hinaus, um nach dem „artesischen Brunnen“ zu schauen. Damals galt das Dünawasser für ungesund, darum wurden die Dienstmädchen hinausgeschickt, um Trinkwasser aus dem artesischen Brunnen zu holen. Die Dienstmädchen tranken dies Wasser nicht, denn sie gehörten nicht den privilegirten Ständen an, da sie entweder Lettinnen oder Russinnen waren. Dies Wasser tranken nur die Herrschaften, und die Herrschaften waren immer Deutsche.

Von Zeit zu Zeit aber machte die Tante selbst den weiten Weg aus der Münzstraße nach der Citadelle, um zu schauen, ob der Brunnen auch rein war. Und da sie selbst keine Kinder hatte, so nahm sie mich mit. Sie putzte mich auch wie einen kleinen Affen mit Florentiner-Strohhut und Rosenknospen. Aber eine rechte Freude hatte sie doch daran nicht. Denn sie hatte keine Hoffnung, daß ich einmal so hübsch werden würde, wie die Knöspchen aus rosa Zeug. Ich wußte das auch und fühlte mich ganz gedrückt davon. Denn einmal — bei Tisch — als der Onkel durch den Genuß eines fetten Schweinebratens mit Preißelbeeren gut aufgelegt war,

sagte er zur Tante mit einem Blick auf mich, während er sich das Fett von den Lippen wischte:

„Sie wird einmal hübsch werden."

Aber die Tante schlug ihre hellblauen Augen im Bewußtsein ihrer eigenen unbestrittenen Schönheit zum Himmel empor und hauchte abwehrend-beklagend:

„Nie, Manning!"

Seitdem hoffte ich nicht mehr ebenso hübsch zu werden, aber ich bewunderte gläubig alle die privilegirten Hübschen; denn hübsch war man in meiner Vaterstadt nicht so mir-nichts-dir-nichts; war man es aber, so war man es sein Leben lang, — man besaß das Hübschsein wie ein anderes Privilegium.

Es war ein milder Vorfrühlingstag, als meine Tante und ich nach der Citadelle gingen. Das Wasser stand in den Gräben nach Vauban'schem System grauüberzogen und stank, die Bäume hatten Knospen, die Lerchen trillerten in der Luft, und das Eis auf der Düna war schwärzlich und unfahrbar. Wir gingen durch die eine Pforte hinaus auf die gepflasterte Brücke und nach der anderen Pforte, in der der Kranz der Wälle zusammenlief. Auf den Wällen sproßte schon das erste grüne Gras über dem Mauerwerk, und man konnte dort spazieren gehen, obgleich es nicht erlaubt war.

Ich wollte natürlich dort spazieren gehen.

„Tante, laß mich ein bischen auf die Pforte hinauflaufen, da kann man viel weiter sehen."

Die Tante sah sich um, ob kein Posten in der Nähe war, und dann erlaubte sie mir's: „Aber nicht auf die Wälle, damit ich nicht abrutschte und in's grüne Wasser fiele, — nur auf die Pforte, wo es breit ist."

Ich lief den schrägen Abhang hinauf — und stutzte. Dort oben auf der Pforte lag etwas.

Geschwind war ich wieder unten.

„Tante, dort oben liegt etwas."

Die Tante wollte haben, daß ich beschreiben sollte, was dort lag; aber das konnte ich nicht.

„Lauf noch einmal hinauf, aber vorsichtig."

Ich lief wieder, stutzte wieder und traute mich nicht weiter. Dort, mitten über der Pforte, lag etwas, — etwas Unheimliches, das einen schrecklich traurigen Eindruck machte, ohne daß ich verstand, warum. Es lag da ganz flach am feuchten Boden, ein Körper oder ein Bündel alter verschossener Kleider. Und etwas wie ein alter verschossener Shawl lag drüber, um es zuzudecken.

„Tante," rief ich ängstlich hinunter, „komme nach."

Da sah ich zu meinem Schrecken, daß das Bündel sich rührte, träg und unlustig. Eine schmutzige Hand streckte sich ein wenig hervor, — es

richtete sich unter dem verschossenen Shawl auf, und aus dem Dunkel schaute etwas wie ein Gesicht mit ein paar verschlafenen Augen hervor, — müde und mißlaunig.

Ich stob hinunter, was ich konnte.

„Tante, da ist etwas," ja, was es war, das konnte ich nicht sagen.

In der Tante kämpften Furcht und Neugierde. Wie sie sich so rathsuchend umschaute, kam durch die Pforte ein unbeschäftigter Soldat, — klein, rund, blond und pausbäckig. Er ging vorbei, als ob er gar nichts sähe, aber er grinste ein ganz klein wenig.

Die Tante schaute noch immer nach der Pforte hinauf, und dann schaute sie nach dem Soldaten hin und dann wieder hinauf.

Dann rief sie ihn an.

Der Soldat blieb stehen und sah dumm aus.

„Kas tas ir — tas?" fragte die Tante in fragwürdigem Lettisch und zeigte nach der kleinen Plattform über der Pforte, wo „das" war.

Der Soldat sah noch dümmer aus, aber sein Grinsen wurde freundlicher.

Das ermuthigte die Tante weiter zu fragen. Ich stand neben ihr und gaffte den Soldaten erwartungsvoll an, denn es schien uns Beiden ganz deutlich, daß er es wissen mußte, was „das" war.

Die Tante zog ein Fünfkopekenstück aus der Tasche „zu einem Schnaps". Der Soldat grinste hocherfreut, und als die Tante ermuthigt wieder hinaufzeigte und wieder: „kas tas ir?" fragte, erwiderte er prompt und seelenvergnügt:

„Maita!"

Da sah ich, wie meiner Tante Gesicht sehr lang und mißvergnügt wurde. Sie warf einfach den Kopf auf wie eine Dame, die sich gekränkt fühlt. Ohne den Soldaten noch keines Blickes zu würdigen, streckte sie die Hand nach mir aus und rief: „Komm weg!" Und dann gab sie mir einen unfreundlichen Knuff mit den Worten: „Was hast Du auch überall herumzulaufen!"

Ich kroch ganz verschüchtert in mich zusammen, — die Tante, der Soldat, das Bündel da oben wurden für mich auf einmal drei Räthsel. Erst zu Hause, beim Kaffee, als die Tante das Abenteuer erzählte und das Wort „Maita!" das ja „Mädchen" hieß, mehrmals höhnisch und verächtlich ausgesprochen ward, dämmerte mir zum ersten Mal die schwache Vorstellung davon, daß ich hier gesehen hatte, was man im „großen Vaterland" „eine Reichsjungfrau" nennt.

II.

„Spuck aus!"

Die Johanniskirche lag an der winkligsten Stelle der alten Stadt; rund um sie herum wie ein blutiger Kranz, dessen Blumen aus rohen Fleischstücken bestanden, zogen sich die „Scharren", wo „die Knochenhauer" ihre Waaren feilhielten, sonst befanden sich in dem engen Gäßchen nur noch

ein Büchsenmacher, ein Drechsler und einige alte ehemalige Klöster. Das Kloster „zum heiligen Geist“ beherbergte eine Schaar alter hexenhafter Weiber, seine übrigen Räume dienten zu Frachtspeichern, von dem anderen, das an zwei Seiten an die Johanniskirche herangebaut war und ehemals zu ihr gehört hatte, wurde der Name nie mehr genannt, und ich fragte vergebens, was das gewesen war, — auch als ich später in den Umgang von baltischen Historikern aufgenommen wurde. Es war aber wohl ein Männer-, vermuthlich ein Ritterkloster gewesen, worauf auch der Umstand hindeutete, daß nach dem Verschwinden des Ritterordens die Johanniskirche den Letten eingeräumt wurde, — denn die Letten standen als Landsbevölkerung direkt unter den Rittern, wie ja auch die Preußen und Wenden gethan. Durch die gewölbten Pforten sah man täglich die Arrestanten von der Polizei, auf einer Stange über der Achsel von zwei Männern, ihre Kohlsuppe tragen und im inneren Hofe verschwinden. Ging man aber durch diesen sonst immer leeren Hof, den fast keine Fenster oder Thüren umgaben, so kam man durch ein paar weitere Pforten in die Königsstraße, die keinen guten Namen hatte.

An den Scharren und der Johanniskirche vorbei und durch die vielen klosterartigen Pforten gingen meine Mutter und ich zuweilen, wenn wir meine Großmutter besuchten, die in der Nähe des neuen Theaters wohnte.

Manchmal kam es dann vor, daß uns ein Pope begegnete. Dann sah ich meine Mutter sich hinter ihm umkehren und etwas Geheimnißvolles thun, — es war nur eine ganz kleine verstohlene Bewegung. Ich kehrte mich dann auch um, und dabei konnte ich den Popen von hinten sehen, nachdem ich ihn von vorn gesehen.

Diese Popen gefielen mir immer sehr gut, denn sie sahen anders aus als alle anderen Leute. Sie waren einfach nicht so langweilig. In ihren breitrandigen flachen Hüten, mit ihren langen Bärten und langen lodigen über die Schultern fallenden Haaren, mit ihrem ruhigen und milden orientalischen Blick, ihrem würdigen, nachlässigen Gang, in dem bis auf die Füße hinabgehenden schwarzen Leibrock und halbanschließenden ebenso langen schwarzen Ueberrock mit den weiten Aermeln, unter denen die hochschäftigen Stiefel zum Vorschein kamen, erregten sie immer meine Neugierde und deuteten für mich auf andere Länder, mit anderen Menschen von anderen Gefühlen, wohin meine Sehnsucht gleich anfing zu gehen, als ich ein bischen anfing zu denken und zu vergleichen.

Da wunderte es mich denn immer, daß meine Mutter sichtlich jedesmal peinlich berührt war, wenn ihr ein Pope entgegenkam. Sie that auch jedesmal dasselbe hinter seinem Rücken.

Eines Tages gingen wir so durch das alte Kloster bei der Johanniskirche, wo ehemals der Ritterorden gehaust hatte, der die Leute mit dem Schwert taufte, und da kam uns wieder ein Pope entgegen, würdig, stattlich und orientalisch.

Meine Mutter warf ihm einen feindseligen Blick zu, und da die Passage eng war und er sehr nahe an uns vorbeimußte, hielt sie es für geboten, auch mich darin einzuweihen, wie man sich wirksam gegen bösen Einfluß schütze.

Als er vorbei war, kehrte sie sich um, spuckte dreimal fein und vorsichtig hinter ihm aus und sagte dann zu mir:

„Spucke dreimal aus, — er bringt Unglück."

Ich spuckte vergnügt aus, — denn auszuspucken war sonst verboten, und ich freute mich, einmal zu etwas „Unartigem" Erlaubniß zu haben; sonst wurde immer nur verboten und nie erlaubt. Aber warum er Unglück bringen sollte, das konnte ich nicht einsehen. Ich kannte schon ganz andere Leute, vor denen man schön knixen und den Mund zum Küssen hinhalten mußte und die doch nie Glück gebracht hatten, — z. B. den Herrn Oberpastor, der ganz wie Luthers Portrait aussah und der eines Tages „im Schwindel" in die Düna ging, — statt nebenan.

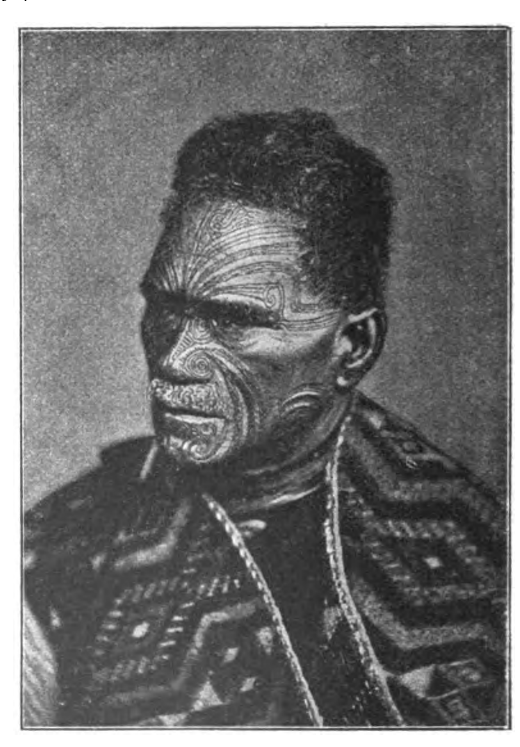




Illustrirte Bibliographie.

Die Erde und das Leben. Eine vergleichende Erdkunde von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Zweiter Band. Mit 223 Abbildungen und Karten im Text, 12 Kartenbeilagen und 23 Tafeln im Text in Farbendruck, Holzschnitt und Aetzung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Die Erde und das Leben! Von Ratzels prächtigem Werke liegt uns nun auch der zweite stattlich ausgerüstete Band vor Augen. Wie ein blendendes Lichtmeer erschließt sich uns aus dieser Quelle reichlich fluthendes, wissenschaftliches Forschen über die Erde und die weite Lebenswelt, deren Mittelpunkt unser irdischer Mutterkörper bildet. Ich glaube nicht, daß die Fülle der Belehrung, der Mittheilung so wissenswie schätzenswerther Kunde und der prachtvoll vertheilte Schmuck, der alles das ruhig und vornehm begleitet, an einem Leser ohne nachhaltige Wirkung vorüberrauschen kann.



Ein tättowirter Maori. Nach Photographie von Pulman. Aus: Ratzel, Die Erde und das Leben. 2 Bände. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Anders freilich gestaltet sich der Eindruck bei den verschiedenen Menschen, anders nach Vorbildung, nach Alter und Geschlecht. Der wissenschaftliche Standpunkt wird wohl zunächst bei einer einfachen Aussprache des Titels: „Die Erde und das Leben" keineswegs überall in gleicher Weise vermuthet oder erwartet. Wir haben uns durch poetischen Gebrauch und die Einprägung religiöser Kontrastbegriffe daran gewöhnt, aus dem Rufe „Die Erde und das Leben" eine Aufforderung zur Daseinsbejahung, zur Jenseitsabkehr

herauszuhören. Die Erde ist der Tummelplatz unserer Lebensfreuden, die Erde unser Heim, unsere Führerin. Als Erdgeschöpfe haben wir ihr zu gehorsamen bis an's Ende. Und im Worte „Leben" meinen wir einen Appell an die rothwangige Frische der gesunden Menschlichkeit zu vernehmen.



Die Soiernseen bei der Schöttelkahrspitze im Karwendelgebirge. Nach Photographie.
Aus: Ratzel, Die Erde und das Leben. 2 Bände. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Ja, so etwas weht uns wohl auch aus dem dicken gelehrten Bande an. Die Dinge, um die es sich handelt, sind gar so frei und groß, so entrückt dem Bücherstaube der Bibliotheken, so entlegen der kleinen milden Oellampe des Studirzimmers.

Aber doch ist der durchgehende Zug des gewaltigen Werkes kein brausend daher-

fahrendes lebendig feuriges Ungestüm, sondern Forschung, ernste, sachliche, nackte Forschung. Und die Poesie entwischt dabei nicht, sie wird vielmehr um so tiefer verankert, es ist hier nicht mehr eine bloße Temperamentfrage des Vortrags entscheidend, ein Feuer, das nachlassen kann, das aufgeblasen werden muß zu frischen Flämmlein, die Natur selbst vielmehr sorgt dafür, daß dem fühlenden Herzen Liebe und Bewunderung nicht ausgehe, daß ihre Erhabenheit und Schönheit auch unter der Lupe nicht verschwindet, im Gegentheil, sogar neue unermeßliche Welten von ungeahnter Herrlichkeit, Großartigkeit und Gewalt eröffnet werden, wohin wir immer blicken. Ratzel läßt die Natur sprechen, er entschleiert uns



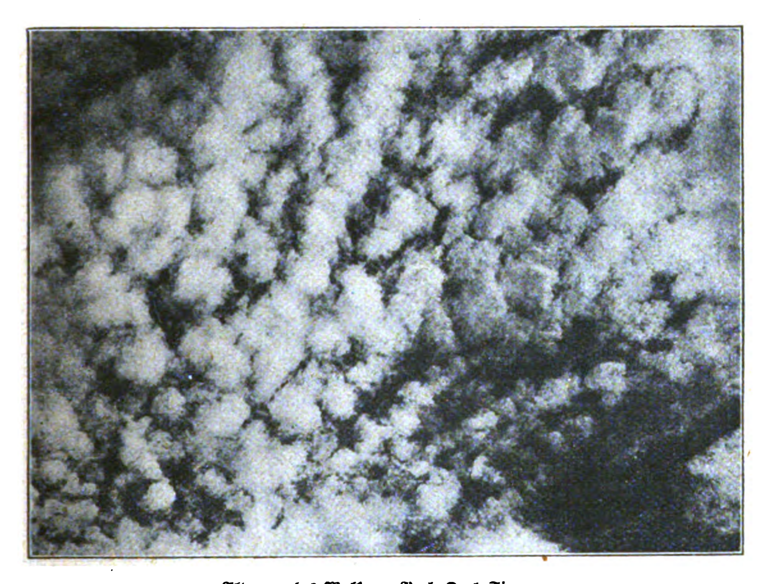
Der Spreewald als Typus eines mitteleuropäischen Waldsumpfes. Nach Photographie.
Aus: Ratzel, Die Erde und das Leben. 2 Bände. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

ihre Geheimnisse mit behutsamer, zärtlich gewissenhafter Treue. Der würdige Stil stimmt vortrefflich zu seinem Unternehmen und ermangelt wahrlich nicht der gefällig runden Formung. Dicht hält er sich an das Gegebene, und da giebt es doch Bewegungsfreiheit genug. Wir verlieren nie die natürlichen Dinge aus den Augen. Das macht den Zauber dieses Werkes aus; denn die Natur ist ein unerschöpflicher Jungbrunnen des Interesses; wer sich ihrem Anblick hingiebt, den wird nach keinem anderen Wässerlein dürsten.

Beim Durchblättern des Werkes fühlt wohl auch der Jüngling anders als der Mann und dieser wieder anders als der Greis.

Ein sehenslustiges, reisenfrohes, verlangendes Auge erblickt da manches im Schimmer unendlicher Sehnsucht. Ein müder, ruhesuchender Blick fällt auf die ausgebreiteten bunten lieben Teppiche unseres Planeten ohne weitere Begehr nach viel neuer abenteuerlicher Speise dem Schauen und Erfassen. Es ist genug. Komm süßer Tod, und schließe mir die Augen zu! All das Köstliche und Leidige, das Schöne und das Schlimme wird Anderen angehören, Späteren. —

Ein merkwürdiges Buch, dies Buch vom Leben und von der Erde! Es erweitert nach allen Seiten unser bewußtes Schweben im Unbekannten, schiebt die Grenzen weiter hinaus, daß wir uns mehr als zuvor im bekannten Elemente fühlen.



Altocumulus-Wolken. Nach Karl Singer.
Aus: Ratzel, Die Erde und das Leben. 2 Bände. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.)

Schließlich bleiben wir doch im Unerforschlichen, schließlich ruhen wir doch in Gottes Hand. Des Menschen Geist hat das Antlitz der Mutter Erde verändert, er hat ihm seine Spuren eingegraben.

Aber woher dieser Geist? Woher diese Erde?

Ewige Räthselfragen. Wir schauen mit spähenden Blicken umsonst in das rauschende Meer und in die schwimmenden Wolken, die so unsagbar lieblich unser Landschaftsbild bekränzen und ein Gleichniß predigen vom Wandel aller Gestaltung.

H. L.

Bibliographische Notizen.

Luckhardts zeitgeschichtliche Bibliothek. Band I. **Deutschland und Frankreich.** Politische und militärische Betrachtungen am Anfang des 20. Jahrhunderts von K. H. von Mann-Tiechler. — Band II **Das verwelschte Deutschthum.** Jenseits der Westmarken des Reiches von Kurd v. Strantz. Zweite ergänzte Auflage. — Berlin u. Leipzig, Friedrich Luckhardt.

Es ist eine recht interessante Arbeit, die Mann-Tiechler in die Sammlung der zeitgeschichtlichen Bibliothek geliefert hat. Indem er zunächst die Eigenschaften, wie solche in dem Charakter der deutschen und französischen Nation begründet liegen, gegen

einander sorgfältig abwägt, gelangt er zu der Ueberzeugung, daß beide Kulturländer schließlich zum Einverständniß gelangen müssen, da ein Grund zu gegenseitiger Eifersucht absolut nicht mehr vorhanden ist. Nach einem Vorwort und einer Einleitung behandelt der Verfasser in 3 Kapiteln das vorliegende Thema und schließt mit einem Nachtrag, in welchem die Ereignisse, welche während seiner Arbeit eingetreten waren, Aufnahme gefunden haben. Das Verhältniß Deutschlands zu den anderen Großmächten wird näher beleuchtet. Immer bleibt der Verfasser objektiv in dem Bestreben, versöhnend und belehrend zu wirken.

Der Verfasser der zweiten Schrift vertritt die Ansicht, daß eine ernsthafte Versöhnung mit Frankreich durchaus abzuweisen sei, um sich nicht Enttäuschungen auszusetzen. Wenn auch eine verständige Freundschaft mit unserm westlichen Nachbar gepflegt werden kann, so räth doch der Verfasser, sich niemals in eine gewisse Sicherheit zu wiegen, sondern vielmehr das unverjährbare Anrecht auf die alten nationalen Reichsgrenzen nicht einschlummern zu lassen. Die Kenntniß unseres alten Volksthums auf französischem Boden allgemein zu verbreiten, betrachtet der Verfasser als den Zweck seiner Arbeit. An der Hand geschichtlicher Quellen, namentlich auch in dem Nachweise des Ursprungs der Ortsnamen, begründet der Verfasser nicht nur das vollste Anrecht auf die Gebiete von Elsaß-Lothringen, sondern auch den Anspruch auf eine Reihe anderer an unserer Westgrenze liegenden Gebiete. Den Revanchehelden dürfte mit diesem geschichtlichen Nachweise eine geeignete Antwort gegeben sein. Der Verfasser zeigt sich auf diesem geschichtlichen Gebiete gut bewandert.

K.

Rom und Umgebung. Praktischer Führer von W. Schultz-Riesenberg. Mit sieben Karten und acht Grundrissen. Berlin W., Albert Goldschmidt. 1903 — 1904.

Den zahlreichen deutschen Rompilgern, die wenigstens auf kurze Zeit der alten, ewigen Roma einen Besuch abstatten wollen, um an der Stätte großer, seit der Schulzeit uns vertrauter Ereignisse und Persönlichkeiten gleichsam historische Luft zu athmen, an den unvergänglichen Kunstschätzen verschiedener Jahrhunderte sich zu erbauen und dazu die lebendige Gegenwart in dem Zauber der Natur, die in der Umgebung der alten Kulturstätte mit fremdartigem Reiz sich offenbart, und in dem Treiben eines eigenartigen Volksthums zu genießen, sei dieser Führer, der in all diesen Hinsichten den Fremden sicher leitet und belehrt, und dabei nicht vergißt, für die unerläßliche Vorbedingung jedes wahren Reisegenusses, für das leibliche Wohlbefinden des Reisenden zu sorgen und allen praktischen Verhältnissen Rechnung zu tragen, warm empfohlen. Das gut ausgestattete Buch, in dem das wünschenswerthe Material an Karten und Plänen nicht fehlt, ist mit einem seine Benutzung sehr erleichternden alphabetischen Nachschlageregister versehen. Der Preis beträgt nur 3.00 Mk.

O. W.

Fabeln und Parabeln des Orients. Der türkischen Sammlung humajun name entnommen und in's Deutsche übertragen von Soubh Bey, ehemaligem I. Sekretär der türkischen Botschaft in Wien. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Rieder Pascha, z. Z. Generalinspektor der Kaiserl. Ottomanischen Medicinschule.

Diese Fabeln und Parabeln sind alle sehr interessant vom Standpunkte der türkischen Volkspsychologie aus und mehrere insofern von ganz besonderem Werthe, als sie in unverkennbarer Weise gleichen Ursprungs sind wie manche bei uns beliebten Märchen und Erzählungen. Am auffälligsten tritt dies wohl in der Geschichte „Der Derwisch und die Räuber" hervor.

Der Uebersetzer hat den Ton gefunden, die zum Herzen sprechende Schlichtheit — den eigenthümlichen Reiz der Stücke — getreu wiederzugeben. Die kindliche Naivität ist nicht durch unangemessene Diktion verwischt. So kann der Leser aus dieser Sammlung einen guten Begriff gewinnen von dem behaglichen Plauderton des morgenländischen Erzählers. Vielleicht wird sich der eine oder andere dadurch zu weiterer künstlerischer Bearbeitung der gebotenen Stoffe angeregt fühlen. Das Buch wird vermuthlich aber auch als willkommener Beitrag zur vergleichenden Fabelkunde begrüßt werden.

H. L.

Charles Batteux. Sein Leben und sein ästhetisches Lehrgebäude. Von Dr. phil. Eberhard Freiherr v. Danckelmann. B. W. Gebels Verlag, Gr. Lichterfelde-Berlin. 1902. Preis 2,40 Mk.

Ueber Batteux gab es, soweit unser Wissen reicht, noch keine deutsche Monographie. Freiherr von Danckelmann hat in einer kleinen 149 Seiten umspannenden Schrift sich dieser verdienstvollen Aufgabe

unterzogen. Solcher Beitrag zur Geschichte der Aesthetik wird von Kunstphilosophen wie Historikern, ja vielleicht auch von wissensdurstigen Laien mit Dankbarkeit für die bequeme Form der zusammenhängenden Belehrung begrüßt werden.

H. L.

Sie soll deine Magd sein. Roman von Dora Duncker. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. Eckstein's illustr. Romanbibliothek. 3. Jahrgang, Bd. 7. Preis: broschirt Mk. 1, gebunden Mk. 1,50.

Das Thema, das die geistreiche Schriftstellerin hier behandelt, glauben wir nicht besser als durch Wiedergabe eines Gesprächs aus dem vorliegenden Roman im eigenen Wortlaut charakterisiren zu können.

„. . . So gehst auch Du der Schwester in ihrer phantastischen Auffassung nach, daß der Liebe der Platz der Herrin gebührt? Milli ist ein Weib und mag nicht zu überzeugen sein, Du aber, ein Mann, solltest Dich von der Ueberzeugung durchdringen lassen: es giebt nur ein Gebot, das zum Frieden führt, und dies Gebot lautet: „Sie soll deine Magd sein!“

Grumbach lächelte den Freund mitleidig an.

„Zum stumpfen thatenlosen Frieden vielleicht. Aber das Leben des Tüchtigen bedeutet heute nicht bequemen Frieden, sondern unablässigen Kampf, unermüdliche Arbeit. Dieser Kampf und diese Arbeit aber werden zum mühseligen erfolglosen Hinschleichen durch einen grauen Tag für einen Jeden, dem eine große Liebe geschenkt ward und der in hochmüthigem Selbstgenügen sie — um mich Deines Gleichnisses zu bedienen — am Wege stehen läßt wie eine Magd. Wohl verstanden, ich spreche nur von einer großen reinen Neigung voll befreiender Kraft, wie sie Wenigen geschenkt, Wenigen zu empfinden beschieden ward, nicht von der kleinen Scheidemünze der Gefühle, die, abgegriffen und leicht beschmutzt, von Hand zu Hand geht.

„Ein großes, heißes und ehrliches Empfinden aber soll nicht zur Unterwürfigkeit erniedrigt, es soll zur Herrschaft erhoben sein.

„Aufreißen soll es uns aus der großen Alltagsöde, die das Mark verzehrt und den Willen lähmt. Voranleuchten soll es uns durch die dunklen Wirrsale des Lebens und sie hell und durchsichtig machen. Unsere Lebenskräfte soll es mehren und stärken, damit wir den Platz, auf den wir selbst oder Andere uns gestellt haben, ausfüllen über das Maß des Pflichtgefühles, über den Durchschnitt hinaus.“

Es wird schwer, dem feurigen Pathos dieser Beredsamkeit sich zu widersetzen; aber ist dies Pathos nicht vielleicht doch vergänglich? Kann nicht, wie Goethe meint, Lieb' und Leidenschaft verfliegen, daß nur Wohlwollen ewig das Feld behauptet? Ich glaube, die wohlwollende Menschenliebe ist die beste Herrin unserer Seele, und alle Gluth der Leidenschaft thun wir gut in gebührende Schranken zu bannen.

H. L.

Pariser Modell. Roman von Paul v. Schönthan. Dresden und Leipzig, Verlag von Moewig & Höffner, 1903. Preis 3 Mark.

Allen Freunden einer angenehmen spannenden Romanlektüre sei dieses neue Werk aus der Feder des bekannten Schriftstellers warm empfohlen. Es ist so fesselnd und geistvoll geschrieben, daß der Leser davon nicht leicht loskommt. Die Erfindungsgabe des Autors und sein anmuthiger, jeder leisen Regung fein und zierlich nachgebender, gleichmäßig erfreulich dahinfluthender Stil bestätigen wiederum den Eindruck eines bedeutenden Talents. Mit angehaltenem Athem lauschen wir dem von so vollendeter Erzählerkunst zeugenden Vortrage. Die vor uns entrollten Schicksale gewinnen Farbe und greifbares Leben, wir nehmen innig Antheil an Wohl und Wehe der dargestellten Menschen. Und wo der talentvolle Künstler uns vielleicht auch ein bischen zu technisch routinirt erscheinen könnte, da hat er aus dem reichen Schatze des ihm verfügbaren Könnens soviel verdeckende Anmuth und Formgeschmeidigkeit in Bereitschaft, daß wir ihm deswegen nicht zürnen. Wir haben ihm immer für liebenswürdige Unterhaltung, für schöne Freuden zu danken.

H. L.

Knipse. Scenen aus dem Berliner Leben von Roland von Berlin. Illustrirt von Paul Haase. „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Litteratur u. Kunst, Berlin.

Die Verse des „Roland von Berlin“ in Leipzigers Kleinem Journal haben seit einiger Zeit eine wohlberechtigte Berühmtheit erlangt. Sie zeichnen sich nicht nur durch eine äußerst gewandte Eleganz in der Handhabung der Kunstform und der Diktion, sondern auch durch übermüthigen, geistreichen Witz, durch köstliche Ironie und scharfe Pointirtheit aus. Es ist daher mit

Dank zu begrüßen, daß die sogenannte „Bunte Brettl- und Theater-Bibliothek" uns nunmehr ein Bändchen solcher gelungenen Produkte des Esprits und unverwüstlicher Laune zu reichen hat. An dem Wohllaut, der vollendeten Sicherheit und lückenlosen Witzesfülle dieser Gedichte wird sich gewiß mancher Leser erfreuen. Ueberaus reich und trefflich ist das humoristische Werk von Paul Haase illustrirt. H. L.

Felix Dahns sämmtliche Werke poetischen Inhalts. Neue Folge. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

Vor fünf Jahren (1898) ist die „Gesammtausgabe" der poetischen Werke Felix Dahns abgeschlossen worden. Sie ist heute keine Gesammtausgabe mehr. Denn der in seiner Schaffenskraft ungeschwächte Dichter hat uns seitdem eine ganze Reihe neuer Werke, geschenkt, die in kraftvoll durchgeführten Bildern und Gestalten die Vergangenheit unseres Volkes uns naherücken und der Gegenwart die des Dichters Schaffen durchziehende Mahnung: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk" in wuchtiger Eindringlichkeit erneuern. — So mußte die alte Gesammtausgabe durch eine „Neue Folge" ergänzt werden. Sie beginnt jetzt zu erscheinen und wird vier Bände umfassen, welche enthalten werden:

B. I.: Sigwalt und Sigridh. — Stilicho. — Der Vater und die Söhne.

Bd. II.: Am Hof Herrn Karls. — Herzog Ernst von Schwaben. — Fünfzig Jahre. — Meine welschen Ahnen.

Bd. III.: Walhall.

Bd. IV.: Kaiser Karl und seine Paladine.

Die „Neue Folge" wird auch in 15 Lieferungen zu je 1.00 Mark zu beziehen sein. Ausstattung und Format sind den früheren Bänden gleich. O. W.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Bibel und Babel, Zum Kampf um. Von Fr. Lange. Nord und Süd. April 1903.
Björnson. Von O. Leveitin. Zeit (Wien) 428.
Böcklin, Arnold. Von A. Frey. Deutsche Rundschau XXIX. 3.
Bühne und Drama. Von H. Landsberg. Zeit (Berlin) II. 10.
Culturwissenschaft. Von Th. Achelis. Zukunft XI. 13.
Delany, Mary, Ein Lebensbild aus dem 18. Jahrhundert. Von M. v. Bunsen. Deutsche Rundschau XXIX. 3.
Deutschland und England. Von K. Jentsch. Kultur I. 12.
Dingelstedt und Heine, der politische Lyriker. Von Teut. Deutsche Stimmen IV. 18.
England, Das heutige. Von H. St. Chamberlain. Deutsche Monatsschrift II. 3.
Frauen im Mittelalter und die erste Frauenrechtlerin. Von G. Gröber. Deutsche Revue XXVII. 12.
Goethe und Italien. Von A. de Gubernatis. Deutsche Revue. XXVIII.
Gyges, Die wahre Geschichte von. Von K. Blind. Nord und Süd. April 1903.
Humboldt, Aus Wilhelm von H. Nachlass. Von B. Gebhardt. Nord und Süd. April 1903.
Ibsen und die Pflege des persönlichen Lebens. Von A. Sewett. Nation XX. 14.
Impressionismus, Die Entwickelung des I. in der Wiener Secession. Von E. Felder. Nord und Süd, April 1903.
Klingers Beethoven. Von L. Gurlitt. Deutsche Monatsschrift II. 3.
Klopstock, Friedrich Gottlieb K. als Briefschreiber. Von A. Kohut. Nord und Süd. April 1903.
Kreuzerkrieg, Ueber den. Von Korvettenkapitän a. D. Jachmann †. Nord und Süd, April 1903.
Kunst und Monroedoctrin. Von B. Bruni. Zeit (Wien) 428.
Litteratur, Objektivität und Subjektivität in der. Von H. v. Meerheim. Monatsblätter f. Litteratur VII. 3.
Mendelsohn, Johanna Kinkel über. Von A. von Asten-Kinkel. Deutsche Revue XXVIII. 1.
Musik und Leben. Von K. Storck. Türmer V. 3.
Naturforschung und Optimismus. Von W. Bölsche. Deutschland 1903. 4.
Nietzsche, Friedrich und die deutsche Litteratur. Von M. G. Conrad. Zeit (Wien) 428.
Pflanzenreich. Die Entstehungen neuer Formen im Pfl. Von H. de Vries. Deutsche Revue XXVII. 12.
Politik und Theater. Von M. Lorenz. Litt. Echo V. 6.
Religion und Dichter. Von A. Hausrath. Deutsche Rundschau XXIX. 3.
Religion als Schöpfung. Von P. Goehrn. Zukunft XI. 12.
Schiller und Grillparzer. Von M. Necker. Litt. Echo V. 6.
Sonne, Die, der Urquell alles Lebens. Von W. v. Sicherer. Deutsche Revue XXVII. 12.
Tiecks fünfzigstem Todestage, Zu Ludwig. Von H. Lindau. Nord und Süd. April 1903.
Trendelenburg, Adolf, Zur Erinnerung an. Von P. Eucken. Deutsche Rundschau XXIX. 3.
Virchow, Rudolf, 1821—1902. Von O. Israel. Deutsche Rundschau XXIX. 3.
— **Einiges über.** Von K. Blind. Deutsche Revue XXVII. 12.
Zola, Emil. Von A. Bartels. Deutsche Monatsschrift III. 3.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903. Heft I. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G.

Aus fremden Zungen. Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Dreizehnter Jahrgang. 1903. Heft 2—4. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Bertens, Friedrich, An des Lebens Vormittag. Werdegang eines jungen Mannes. Berlin, Iris-Verlag.

Birk, Susi, Sophie, Liederstrauss. Zweite Auflage. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Linke).

Bormann, Edwin, Vivat laetitia! 20 neue hochdeutsche Kommerslieder nach bekannten Melodien in helle Reime gebracht. In künstlerisches Dunkel gehüllt von Meister Arthur Lewin. (Edwin Bormanns illustrirte Humor-Bibiothek. Band 1.) Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Boy-Ed, Ida, Zwei Männer. Roman. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing.

Busse, Ludwig, Geist und Körper, Seele und Leib. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Dacakumâracaritam. Die Abenteuer der zehn Prinzen. Nach dem Sanskrit-Originale des Dandin übersetzt, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. M. Haberlandt. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.

Dawson, A. J., Marokkanische Geschichten. Autorisirte Uebersetzung von Hans Lindner. 1. u. 2. Band. Stuttgart, Robert Lutz.

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. 2. Jahrg. Heft 5. München, G. D. W. Callwey.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. XXV. Jahrgang. Heft 6. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dokumente des modernen Kunstgewerbes von Dr. H. Pudor. Serie C. Heft 1. Berlin W. 30., Verlag der Dokumente des modernen Kunstgewerbes Dr. H. Pudor.

Ein leichtfertiger Krieg. Einige Betrachtungen über unsere Niederlagen und ihre Ursachen von einem britischen Generalstabsoffizier. Autorisirte Uebersetzung von Otto v. Ehrenstein. Dresden u. Leipzig, Carl Reissner.

Errera, Prof., Dr. L., Gemeinverständlicher Vortrag über die Darwin'sche Theorie mit Berücksichtigung einiger neueren Untersuchungen. Mit 6 Abbildungen. Aus dem Französischen übersetzt von G. Richels. (Gemeinverständliche darwinistische Vorträge und Abhandlungen. Herausgeber Dr. W. Breitenbach.) Heft 6. Odenkirchen, Dr. W. Breitenbach.

Gedanken zum Diakonissen-Wesen angeregt durch „Frei zum Dienst“, eine Diakonissen-Geschichte. Breslau, Carl Dülfer.

Geschichte der modernen Kunst. Band 1—3. Leipzig, E. A. Seemann.

Glahn, Thomas, Junges Blut. Novellen. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 109. Berlin, Albert Goldschmidt.

Goldstein, Dr. Julius, Die empiristische Geschichtsauffassung David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnisstheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. Dreissigster Band. Annalen. Mit Einleitung und Anmerkungen von Oskar Walzel. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchfl. G. m. b. H.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachleute herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 14. Band. Italienische Reise I. Bearbeitet von Dr. Robert Weber. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Haucks, Bruno, Aus meiner Seele! Gedichte. Haimhausen, Reform-Verlag C. v. Schmidtz.

Hofmann, Rafael, Naturgemässe Religions- und Sittenlehre. Für den privaten Unterricht zusammengestellt. Mit einem Begleitwort neu herausgegeben von C. v. Schmidtz. Haimhausen, Reform-Verlag C. v. Schmidtz.

Hundert Meisterwerke der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. Drittes Heft. Karlsruher Kunst. H. Thoma. L. Dill. F. Keller. G. Schönleber. F. Hein. Mit Text von Fritz von Ostini.
Viertes Heft. Münchener Kunst 2. G. v. Max. A. Langhammer. W. Volz. H. v. Habermann. W. Trübner. Mit Text von Fritz von Ostini. Leipzig, E. A. Seemann.

Jensen, Wilhelm, Gradiva. Ein pompejanisches Phantasiestück. Dresden u. Leipzig, Carl Reissner.

Kienast, Friedrich August, Durch Kampf zum Sieg! Gedichte aus der Jugendzeit bis zur Wende des Jahrhunderts. Leipzig, R. Streller.

Korolenko, Der Wald rauscht. Leipzig, Insel-Verlag.

Kreislerbuch, Das, Texte, Kompositionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann, zusammengestellt von Hans von Müller. Leipzig, Insel-Verlag.

Lampert, Dr. Kurt, Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker. Mit 780 Abbildungen nach dem Leben. Lieferung 28—30. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Leitschuh, Franz Friedrich, Strassburg. Mit 138 Abbildungen. (Berühmte Kunststätten No. 18) Leipzig, E. A. Seemann.

Linke, Dr. Franz, Moderne Luftschifffahrt. Mit 37 Abbildungen auf 24 Tafeln. Berlin, Alfred Schall.

Loewenberg, Dr. J., Gustav Frenssen (von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl). Mit einem Bildnis Gustav Frenssens. Hamburg, M. Glogau jr.

Marney, E. A. Toreau de, Premier Pas vers la langue universelle par des signes suggestifs, Sprechübungen für Anfänger im Anschluss an die Vorfälle des Tages, erläutert durch ideographische Zeichen. Theil I: Deutsch-Französisch. Leipzig, E. Haberland.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. G. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélla. 19. u. 20. Brief. I. Beilage: Spanisch. El Repetidor. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.
— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, unter Mitwirkung von L. v. Warnitz, P. Perwow. 26. u. 27. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Meyers grosses Konversations-Lexikon. Sechste Auflage. Zweiter Band. Astilbe bis Bismarck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Monatsberichte über Kunst und Kunstwissenschaft, Herausgegeben in Verbindung mit Dr. H. Popp u. R. Freiherr von Seydlitz von Hugo Helbing. Jahrgang 3. Heft 1. München, Vereinigte Druckereien und Kunstanstalten vorm. Schön & Maison, Ig. Velisch, G. m. b. H.

Orth, K., In den Minen. Roman. (Goldschmidts Bibiothek für Haus und Reise. Band 110.) Berlin, Albert Goldschmidt.

Popper, Josef, Das Recht zu leben und die Pflicht zu sterben. Socialphilosophische Betrachtungen. Dritte Auflage. Dresden und Leipzig, Carl Reissner.

Rahmer, S., Das Kleist-Problem auf Grund neuer Forschungen zur Charakteristik und Biographie. Berlin, Georg Reimer.

Robert, Friedrich, Aus dem Nichts zum Glauben. Ein Saatkorn für das Glaubensbekenntniss unserer Kinder. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. Berlin, Hugo Bermühler.

Roese, Dr. Chr., Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der lateinischen Sprache. Kursus I. Brief 6—10. Leipzig, E. Haberland.

Sakuntala. Ein indisches Spiel des Königs Kalidasa in deutscher Bühnenfassung von Marx Möller. Berlin, Otto Eisner.

Salburg, Edith, Gräfin, Das Priesterstrafhaus. Roman, Dresden und Leipzig. Carl Reissner.

Scholtz, C. v., und Hermensdorff, Standesvorurtheile. Originalroman. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke).

Schultz-Riesenberg, W., Rom und Umgebung. Praktisher Führer. Mit sieben Karten und acht Grundrissen. (Griebens Reiseführer. Band 100.) Berlin, A Goldschmidt.

Schwartz, Rudolf, Jahrbuch der Musikbibliothek Peters für 1902. Neunter Jahrgang. Leipzig, C. F. Peters.

Sievers, Professor Dr. Wilhelm, Süd- und Mittelamerika. Eine allgemeine Landeskunde. Zweite neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Silber, Dr. Max, Womit sind die ansteckenden Geschlechtskrankheiten als Volksseuche im Deutschen Reiche wirksam zu bekämpfen? Zweite Auflage. 4.-13. Tausend. Leipzig, Selbstverlag der Ortskrankenkasse für Leipzig und Umgegend. In Kommission: Benno Konegen Verlag, Leipzig.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 20 u. 21. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Tovote, Heinz, Der letzte Schritt. Roman. Berlin, F. Fontane & Co.

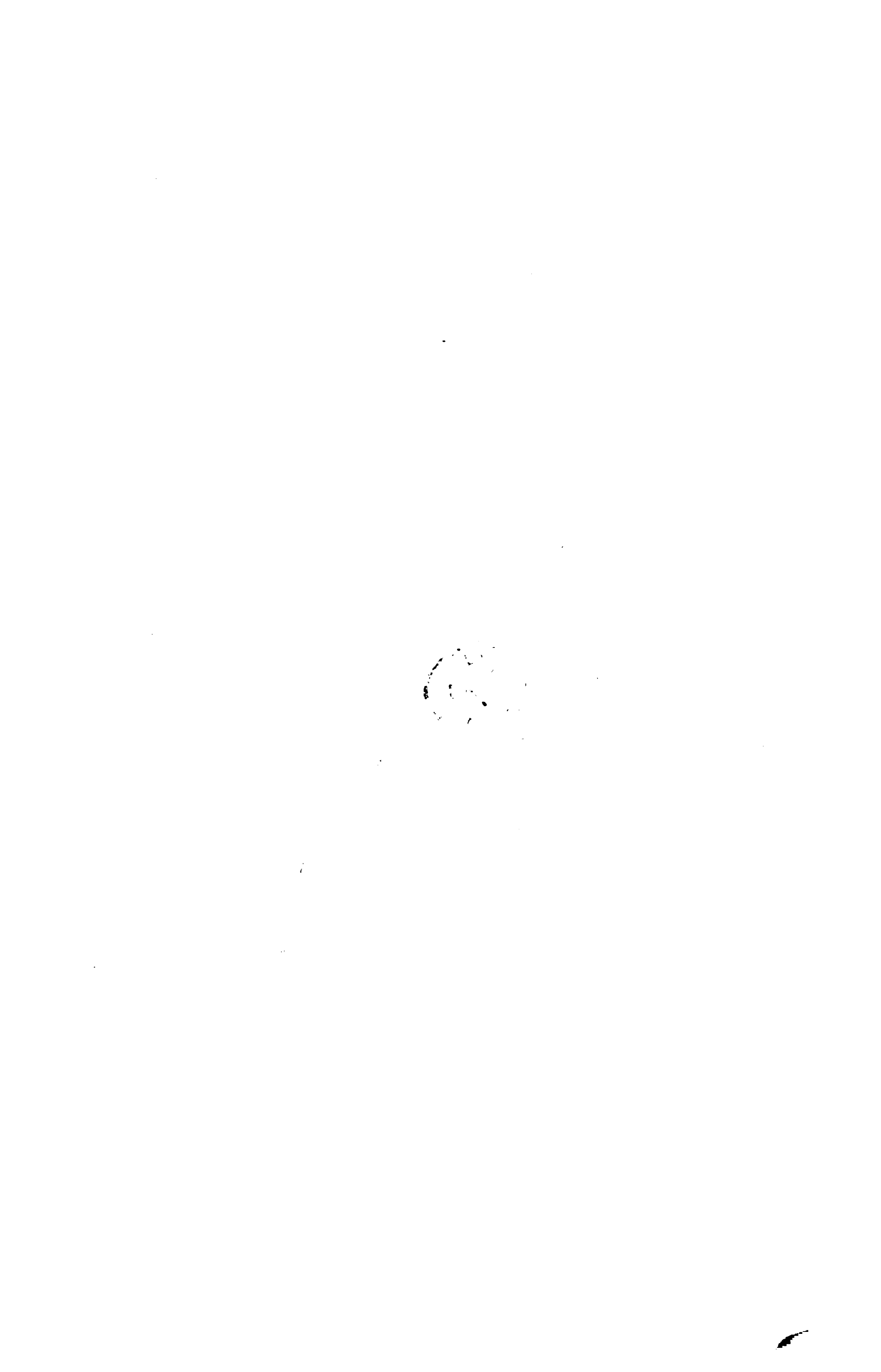
Westermanns illustrirte deutsche Monatshefte für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. 47. Jahrgang. No. 6. Heft 558. März 1903. Braunschweig, George Westermann.

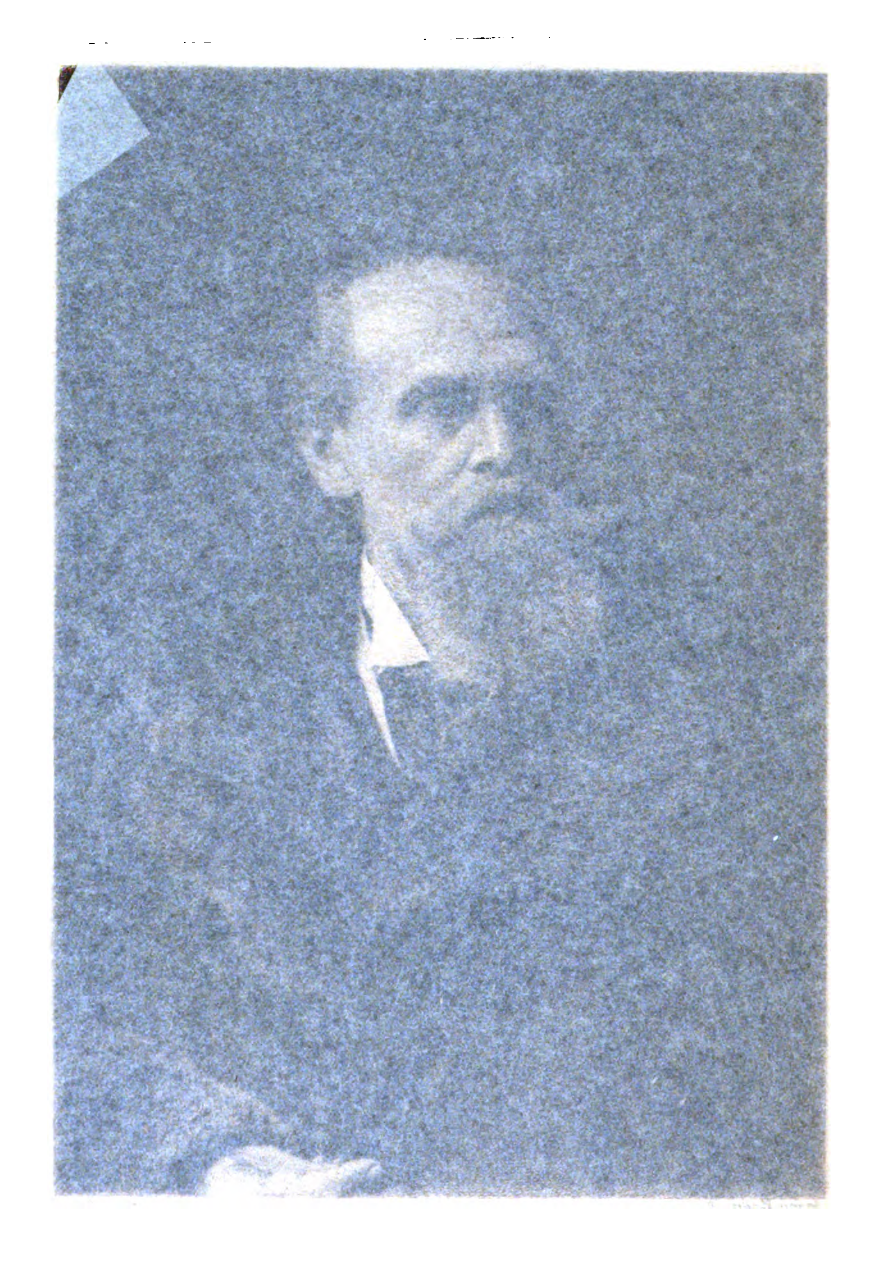
Witulski, Ernst, Um eine Welt. Drama in fünf Akten. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke).

Würdig, L., Des alten Dessauers Leben und Thaten. Für Jung und Alt im Deutschen Vaterlande erzählt. Dritte verbesserte Auflage besorgt von Prof. Dr. H. Wäschke. Dessau, Paul Baumann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Adalb. Svoboda

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

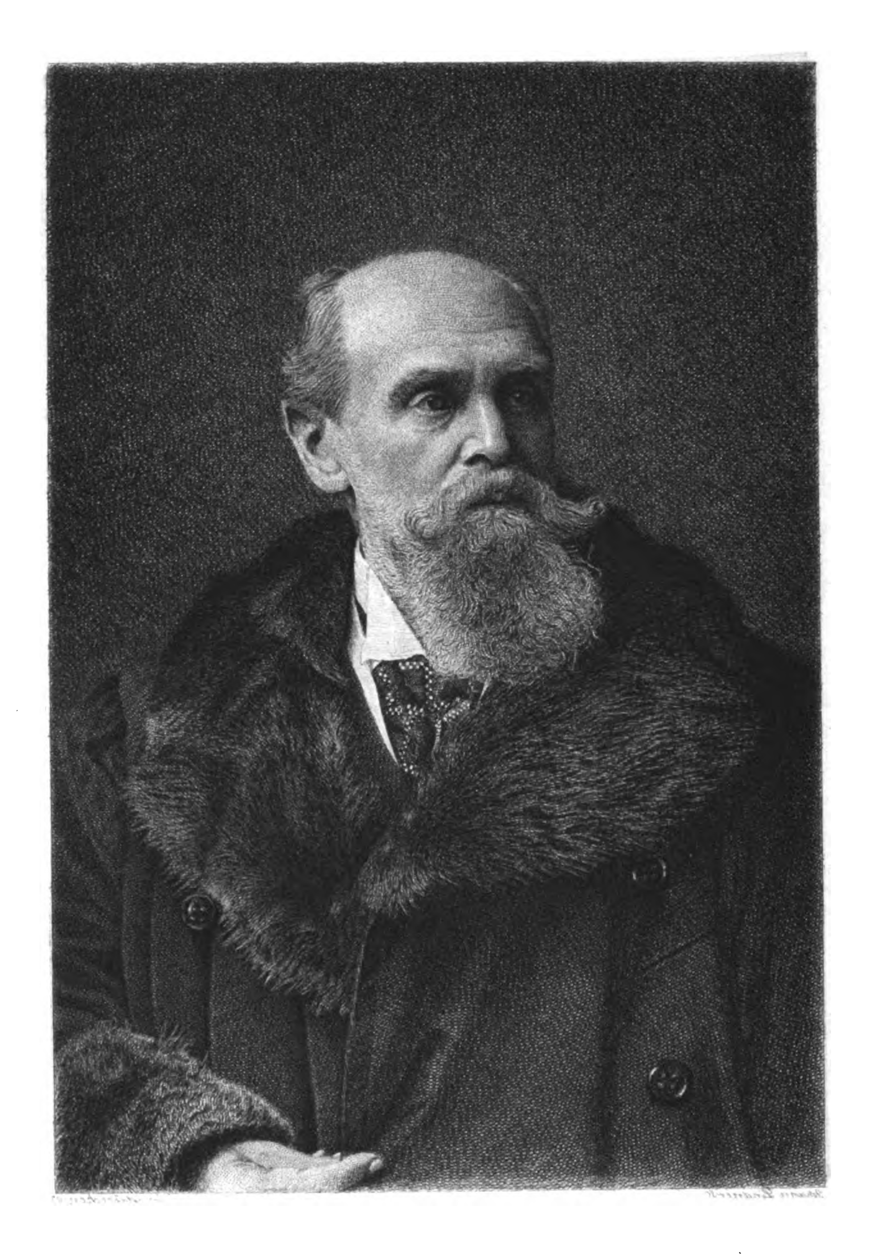
Paul Lindau.

CV. Band. — Mai 1903. — Heft 314.

Mit einem Portrait in Radirung: Adalbert Svoboda.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Adalb. Svoboda

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

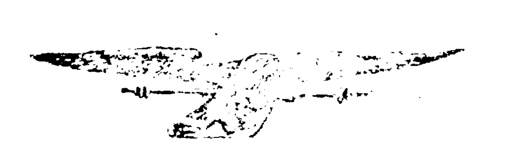
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

[illegible] Band. — Mai 1903. — Heft 314.

Mit einem Portrait in Radirung: [illegible]



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt

v. S. Schottlaender.



Simurgs Thron.

Kulturbild aus dem Kaukasus.

Von

Stanislaus Lucas.

— Obernigk b. Breslau. —

. . . .
Wo viel gegipfelt, wild zerklüftet
Der Kaukasus zum Himmel steigt,
Das Haupt erstarrt und schneegebleicht,
Wenn er den Wolkenturban lüftet —
In eis'gem Panzer eingezwängt,
Daran die blumenreiche Steppe
Des Dones gleichwie eine Schleppe
An einem Königsmantel hängt.
Wo Simurgs riesiges Gefieder
Vom Wolkenthrone niederrauscht . . .

Mirza-Schaffy.

I.

Ringsum die herrlichste Berglandschaft. Amphitheatralisch steigen nach Osten die Berge an. Zunächst Hügel, die durch Schluchten, in denen Gebirgswässer rauschen, getrennt sind und deren Felsvorsprünge Weinreben umschlingen; weiterhin zwei ungeheure Terrassen, die, mit Wäldern bedeckt, Altarstufen gleichen, von denen die nähere mit einem tiefgrünen, die entferntere mit einem blaudurchwirkten Teppich bekleidet scheint; und am Horizont, gleichsam eine silbergewebte Spitze, die schneeblinkende Kette des Kaukasus.

Dieser ungeheure Grat liegt da wie das Blatt einer blanken Säge, deren Zähne stellenweise ausgebrochen oder abgearbeitet sind. Hin und wieder eine Spitze, die scharf in die Wolken ragt; daneben eine stumpfe Zacke, die durch einen starken Widerstand verbogen oder zertrümmert wurde; dann wieder eine ganze Reihe, die nur die Rudimente einer Kegelbildung aufweist, da sie einst eine vulkanische Kraft gebrochen und die Zeit im Laufe von Aeonen abgeschliffen hat.

Und wenn wir den Blick nach Süden wenden, da breitet sich zu unseren Füßen eine Stadt aus, deren Häuser dem ausgestreuten Inhalt einer Spielzeugschachtel gleichen. Sie sind niedrig, mit rothen und grünen Dächern, ganz im russischen Datschenstil, dazwischen Gebäulichkeiten, die sich kühn bis zur Höhe von zwei Stockwerken erheben und Hotels darstellen, die mit allem europäischen Komfort versehen sind; doch das suchende Auge bleibt immer wieder an den kuppelgeschmückten Kirchen haften, gleichsam um einen Ruhepunkt zu finden in dieser Unruhe von Farben und Formen. Jawohl, der Inhalt einer Spielzeugschachtel, den die Hände eines Kindes auf's Gerathewohl aufgestellt und dann achtlos liegen gelassen! Es giebt breite, gerade Straßen und Boulevards, deren Bäume, von unserer Höhe herab gesehen, so abgezirkelt regelmäßig erscheinen, als seien sie in einer Fabrik gedrechselt worden. Die Peripherie der Stadt aber ist unregelmäßig, doch dafür seltsam pittoresk. Einzelne Häuser kleben an Felsenlehnen, wie Schwalbennester, andere sind wieder in dichtes Gebüsch hineingeworfen, daß man sie garnicht sieht. Nach Norden zu schließt diese Gegend der Berg Maschuk ab, der spitz und dicht bewachsen ist, sodaß er einer rauhhaarigen persischen Mütze gleicht, nach Westen der fünfköpfige Beschtan, nach welchem diese Stadt ihren Namen erhalten hat.

Denn wir befinden uns in Pjatigorsk (Fünfbergen), dem berühmten kaukasischen Schwefelbade.

Unser Standpunkt ist das Elisabeth-Bad. Vom Kurplatz aus übersehen wir dieses entzückende Bild, und wie ein grünumsäumtes Band zieht sich die Promenade nach der Stadt hinunter, die mancher Kurgast wegen ihrer Steilheit nur mühsam ersteigt, wenn er es nicht vorzieht zu Pferde hinaufzureiten. Die Kurkapelle musicirt, die Kurgäste trinken entweder aus dem schwefelhaltigen Säuerling und promeniren in der sogenannten Galerie (Wandelhalle) oder baden in einem Gebäude, das einen reichen, orientalischen Stil aufweist. Es ist sechs Uhr Morgens, und Alles geht in derselben Ordnung wie bei uns. Wie in einem Weltbade, so bietet auch hier das Publikum eine wahre Musterkarte verschiedenster Nationalitäten, nur daß diese Vertreter mitunter recht interessanter Völkerstämme alle einem Reiche angehören, alle einem Scepter unterstehen: die elegante Petersburger Salondame, die üppige, reichgeschmückte Moskauer Kaufmannsfrau, dazwischen eine Kleinrussin oder Kosakin in Nationaltracht oder auch eine Tatarin in Schalwary (Beinkleider), die unter dem kurzen Rock hervor breit auf die Knöchel niederfallen; unter den Männern viel Offiziere in blendend weißen Kitteln und Tellermützen, Herren in Civil, die meist in die beliebte Sommertracht von gelber kaukasischer Rohseide gekleidet sind, rothhaarige Nordländer, schwarzbärtige Südländer, olivengrüne Armenier, mit allen den Abtönungen ihrer Rassen — sie alle sind einig in dem einen Gedanken, ihre Gesundheit zu stärken. Ja, das Behaben dieser zahlreichen Fremden ist ganz wie bei uns in einem europäischen Bade, zum Beispiel in einem schlesischen oder

böhmischen, wo auch viele Leute aus dem Osten hinkommen, aber das Milieu ist doch nicht dasselbe. Mag die Kurkapelle auch deutsche Walzer, französische Operettenmelodien oder italienische Arien spielen, mögen auch alle diese Menschen sich bewegen und benehmen, wie es nur immer gesittete Kulturmenschen thun — wir befinden uns dennoch mehr in Asien, als in Europa.

Ich ersteige eine Felsenhöhe, die ein Pavillon ziert und die den Namen die „Aeols-Harfe" trägt. Da die Luft heut sehr durchsichtig ist und man das ferne Hochgebirge klar sieht, so sind die Ferngläser aller Anwesenden in Thätigkeit. Ein Armenier mit einem wahren Mördergesicht, aber sehr gefälligen Manieren, hat ein Teleskop aufgestellt und verdient damit eine Menge Geld, denn Jeder sieht einmal hinein, und die Erklärungen des Mannes sind nicht werthlos. Die Länge der Gebirgskette vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere beträgt tausend Werst. Wir übersehen von hier aus nur ein Fünftel dieser Strecke, doch ist sie die gewaltigste des ganzen Gebirges. Der Zmiakom-Goch und der Barsom sind fast 14000 russische (englische) Fuß hoch; dem Tepli fehlen kaum 300 Fuß zur Höhe des Montblanc; der Adaj-Goch und der Dschimeraj-Goch steigen schon höher als der König der Alpenberge, nämlich über 15000 Fuß. Und nun gar der Kasbek und der Elbrus! Letzterer läuft in zwei spitze Hörner aus; ersterer erhebt sich wie ein Zuckerhut, seine glatten Wände gleißen und blitzen, und darüber, inmitten goldener Wolken, hat Simurg seinen Thron aufgeschlagen. Das Thor des Kaukasus ist aufgethan! Hing dort oben, an seinen Angeln, nicht Prometheus?

Erst gestern war ich hier angekommen, um meinen Gönner und älteren Freund, den Friedensrichter Ljubobratitsch, zu besuchen, bevor ich über das Gebirge nach Tiflis reiste. Er hatte bereits vor meiner Ankunft die alkalischen Quellen von Essentuki gebraucht und befand sich nun zur Nachkur hier, seine Gemahlin weilte noch in Kißlowodsk und sollte gleichfalls zur Nachkur herkommen. Der Riese freute sich, daß ihm seine Kur so wohl bekommen, indem er mit zufriedenem Lächeln auf seine schlotternde Bauchkleidung wies, denn er hatte begonnen unheimlich dick zu werden — kein Wunder! Wer so Kolossales im Essen und Trinken leisten kann, der muß Fett ansetzen!

„Golubtschik, mein Täubrich," pflegte er mit gemüthlicher Selbstironie zu mir zu sagen, „zweimalhunderttausend Rubel habe ich für Erlernung der Lebensweisheit ausgegeben, worunter ich natürlich auch die Pflege des Körpers verstehe. Doch zu heiß war mein Bemühen, blinder Eifer schadet nur . . jetzt kommt mir's zur Seite heraus!"

Er hatte Recht. Selbst die stärkste Natur wird einmal müde, selbst die standhafteste Maschine muß einmal geputzt werden. Als flotter Offizier und reicher Gutsbesitzer hatte er das Leben so dringlich angesprochen, daß

er schließlich froh war, als Friedensrichter eine Existenz zu finden und zu seinem größten Erstaunen Aussprüche salomonischer Weisheit zu thun, nachdem er selbst niemals weise gelebt. Daher sein Hinweis auf die große Summe, die er zur Erlernung der Lebensweisheit ausgegeben, das heißt verjubelt hatte. Ein Lebensphilosoph war er dabei geworden, das mußte man ihm lassen. Er zeigte es darin, wie er dem Ungemach des Lebens sich entgegenstellte und besonders mit welchem Humor er den kleinen häuslichen Krieg mit seiner Gattin führte, die, zwar ebenso furchtbar häßlich wie er, eine für eine Frau viel zu hohe Bildung besaß, die sie gern zur Schulmeisterei benutzte.

Ich war mit Ljubobratitsch bei Gelegenheit unserer ersten Begegnung in unserem gemeinsamen Wohnort im Gouvernement Charkow intim geworden, und zwar bei einer der von ihm mit Vorliebe arrangirten Wodki-Turniere, wobei ich mit Ehren meinen Mann gestellt. Damals hatte er mich für einen „starken Kopf" erklärt und mich von nun an seiner Freundschaft gewürdigt.

Und jetzt war der Arme dazu verdammt, Essentuki zu trinken! Man kann sich vorstellen, in welche Ausbrüche des Mitleids mit sich selbst er verfiel. Nur das Eine tröstete ihn: nach Beendigung seiner Kur und daheim im Schutze häuslicher Penaten, da wollte er sich entschädigen.

Unserer Verabredung gemäß fuhr ich mit Ljubobratitsch noch an demselben Nachmittag in bequemer Equipage nach Kißlowodsk, um seine Gemahlin abzuholen.

Es mögen wohl dreißig Werst sein. In der Mitte des Weges liegt Essentuki, eine alkalische Quelle, die besonders von Magenkranken besucht wird, aber eine ziemlich monotone Umgebung hat.

Doch nachdem das Flüßchen gleichen Namens überschritten ist, gelangt man in die Schlucht des Podkumok, in deren Mitte der Machow-Kurgan steht, gleichsam ein düsterer Wächter dieser freundlich romantischen Fluren.

Zunächst geht's über den laut schäumenden Podkumok, worauf sich die fünf Werst lange Schlucht von Kißlowodsk öffnet. Diese ist sehr fremdartig malerisch. Rechts und links erheben sich Kreidefelsen, in deren oberer Hälfte sich Höhlungen befinden, was gerade so aussieht, als seien es Reste alter Befestigungen. Plötzlich thut sich das Thal auf, in das wir förmlich abstürzen, und eine großartige Allee von Pyramidenpappeln weist uns den Weg nach dem Bade, das nicht mit Unrecht mit einem Paradiese verglichen wird.

Wie soll ich es doch beschreiben? Als ich vor der sogenannten Galerie stand, einem Riesengebäude in englisch-gotischem Stile, das einer mittelalterlichen Abtei gleicht, glaubte ich mich wie durch Zauber irgendwohin nach Europa versetzt. Aber wenige Schritte weiter stoße ich auf ein Wunder des Orients, den Sprudel Narsan, der wie Sekt schäumt und

mit solcher Gewalt hervorbricht, daß er ziemlich schwere Gegenstände, die man hineinwirft, wieder herausschleudert, und trotz seines kochenden Aussehens angenehme Kühlung verbreitet. Sein Wasser ist krystallklar und moussirend von starker Kohlensäure, es hat einen prickelnden Geschmack, reizt zum Niesen und äußert bei Manchen eine berauschende Wirkung. Und der Park, der in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts angelegt wurde, hat nicht seines Gleichen bei allen Königssitzen. Prächtige Alleen von Platanen und Walnüssen durchkreuzen ihn, murmelnde und rauschende Wildbäche umgeben ihn, deren felsige Ufer riesige Akazien und Ahorne schmücken, die ihre Zweige melancholisch auf den durchsichtigen Wasserspiegel niederhängen lassen. Der Besucher taucht wie ein Fisch in die kühle rauschende Fluth dieses Parks und bewegt sich in seiner smaragdenen Dämmerung wie auf dem Grunde eines tiefen Sees, gleichsam als hätten ihn Nixen entführt, ohne Sehnsucht nach der Oberfläche.

Frau Ljubobratitsch war eine gute Führerin und gab sehr interessante Daten, und ich mußte anerkennen, eine wie bedeutende Kulturrolle die Russen in diesem gegenwärtig noch halbwilden Lande spielen, das vor hundert Jahren noch von Räuberhorden bewohnt wurde. Ihre kleinen mongolischen Augen funkelten bei diesem Zugeständniß freudig auf, und ihr häßlicher Mund lächelte angenehm, denn sie war eine große Patriotin.

„Ich bin niemals im Auslande gewesen und gehe auch niemals dahin," rief sie begeistert, „denn in meinem geliebten großen Rußland finde ich ja alles: Heilquellen, herrliche Gegenden, sogar klassische Alterthümer und vor allen Dingen Raum und freie Luft."

Und nun ließ sie sich über die Vergangenheit Kißlowodsks aus, man hätte Spuren eines römischen Lagers gefunden, und der nach Süden zu gelegene Rym-Gora (Rom-Berg) sei ein Zeugniß für die einstige Anwesenheit der Welteroberer. Um mir einen Gefallen zu erweisen, verlegte sie ihre Abreise auf einen Tag später, damit wir eine gemeinsame Fahrt nach der vierzig Werst entfernten Terrasse von Bermamutsk machen könnten, wozu wir Abends aufbrachen, um den Sonnenaufgang dort zu sehen.

Bergan durch pittoreskes Gestein führte uns der gewundene Pfad erst zwischen dunklen Forsten, durch deren Geäst das Mondlicht seine Strahlen wie silbernes Gespinnst zog, dann über Matten, deren Grün frisch und saftig war, wie im Frühling. Wir standen endlich achttausend Fuß über dem Meere und sahen ein Bild, das unauslöschlich in der Erinnerung bleibt. Der Sonnenball erhob sich, und ihm gleißte und glitzerte entgegen die ungeheure Kette des Kaukasus. Fast mit den Händen greifbar erscheint uns der Elbrus. Mit seiner doppelzipfeligen Hermelinmütze gleicht er einem Hohenpriester, der die Schaar seiner geweihten Brüder hoch überragt.

Denselben Weg, den uns bei Nacht der Mond geisterhaft beschienen,

fuhren wir bei Tage in Sonnenlicht gebadet zurück. Ueberwältigt von dem Gesehenen, war ich wie betäubt.

„Nun, wie gefallen Ihnen unsere kaukasischen Bäder?“ fragte mich Frau Ljubobratitsch.

„Einzig in ihrer Art! Herrlich! Unvergeßlich!“ rief ich begeistert.

„Dann werden Sie wohl nicht so bald abreisen?“ fuhr sie schalkhaft lächelnd fort. Ich glaube, sie hatte meine Gesellschaft gern.

Ich besann mich. So wunderschön es hier war, ich sollte doch noch Schöneres, Großartigeres sehen.

„Höchstens noch drei Tage kann ich hier bleiben,“ antwortete ich entschuldigend.

„Golubtschik, wo denken Sie hin!“ dröhnte hier der biedere Friedensrichter dazwischen. „Zwar erhebe ich keinen Anspruch darauf, daß Sie sich die salomonischen Aussprüche meiner Weisheit anhören sollen, auch ist es ferne von mir, vorauszusetzen, daß Sie sich in Gesellschaft dieses ausgezeichneten Weibes, meiner Frau, vortrefflich unterhielten, aber . . . ich habe in Pjatigorsk Gäste zu erwarten. Sie kennen doch Frau Masurin, die Schwester unseres Adelsmarschalls Kubisch, dieses famose weibliche Original?“

„Und die kleine Baronesse Wera Walbek,“ fügte Frau Ljubobratitsch hinzu, „mit der Sie solche intime Freundschaft geschlossen, daß sie Sie nur noch „mein guter Freund Stanislaw Fjodorowitsch“ nennt.“

Den Adelsmarschall Kubisch hatte ich bei Gelegenheit der großen Wolfsjagden, die er auf seinem Gute veranstaltete, kennen gelernt. Er war Wittwer, und seine gleichfalls verwittwete Schwester, Frau Masurin, führte ihm das Haus und vertrat zugleich Mutterstelle an seiner siebenjährigen Enkelin Wera, deren Mutter gestorben und deren Vater Oberst in der bulgarischen Armee war. Obgleich Frau Masurin als ein Original mich interessirte und die kleine Wera wegen ihrer außerordentlichen Lieblichkeit mein Herz gewonnen, so waren es doch mehr die romantischen Familienverhältnisse, die ich nur ahnte, welche mich neugierig machten. Es steckte dahinter sicher eine „russische“ Geschichte, und ich hätte es gern gesehen, wenn der Friedensrichter, der in dem reichen Repertoire seines Lebens viel solcher „russischer“ Geschichten im Vorrath hatte, mir das Nähere erzählt hätte.

„Trifft Baron Walbek noch immer keine Anstalten, nach Rußland zurückzukehren?“ fragte ich ihn.

„Er schrieb mir, daß er diese Absicht im Laufe dieses Jahres auszuführen gedenkt — aus bloßer Sehnsucht nach seiner kleinen Tochter,“ antwortete er und begann mit großer Umständlichkeit und nach Kavalleristenart eine ungeheure dicke Papiros auf dem Oberschenkel zu rollen, worauf er den Rauch durch Mund und Nase von sich blies, wie ein Feuerschlucker. Das war ein Zeichen, daß er Lust zu erzählen hatte.

„Vor Jahren," hob er endlich in seiner breiten, gemüthlichen Weise an, „als wir schon für den türkischen Krieg rüsteten, wurde das Husarenregiment, bei dem ich früher selbst gestanden, in unsere Gegend im Gouvernement Charkow in Quartier gelegt. Ehe ich noch davon Kunde erhalten, suchte mich auch schon ein früherer Regimentskamerad, Baron Walbeck, auf. Golubtschik, hätten Sie damals unsere beiderseitige Freude gesehen! Bis zur rosenfingerigen Morgenröthe dauerte das Wodki-Turnier! Aber die Geister des edlen Grünweins stiegen uns nicht zu Kopfe. Sie glitten uns wie Kobolde über die Lippen. Erst hüpften und lachten sie, dann wurden sie wohl auch neckisch und rollten mitunter über und durch einander, verschoben auch eine Kleinigkeit an der Mechanik des Zungenwerks, so daß dieses manchmal falsch ging und wohl auch stockte . . . doch im Großen und Ganzen zeigte es sich, daß wir noch immer unbesiegbar waren."

Hier stieß der biedere Friedensrichter einen Seufzer aus, der dem Pusten eines Blasebalgs glich. Er dachte wohl an die glücklichen Jahre seines ritterlichen Könnens und an das Fatale seines jetzigen Zustandes. „Ach, Golubtschik," fügte er ein, „in meinem Leben ist alles Ironie! Ein „Wässerchen", von dem ich doch nur römerchenweise trinke, verbietet man mir, und „Wasser" befiehlt man mir kannenweise zu saufen!" Und dabei machte er das klägliche Gesicht eines Unglücklichen, dem der Brotkorb hoch gehängt worden ist.

„Diese Tantalusqualen sind Dir schon recht!" versetzte hier Frau Ljubobratitsch.

„Sprechen Sie mit einem gelehrten Weibe," wandte er sich mit einer wahren Märtyrermiene an mich. „Ich sage Ihnen, es giebt keine furchtbarere Tyrannei, als die der Bildung. Deshalb, mein Freund, hüten Sie sich vor dem gelehrten Weibervolk!"

Worauf Frau Ljubobratitsch überlegen lächelte und einen so hochmüthigen Gesichtsausdruck annahm, als übersehe sie ihren kolossalen Eheherrn gänzlich.

„Nun befand sich in diesem Regimente," nahm er wieder seine Erzählung auf, „ein Leutnant Fürst Temirchanow, ein Tscherkesse aus dem Kaukasus, wo er große Güter besaß. Das war ein Tollkopf erster Größe. Seine Spielwuth ließ ihn nie aus den Schulden herauskommen, und hinter den Weibern war er her, wie der Satan hinter den armen Seelen. Weil er der Frau seines Obersten mehr Subordination gehalten, als diesem selbst, hatte man ihn aus Seiner Majestät Convoi kaukasischer Kosaken in unser Husarenregiment gesteckt. Wissen Sie, Batinka, war das ein schöner Mann! Schwarze Locken umwanden gleich Schlangen sein Haupt mit den reinen Tscherkessenlinien, und seine Gestalt war so schlank und biegsam, daß man glauben konnte, sie würde sich jeden Augenblick in die Lüfte erheben, wie . . . na, Stasia?"

„ . . . Lermontows ‚Dämon!'"

„Dieses ausgezeichnete Weib ist absolut allwissend," versetzte Ljubobratitsch mit leicht ironischer Bonhomie, wobei sein Satyrlächeln ein Kompliment gegen seine gelehrte Gattin ausdrücken sollte.

„Ich bin nur neugierig, ob Du heut noch mit Deiner Erzählung zu Ende kommen wirst," kam es spitzig zurück.

„Warte, mein Täubchen. Wir haben bis Pjatigorsk noch zwei Stunden Fahrt," entgegnete er mit unzerstörbarer Ruhe. „Eine weise Eintheilung meiner Worte wird es ermöglichen, diesen Zeitraum mit meiner Erzählung auszufüllen."

Und er begann abermals eine Papiros auf dem Schenkel zu rollen. Diese umständliche Verrichtung und das Einfügen der Papiros in ein ungeheures Mundstück, das einem ausgehöhlten Baumstamm glich, erforderte viel Zeit, was meine Geduld auf eine harte Probe stellte.

„Dieser Temirchanow war der beste Freund des Barons Walbek," nahm er endlich wieder das Wort. „Einen größeren Gegensatz können Sie sich nicht denken, körperlich sowohl, als dem Charakter nach. Denn der Finländer, ein echter Nordlandsrecke mit röthlichem Haar und Bart, zeigte sich von einer mittelalterlich-romantischen Ritterlichkeit, die immer zu helfen bereit stand, sei es mit Geld oder den Waffen in der Hand, oder mit allen den Garantien, die seine Ehre bot, während der Tscherkesse feurig, leidenschaftlich, aber egoistisch und unzuverlässig, wie eine gezähmte Tigerkatze war. Doch gerade diese Gegensätze mochten die Anziehungskraft zwischen Beiden herstellen. Und nun, schauen Sie, kam's so: Beide verliebten sich in die schöne Tochter des Adelsmarschalls Kubisch."

Er stieß den Rauch durch ein Nasenloch, was besagte, daß seine Gedanken sehr ernster Natur waren.

„Die liebliche Alexandra war zwar erst achtzehn Jahre alt, benahm sich aber in dieser Situation ziemlich geschickt," fuhr er fort. „Der Finländer warb in seiner ritterlich zurückhaltenden Art um ihre Liebe. Wäre er allein auf dem Platze gewesen, er würde sicher ein ermuthigenderes Entgegenkommen gefunden haben, denn sein solider Charakter und sein Reichthum prädestinirten ihn förmlich zu einem Ehemanne. Aber in dem Tscherkessen schien ein Dämon zu hausen, der ihm alle Frauenherzen überlieferte, zudem mochte seine südlich feurige Art dem jungen Mädchen mehr zusagen, als die methodische seines Nebenbuhlers. Obgleich die schöne Sascha sich anscheinend nichts vergab, so verrieth sie doch so viel, daß ihr Temirchanow der liebere sei. Plötzlich bekommt Temirchanow den Befehl, nach dem Kaukasus zu gehen, um dort ein Freikorps von Tscherkessen zu organisiren, wozu er sich bereits vor einiger Zeit erboten hatte. Sie wissen, wie's im Kriege ist. Da giebt es kein Zaudern, es muß gehorcht werden. Und Temirchanow reiste ab, ohne sich ausgesprochen zu haben. Die Augen der schönen Sascha mochten wohl eine Zeit lang etwas getrübt sein, trotzdem setzte Baron Walbek mit der ihm eigenen rücksichtsvollen Zartheit seine

Werbung fort. Das Herz der Geliebten wandte sich ihm zu. Und als sich die Kunde verbreitete, sein Regiment werde demnächst an die rumänische Grenze verlegt werden, da sprach er sich endlich aus und erhielt das Jawort. Eine Woche später fand die Trauung statt, denn, wie Sie wissen, befanden wir uns im Kriege, es war keine Zeit zu verlieren. Baron Walbek führte seine junge Frau in sein Quartier in der Kreisstadt, wo Frau Masurin das Nöthigste vorbereitet hatte, denn schon am nächsten Tage sollte das Regiment ausrücken. So geschah es. Aber Baron Walbek nahm seine Gattin nicht mit . . . Die junge Frau kehrte mit ihrer Tante in das Haus ihres Vaters zurück."

Hier trat wieder eine lange Kunstpause ein, die dadurch entstand, daß der dicke Friedensrichter unbequem saß, der Wagen halten mußte, er ausstieg und verlangte, man solle ihm dem Sitz verbessern. Das geschah, indem der Kutscher eine Decke unterlegte. Als er endlich wieder Platz genommen, schimpfte er weidlich über den schlechten Wagen. „Kerl, Du bist nicht werth, daß man Dich auf eine Karte setzt und verspielt," knurrte er den Kutscher an. Der, ein deutscher Kolonist, nahm das gewaltig übel und rächte sich dadurch, daß er in dem nahen Essentuki vor einem obskuren Wirthshause halten blieb.

„Weshalb hältst Du?" herrschte ihn der Friedensrichter in echt russischem Kommandotone an.

„Ich muß ä Schnäpsle trinke," kam es im unverfälschten Schwäbisch aus dem Munde des Kutschers.

„Was blökt dieses Thier?"

Ich übersetzte es ihm und rieth, dem Rosselenker den Willen zu lassen. Es schien aber beinahe, als ob der sonst so gemüthliche Friedensrichter ihm diesen Genuß nicht gönnte. Denn kaum war der Kutscher aus dem Wirthshaus getreten, als er angefahren wurde: „Nu, Kjelbassa (Wurst), hast Du Dich genügend gestärkt?!"

Der Kutscher, dem der auf Deutsche in Rußland angewendete Spottname nicht zu gefallen schien, antwortete in aller Seelenruhe: „Nei, ich werde noch ä Schnäpsle trinke," und kehrte wieder in's Wirthshaus zurück.

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Ljubobratitsch auf der Weiterfahrt seines Aergers Herr werden konnte. Erst nachdem er sich in echt russischer Weise ausgeschimpft, brachte ich ihn dazu, seine Erzählung zu Ende zu führen.

„Baron Walbek zog also in den Türkenkrieg. Während er im Balkan focht, genas seine Gemahlin eines Töchterchens, der kleinen Wera. Aber an dem Tage, an dem er in Sofia als Sieger einzog, hauchte seine Gattin ihren Geist aus. Er trat nach dem Kriege in die bulgarische Armee, um deren Kavallerie zu organisiren, und es schien, als wenn der Schmerz um seine verstorbene Frau, die er so sehr geliebt, ihm die Sehnsucht nach der Heimat verleidet hätte; er kam niemals nach Rußland. Das Kind blieb in der

Obhut seines Großvaters und seiner Großtante. Endlich, vor einem Jahr kam er auf meine Aufforderung, doch einmal zum Rechten zu sehen, an. Und da verliebte er sich in seine sechsjährige Tochter dermaßen, daß er beschloß, seine Stellung in Bulgarien aufzugeben, wieder in die russische Armee einzutreten und sich seinen väterlichen Pflichten zu widmen. Ist es ein Wunder? Sie kennen doch den kleinen Engel Wera? Im Herbst wird Walbek endlich frei sein."

„Hat Temirchanow nichts von sich hören lassen?" fragte ich, als er schwieg.

„Nichts. Wir erfuhren nur, daß er dem Statthalter des Kaukasus sich erboten, eine Schaar Tscherkessen auf eigne Kosten anzuwerben. Mit denen soll er in Armenien sich sehr ausgezeichnet haben; ein Tollkopf, der weder Gott noch Teufel fürchtete, war er schon. Wo er jetzt ist, ob er überhaupt noch lebt, weiß kein Mensch. Das Merkwürdige ist, daß Walbek, als ich ihm einmal den Namen des Tscherkessen nannte, sich in furchtbarer Weise veränderte und grimmig ausrief: „Wohl ihm, wenn er nicht mehr lebt! Denn wenn ich auf ihn stoßen sollte, dann würde er mir sein Leben geben müssen!" Sie sind also Todfeinde. Wie das gekommen ist, da sie einander seit Temirchanows Abreise nicht mehr gesehen haben, ist mir ein Räthsel. Vielleicht ist das auf den Einfluß der Frau Masurin zurückzuführen, die dem Baron von jeher begeistert angehangen hat, während sie den Tscherkessen haßt, wie nur ein Weib hassen kann."

II.

Pjatigorsk ist ein reines Pensionopolis. Der größte Theil der pensionirten Offiziere und Beamten von Cis- und Transkaukasien läßt sich hier nieder, denn das Leben ist hier angenehm, billig und gesund. Die Stadt hat vielleicht fünfzehntausend Einwohner und gleicht in nichts den nur durch Eintönigkeit und Prosa ausgezeichneten russischen Kreisstädten von gleicher Größe; selbst die Kirchen, die überall in Rußland denselben mehr oder weniger überladenen byzantinischen Stil tragen, vermögen nicht, dem Badeorte sein überwiegend europäisches Aussehen zu nehmen. Nur die Natur verleugnet hier nicht ihren sozusagen exotischen Ursprung. Berge und Wälder, Schluchten und Abgründe sind asiatisch charakteristisch mit einem Stich theils in's Ueppige, theils in's Furchtbare, welchen Charakter die drum und dran klebenden europäischen Bauten und mit dem Messer gepflegten Parks und Gärten nicht ganz verwandeln können.

Das gesellschaftliche Leben der in der Hochsaison zahlreich anwesenden Badegäste spielt sich auf den beiden zusammenhängenden Boulevards ab, von denen der größere unterhalb der Elisabethgalerie, der kleinere gegenüber dem Nikolaj-Bade gelegen ist. Von fünf Uhr Nachmittags spielt hier die Kurkapelle. In dieser Bergstadt wechseln Höhen und Thäler ab, der Gebirgsbach Podkumok rollt geräuschvoll über das Gestein mitten hindurch, und

gleichwie im Herkulesbade bei Mehadia, ist auch hier die Luft erfüllt von einem stark bemerkbaren Schwefelgeruch.

Am Tage nach unserer Rückkehr aus Kißlowodsk kam Frau Masurin an, eine kleine, ebenso breite wie hohe Frau mit lebhaften Bewegungen, die ihren Gang einem Sichfortrollen ähnlich machten, und einer ebenso lauten wie lebhaften Sprechweise. Ihre Großnichte, die siebenjährige Wera, aber war wie ein Engel Murillos anzuschauen. Rabenschwarze Locken umrahmten ein Gesicht von reinsten Linien und lieblichstem Ausdruck.

„Mein lieber Freund Stanislaw Fjodorowitsch," rief die Kleine, freudig auf mich zuspringend, „ich freue mich so sehr, Sie wiederzusehen."

„Sie wollte gar nicht von Hause weg," fügte Frau Masurin hinzu. „Denn sie meinte, ihr Papa könnte ankommen und sie nicht antreffen. Und doch wünscht Baron Walbek dringend, daß Wera hierher gebracht wird, mit Anbruch des Herbstes sollen wir sogar über das Gebirge nach Abas-Tuman. Denn Wera hat im Winter eine Lungenentzündung gehabt, deren Folgen der zärtliche Vater fortwährend fürchtet."

Wera verfolgte die Auseinandersetzungen ihrer Großtante mit dem Gesichtsausdruck eines altklugen Kindes, das nur auf den Verkehr mit Erwachsenen angewiesen ist und über Manches sich Gedanken zu machen Gelegenheit hat. Ihre großen dunklen Augen zeigten eine gewisse Melancholie, ihr elfenbeinfarbener Teint war von einer fast durchsichtigen Zartheit. Und mir schien es, als wenn es wirklich nöthig wäre, dieses Sonnenkind vor rauhen Winterstürmen zu bewahren.

Das Ziel unserer häufigen Spaziergänge war in der Regel die Elisabeth-Galerie. Vom kleinen Boulevard steigt der Weg allmählich aufwärts zum sehr hübschen Nikolaj-Vauxhall mit seiner Sammlung nordkaukasischer Alterthümer; noch ein Stückchen höher hinauf befindet sich das Jermolow-Bad mit einer sehr schönen Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung. Nach einer abermaligen Steigung passiren wir die Alexander-Quelle und gelangen in die pittoreske Klamm der Garjatschaja-Gora (heißer Berg), wo überhaupt die erste Therme von Pjatigorsk entdeckt wurde. Indem wir ihren Windungen folgen, ersteigen wir das Plateau der Elisabeth-Galerie mit den dabei gelegenen Bädern und ruhen eine geraume Zeit in der Lermontow-Grotte aus, die berühmt geworden ist durch Lermontows Roman „Ein Held unserer Zeit". In ihr fand nämlich die Begegnung des Helden der Erzählung Petschorin mit seiner früheren Geliebten Wera statt, die ihn noch nicht vergessen hatte, trotzdem er ihr einen Beweis seiner mangelnden Liebe dadurch gegeben, daß er sie nach dem Tode ihres Gatten nicht geheirathet. Nun ist sie ein zweites Mal vermählt, aber nur die Liebe zu Petschorin erweist sich als das einzige Band, das sie, die unheilbar Kranke, an das Leben fesselt.

„Welcher Genius!" pflegte Frau Ljubobratitsch auszurufen. „Welche

Gedankenfülle, welche Reife bei einem Dichter, der nur sechsundzwanzig Jahre alt geworden ist."

Worauf ich bemerkte, daß nach meiner Meinung bei Lermontow mehr dichterische Kraft zu finden sei, als bei Puschkin, dem anerkannt größten russischen Dichter, nur sei Lermontow zu viel dem Einflusse Byrons unterlegen. Besonders sein Held Petschorin sei völlig byronistisch weltschmerzlich angehaucht.

Diese meine Aeußerung schien der gelehrten Frau und allrussischen Patriotin etwas absprechend und brachte sie einigermaßen aus dem Häuschen. Es folgte eine Diskussion, in deren Verlauf wir den ganzen Roman durchnahmen: wie Petschorin seinem Freunde Gruschnicki die junge Fürstin Meri abwendig macht und durch eine raffinirt männliche Koketterie ihre Liebe gewinnt; dadurch die Eifersucht Weras erregt, wodurch diese wieder nach längerem inneren Kampfe in seine Arme getrieben wird; den in seinem Aerger intriguirenden Gruschnicki im Duell erschießt und zuletzt, auf allen Punkten Sieger, der liebeglühenden Meri mit dürren Worten erklärt, daß er sie nicht liebe, niemals lieben werde.

„Heutzutage würde man eine solche Handlungsweise als fin de siècle betrachten und so einen Charakter als dekadent bezeichnen," bemerkte ich, indem ich die kleine Wera bei der Hand nahm, um sie zu dem etwas höher gelegenen Hain, der sogenannten auch schon von Lermontow erwähnten „Aeols-Harfe", hinaufzuführen. Links streckt sich der Emanuelspark bis an den Fuß des Maschuk, rechts befindet sich die Michaels-Galerie, und darüber hinaus sahen wir die schneeigen Spitzen des Kaukasus liegen. Ich zog Lermontows „Dämon", den ich auf dieser Reise fortwährend in der Tasche führte, hervor und las die ersten Abschnitte vor:

Und um Kaukasiens Bergesspitzen
Flog er, den Eden hat verbannt.
Des Kasbeks Scheitel sah er blitzen
Im ewigen Schnee, wie Diamant.
Und unten tief durch schwarze Schluchten,
Wo Schlangen sich ihr Obdach suchten,
Der Engpaß von Darjal sich wand . . .

Das versöhnte Frau Ljubobratisch, und sie lobte mich sehr, daß ich mich für russische Dichter so interessire.

Wir machten auch zu Wagen Ausflüge nach der deutschen Kolonie Karras, wo mich die gemüthlich breiten Laute der Nachkommen Hermanns und Thusneldas gar sehr anheimelten; wir fuhren nach dem armenischen Aul, der aber meist von Tscherkessen bewohnt wird, und tranken dort echten Kefir. Wir ritten nach dem Pjatigorsker Prowall (Abgrund), in dessen Nähe Lermontow im Duell fiel, ein kreisrunder Trichter, auf dessen Grunde in einer Tiefe von dreißig Metern eine Insel in wunderklarem See liegt. Tausende von Tauben und Fledermäusen nisten in seinen Wänden; die

Tauben haben die obere lichte Hälfte, die Fledermäuse die untere dunkle Hälfte dieses Trichters inne, und die Grenzen beider Reiche werden von beiden so verschiedenen Thiergattungen streng geachtet. Die Damen vermochten nicht in die Tiefe dieses Abgrundes zu blicken, weil sie Schwindelanfälle bekamen, aber ein Tunnel führt nach dem Grunde des Prowalls, der wahrscheinlich der Krater eines erloschenen Vulkans ist. Das Wasser auf seinem Grunde hat eine Temperatur von 33 Grad Réaumur und wirft Blasen, die einen starken Schwefelgeruch entwickeln und den ganzen Raum erfüllen, ohne lästig zu werden. Wenn man einen Stein in's Wasser wirft, so schallt sein Patschen an den Felsenrändern hundertfach wie Donnergeroll wider und Tausende von wilden Tauben fliegen gescheucht auf. Die kleine Wera wurde dadurch so erschreckt, daß sie sich weinend an mich klammerte. Ich trug das Kind hinaus. Wie aus des Hades finsteren Tiefen stiegen wir zum goldenen Tageslicht empor. Und ich wunderte mich, wie auffallend leicht dieses siebenjährige Mädchen war.

Wir hatten einen Ritt auf den fünfköpfigen Berg Beschtau gemacht. Von dort sah ich das herrliche Panorama des Kaukasus wieder so klar vor mir liegen, daß ich den Entschluß faßte, am nächsten Tage bestimmt abzureisen, um mich endlich in seine geheimnißvollen Reize zu vertiefen. Der Kasbek ragte wie ein Gigantenfinger und schien zu winken, seine Gletscherwände blinkten wie tausendfach beringt . . . Hatte dort nicht Prometheus gehangen?

Frau Masurin gab mir zu Ehren eine Art Abschiedsabend. Denn ich stand bei ihr gut angeschrieben, vielleicht weil ich mich viel mit ihrer Großnichte beschäftigte und die Zuneigung des Kindes besaß, vielleicht auch, weil ich ein stets geduldiger Zuhörer war, wenn sie, wie Ljubobratitsch behauptete, „ihre Reden hielt". Und Zuhörer brauchte sie, denn für gewöhnlich sprach nur sie allein. Mit Ausnahme unserer Spaziergänge hier im Bade hatte ich sie niemals in anderer Situation gesehen, als hinter einem Samowar sitzend, die blitzblanken Gläser und Löffel nochmals sorgfältig abwischend, den Gästen ein Glas Thee nach dem andern aufredend, das Mundwerk in ununterbrochenem Gange, obgleich sie fast ebenso ununterbrochen Cigaretten rauchte. Man schätzte sie allgemein wegen ihres gesunden Urtheils und ihres guten Herzens, obgleich sie darauf hielt, sehr streng zu erscheinen; ihre Ausdrücke, die an Offenherzigkeit nichts vermissen ließen, streiften an's Derbe, und doch merkte man, daß sie die Bildung und Erziehung einer Dame von Stande besaß. Dazu kam, daß ihre äußere Rundung ihrer Körperlänge nicht entsprach, sie war sehr klein und sehr dick, trotzdem aber von überraschender Beweglichkeit. Das Alles zusammen genommen, bildete ein Original.

„Vielleicht schon in zwei Wochen folge ich Ihnen auf demselben Wege nach," sprach Frau Masurin zu mir, indem sie, nachdem wir zu Abend gespeist, hinter dem Samowar hervor mir ein Glas Thee reichte.

Ich drückte meine Verwunderung aus, daß sie so schnell Pjatigorsk verlassen wolle. Und sie betonte, daß der Baron es so wünschte, wegen der kleinen Wera, der später beim Uebergang über die Berge die rauhe Luft schaden könnte. „Wir wollen den Winter in Abbas-Tuman zubringen. Es liegt südlich der Bäder von Borshom im lieblichen Thale der Kura. Dort wird auch Baron Walbek hinkommen."

„Sie werden dort wie im Paradiese leben," sagte ich.

„Ach . . ." antwortete sie trocken, „wenn nur die Luft Wera gut thut, dann bin ich schon zufrieden. Im Uebrigen habe ich den Kaukasus im Magen, denn mein armer Mann, Kapitän Masurin, ist hier seinen Wunden erlegen."

Jetzt wäre unfehlbar eine lange Geschichte gekommen, wenn nicht die kleine Wera, sich an mich schmiegend, ängstlich gefragt hätte, ob der Krieg, der Papa abhalte nach Hause zu kommen, noch lange dauern würde, und ob es ihm ebenso gehen könnte, wie Onkel Masurin. Denn man hatte dem Kinde eingeredet, daß sein Vater, den es nur ein einziges Mal gesehen, im Kriege sei, daß er aber nach Beendigung des Krieges stets zu Hause bleiben würde. Vielleicht sollte diese unschuldige Lüge dazu dienen, das mitunter sehr eigenwillige Kind gefügiger zu machen.

Frau Masurin mußte also innehalten, um Wera nicht noch mehr aufzuregen. Sie sollte zu Bett gehen. Dazu verstand sie sich aber erst, als ich ihr versprach, bei meiner weiteren Reise auch nach Abbas-Tuman zu kommen und sie dort zu besuchen.

„Ach, ich habe den Kaukasus über und über satt!" rief Frau Masurin, als das Kind mit seiner Bonne sich entfernt hatte. „Ueber der Großartigkeit seiner Natur, die aus Wildheit und Heimtücke, aus Stein- und Sand-Wüsten, über denen Fieberdunst lagert, besteht, will ich gern ein Auge schließen. Aber die Menschen drin, o diese Menschen . . . lauter Räubergesindel! Erbarmen Sie sich, so ein verdammter Tscherkesse sinnt nur drauf, einen Menschen zu morden, offen mit dem Messer oder heimlich mit Gift und Zauberei — ganz gleich. Meinen Mann, Kapitän Masurin, haben sie mit Säbeln zusammengehauen, daß er sechs Wunden hatte! Als ob's an einer nicht genug gewesen wäre! Er mußte sterben, und ich war erst ein halbes Jahr verheirathet! Und meine Nichte Sascha . . ich habe immer gesagt: nimm Dich vor dem „Schwarzen" in Acht . . . Und doch mußte sie zu Grunde gehen, denn dieser Dämon hatte ihr was eingegeben."

Frau Masurin war jetzt in ihrem Fahrwasser. Es sprudelte aus ihr hervor, wie ein Springquell. Aber auch wie bei diesem stockte es mitunter plötzlich, als besänne sie sich, uns nicht zu viel zu sagen. Aus alledem ging hervor, daß ihr Haß gegen Temirchanow fürchterlich, unversöhnlich sei, er äußerte sich in seiner Leidenschaftlichkeit in fast grotesker Weise. Sie nannte Temirchanow schlechthin nur den „Tscherkessen", „Schwarzen", am liebsten den „Dämon", und es gab nichts Uebles, das sie ihm nicht nach-

gesagt hätte. An die immer wiederkehrende Verdächtigung des „Eingebens" glaubte sie wahrscheinlich selbst nicht, dazu war sie zu gebildet; aber es war echt russisch und weiblich, dieses Herbeirufen einer dämonischen Macht, die beste Erklärung eines heimlichen Familiendramas, von dem Niemand eine rechte Vorstellung hatte. Dagegen hob sie den Baron Walbek als wahre Lichtgestalt hervor. „Das war unser Bruder, wie er leibt und lebt, gut, ehrlich und anständig!" Für ihn thäte sie Alles.

Das Ehepaar Ljubobratitsch schwieg zu alledem. Vielleicht hatte es diese Geschichten schon hundertmal gehört, vielleicht war es über das, was hinter den Koulissen vorgegangen, mehr unterrichtet, als es mich merken lassen wollte. Genug, ich vermochte den leidenschaftlichen Haß der sonst so guten und gemüthlichen Frau Masurin nur von der humoristischen Seite zu betrachten. Denn er kam mir vor, wie ein Sturm im Glase Wasser, eine ohnmächtige Wuth, die nur durch Verdächtigungen sich genugzuthun wußte und die nach meiner Meinung keinen rechten Grund hatte.

Da ich, gleich Frau Masurin, im Kurhause wohnte, mußte ich, obgleich es noch früh war, vor meiner Abreise das Frühstück bei ihr einnehmen. Als Dame vom Lande war sie eine Frühaufsteherin. Ich fand sie hinter einem haushohen Samowar, den sie als den größten im Hotel sofort für sich reklamirt hatte, sitzen; wahrscheinlich bereits seit einer Stunde, denn ihr Gesicht perlte vor Schweiß, was von einigen Gläsern heiß genossenen Thees zeugte.

Ich besaß, wie gesagt, das Vertrauen der würdigen Dame, das sah ich an ihrer Neigung, mich in ihre Familienverhältnisse einzuweihen. Den Nachruf an ihr kurzes Eheglück, das die verdammten Tscherkessen mit ihren Säbeln so grausam durchhauen, mußte ich mir wieder anhören, wobei ihre Stimme wankte und ihre Augen feucht wurden. Und im Handumdrehen war sie über den verhaßten „Dämon" her, wie er ihrer armen Sascha etwas „eingegeben".

„Aber Warwara Zacharowna," sagte ich, „Fräulein Kubisch ist doch schließlich die Gemahlin des Barons Walbek geworden, eines Mannes, der sie liebte, und der, nach Ihrer eigenen Aussage, alle Eigenschaften besaß, seine Frau glücklich zu machen. Daß die Baronin, nachdem sie einem Töchterchen das Leben gegeben, nicht mehr genesen, ist wohl ein Unglück, für das aber Fürst Temirchanow nicht verantwortlich gemacht werden kann."

Ihre ehrlichen Augen richteten sich mit dem Ausdruck des Mitleids auf mich, wie auf Jemanden, den man in die Irre gehen sieht. Mehrere Male öffnete sie den Mund, wie um etwas zu sagen, und schloß ihn wieder, ohne etwas gesagt zu haben, als habe sie ein Geheimniß zu wahren. Es kostete sie augenscheinlich einen schweren innerlichen Kampf. Endlich schien sie einen Ausweg gefunden zu haben, und förmlich losplatzend rief sie: „Ach, Sie wissen ja nicht, wie das Alles zusammenhängt. Freilich hat es ihr der Dämon angethan mit irgend einer unchristlichen Kunst! Denn wie

hätte sich Sascha, dieses unschuldige Kind, so in ihn verlieben können, daß sie ihn nie mehr vergessen konnte! Ja, sie hat gerade ihn geliebt, diesen schwarzen Unchristen, dessen Vater der Teufel ist, und für den guten Baron fand sie kein Herz, so sehr sie sich auch die Mühe gab. Sie wurde die Frau Walbeks nicht aus eigenem Antriebe, sondern weil ich sie dazu gedrängt, weil ich gehofft, ihre Herzensnoth zu lindern. Aber sie ging an dem Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe zu Grunde, und auch der gute Baron mußte unglücklich werden. Das freilich hatte ich angerichtet. Aber im Grunde genommen ist nur der infame Tscherkesse an Allem schuld."

Sie weinte, und ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte. Um sie abzulenken, fragte ich nach Wera, von der ich Abschied nehmen wollte, denn sie sah es sehr gern, wenn man mit dem Kinde schön that.

„Sie schläft zwar noch, obgleich es schon acht Uhr ist, denn sie braucht viel Schlaf, das arme schwache Kind. Aber ich will Sie dennoch zu ihr führen, damit Sie den lieben Engel noch einmal sehen."

Sie führte mich in das Schlafzimmer des Kindes. Wera lag schlafend in ihrem Bettchen, das mit all dem Komfort, der einer kleinen Baroneß gebührt, ausgestattet war. Sie war ideal schön, eigentlich überirdisch schön. Ihre regelmäßigen orientalischen Züge wurden durch einen Ausdruck von Weichheit gemildert, wie er nur nordischen Typen eigen ist. Aber inmitten der dunklen Schatten ihres schwarzen Lockenhaars schien das Gesichtchen bleicher als sonst, die Ruhe der Züge, die geschlossenen Augen ließen sie wie todt erscheinen.

Ich küßte sie auf die Stirn, und davon erwachte sie, da sie, wie alle schwächlichen Kinder, einen leisen Schlaf haben mochte. Sie schlug die großen schwarzen Augen auf und schlang die sehr mageren Aermchen um meinen Hals. Nicht im Geringsten verschlafen und altklug wie immer lispelte sie: „Wollen Sie schon abreisen, mein lieber Freund Stanislaw Fjodorowitsch? Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprochen haben. Wenn Sie nach Rußland kommen und meinen Papa sehen, dann sagen Sie ihm, wie sehr ich mich nach ihm sehne. Es ist der Baron Walbek, Axel Wilhelmowitsch, ein Finnländer, und Sie werden ihn unter allen Menschen erkennen. Denn er ist noch viel größer als Onkel Ljubobratitsch und hat einen schönen rothen Bart, und wenn er aus dem Kriege heimkommt, wird er mich sehr lieben."

Als ich von Frau Masurin Abschied nahm, weinte sie noch immer. „Ach das arme Kind einer unglücklichen Mutter!" seufzte sie. „Es liebt seinen Papa schwärmerisch, und er liebt es ebenso wieder. Ach, wenn ich Wera doch bei Gesundheit erhielte! Ich wäre nicht nach dem Kaukasus gegangen, wenn es der Baron nicht so haben wollte. Denn, Stanislaw Fjodorowitsch, ich fürchte Eins: der ‚Dämon' könnte mir begegnen und das Kind rauben! Man hat zwar seit Jahren nichts von ihm gehört, aber zur

Hölle ist er sicher noch nicht gefahren, denn dort will ihm selbst nicht sein Vetter, der Teufel, Gastfreundschaft gewähren."

Gar verschiedene Gedanken gingen mir durch den Kopf. Die Sorge der Frau Masurin um Wera schien mir begründet, denn das Lebenslicht des Kindes kam mir sehr schwach vor. Weshalb aber der übertriebene Haß einer sonst gutmüthigen Frau gegen Temirchanow, weshalb die Drohung des Barons gegen seinen früheren Freund?

III.

Im bequemen Wagen, zusammen mit einem Reisegefährten, den ich in Wladikawkas gefunden, fuhr ich die militär-grusinische Heer-Straße bergan. Diese herrliche Kunststraße hat von Wladikawkas bis nach Mzchet, der ersten Eisenbahnstation nach Tiflis, eine Länge von zweihundert Werst. Vorläufig, bis zur Station Balta, zeigt sie eine nur geringe Steigung; rechts dehnen sich grünende Wiesen, links fließt der hier schon ziemlich breite Terek. Hinter Balta aber beginnt die Straße sich zu winden, sie verliert sich zuletzt wie ein Faden zwischen Bergen, die sich dem Eindringling drohend entgegenstellen, und alsbald umfängt uns der Kaukasus in seinem unentweihten Heiligthum. Diese Straße ist jetzt völlig sicher. Aber noch vor zwei Menschenaltern war sie räuberischen Ueberfällen der benachbarten Bergvölker ausgesetzt, die Post konnte damals nicht anders als unter Bedeckung von Infanterie, Kosaken uud einer Kanone verkehren, und noch 1829, als Puschkin hier reiste, warnten die Soldaten den die großartigen Naturschönheiten bewundernden Dichter: „Bleibt nicht zurück, Euer Wohlgeboren, sonst schlägt man Euch todt!"

Mein Reisegefährte, Herr Kara-Mursa, ist ein Tatare aus Tiflis. Er spricht als gebildeter Mann russisch wie ein Russe und zu meiner nicht geringen Freude deutsch, wie ein echter Oesterreicher, da er in Wien Chemie studirt hat. Jetzt ist er Besitzer einer Petroleumquelle in Baku, die sein Sohn verwaltet, während er selbst mit einem zweiten Sohne sein Hauptkomptoir in Tiflis aufgeschlagen hat. Er giebt als Kenner zu, daß die Alpen reizender sind als der Kaukasus; besonders die zahlreichen Seen im Gebiete der ersteren, in denen sich die Berge spiegeln, sind unvergleichlich schön, und die gerade fehlen hier.

Als wir uns der Station Lars näherten, senkte sich plötzlich starker Nebel herab, und wir befanden uns wie in einer Dampfwolke, die uns kaum zehn Schritt weit zu sehen erlaubte. „Das kommt oft vor," tröstete mich Kara-Mursa auf mein Bedauern, weil uns die schöne Aussicht verloren ginge, „währt aber an so schönen Tagen wie heut nicht lange, je höher wir hinaufkommen, desto klarer wird es." Es wurde empfindlich naßkalt, und meine kaukasische Burka von Kameelhaaren bewährte sich sehr gut. Wir kamen also auf Station Lars mitten im Nebel an, konnten aber doch bemerken, daß wir von den Bergen bereits ganz umschlossen waren, auch

zeigte das stärkere Rauschen des Terek an, daß sein Felsenbett enger und sein Gefälle größer geworden. Da wir bereits eine Fahrt von dreißig Werst hinter uns hatten und es Mittag geworden, so wurde hier Halt gemacht, um die Pferde zu füttern und uns selbst zu stärken.

Als wir uns wieder auf den Weg machten und auf das rechte Ufer des Terek gelangt waren, hatte sich der Nebel gehoben, wir sahen auf den Berglehnen Ruinen alter Schlösser und ossetinische Saklen wie Schwalbennester kleben. Plötzlich richteten sich die Steinmassen vor uns zu einer ungeheuren Barrikade auf, als sei hier der Welt Ende, nur eine unheimliche Spalte, schwarz, finster, feucht, wie die Höhle eines Drachen, that sich auf. Dort hinein ging's, das war der Darjal-Paß.

Wer einmal den Darjal-Paß durchschritten, vergißt den Eindruck nie in seinem Leben! Etwas Finstereres, Furchtbareres und zugleich Majestätischeres kann man sich nicht vorstellen. Breit, bequem führt die Straße, die hier mit Pulver eingesprengt werden mußte, hindurch, aber sie verschwindet anscheinend zu Fadensbreite zwischen den senkrecht ansteigenden Felsenwänden, und außerhalb giebt es nicht soviel Platz, daß ein Mensch seinen Fuß hineinsetzen könnte. Ueber uns ist nur ein schmaler Streifen Himmels sichtbar, und neben Abgründen wandelt unser Fuß, während unten mit überlautem Geheul und Gebell der schäumende Terek wüthend sich in die Lenden des Gebirgsstocks einbeißt. Seine Wasser stürzen in Kaskaden über einander, sie überschlagen sich förmlich, sie schieben große Felsstücke vor sich her und suchen sich mit furchtbarer Gewalt aus der Enge herauszuringen, und wie Pulverdampf über dem Getöse einer Schlacht erhebt sich darüber zerstäubter Wasserdampf, denn jetzt gerade, im Juli und August, thauen die Gletscher und führen ihm große Wassermassen zu.

Erst nach und nach gewöhnt sich das Auge an das Dunkel ringsum, doch das Ohr wird völlig betäubt durch den Donner des stürzenden Wildwassers. Und plötzlich steigen aus diesem Unterweltsdunkel noch schwärzere Schatten empor, als seien es unheimliche Bergkobolde, die irgendwoher aus den Felsenspalten hervorgekrochen. Sie reiten wie das wilde Heer auf Rossen, die stählerne Federn statt der Gelenke zu haben scheinen, langhaarige schwarze Pelzmützen geben ihren Häuptern unnatürlichen Umfang, und über dem Rücken hängt das Gewehr in einem ungeschickten Lederfutteral, wie die Keule eines Waldmenschen. Von vorn, von hinten, von allen Seiten umringen sie uns, als gelte es einen Ueberfall, und einer von ihnen, schön und wild wie ein Dämon, neigt sich vor, um uns in's Auge zu fassen, das unter dem schwarzen Baschlik hervorleuchtet, wie das eines Raubthiers zur Nachtzeit. Im nächsten Augenblick sind sie verschwunden, als habe sie der Terek verschlungen; wie Phantome sind sie anscheinend lautlos vorbeigejagt, denn das Pferdegetrappel hatte man wegen des Brausens des Wassers nicht gehört. Und als ich Kara-Mursa nach der Bedeutung dieser Er-

scheinung fragte, schrie er mir etwas zu, was ich trotzdem nicht hören konnte.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber alsbald auf Anderes gerichtet. Von Strecke zu Strecke öffneten sich jetzt tiefe Seitenspalten, gleichsam furchtbare Wunden in diesem Felsenleibe. Das Sonnenlicht oder auch nur ein Abglanz desselben fiel von oben herein und spielte in den verschiedensten Farben. Alle Minuten änderten sich diese Bilder der bizarrsten Formen und überraschendsten Lichteffekte. Nach und nach erweitert sich der Paß, wie aus der Unterwelt gelangen wir an das rosige Tageslicht. Und plötzlich sperrt ein Schlagbaum den Weg, und ein Milizsoldat fordert uns den Zoll ab. Kara-Mursa macht mich hier auf die Reste eines alten Thores aufmerksam, dessen eiserne Angeln noch in der Felsenwand zu sehen sind. Denn in früheren Zeiten wurde der Darjal-Paß durch ein hölzernes, eisenbeschlagenes Thor abgesperrt. „Das persische Wort „Darja" heißt Thor," meinte er. „Hier ist also das kaukasische Thor, von Plinius fälschlich porta caspica genannt. Längs des Kaspischen Meeres giebt es keine Felsenenge, wie z. B. die Thermopylen, mithin giebt es auch keine porta caspica. Es muß porta caucasica heißen; und Plinius erwähnt ausdrücklich das Flüßchen Dirioboris, also Terek, das hier fließt."

An den Ruinen des von Lermontow besungenen Schlosses der Tamara vorbei erreichen wir eine Art Riesenkessel, dessen rechts aufrecht stehenden Stiel der mächtige Kasbek darstellt. Wir beschlossen in der geräumigen Station gleichen Namens zu übernachten, die zu ebener Erde eine Posthalterei und große Räume zu gemeinsamem Aufenthalt aufweist, im oberen Stockwerk zahlreiche Schlafzimmer hat. Vor der Station bemerkten wir die Reiter, die an uns vorbeigeritten waren und eben ihre Rosse in den Stall führten. Kara-Mursa erklärte mir, daß es der Natschalnik (Chef) der militärgrusinischen Heerstraße mit einigen Soldaten der Wege-Miliz gewesen sei.

Ein Ssamowar war rasch aufgestellt, und zu essen gab es reichlich und gut. Plötzlich betrat ein Offizier in Tscherkessenuniforn den Hauptsaal, in welchem wir uns befanden, und setzte sich mit höflichem Gruße, doch mit einer Miene, die anzeigte, daß er sich hier als der Oberste fühlte, an unsern Tisch. Mit einer Geschmeidigkeit, die nur ein Orientale besitzt, wandte sich Kara-Mursa an ihn mit der besorgten Frage, ob die Straße sicher sei, ob keine Lawinenstürze zu befürchten wären, da jetzt in der Julihitze der Schnee schmelze und die Gletscher leicht in's Schieben geriethen, der Herr Natschalnik sei, wie er sehe, selbst auf dem Posten; das beruhige wohl einerseits den Reisenden, sei aber andererseits als ein Vorzeichen aufzufassen, daß möglicherweise Gefahr im Verzuge.

Der Natschalnik war ein Mann von wenig über dreißig und von geradezu dämonischer Schönheit. Dichte schwarze Locken umrahmten einen Kopf, der dem eines Adlers glich, so lang, schmal und scharf umrissen sah

er aus, während die großen runden Augen voll düsterer Gluth leuchteten, die kräftige Nase war leicht geschwungen, und der dunkle, halbkurz gehaltene Vollbart verdeckte die regelmäßigen stolzen Züge wie ein Gewölk. Ein merkwürdig anziehendes Gemisch von Kultur und Wildheit, von Ritterlichkeit und Räuberthum kennzeichnete sein Auftreten, seine Redeweise und besonders seine mittelgroße, überaus graziöse Gestalt mit der Taille eines Mädchens; zweifellos bewegten sich seine Füße ebenso sicher auf dem glatten Petersburger Parquet, als auf den nicht minder glatten Gletschern des Kaukasus.

„Sie wollen nach Tiflis?“ fragte er halb inquirirenden, halb höflichen Tones gegen, indem er seine tadellos weißen Handschuhe von den Händen zog, die klein, wohlgepflegt und nervös wie die eines Fräuleins waren.

Kara-Mursa beeilte sich, seinen Namen und Stand zu nennen, er sei in Tiflis zu Hause.

„Et vous, monsieur? Partez-vous aussi à Tiflis?“ wandte sich der Natschalnik an mich und bekundete durch diese französische Anrede, daß er in mir einen Ausländer erkenne und sich selbst als einen Mann von guter Erziehung darstellen wolle, denn französisch sprechen ist für einen Russen immer der Höhepunkt einer guten Erziehung.

Ich gab ebenso höflich die nöthigen Erklärungen ab. Und nun flog ein Lächeln wie ein Sonnenblick über seine düster schönen Züge.

„Aus dem Gouvernement Charkow sind Sie?“ rief er beinahe freudig. „Ach, da kennen Sie auch gewiß den Adelsmarschall Kubisch?“

„O ja, er hat mich einige Male zur Wolfsjagd eingeladen. Doch viel besser kenne ich den Friedensrichter Ljubobratitsch.“

„O, Ljubobratitsch ist ein ausgezeichneter Mensch, ein gastfreundlicher Mann, wie es einen solchen hundert Werst im Umkreise nicht giebt, nicht wahr?“

Wir unterhielten uns ausgezeichnet, denn er wurde bestechend liebenswürdig und bekundete ein offenbares Interesse an mir. Einige Male versuchte er mich über die Familienverhältnisse im Hause Kubisch auszufragen, ließ aber das Thema fallen, als er sah, daß ich darauf nicht eingehen mochte. Ich wurde dadurch stutzig gemacht und beschloß, mich nicht allzuviel ausfragen zu lassen.

„Da Sie den Kaukasus kennen lernen wollen,“ sagte er zuletzt, „so dürfen Sie ihn nicht im Fluge durcheilen. Lassen Sie Ihren zufälligen Reisegefährten allein nach Tiflis reisen, und bleiben Sie in meiner Gesellschaft. Sie sollen viel zu sehen bekommen.“

Auf diesen sehr verbindlich vorgebrachten Vorschlag ging ich natürlich mit Freuden ein, und er betrachtete mich fortan als seinen Gast, ließ einen Schlauch Kachetiner auf den Tisch legen, und die Unterhaltung wurde immer lebhafter und vertraulicher. Er schickte, durch die Erzählung seiner



eigenen Jagdabenteuer angeregt, einen Ossetinen von der Wege-Miliz, die unter seinem Kommando stand, nach dem Steinbockjäger Alexander Schadurow, der uns morgen in aller Frühe in die Berge führen sollte. Und der Soldat antwortete strammstehend: „Zu Befehl, Durchlaucht!"

Natürlich wurde ich immer neugieriger und hätte gar zu gern den Namen dieses interessanten Natschalniks erfahren; es gelang mir, dieserhalb Kara-Mursa einen Wink zu geben.

Als wir uns in unser Schlafzimmer zurückgezogen hatten, sagte Kara-Mursa: „Wissen Sie nun, wie dieser Natschalnik heißt, der so auffallend Sie mit seiner Freundschaft beehrt?"

„Nein, ich habe seinen Namen bei der Vorstellung nicht erfaßt; nur Andrian Ismailitsch habe ich behalten."

„Nun, der Urjadnik (Wachtmeister) hat mir ihn genannt. Er heißt Fürst Temirchanow."

IV.

Viel Zeit zum Schlafen hatten wir nicht, denn schon um ein Uhr wurden wir von dem Steinbockjäger Schadurow geweckt, der uns abseits in die Berge führen sollte. Ich nahm von dem freundlichen Kara-Mursa, der mit Sonnenaufgang weiter reisen wollte, Abschied, indem ich ihm versprach, ihn in Tiflis zu besuchen. Schadurow hieß uns die mitgebrachten Bandulen (Bergschuhe) anlegen. Wir drei, Schadurow, der Natschalnik und ich, bestiegen die Rosse und ritten, gefolgt von einem Miliz-Soldaten, über die Terekbrücke nach der Höhe von Stefan-Zminda.

Es herrschte, obgleich es erst anderthalb Stunden nach Mitternacht war, nur jenes Halbdunkel, welches sonst ein von der Morgendämmerung bereits erhellter Himmel zu verbreiten pflegt. Es war aber nicht die Morgendämmerung, welche dieses mystische Halbdunkel verbreitete, sondern die Gletscher und Schneefelder ringsum, die man zwar nicht sehen konnte, die aber gewissermaßen die Finsterniß der Nacht theilweise aufsaugten.

Die von einem uralten Kirchlein gekrönte Höhe von Stefan-Zminda erhebt sich 2200 Fuß über der Station Kasbek und liegt im Ganzen 7700 Fuß über dem Meere, und das Kirchlein ist ein Wallfahrtsort, den zu gewissen Festen Hunderte von Pilgern besuchen. Ueberhaupt ist der gesammte Thalkessel des Kasbek voll von mehr oder weniger verfallenen Klöstern und Kirchen, die alle von Gläubigen eifrigst besucht werden.

Wir hatten diese ohne Schwierigkeiten zu ersteigende Höhe zur Zeit des Sonnenaufgangs erreicht. Das Tagesgestirn sahen wir noch nicht, dafür aber seine ausgestreckten Rosenfinger, welche die höchsten Bergspitzen von einer Seite in Roth und Gold kleideten, während die andere Seite noch in das Rabendunkel der Nacht gehüllt blieb. Das Spiel der Farben

und des Lichts war wunderbar, immer glühender traten die erleuchteten Spitzen hervor, immer intensiver wurde ihr Feuer. Und nun beginnt das Gestein sich in allen Formen zu recken, Hörner und spitze Nadeln starren, Firnen und Gletscher funkeln in Millionen Eiskrystallen, ringsum das weihevollste Schweigen. Dort oben in unerreichbaren Höhen waltet die Natur in geräuschloser mystischer Thätigkeit. Zuletzt liegt das ganze Thal bis zum Fuße des Kasbek in der Morgensonne da, in hehrer Majestät thronen ringsum die Giganten, aber wie ein selbstherrschender Zar ragt er selbst über alle hinaus. Eine ungeheure, schroffe, glatte Felsenwand erhebt sich in die Wolken, und über ihr schweben, wie ein Baldachin von Hermelin und Silber, schneebedeckte Gletscher — das ist Simurgs, des morgenländischen Lucifers, Thron! Hier in dieser furchtbar schönen und großartigen Gebirgslandschaft hat die Sage ihm sein Reich gestiftet. Wenn er mit seinem riesigen Gefieder herniederrauscht, dann bedeckt dunkle Wolkennacht Gletscher und Matten, und Schneestürme, Lawinen und Bergstürze sind die Folge. Er ist der böse Geist dieses Gebirges, und Lermontow hat nach ihm seinen „Dämon“ gebildet.

Hing dort oben nicht einst gefesselt Prometheus? Vielleicht . . . Die mit Eis ausgefüllten Gletscherspalten, die in der Sonne funkelten, glichen lose hängenden Demantketten, und die Adler kreisten noch um die Stelle.

Der Terek, wie der Löwe brüllend,
Der rauhgemähnte, stürzt und rauscht . . .
Und Felsen, massenhaft gedrängt,
Voll von geheimnißschweren Träumen,
Verfolgen stumm, ihr Haupt gesenkt,
Die Wellen, die vorüberschäumen . . .
Und rings zeigt wunderbar und wild
Die Gotteswelt ihr herrlich Bild . . .

„Ausgezeichnet!“ rief der Natschalnik beifällig. „Sie kennen ja Lermontows Dämon auswendig.“ Seine düsteren Augen leuchteten, gewiß empfand er die großartige Poesie seines Heimatlandes. Er gerade fehlte noch in diese wunderbare Staffage. Und mir schien's, als sei er von Simurgs Geschlecht, als sollte er sich leicht beschwingt erheben, um wie ein anderer Dämon Kaukasiens Bergesspitzen zu umschweben.

Nun zeigte er mir das Kirchlein von Stefan-Zminda mit seinen halbverfallenen Mauern, in deren Rissen das Gras wächst, mit seinem wankenden Glockenthurm, mit seinen verwitterten Steinbockhörnern, die als Weihegeschenke sein Dach zierten, und seine verschobenen Grabplatten. Unter uns aber der Aul Gilety glich einer Gruppe winziger Maulwurfshaufen. Und dann wies er auf einen Adler, welcher auf einer Telegraphenstange hockte, und knüpfte daran Bemerkungen über die moderne Erfindung inmitten hunderttausendjähriger unentweihter Naturgröße. Worauf ich einer Ideenassociation Ausdruck gab, wie der elektrische Funke, der die Welt

umkreist, ein Theil jenes Feuers sei, das der Dulder, der hier gefesselt hing, dem Himmel entwendet.

Wir verzehrten unser Frühstück, bestehend aus kaltem Fasan und rothem Kachetiner. Zuletzt befestigte Schaburow Bergeisen unter seine Bandulen und machte sich zum Aufstieg bereit.

„Wir lassen ihn natürlich allein gehen,“ sagte der Natschalnik zu mir, „denn Sie würden, als des Bergsteigens unkundig, doch nicht mitkommen. Und ich will bei Ihnen bleiben und mit Ihnen ein Rebhuhn oder einen Auerhahn schießen.“

Und nun erzählte er auf meine Bitte von den Mühen und Gefahren einer Steinbockjagd. „Stundenlang steigt man, gleich einem Spürhund nur von seiner guten Nase geführt. Endlich hat man mit Hilfe des Fernglases eine Steinbockheerde entdeckt. Aber wie an sie herankommen? Der Wind weht gerade von meiner Seite, und ich muß die Heerde im Bogen umgehen, und zwar auf Pfaden, die noch keines Menschen Fuß betreten, und durch Abgründe, deren Finsterniß ihre Tiefe nicht zu ermessen erlaubt. Du läßt Dich an senkrechten Felsenwänden herab, indem Du Dich wie ein Affe mit Händen und Füßen an Vorsprünge klammerst, auf denen kaum ein Vogel Platz fände. Endlich bist Du unten, mußt über einen reißenden Wildbach hinüber und wieder an der anderen Felsenwand hinauf. Zuletzt hast Du Dich auf dem Bauche so nahe herangeschlichen, daß Du zum Schuß zu kommen gedenkst, und wagst endlich den Kopf hinter einem Felsblock hervorzuschieben, mit aller Vorsicht, denn das geringste Geräusch oder verdächtige Zeichen könnte die Böcke erschrecken, und bringst Deine Flinte in die richtige Lage. Du willst schießen — die Stelle ist leer, die Heerde hat ihren Platz gewechselt. Tschort! (Teufel.) Nun kannst Du sie von Neuem suchen, von Neuem umgehen, von Neuem beschleichen — tagelang. Endlich hast Du das Glück, einen sicheren Schuß zu thun. Die Heerde ist wie durch Zauber verschwunden, als sei sie in den Abgrund gestürzt, aber ein Bock ist gefallen — irgend wo in eine Spalte, und Du kannst ihn nun mit Lebensgefahr suchen und als Deine Jagdbeute nach Hause bringen. Das, Bratjez, (Bruder), ist eine Jagd! Das ist eine Steinbockjagd!“

Im Verlaufe seiner Schilderung hatte der Tscherkesse die Ruhe des Salonherrn, die er für gewöhnlich zur Schau trug, abgestreift und die ganze Leidenschaftlichkeit des Naturmenschen gezeigt. Seine Augen funkelten, seine Züge wurden bewegt, er focht mit den Händen, und auch seine Ausdrucksweise ließ an Natürlichkeit nichts fehlen, so daß es beinahe schien, als wenn er mich selbst für ein Jagdobjekt hielte, das er im nächsten Augenblick erlegen wollte.

Durch unsere Ferngläser beobachteten wir den kletternden Schaburow, der gerade über ein Schneefeld schritt, was so aussah, als wenn eine Fliege über eine Fensterscheibe krieche, nicht größer erschien er uns; zuletzt verschwand er in den Klippen des Kasbek, wie in den Trümmern einer zer-

störten Stadt. Der Natschalnik und ich kehrten auf einem anderen Wege nach der Station zurück, wobei wir einige der hier zahlreich vorkommenden rebhuhnartigen Berghühner schossen und zuletzt auf meinen Wunsch in eine ossetinische Sakla einkehrten. Sie ist aus Holzbalken und Geflecht, und Menschen und Vieh theilen denselben Raum; eine kleine Oeffnung im Dache vertritt zugleich Fenster und Schornstein, das Innere ist von Rauch geschwärzt, aufgehäufte Felle bilden die Lagerstatt, an den Wänden hängen neben den primitiven Küchengeräthen Waffen von mitunter alterthümlichem Werthe. Wie mag's sich in dieser elenden Behausung im Winter wohnen, wenn es draußen heult und stürmt und das armselige Feuer, das nur mit getrocknetem Ginster oder Dünger unterhalten wird, keine Wärme giebt? Und doch sehen die Bewohner sehr gesund aus.

Noch an demselben Nachmittag ritten wir weiter. Die Straße führte uns noch immer bergan. Frei ist die Aussicht, die Felsenwände sind zurückgetreten, der Terek brüllt nicht mehr wie im Darjalpaß, sondern fließt ruhig zu unserer Rechten, aber ringsum starrt ödes Gestein ohne Baum und Strauch, hie und da ein ungeordneter Steinhaufen mit einer Art Thurm in der Mitte soll ein ossetischer Aul sein. Wie Kulissen schieben sich immer neue Bergketten vor, so daß wir vom Kasbek, der hinter uns bleibt, immer weniger zu sehen bekommen, nur sein weißes Schneehaupt überragt noch in stiller Majestät diese todten Trümmer, um auch alsbald zu verschwinden. Die Steigung wird stärker, der Weg geht im Zickzack, steinerne Säulen bezeichnen die Wendepunkte, stellenweise sind Wachthäuser, sogar Kasernen für die Wege-Miliz errichtet, die besonders zur Zeit der Lawinenstürze im Frühling und Herbst in Anspruch genommen ist. Gegen Abend erreichen wir die Station Kobi, unweit dahinter befindet sich der höchste Punkt dieser herrlichen Bergstraße, 8732 Fuß über dem Meere.

Thee mit Rum, den der liebenswürdige Natschalnik aus seinem Vorrath spendet, erwärmt uns die erstarrten Glieder, das Feuer in dem eisernen Ofen, das seine Leute mit Torf angemacht, knistert, die abenteuerlichen Gestalten kauern davor, indem sie ihre kurzen Pfeifen rauchen. Und mein Gastgeber fragt mich plötzlich: „Haben Sie niemals von Temirchanow gehört?"

Mir kam diese unvermittelte Frage wie ein Ueberfall vor, und ich glaubte gut zu thun, den Unwissenden zu spielen.

Er fuhr fort: „Hat Ihnen Ljubobratitsch nichts von Fürst Temirchanow erzählt, dem tollen Temirchanow, wie man mich nannte?"

Da ich meine Kenntniß gewisser Vorgänge nicht verrathen wollte, um mich nicht allzu viel ausfragen zu lassen, spielte ich noch länger den Unwissenden und that erst, als er dringender und deutlicher wurde, die erstaunte Frage: „Fürst, dann sind Sie wohl jener Husarenoffizier, der mit seinem besten Freunde, dem Baron Walbek, der Tochter des Adelsmarschalls so eifrig die Cour machte?"

Sein Gesicht war finster, als er mich fragte, ob ich den Baron und die Baronin Walbek persönlich kennen gelernt hätte. Auf meine Verneinung sagte er: „Wenn Sie jemals Beide kennen gelernt hätten, würden Sie sie einer Falschheit für unfähig gehalten haben. Und doch haben Beide mich hintergangen, er, mein bester Freund, sie, meine — Verlobte.“

„Was? Sie waren mit Fräulein Kubisch verlobt?“ rief ich überrascht. „Davon habe ich allerdings nichts gehört.“

„Als ich plötzlich auf höheren Befehl abreisen mußte, gab ich ihr ein Heirathsversprechen. Nach vier Wochen war sie die Gattin eines Andern! Soll man da noch an die Treue eines Weibes glauben?“

„Aber — nehmen Sie mir's nicht übel — weshalb haben Sie dann nichts von sich hören lassen? Sie wußten doch, daß auch Baron Walbek sich um die Gunst der jungen Dame bewirbt.“

Er stieß den Rauch seiner Cigarette in einem ganz feinen Wölkchen zwischen den Lippen hervor, schwieg und schien nachzudenken, vielleicht das erste Mal in seinem Leben; und zuletzt war sein düsteres Pluto-Haupt ganz in Rauchwolken gehüllt. Ich betrachtete ihn aufmerksam. Er war mir nicht allein interessant, sondern auch sympathisch geworden; denn er schien einer jener impulsiven Naturen, die dem Drange ihres Herzens nur allzu schnell Folge leisten. Wo hatte ich doch dieses Gesicht schon gesehen? Diese großen Augen mit dem Gemisch von Feuer und Melancholie und diese Rabenlocken?

„Wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll — ich weiß es selbst nicht,“ begann er endlich. „Ich wußte nur, daß Sascha mich liebt, dafür hatte ich die untrüglichsten Beweise. Und neben diesem Liebesrausch hatte ich noch einen anderen, viel gefährlicheren, den Rausch des Ehrgeizes. Ein Freikorps sollte ich anwerben und selbst kommandiren; ich konnte in kurzer Zeit Oberst werden; Sascha sollte mich nur wiedersehen als ruhmgekrönten Helden! Meine Gedanken waren fortwährend bei ihr, Alles, was ich that, geschah in ihrem Namen, inmitten meiner fieberischen Thätigkeit fand ich keine Zeit zum Schreiben — und in meine Träume von Liebe und Ruhm schlägt plötzlich die Nachricht von ihrer Vermählung! Nur meine Pflicht als Offizier hinderte mich, Alles im Stich zu lassen, hinzueilen und sie an mich zu reißen . . . Und dann ist sie gestorben . . .“

Die Angelegenheit wurde für mich nur immer verwirrter. Der Haß des Barons, der noch viel größere Haß der guten Frau Masurin gegen Temirchanow hatten mich auf den Gedanken gebracht, letzterer habe sich eines Betruges gegen das junge Mädchen schuldig gemacht. Und nun stellte er sich selbst als den Hintergangenen hin! Daß er Sascha geliebt hatte, schien mir außer Zweifel, dafür sprach seine leidenschaftliche Aufregung bei der bloßen Erinnerung an sie.

Er begann seinen Lebenslauf zu erzählen. Sein Vater Ismail Temir-Chan war ein mohammedanischer Stammesfürst im wilden Dagestan,

aber russenfreundlich; zuletzt nahm er die orthodoxe Religion an, nannte sich Temirchanow und vermählte sich mit der Tochter eines russischen Generals. Andrian Ismailitsch wurde im Pagenkorps in Petersburg erzogen, wo der schwarzlockige Knabe mit den Gluthaugen die Herzen aller Hofdamen für sich einnahm. Von Jugend auf war er durch Frauengunst verwöhnt worden.

„Aber Sascha hatte es mir angethan, sie wollte ich zu meiner Frau machen!" rief er. „Es sollte nicht sein — es ist mein Kismet, wie meine tatarischen Landsleute sagen. Denn die Frauen bringen mir kein Glück, und ich ihnen noch viel weniger."

Der Statthalter des Kaukasus gab ihm gern die Erlaubniß, in Dagestan ein Freikorps Dschigiten (Krieger) anzuwerben, mit denen er zur Armee nach Armenien zog. „Ach, es war eine Lust, an der Spitze solcher Männer in den Kampf zu ziehen, ich, der ich vor Herzensweh mit den Zähnen knirschte, der ich nichts zu verlieren hatte, da mir doch eben Alles, woran mir etwas gelegen war, verloren gegangen. Es waren die reinen Kopfabschneider, denen bei Tage in weitem Bogen auszuweichen sehr gerathen schien, bei Nacht aber mindestens zwanzig Werst Weges zwischen sie und sich zu legen, denn sie hielten Alles, was nicht ihnen gehörte, für ihr Eigenthum. Alle waren Mohammedaner, die Aelteren hatten mit Schamyl gegen die Russen gefochten, einige Grauköpfe waren sogar Mürüden (Glaubenskämpfer) gewesen, — und jetzt fanden sie sich bereit, für den weißen Zaren gegen die eigenen Glaubensgenossen zu kämpfen . . . Daraus mögen Sie erfahren, welche Zaubermacht die Russen bei den Asiaten ausüben. Durch die wilden Klüfte des Ararat schlich ich mich mit meinen Dschigiten, deren Bergrosse wie Gemsen kletterten, bis nach Bajazed, wo wir plötzlich wie Teufel aus der Unterwelt hervorbrachen, die ganze türkische Besatzung von Irregulären mit unseren Nogajken (Kosakenpeitschen) in die Flucht jagten und uns der Citadelle bemächtigten. Durch diesen Vortheil in Flanke und Rücken gedeckt, wagte General Turgukassow einen kühnen Vormarsch nach Erzerum, nachdem er zur Besatzung der Citadelle von Bajazed uns zwei Kompagnien Infanterie zu Hilfe geschickt hatte. Weit und breit wütheten Feuer und Schwert, und die Christen erhoben sich allenthalben. Eines Tages komme ich in einen kurdischen Aul geritten, in dem ich nur Leichen und rauchende Trümmer finde. Nur um ein steinernes Haus, das auf einer Berglehne stand, tobte noch der Verzweiflungskampf. Es war das Haus eines Kurdenhäuptlings, der mit seiner streitbaren Mannschaft zur türkischen Armee gegangen; die zurückgebliebenen Greise, Weiber, Kinder hatten versucht, sich ihres Lebens zu wehren — mit nur geringem Erfolge."

„Schauderhaft!" unterbrach ich ihn. „Konnten Sie denn diese Metzeleien nicht hindern?"

„Wie denken Sie sich dieses Hindern?" antwortete er mit der mit-

leidigen Nachsicht eines Kampfgewohnten, der Einem, der nie Pulver gerochen, ein Kriegsbild zu erklären sich die Mühe giebt. „Der regulären Armee weit voraus, zeige ich mich mit einigen Dschigiten. Das wirkt wie ein brennendes Zündholz in einem trockenen Strohhaufen. Die ganze Gegend flammt im Nu auf. Eine Volkserhebung zu hindern, steht nicht in meiner Macht, übrigens dient sie unseren Interessen."

„Ich reite also," nahm er, nachdem er eine neue Papiros angebrannt wieder das Wort, „ich reite also nach dem Kampfplatz, was zur Folge hat, daß die plündernden Armenier nun wieder in dichten Haufen das vertheidigte Haus zu erstürmen versuchen. Wer waren seine tapferen Vertheidiger? Ein Greis mit langem weißem Bart und ein Mädchen von achtzehn Jahren! Ihre Schüsse, die gut treffen, bringen die stürmende Bande zum Stehen, und ich betrachte mir nun das Bild durch mein Fernglas. Teufel auch, war das Mädchen schön! Wissen Sie, so eine Satansschönheit, wild, mit wehenden Haaren, mit Augen, die vor Kampfeslust blitzen, und dem Trotze der Verzweiflung auf der jugendlichen Stirn. Diese Beiden wenigstens will ich retten. Und ich gebe einigen meiner verwogensten Kerls den Befehl, den Greis und das Mädchen lebend in meine Hände zu liefern. Sie springen auch wie Wölfe davon, und die heulende Rotte der Armenier ihnen nach. Aber der Greis und das Mädchen schießen mit ihren Feuersteinpistolen einige von uns nieder; der Greis fällt nach kurzem Kampfe, doch das Mädchen schlägt mit seinem Säbel so blutige Wunden, daß Alle zurückweichen. Ich herunter vom Roß und mit bloßen Händen auf sie los! Sie zögert, als sie mich unbewaffnet sieht; dann aber, als ich in den Bereich ihres Säbels komme, haut sie zu . . . Mein Herr, was ist ein noch so muthiges Weib gegen einen entschlossenen Mann? Ich unterlief sie, schlang meine Linke um ihren Leib, entwand ihr mit der Rechten den Säbel und sprach zu ihr auf Tatarisch: „Du bist meine Gefangene!" Von diesem Augenblick an leistete sie keinen Widerstand mehr. Sie hatte sich, echt orientalisch, in ihren Kismet ergeben."

Wieder ließ er den Cigarettenrauch wie einen dünnen Faden durch die Lippen ziehen und starrte in's Blaue.

„Fatma betrachtete sich von da ab als meine Sklavin," nahm er wieder das Wort. „Offenbar liebte sie mich, mich, denken Sie, der die Frauen. seit mich Sascha verrathen, haßte! Sie befand sich bei unseren Ritten im Troß mit anderen Frauen zusammen, auf die meine Wölflein inzwischen ein Eigenthumsrecht, der Himmel weiß auf welche Weise, erlangt hatten, und bereitete mir die Speisen, wobei aber ein Revolver und ein Säbel stets in ihrem Handbereich lagen. Eines Tages streifte ich mit einer Sotnie weit voraus bis an den Wan-See, die anderen beiden hatte ich in einem kurdischen Aul zurückgelassen. Nachmittags, als ich bereits, ohne einen Feind gesehen zu haben, auf dem Rückwege mich befinde, kommt mir in rasendem Lauf etwas entgegengeritten: Fatma, die ihren blutigen Säbel

schwingt! Kurdische Reiter haben uns umgangen, meine beiden Sotnien überfallen, die eine Hälfte niedergehauen, die andere zersprengt, meine Kurdin hat sich noch während des Kampfes durchgeschlagen. Jetzt bewährte sich ihre Ortskenntniß und ihre Treue; wir waren verloren, wenn sie uns nicht geführt hätte. Die ganze Nacht ritten wir in weitem Bogen, um die Kurden zu umgehen und an unser Gros zu gelangen. Wir fanden es aber nicht; es schien ein Rückzug vollzogen zu sein, und der Feind stand zwischen uns und den Unsrigen. Es blieb also nichts übrig, als uns nach Bajazed durchzuschleichen, was nach übermenschlichen Anstrengungen mit Hilfe Fatmas gelang, und kaum hatten wir die Citadelle erreicht, als wir völlig eingeschlossen wurden. Unsere Hauptarmee war von den Türken bei Ziwin geschlagen worden, und auch General Turgukassow hatte sich so eilig zurückziehen müssen, daß er nicht einmal die Besatzung von Bajazed mit sich nehmen konnte."

Hier befahl der Natschalnik seinen gespannt lauschenden Soldaten, neue Kohlen in den Samowar zu werfen und das Feuer im Ofen zu verstärken, er selbst braute einen neuen Punsch für mich und für sich. Immer interessanter wurde er mir; Ritter und Räuber, Roué, Salonmensch und Barbar kreuzten sich in ihm, das kam besonders in seiner wechselnden Redeweise zum Ausdruck. Auf glänzende Geistesblitze folgten bemitleidenswerthe Naivitäten; redete er mich mit „mein Herr" an, wozu er sich des französischen Monsieur bediente, dann sprach er hochfein sowohl französisch als russisch, sagte er aber „Bratjez" (Bruder), dann wurde er russisch gemüthlich, und seine Ausdrucksweise war derb, wie die eines Soldaten.

„Wir waren also eingeschlossen, wie Mäuse in der Falle," begann er wieder. „Mit meinen neunzig Dschigiten, die ich mitgebracht hatte, und einigen Flüchtlingen befanden sich an fünfhundert Mann in der Citadelle. Die Türken wußten um unsere Schwäche und stürmten in hellen Haufen zweimal vierundzwanzig Stunden lang. Wir empfingen sie aber dermaßen, daß sie die Lust, uns Visiten zu machen, verloren und warteten, bis wir von selbst herauskämen. Das mußte über kurz oder lang geschehen, denn unser Ceremonienmeister war der Hunger und noch mehr — der Durst. Bitte sich vorzustellen: Tag und Nacht liegst Du auf dem kahlen Walle, die glühende Sonne Armeniens über Dir, welche Dich am Tage brät, während bei Nacht die zu Backofenwärme erhitzten Steine Dich ausdörren, wie einen getrockneten Fisch. Das einzige Labsal, das Dir gereicht wird, ist ein Römerchen trübe Cisternen-Jauche, welche der Proviantmeister in einem Anfalle von poetischer Anschauung „Wasser" zu nennen sich erkühnt, und als Nahrung dient Dir getrocknetes Roßfleisch von den Pferden meiner Dschigiten, die wir gleich in den ersten Tagen hatten schlachten müssen, weil wir für sie kein Futter besaßen. Und nun halte das Gewehr, Bruder, sei wachsam und strenge Dich an, daß Dir's vor den Augen nicht flimmert, wenn Du in dieser Höllenhitze schmorst; daß Du vor Durst nicht wahn-

sinnig wirst beim Anblick der weiten Schneefelder, mit denen der doppelhöckerige Kameelrücken des Ararat bedeckt ist, und die scheinbar so nahe liegen, daß Du sie mit der Hand zu erreichen wähnst; kämpfe, Bruder, wenn Dir die Zunge wie einem verschmachteten Hunde aus dem Halse hängt, und habe Muth, wo Dich die Verzweiflung ringsum aus hohlen Augen anstiert! Und doch, Väterchen, kämpften wir. Jawohl, Bruder, wir warteten nicht, bis uns der Feind besuchen kam, sondern wir besuchten ihn! Mit meinen Dschigiten schlich ich wie ein Rudel blutlechzender Wölfe nach den Trümmern von Bajazed hinüber, wo unsere Bedränger auf ihren Lorbeeren schliefen — und dann hätte man die saubere Arbeit meiner Kopfabschneider sehen sollen! Den Kinshall zwischen den Zähnen, den Säbel in der Faust — nur der kalten Waffe bedient man sich, und Du hörst nichts weiter, als patsch! patsch! so flogen die Köpfe unserer Feinde, die verwundert noch die Augen rollten, als sie bereits zehn Schritt von ihren Leibern getrennt lagen. Aber trotz der gelegentlichen Beute von Pferden, konnten wir des Hungers doch nicht Herr werden, und wir schickten täglich einen Freiwilligen ab, der dem General Nachricht über unsere Lage geben sollte. Keiner von ihnen kehrte wieder, und Ersatz kam auch nicht; denn jedesmal sahen wir am folgenden Tage das Haupt unseres Boten auf einer Lanze im Triumphe herumgetragen . . . Da erbot ich mich zu dem Wagestück."

Er machte eine Pause. Und ich rief: „Gewiß haben Sie die Heldenthat vollbracht, denn die Besatzung von Bajazed ist schließlich entsetzt worden!"

Er starrte in's Blaue und antwortete wie geistesabwesend: „Jawohl, ich war es. Aber Fatma hat dabei das Meiste gethan!"

Ich schwieg gespannt. Er that einen großen Schluck und erzählte weiter.

„Nur dreihundert der Unsrigen trugen noch die Waffen. Die Wenigsten davon waren gefallen, die Meisten nicht vor Hunger umgekommen, sondern vor Durst verschmachtet. Ich ging ruhelos auf dem Walle umher, da trat Fatma in kurdischer Männerkleidung, die von der weiblichen sich nur wenig unterscheidet, vor mich und sagte einfach: ‚Herr, ich werde Dich zu Deinen Brüdern begleiten, denn allein kämest Du niemals hin!' Und dann entwickelte sie mir ihren Plan. Ihr Vater sei mit seiner Mannschaft unter den Belagerern, sie habe seine Kriegsfahne erkannt. Falls man uns gefangen nähme, wolle sie sich zu ihm führen lassen und sagen, sie sei mit mir, einem Tataren, der russischen Gefangenschaft entflohen. Einmal unter dem Schutze ihres Vaters würde es für mich ein Leichtes sein, ein Pferd zu erlangen und zu den Unsrigen zu entkommen. Ich wollte von ihrem Anerbieten nichts hören. Sie aber flehte: ‚Herr, gehe nicht in den Tod! Was sollte aus Fatma werden ohne Dich!' ‚Aber auch Du kannst den Tod erleiden!' ‚Mein Leben gehört Dir, denn ich bin Deine Sklavin! Wenn ich's für Dich hingebe, hast Du nur wenig von Deinem Eigenthum

verloren!' Bemerken Sie wohl, mein Herr, diese Kurdin sprach so groß, daß ich gerade wegen ihrer wilden Natururſprünglichkeit an ein Falsch, einen Verrath nicht glauben mochte. Noch in derselben Nacht verließen wir die Citadelle. Alles lief über Erwarten glücklich ab. Man rief uns zwar mehrere Male an; aber Fatma fertigte die Neugierigen auf Kurdisch ab. Ich gelangte zum General und schilderte die Noth der Unsrigen. Der gab sofort Befehl zum Vormarsch, und ich eilte mit Fatma zurück nach dem sterbenden Bajazed, um den Unsrigen die nahe Rettung anzukündigen. Und jetzt hören Sie. In der frühesten Morgenstunde ritten wir keck durch das feindliche Lager, indem Fatma nach ihrem Vater fragte, dem sie eine Botschaft zu überbringen hätte. So kamen wir beinahe bis über den Ring der Belagerer hinaus. Im Angesicht der Citadelle gingen wir durch. ‚Nicht dorthin! dort sind die Ungläubigen!' rief man uns nach. Wir hören nicht, Schüsse werden uns nachgeschickt. Alarm im türkischen Lager, meine Dschigiten brechen hervor, wir stürmen vorwärts . . . da stößt Fatma einen Schrei aus und wankt im Sattel . . . es entspinnt sich ein wüthender Kampf . . . auf meinen Armen trage ich die Bewußtlose davon . . . ihrer Todeswunde entströmt das Blut und das Leben . . ."

Temirchanow hatte das Haupt auf die Hand gestützt und glich einem trauernden Todesengel.

„Bruder," sagte er nach einer Pause, „ich habe den Frauen niemals Glück gebracht. Fatma starb. Als die Sonne aufging, drückte sie mir die Hand. ‚Allah ist gerecht! Er nimmt mein Leben für das Deine!' waren ihre letzten Worte. Nach drei Tagen kam General Turgukassow und erlöste die letzten Vertheidiger von Bajazed, nachdem er über dem Grabe Fatmas eine Ehrensalve hatte abgeben lassen. Und ich habe es den Türken heimgezahlt. Wie wir bei der Sache waren, davon mögen Sie sich einen Begriff machen, daß von fünfhundert Dschigiten, mit denen ich auszog, nur fünfzig in die Heimat zurückkehrten!"

„Und Sie haben Alles glücklich überstanden?" fragte ich, als er schwieg.

„Nicht eine einzige Wunde habe ich erhalten — Beweis, daß Kugel und Stahl mir nichts anhaben können und daß mir ein anderer Tod bestimmt ist," versetzte er mit echt orientalischem Fatalismus.

Er hatte mich in eine unbeschreibliche Stimmung versetzt. Beim friedlich singenden Samowar erzählte er von männermordenden Kämpfen; hier in der Region des ewigen Schnees, berichtete er von dem glühenden Sonnenbrande Armeniens! Ja, die biedere Frau Masurin hatte Recht: er trug etwas Dämonisches an sich, das seinen Zauber über Alle warf.

(Schluß folgt.)



Vom Kadetten zum Feldmarschall.

Ein Erinnerungsblatt zur einhundertjährigen Geburtstagsfeier des Feldmarschalls Grafen Albrecht von Roon, geboren den 30. April 1803 zu Pleushagen bei Kolberg.

Von

Fedor von Köppen.

— Leipzig. —



Vor dem, vielen alten Militärs bekannten, langen grauen Gebäude im Kulmer Lande auf dem hohen, rechten Ufer der Weichsel stand an einem trüben, regnichten Novembertage des Jahres 1816 ein dreizehnjähriger Knabe von frischem, kräftigem Aussehen, aber mit betrübten, fast weinerlichen Mienen, der heute zum ersten Male den kurzen blauen Uniformfrack mit rothem Kragen und gelbwollenen Gardelitzen und weißen Achselklappen angelegt hatte. Es war der nunmehrige Kulmer Kadett Albrecht von Roon. Sein Vetter (Mutterschwestersohn), der Premier-Leutnant im Kaiser-Alexander-Grenadier-Regiment von Franckenberg, hatte dem Knaben, welcher schon im achten Lebensjahre das Unglück gehabt, seinen Vater zu verlieren, seither väterliche Erziehung angedeihen lassen, auch seine Aufnahme in das königliche Kadettenkorps vermittelt, ihn heute zur Ablegung seiner Aufnahme-Prüfung und zur Einkleidung hierher an die Kulmer Anstalt gebracht und ihn dann auf dem Wege zu seinen neuen Kameraden wieder verlassen. Da stand er nun einsam auf der Schwelle des Hauses, in dem er die nächsten Jahre verleben sollte.

Sowie dem ersten Napoleon der Ausspruch zugeschrieben wird: „Jeder gute französische Soldat muß den Feldmarschallstab schon im Tornister tragen," so darf man bei uns sagen: Jeder gute Kadett fühlt sich im Herzen schon als Feldmarschall. Auf unsern Kadetten von Roon war dieses Wort allerdings damals nicht anzuwenden. Er dachte wohl mehr zurück an die

Heimat, wo seine kranke Mutter ihn mit schwerem Herzen von ihrer Seite hatte ziehen sehen, als vorwärts an den Weg zum Feldmarschall, mehr an seine alten Spiel- und Tummelplätze am Ostseestrande, wo er im Dünensande Schanzen gebaut und gegen die Dorfjugend der benachbarten Bauernhöfe tapfer vertheidigt hatte, als an die „Abhärtungsmethode" mit „Muskelstärkern", „Lendenstemmern", Putzerei ꝛc., der er als „Schnappsack" — so wurde der neu eingetretene Kadett während des ersten Jahres von den älteren genannt — von Seiten der letzteren jenseit der Schwelle gewohnheitsmäßig unterzogen wurde.

„Nun, lieber Junge, lebe wohl! thu' Deine Pflicht, Gott wird Dir helfen!" so lauteten die letzten Worte, welche der Leutnant von Franckenberg im Scheiden seinem Vetter von Roon zugerufen, und welche sich dieser tief in das Herz geprägt hatte. „Thu' Deine Pflicht. Gott wird Dir helfen!" — dies war der leitende Grundgedanke, der ihn auf der eingeschlagenen Bahn gefördert hat von Stufe zu Stufe, vom Kadetten zum Feldmarschall, und es ist ihm durch die Befolgung dieses einfachen Grundsatzes gelungen, einen der schönsten und höchsten Wirkungskreise zu erreichen, in welchem einem Menschen zum Besten seiner Mitmenschen zu wirken und zu schaffen beschieden ist. „Thu' Deine Pflicht, Gott wird Dir helfen!" — dies ist die Mahnung und die Verheißung, welche durch Roons ganzes Leben von seiner frühesten Jugend bis zu seinem letzten Athemzuge mit stärkender Wahrheit erfrischend und erfreuend hindurchleuchtet.

Unter den Vorgesetzten in der Anstalt gewann sich sein Kompagniechef, der Hauptmann von Chappuis, das besondere kindliche Vertrauen des jungen Albrecht von Roon. Dieser treffliche und hochgebildete Offizier war in den Befreiungskriegen schwer verwundet worden, auf einem Fuße lahm und deshalb aus dem Frontdienste geschieden. Er widmete seitdem seine Dienste dem Kadettenkorps und erwarb sich durch sein freundliches Wohlwollen die allgemeine Liebe der ihm anvertrauten Zöglinge. (Er nahm als Kommandeur des Wahlstatter Kadettenhauses 1850 seinen Abschied und starb als Generalmajor a. D. zu Schweidnitz.)

Im Mai 1818 wurde ein Theil der Kadetten aus den oberen Klassen der Kulmer Voranstalt nach der Hauptanstalt zu Berlin versetzt. Diese Uebersiedelung aus der Voranstalt nach dem Hauptkorps war ein wichtiger Abschnitt in dem Leben des Kadetten. Während er dort bereits den „Alten" gespielt hatte, wurde er hier noch einmal „Schnappsack" und mußte sich gefallen lassen, daß er von den Berliner Alten auf das Neue gefoppt wurde. Man nannte hier die Kulmer: „Bären", weil sie dort in Westpreußen keine Kultur gekannt hätten, und sagte ihnen nach, daß sie in den littauischen Wäldern oder in der Tuchler Haide in Pechstiefeln eingefangen worden seien. Doch entschädigte die neuen Berliner Kadetten jetzt die Berechtigung, den Säbel zu tragen, von welchem allerdings wegen der häufigen Konflikte mit dem „Civil" — d. i. nämlich der Berliner Straßenjugend — die

Klinge in der Scheide festgenietet war; denn in den Berliner Straßen war zur Zeit des Kadetten von Roon das bekannte Spottlied: „Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker“ rc. noch nicht verstummt, wenn auch das Märchen, daß die Kadetten fast ausschließlich mit Kaldaunen gefüttert worden seien, nur auf Verleumdung beruhte, wie durch den officiellen Speisezettel nachgewiesen werden kann, der zur Genugthuung der einst durch den Spottnamen „Kaldaunenschlucker“ gekränkten Kadetten hier seinen Platz finden möge. Demnach gab es regelmäßig:

Zum Mittagessen.

Montag: Linsen und Backobst mit Speck.
Dienstag: Graupensuppe und gelbe oder weiße Rüben mit Hammelfleisch.
Mittwoch: Hirse und Klippfisch.
Donnerstag: Sonntagessen.
Freitag: Erbsensuppe, das Zweite wie am Sonntag.
Sonnabend: Graupen und Backobst mit Schweinefleisch.
Sonntag: Reissuppe und Schweinebraten.

Zum Abendessen.

Montag: Buchweizengrütze und große Portion Butter.
Dienstag: Grützparade und Kaldaunen.
Mittwoch: Mehlsuppe und Kugelbrot mit Schmalz.
Donnerstag: Pflaumensuppe mit Eierkuchen.
Freitag: Wie am Montag.
Sonnabend: Buchweizengrütze und Plautsche (Lunge, Leber, Herz u. s. w.)
Sonntag: Pfannenkuchen und abwechselnd einen Sonntag Napfkuchen, den andern Bratwurst.

Die Lebensweise der Kadetten nach diesem Menu war einfach und mäßig, keineswegs auf Plautsche und Kaldaunen beschränkt. Der junge von Roon mochte sich wohl mitunter im Stillen nach den Fleischtöpfen der pommerschen Küste sehnen, ist aber doch dick und stark geworden bei dieser Kost und wurde von seinen Kameraden damals der „dicke Roon“ genannt.

Körperliche und geistige Uebungen hielten gleichen Schritt. Exerziren, Turnen, Fechten, Bajonettiren, auch Reiten und Schwimmen mit dem Unterricht in den Wissenschaften. Daß Roon ein tüchtiger Schwimmer geworden, entnehmen wir aus einem Briefe seines ehemaligen Kompagniechefs und väterlichen Gönners, des Hauptmann von Chappuis (Okt. 1812):

„Daß Sie, mein alter Roon, ein so wackerer Schwimmer geworden sind, war mir recht erfreulich. So mögen Sie denn, mein theurer Freund, muthig und froh auf möglichst ruhiger Stromfläche des Lebens dahinschwimmen, der Welle glücklich trotzen, die wohl oft feindselig sich thürmen wird, und vor allen Dingen sich im Drange des Lebens rein erhalten, wie das reine Element des Schwimmers!“ — —

In einem anderen Briefe ermahnt ihn der würdige väterliche Freund,

„stets die Gegenwart froh und kräftig zu benutzen, der Wahrheit getreu und ohne Menschenfurcht zu bleiben, und stets auf Gott zu bauen, der noch nie was versehen in seinem Regimente".

Einstweilen widmete der Kadett von Roon sich mit eisernem Fleiß seinen Studien für das Offiziersexamen, das er noch vor Weihnachten 1820 ablegte und „gut" bestand. Darauf wurde Albrecht von Roon durch Allerhöchste Kabinetsordre vom 9. Januar 1821 im 14. Infanterieregiment angestellt, das seine Garnisonen zu Königsberg in der Neumark, Soldin und Stargard hatte. Roon kam zu dem Füsilierbataillon nach Stargard. Dies stimmte insofern mit seinen Wünschen überein, als er hier nicht weit nach Zimmerhausen hatte, wo seine Tante, eine Schwester seiner Mutter, mit dem Rittergutsbesitzer von Blanckenburg verheirathet, lebte, und Zimmerhausen war dem Leutnant von Roon wegen seiner lieben Bewohner und wegen seiner trefflichen Käsekuchen noch aus der Kinderzeit in gutem Andenken. Leutnant von Roon verstand es übrigens, unter dem Staube der Alltagsmühen sich den Sinn für Blumenlust offen zu halten. Dazu halfen ihm der Umgang mit den Verwandten in Pommern und die liebenswürdigen Scherze und Neckereien mit den Kousinen in der Stettiner Gegend, die er während seines ersten Manövers besuchte. Zuweilen kamen auch die Kousinen im Winter zu den Bällen nach Stargard, und der Leutnant von Roon war nicht nur ein flotter, sondern auch ein sehr beliebter Tänzer. Er besaß eine einnehmende Persönlichkeit von edler und großer Gestalt und gerader, militärischer Haltung, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, die Augen klar und blau, die Stirn frei und offen, uud er ließ es sich gern gefallen, wenn die pommerschen Damen seine Brust mit Kotillonorden schmückten, denn zur Erwerbung von Kriegsorden bot sich damals und noch lange keine Gelegenheit.

Bei alledem gewährte der Frontdienst dem jungen Offizier keine volle Befriedigung. Er empfand in sich den Trieb zu einer höheren, wissenschaftlichen Ausbildung und wünschte, diese durch den Besuch der königlichen allgemeinen Kriegsschule zu erlangen, welche seit dem Jahre 1816 zu Berlin eingerichtet ward. Die älteren Offiziere, welche soeben die praktische Kriegsschule der Befreiungskriege durchgemacht hatten, hielten damals nicht viel von dieser theoretischen Ausbildung, und die jungen Offiziere, welche sich derselben widmeten, kamen häufig in Verdacht, als sogenannte „Federfuchser" und „Streber" unpraktische Offiziere zu werden. Roons Onkel von Blanckenburg auf Zimmerhausen theilte diese Vorurtheile der jüngeren, indem er in seiner drastischen Weise sagte: „bis jetzt habe noch kein junger Mann die Kriegsschule gesund verlassen, sondern entweder als Schwärmer oder wenigstens als Generalfeldmarschall (in spe) oder er sei auf irgend eine andere Art verrückt geworden." — Trotzdem ließ Roon sich nicht abschrecken, ihm den praktischen Gegenbeweis zu liefern, er bereitete sich zum Examen vor und folgte im Oktober 1824 der Einberufung zur Kriegsschule nach Berlin.

Hier hörte er nächst den Vorlesungen über Kriegswissenschaft und Kriegsgeschichte mit besonderem Interesse die Vorträge des berühmten Geographen Professors Karl Ritter über vergleichende Erdkunde.

Roon kehrte nach Beendigung des dreijährigen Lehrkursus in der Kriegsschule nicht mehr in seine frühere pommersche Garnison zurück, er war in der Zwischenzeit (1826) in das 15. Infanterieregiment versetzt und dem Füsilierbataillon dieses Regiments zugetheilt worden, das seine Garnison zu Bielefeld hatte. Das Einerlei des Garnisonlebens war jedoch für Roon schon bald (Okt. 1820) unterbrochen durch das Kommando als Erzieher zum Kadettenkorps in Berlin. Es war nicht das, was Roon wünschte, aber er fühlte sich doch in einem Berufe, den auszufüllen ihm Genugthuung und Freude gewährte. Als das wissenschaftliche Lehrfach, in welchem Roon am Kadettenhause Unterricht ertheilte, hatte er sich die Geographie erwählt, und er fand Gelegenheit, das Wissen, welches er sich als Schüler Karl Ritters angeeignet, nun als Lehrer zu verwerthen und zu verpflanzen.

Die Geographie hatte bisher nur eine untergeordnete Stellung als Hilfswissenschaft der Geschichte eingenommen. Karl Ritter war es, der sie aus dieser Abhängigkeit befreite und ein neues System zur Behandlung der Erdkunde einführte. Ihm genügte nicht die Beschreibung der Erdoberfläche mit ihren Ländern, Meeren, Bergen und Strömen, sondern er wollte den Erdball nach dem Verhältniß zu seinen Bewohnern, dem Menschengeschlecht und als eine Gotteswelt für die Herberge des unsterblichen Geistes aufgefaßt und betrachtet wissen.

In dieser Auffassung verstand und folgte ihm und seinem Schildern kaum Einer besser, als der Leutnant von Roon. Dieser bearbeitete nach den Vorträgen Ritters zwei selbstständige Bücher, die er seinen Unterrichtsstunden im Kadettenhause zu Grunde legte. Viele tausend seiner ehemaligen Kadettenschüler haben ihr geographisches Wissen aus dem „großen" und „kleinen" Roon — so nannte man die beiden Bücher insgemein — geschöpft und später in die Armee hinausgetragen. Wir erkennen schon hieraus den bedeutenden Antheil, welchen Roon an der wissenschaftlichen Bildung des preußischen Offizierkorps zu seiner Zeit hatte. Denn die Geographie ist, wie vorzugsweise Roon gelehrt hat, auch in militärischer Hinsicht eine hochwichtige Wissenschaft. Sie bildet die Grundlage zu der praktischen Beurtheilung des Geländes für militärische und taktische Zwecke.

Im Juli 1832 kehrte Roon von dem Kommando zum Kadettenkorps zu seinem Regiment zurück, und im Mai des folgenden Jahres wurde er zum topographischen Bureau des Generalstabes kommandirt. Sein Beruf als Topograph führte ihn im Sommer 1834 in eine bekannte liebe Gegend — bei Stargard in Pommern, so daß er für einige Monate sein Quartier bei dem Onkel von Blanckenburg in Zimmershausen aufschlagen konnte. Wenn er dann mit dem Blechtisch und dem Kippregal am frühen Morgen in das Feld hinauswanderte, dann begleiteten ihn öfters zwei muntere junge

Burschen mit der Pirschflinte über der Schulter, welche seinem Treiben mit neugieriger Theilnahme zuschauten. Es waren dies sein junger Vetter Moritz von Blanckenburg und dessen Jugendfreund Otto von Bismarck, der während der Universitätsferien seine Eltern zu Kniephof bei Stargard besuchte. Die Drei sollten dereinst noch manchen gemeinsamen Gang für das Vaterland thun.

Im Herbst 1835 begleitete Roon den Chef des Generalstabs von Krauseneck zu dem Königsmanöver nach Schlesien. Dieses Kommando sollte auch in anderer als militärischer Beziehung eine wichtige Folge für seine ganze Zukunft haben.

Roon besuchte währeud der Manöver die Verwandten seiner Mutter, den Pfarrer Rogge und dessen Gattin, der in dem Pfarrhause zu Groß-Tinz bei Liegnitz wohnte. Die liebliche Tochter des Hauses machte tiefen Eindruck auf ihn, er empfand ein herzliches Wohlgefallen und eine warme Zuneigung für sie, und die Einladung des Pfarrherrn und seiner Gattin, seinen Besuch im Pfarrhause zu wiederholen, sobald das Manöver ihn wieder in die Gegend führte und seine Zeit es erlaubte, blieb nicht unbefolgt. Gerade ein Jahr nach seinem ersten Besuch in Groß-Tinz legte der Prediger Rogge die Hände seines Töchterleins und des nunmehrigen Hauptmanns von Roon vor dem Altar der Kirche zu Groß-Tinz zum Ehebunde zusammen und flehte Gottes Segen auf das glückliche Paar herab.

Roon hatte für die Reise mit seiner jungen Frau von Schlesien nach Berlin zwei muntere Schimmel und ein kleines Gefährt gekauft und den Schimmeln die süßen Namen „Zucker" und „Zimmt" gegeben. So führte er wenige Tage nach der Hochzeit seine junge Gattin mit Zucker und Zimmt der neuen Heimat Berlin zu.

Roon verblieb das folgende Jahrzehnt mit wenig Unterbrechung im großen Generalstab zu Berlin, behielt auch seine Vorlesungen an der Kriegsschule bei und wurde (1842) zum Major ernannt. Hierzu kam (1845) eine ehrenvolle Berufung zum Lehrer des Prinzen Friedrich Karl, dem er Unterricht in der Geographie ertheilte und Vorlesungen in der Taktik und anderen Militärwissenschaften hielt. Als der Prinz (1846) zur Vollendung seiner Ausbildung die Hochschule zu Bonn bezog, folgte Roon ihm auch dahin.

Die Bewegung des Jahres 1848, die im Februar in der preußischen Hauptstadt ihre ersten Wogen trieb, wurde die Veranlassung, daß Prinz Friedrich Karl nach dem Schlusse seines vierten Semesters die Universitätsstadt Bonn verließ, um nach Berlin zurückzukehren und sich dem praktischen Militärdienste zu widmen. Roons Verhältniß als Lehrer des Prinzen war somit aufgelöst. Inzwischen hatte auch der ältere Bruder des Königs, der Prinz von Preußen, sein Auge auf Roon geworfen, um diesen ausgezeichneten Offizier als Erzieher für seinen Sohn, den jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, den nachmaligen Kaiser Friedrich III., zu gewinnen.

Er richtete deshalb an den Major von Roon ein Schreiben folgenden Inhalts:

„Durch den Generalmajor von Unruh sind Sie vorläufig benachrichtigt, in welcher Absicht ich diese Zeilen an Sie richte. Die Eltern eines, wenn es nach den bisherigen Kombinationen in der Welt zugeht, für hohe Zwecke bestimmten Sohnes wollen dessen Uebertritt aus den Kinderjahren in die des Jünglings und somit in das praktische und bewegtere Leben Ihrer Führung anvertrauen. Unser Vertrauen ist unbedingt auf Sie gefallen, und ich brauche Ihnen kein Bild von Ihnen selbst zu entwerfen, um den Grund dieses Vertrauens zu rechtfertigen.

Der König ist mit unserer Wahl ganz einverstanden . . .

Sollten wir Krieg haben, so ist mein Sohn in dem Alter, um ihm beizuwohnen.

Somit vertraue ich auf Ihre Bereitwilligkeit, die in wahrer Vaterlandsliebe wurzeln wird, bedenkend, wie Sie durch Ihre Führung und Leitung meines Sohnes die Wohlfahrt von Millionen begründen können.

Ihr

Prinz von Preußen."

Roon fühlte sich durch dieses Schreiben des Prinzen, dem ein nicht weniger hochsinniges der Frau Prinzessin folgte, natürlich hochgeehrt und in tiefster Seele bewegt. Sein Ehrgeiz war nicht unempfindlich für den schönen Beruf, einen edlen, hochbegabten jungen Prinzen zu einer der großartigsten Aufgaben vorzubereiten und auszubilden, die von Gott einem Menschen gestellt werden. Dennoch entschloß er sich, nach ernster Prüfung und nach schwerem Kampfe, das ihm angetragene, hochehrenvolle Amt abzulehnen. Dies geschah mittelst des folgenden charakteristischen Schreibens:

„Ich fühle mich noch zu eingerostet in alten Vorurtheilen," schrieb er in seiner freimüthigen Weise an die Frau Prinzessin von Preußen, „ich kann nicht mit, und die sogenannte „Höhe der Zeit" wird mir, insofern sie sich nicht von selbst in meinen Gesichtskreis hinabsenkt, immer als ein Chimborasso erscheinen. Wird nun dieser mir eigene Anflug von reaktionärem Wesen — wie man dergleichen zu nennen pflegt — dem jungen Herrn nicht nachtheilig sein? Werde ich im Stande sein, dem jungen Herrn die neuen Ideen unserer Tage mit Wärme anzupreisen? Und dennoch legen Eure Königliche Hoheit Werth darauf, und ich glaube, daß Sie recht daran thun. Es wäre indessen möglich, daß Eure Königliche Hoheit anders darüber denken. Für diesen Fall würde ich es für meine Pflicht halten, noch einen anderen Punkt zu berühren, damit diese Bedenken, die sich gegen meine Wahl erheben, mit einem Blick überschaut werden können.

Ich hege nämlich die vielleicht irrige, aber in mir fest begründete Ueberzeugung, daß sich die Erziehung, namentlich die zeitgemäße Erziehung

junger Fürstensöhne in der Atmosphäre des Hofes niemals in zweckentsprechender Weise leiten lasse."

Der Prinz von Preußen stand nach dieser freimüthigen Erklärung des Major von Roon von seiner Wahl zum Erzieher seines Sohnes ab. Mittlerweile hatten sich die politischen Verhältnisse immer ernster gestaltet. Namentlich in der deutschen Frage hatte sich der Streit um die Vorherrschaft zwischen Preußen und Oesterreich im Jahre 1850 so geschärft, daß er nur noch mit dem Schwerte entschieden werden zu können schien. Dennoch zögerte Friedrich Wilhelm IV. die Kriegserklärung an Oesterreich zu erlassen. Endlich erschien die ersehnte Ordre zur Mobilmachung der gesammten preußischen Armee — sie wirkte befreiend auf alle Soldatenherzen. Da kam plötzlich von Berlin her die niederschlagende Nachricht, daß Preußen in allen schwebenden Fragen den Forderungen Oesterreichs nachgegeben habe. —

Und was war die Veranlassung zu diesem kläglichen Rückzuge der preußischen Politik? War es die von den preußischen Staatsmännern gewonnene Ueberzeugung, daß Preußen zu schwach sei, um den Kampf, den es aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gegen Oesterreich allein, sondern auch gegen das bereits drohende Rußland zu führen gehabt haben würde, mit zwei so mächtigen Gegnern zugleich aufnehmen zu können? Aber Preußen hatte doch in dem siebenjährigen Kriege nicht allein Oesterreich und Rußland, sondern die halbe Welt gegen sich gehabt und war doch siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen, war denn das Preußen von heute ein anderes als das damalige Preußen? Freilich, damals stand ein Friedrich der Große an der Spitze des preußischen Staates, und die heutigen Staatsleiter hatten nicht das Vertrauen zu der dem preußischen Heere innewohnenden Schlagfertigkeit und Kraft, ja der preußische Kriegsminister, General von Stockhausen, hatte den ihm näher stehenden Personen im Vertrauen selbst eröffnet, daß die Unzulänglichkeit und Unfertigkeit der preußischen Rüstungen für ihn der Hauptgrund gewesen sei, um seine Stimme im Sinne des Friedens abzugeben. Jetzt schien der Friede gesichert, aber um welchen Preis! — Dem alten Soldaten von Roon krampfte sich das Herz, das so warm schlug für die Ehre des Vaterlandes, in der Brust zusammen, und doch konnte er dem Kriegsminister in der thatsächlichen Begründung seiner Entscheidung für den Frieden nicht Unrecht geben. Er hatte ja selbst bei den Ausführungen der Mobilmachungen als Chef des Generalstabes des 8. Armeekorps mit dem scharfen Auge des erfahrenen Militärs sich von vielen Mängeln überzeugen können, welche der preußischen Heeresverfassung anhafteten und die Schlagfertigkeit des Heeres lähmten, aber er war dadurch zu anderen Schlüssen gekommen als jener. Er hätte es für die Aufgabe des Kriegsministers gehalten, diese Mängel früher zu erkennen und für deren Abstellung Sorge zu tragen, jetzt aber zu schweigen und zu handeln, wie es die Ehre Preußens gebot.

Es war noch Einer in Preußen, der den ganzen patriotischen Schmerz in seinem Herzen um so tiefer empfand, weil er dem Throne der Nächste war: der Prinz von Preußen. Auch er that still seine Pflicht, aber mit dem festen Entschluß, Alles aufzubieten, was in seiner Macht stand, damit, wenn jemals die Verhältnisse wieder ähnlich kommen sollten, die Mangelhaftigkeit der preußischen Heeresverfassung nicht den Grund geben dürfe, um vor einem ehrenvollen Kampfe zurückzuweichen.

Im Sommer 1857 hatte der Prinz von Preußen für seinen erkrankten königlichen Bruder durch königliche Uebertragung die Leitung der Regierungsgeschäfte übernommen. Als das Jahr darauf Roon sich auf einer Urlaubsreise in Berlin befand, begab er sich zur Meldung bei dem Prinzen von Preußen nach Babelsberg. Der Prinz war soeben im Begriff, nach Berlin zu fahren, und ließ Roon auffordern, ihn auf der Fahrt zu begleiten. Unterwegs lenkte der Prinz das Gespräch auf die Armeeverhältnisse und gab Roon Gelegenheit, sich über die Schäden der preußischen Heeresverfassung und über die Mittel zur Heilung derselben auszusprechen. Der Freimuth, mit welchem Roon dies that, fand den Beifall des Prinzen. Er gab Roon den Auftrag, ihm seine Gedanken und Pläne über eine Heeresreorganisation schriftlich zugehen zu lassen.

Roon beabsichtigte eigentlich, nach den Anstrengungen seiner dienstlichen Thätigkeit jetzt einige Zeit der Erholung in dem Seebade Kolberg zuzubringen, wo seine Gemahlin bereits weilte. Die obige Aufforderung des Prinz-Regenten änderte alle seine Pläne. In derselben Feste, welche durch Gneisenaus Vertheidigung (1807) berühmt geworden, arbeitete jetzt, fünfzig Jahre später, Albrecht von Roon die Denkschrift aus, welche als Grundpfeiler für die neue preußische, ja für die gegenwärtige deutsche Heeresverfassung anzusehen ist.

Mit dem Gesetz über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (vom 3. September 1814) war für Preußen der alte urgermanische Grundsatz wieder zur Geltung erhoben worden, daß jeder unbescholtene wehrfähige Mann die Waffen zu tragen habe, und daß *die Wehrpflicht eine Ehrenpflicht für alle Staatsbürger sei.*

Die Wehrverfassung von 1814 blieb auch in den nachfolgenden Jahren der Stolz Preußens, aber der durch das Wehrgesetz von 1814 hergestellte innige Zusammenhang zwischen Volksthum und Heerwesen legte den Leitern des Heerwesens die Pflicht auf, die Heereseinrichtungen in fortdauerndem Einklange mit den Fortschritten der Volkswirthschaft zu erhalten, und in dieser Beziehung war in der langen Friedenszeit manches versäumt worden. Bei der Zunahme der Bevölkerung in den letzten Jahren war jetzt, da die Friedensstärke des Heeres unverändert blieb, der dritte Theil der wehrpflichtigen Mannschaft nicht mehr zum Heerdienste herangezogen worden. Die allgemeine Wehrpflicht bestand daher zwar dem Namen, aber nicht mehr der That nach.

Die Roon'sche Denkschrift ging vor Allem von dem Gesichtspunkt aus, die allgemeine Wehrpflicht wieder zur Wahrheit zu machen und diese stolze echt volksthümliche Grundlage der preußischen Heeresverfassung wiederherzustellen.

Sie begegnete sich mit den ureigensten Ideen des Prinzen von Preußen, welcher die großen nationalen Ziele seiner Regierung nur mit Hilfe seines Volkes in Waffen erreichen zu können glaubte. Je stärker das stehende Heer war, desto mehr konnte die Landwehr geschont und dem volkswirthschaftlichen Interesse Rechnung getragen werden. Aus diesem Grunde beantragte die Roon'sche Denkschrift eine bedeutende Verstärkung des stehenden Heeres und eine Umbildung der Landwehr.

Ein anderer Nachtheil der bisherigen Heeresverfassung, dessen Beseitigung die Roon'sche Denkschrift verlangte, bestand in der mangelhaften Einrichtung des Fuhrwesens. Die Denkschrift bezeichnete die Formation von Trainbataillonen als Friedensstämme für unerläßlich.

Endlich brachte Roon die Wiederanstellung von ehrenvoll verabschiedeten älteren Offizieren als „Bezirkskommandeure" nebst dem zum Bezirkskommando gehörigen Personal zur Ueberwachung der Reservemannschaften in der Heimat und zum Betriebe des Amtsstubendienstes (Listenführung, Anfertigung der Einberufungsordres 2c.) unter Aufhebung der bisherigen Einrichtung der Landwehrbataillonskommandos in Vorschlag.

Am 18. Juli war Roon mit seiner Denkschrift fertig, am 22. ließ er die Reinschrift an den Prinzen von Preußen nach Baden-Baden abgehen. Der Prinz las dieselbe aufmerksam und legte sie dann vorläufig zurück, um sie zur rechten Stunde wieder hervorzusuchen.

Diese rechte Stunde schien gekommen, nachdem der Prinz (im Oktober 1858) die Regierungsgewalt aus den Händen seines unheilbar schwer erkrankten königlichen Bruders mit „alleiniger Verantwortlichkeit gegen Gott übernommen hatte", und als der Prinz-Regent in naher Voraussicht der Kämpfe, die Preußen in naher Zukunft bevorstanden, sich entschloß, die von ihm längst geplante und für nothwendig erkannte Heeres-Reorganisation thatsächlich in's Werk zu setzen.

Auf Befehl des Prinz-Regenten wurde zu Berlin eine Kriegskommission unter Vorsitz des Generalfeldmarschall von Wrangel niedergesetzt, an welcher der Kriegsminister, General von Bonin, die Generale von Moltke, von Manteuffel, Prinz Friedrich Karl, Prinz Friedrich Wilhelm und andere erfahrene Generale theilnahmen. Auch General von Roon, der inzwischen (im November 1858) zum Divisionskommandeur in Düsseldorf und (im Mai 1859) zum Generalleutnant ernannt worden war, wurde als Berichterstatter über seine Denkschrift, welche den Berathungen der Kommission zu Grunde gelegt wurde, zur Theilnahme an den Kommissionsberathungen nach Berlin beschieden.

Der Prinz-Regent übernahm nach einiger Zeit selbst den Vorsitz und

brachte durch sein persönliches Eingreifen eine erhöhte Regsamkeit in die Berathungen; er befürwortete fast durchgängig die Roon'schen Vorschläge, gab den Antrieb zu den bedeutendsten Maßregeln und entschied die wichtigsten Fragen.

Im Laufe der Berathungen traten einige Verschiedenheiten zwischen den Ansichten des Prinz-Regenten und denjenigen seines Kriegsministers von Bonin hervor. General von Bonin ward auf sein Ansuchen seines Amtes als Kriegsminister enthoben und zum kommandirenden General des 8. Armeekorps ernannt.

General von Roon war von den Sitzungen der Kriegskommission noch nicht lange nach Düsseldorf zurückgekehrt, da wurde er durch telegraphische Depesche aus dem Kabinette des Prinz-Regenten plötzlich wieder nach Berlin berufen. Er durfte aus dem Vorangegangenen wohl schließen, daß es sich um die Uebernahme des Kriegsministeriums für ihn handeln würde. Er trug persönlich keinen Ehrgeiz nach dem Ministerposten, dessen Schwierigkeiten er wohl kannte, allein sein Herr, der Prinz-Regent, rief ihn zur Durchführung eines großen patriotischen Werkes, und einem solchen Rufe durfte sich der alte Soldat, der treue Diener des Vaterlandes, nicht entziehen.

„Das Reformwerk ist eine Existenzfrage für Preußen, es muß vollbracht werden," schrieb er aus Berlin an seinen Freund Perthes in Bonn. „Ein Menschenkind meiner Art kann gar nicht anders, als mit Gottes Hilfe auch das Schwerste und Gefährlichste versuchen, wenn es sich, wie hier, um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf giebt: um die politische Gesundheit seines Vaterlandes."

Am 4. Dezember 1859 zur Audienz bei dem Prinz-Regenten beschieden und von demselben zur Uebernahme des Kriegsministeriums aufgefordert, sagte Roon, auf die Schwere dieses Amtes hingewiesen: „Eure Königliche Hoheit, ich empfinde auf das Tiefste die Schwierigkeiten meiner Aufgabe, und sollten Eure Königliche Hoheit eiuen brauchbareren Mann Ihres Vertrauens für dieselbe wissen, so bitte ich Eure Königliche Hoheit unterthänigst, die andere Wahl zu treffen. Sollten aber Höchstdieselben bei der getroffenen Wahl beharren, so werde ich mich den Schwierigkeiten meiner Aufgabe unterziehen in dem Glauben: Gott ist in dem Schwachen mächtig!"

In diesem Glauben ging der neue Kriegsminister, wozu Roon am folgenden Tage ernannt ward, rüstig an sein Werk. Die mit der Heeresreform verbundene Verstärkung des Heeres erforderte nicht unerhebliche Kosten, zu deren Aufbringung die Zustimmung der Landesvertretung nöthig war. Nun war aber die Stimmung auf dem Landtage der neuen Heeresorganisation keineswegs günstig. Man erinnerte sich, daß die Regierung König Friedrich Wilhelms IV. trotz der gerühmten preußischen Heeresverfassung in ihrer auswärtigen Politik doch die schmachvolle Niederlage von Olmütz (1850) erlitten hatte, und man hegte zu der gegenwärtigen Regierung nicht das Vertrauen, daß sie die erhöhte Wehrkraft des Staates benutzen

würde, um die schwebenden politischen Fragen, insbesondere die deutsche Frage in dem von der liberalen Mehrheit gewünschten Sinne zu lösen. Das Abgeordnetenhaus bewilligte anstatt der geforderten Kosten der Heeres-reorganisation nur die Mittel zur Aufrechthaltung und Vervollständigung der Kriegsbereitschaft auf ein Jahr (d. i. bis 30. Juni 1861). Der Prinz-Regent mochte hoffen, indem er dieser Bewilligung zustimmte, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Heeresreform sich in immer weiteren Kreisen Bahn brechen und daß die Bewilligung der Mittel im nächsten Jahr gesetzlich für die Dauer erfolgen würde.

Bis zu der Eröffnung der nächsten Landtagssitzung war für Preußen und für ganz Deutschland ein hochwichtiges Ereigniß eingetreten. In der zweiten Nacht des Jahres 1861 erfolgte sanft und schmerzlos der Tod König Friedrich Wilhelms IV., eines Fürsten, der stets und allein das Beste seines Volkes gewollt, dessen edelste Bestrebungen aber gescheitert waren an den Regungen eines Zeitgeistes, mit dem er sich in innerster Seele im Widerspruch fühlte.

Auf dem Gebäude des Kriegsministeriums in Berlin wehte die Trauer-flagge halbmast, aber in allen Schreibstuben des Gebäudes herrschte die ge-wohnte rege Thätigkeit nach „des Dienstes ewig gleich gestellter Uhr". In diesem Dienstbetriebe wird nichts geändert durch die großen Begebenheiten der Weltgeschichte, ein Jeder thut still seine Pflicht einen Tag wie den andern, Jeder weiß ja, daß in dem Hohenzollernstaat der König nie stirbt, wer immer seine Krone tragen mag.

Auch der Chef des Kriegsministeriums, wie schwer er auch von der eingetroffenen Trauerkunde erregt war, saß hier in seiner Amtsstube und arbeitete still die Militärvorlagen für den in wenigen Wochen wieder zu-sammentretenden Landtag aus. Er fühlte wohl nach den Erfahrungen im ersten Jahre seiner Amtsführung, daß er noch ernsten und schweren Kämpfen für die Militär-Gesetzvorlagen entgegenging, aber in seinem Herzen klang aufrichtig und ermuthigend der alte Wahlspruch: „Thue Deine Pflicht, Gott wird Dir helfen!"

Das Abgeordnetenhaus, welches auf Grund der neuen Wahlen (im Mai 1862) zusammentrat, war noch in der gleichen Meinung befangen, wie das aufgelöste. Die Spannung zwischen der Regierung und Landes-vertretung wuchs mit jeder Sitzung. Schon handelte es sich nicht mehr um Annahme oder Ablehnung des Staatshaushaltgesetzes, sondern um Rechte der Krone und Rechte des Abgeordnetenhauses, um königliches oder parla-mentarisches Regiment.

Im vollen Bewußtsein seiner königlichen Verantwortlichkeit schritt Wilhelm I. über die Schwierigkeiten hinweg, welche das Abgeordnetenhaus seinem großen Werke, der Heeresreorganisation, entgegensetzte, und ihm zur Seite stand fest und entschlossen der Mann, welcher das vom Könige be-schlossene Werk auf Haupt und Schultern nahm. Man nannte deshalb

den preußischen Kriegsminister General von Roon „des Königs Feldwebel“, und wenn man unter dem Feldwebel den gewissenhaften braven Mann versteht, welcher die Ausführung der Befehle seines Hauptmanns und Kompagniechefs mit jener Treue im Kleinen überwacht, dem im königlichen Dienste nichts geringfügig und nichts gleichgiltig erscheint und welcher die innere Ordnung in der Kompagnie auch da, wo des Hauptmanns Auge nicht hinsieht, mit aller Strenge aufrecht erhält, dann möchte auf den Kriegsminister von Roon der Ehrenname „des Königs Feldwebel“ gewiß zutreffen, denn der König ist und bleibt in Preußen doch ein für allemal der Hauptmann für die ganze Armee.

Den heftigen und stürmischen Angriffen der Fortschrittspartei im Abgeordnetenhause stand Roon fest und unerschütterlich gegenüber wie der Thurm der Wogenbrandung. „Die Regierung ist sich bewußt,“ rief er der geldverweigernden Mehrheit zu, „daß es sich um die heiligsten Interessen des Vaterlandes handelt. Deshalb hat die Regierung den ersten Entwurf 1860 eingebracht, deshalb hat sie ihn festgehalten mit der ihr vorgeworfenen Zähigkeit, man hat gesagt, daß sie einer besseren Sache würdig wäre. — Meine Herren, eine bessere Sache giebt es nicht! Wenn die Ketten der Fremdherrschaft im Lande rasseln, dann wird man gewahr werden, was man verschmäht und zurückgewiesen hat.“ — —

Die Mehrheit des Abgeordnetenhauses blieb bei ihrer ablehnenden Haltung, und die Kommission zur Berathung des Staatshaushaltsgesetzes für die Armee empfahl dem Hause die Ablehnung der ganzen für die Reorganisation geforderten Kosten. Das Land war in tiefer Erregung Dem König schien keine andere Wahl zu bleiben, als entweder seinen königlichen Willen den Beschlüssen der Kammermehrheit zu unterordnen, die Hälfte seiner Regimenter zu entlassen, die Fahnen, in deren Naht er den ersten Nagel geschlagen hatte, in den Rüstkammern niederlegen zu lassen oder — fußend auf dem alten Grundsatze, daß das Wohl des Vaterlandes das höchste Gesetz ist, die Reorganisation auch gegen den Willen der Volksvertretung im Abgeordnetenhause aufrecht zu erhalten.

Roon war so wenig wie sein König einen Augenblick schwankend in dem, was zu thun war, aber er wünschte sich in dieser kritischen Lage des Staats einen Mann an seine Seite, welcher vollständig eines Sinnes mit ihm — auch alle politischen Folgen der von Roon getroffenen militärischen Maßregeln zu vertreten bereit war. Er kannte wohl einen Jugendfreund, mit dem er auch später die Ansichten über die von Preußen in der Zukunft einzuschlagenden Wege ausgetauscht hatte und stets zu voller Uebereinstimmung gelangt war und von welchem er bestimmt wußte, daß er auch jetzt auf den Ruf des Königs unweigerlich bereit sein würde, mit ihm gemeinsam die vaterländischen Gefilde des Ruhms und der Ehre zu pflügen; er hatte schon bei früheren Ministerfragen bei dem Könige auf diesen Mann hingedeutet, welcher sich Otto von Bismarck-Schönhausen nannte und

dessen politische Gesinnungen auch dem Könige genau bekannt waren; aber König Wilhelm hatte Anstand genommen, ihn in sein Ministerium zu berufen, weil er vor der vollständigen Durchführung der neuen Heeresorganisation den Augenblick noch nicht für gekommen erachtete, um eine kühne nationale Politik, wie jener sie beabsichtigte, bis zu ihren äußersten Konsequenzen durchzuführen. Jetzt (im September 1862) war die neue Heeresorganisation thatsächlich vollendet, Bismarck war zur Zeit preußischer Gesandter in Paris. Ob König Wilhelm jetzt anders dachte über die Berufung Bismarcks in sein Ministerium? — Der Minister von Roon hatte Bismarck noch vor seiner Abreise nach Paris auf den Gesandtschaftsposten (im Frühjahr 1862) in Berlin gesprochen und von ihm das Versprechen erhalten, daß er sich bereit halten würde, einem etwaigen Rufe zur Uebernahme des Ministeriums des Auswärtigen Folge zu leisten. Jetzt befand sich Bismarck auf einer Urlaubs- und Erholungsreise in dem südlichen Frankreich und in den Pyrenäen und dachte wohl an ganz andere Dinge als an Preußens auswärtige und innere Politik. — Da erhielt er ganz unerwartet aus Berlin von seinem Freunde von Roon die kurze telegraphische Depesche: „Die Birne ist reif," und er telegraphirte zurück: „Es bleibt dabei."

König Wilhelm stand in dem historischen Eckzimmer seines Palais mit bekümmerter Miene. Der innere Konflikt, der sich von Jahr zu Jahr hinzog und kein Ende absehen ließ, erfüllte sein königliches Herz mit tiefem Leidwesen. Vor ihm auf dem Schreibtische lagen die Entlassungsgesuche von drei Ministern, darunter von dem Ministerpräsidenten und dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten; da trat der Kriegsminister von Roon zum Vortrage bei ihm ein.

Der König wies auf die Entlassungsgesuche. „Es sind gerade diejenigen unter meinen Ministern, auf die ich mich unbedingt verlassen zu können glaubte," sagte er, „jedoch was ist zu thun? — Ich will keinen Minister halten, der mir nicht aus freiem Willen und gerne dient. Ich genehmige die Entlassungsgesuche der Minister, aber wen soll Ich an ihre Stelle setzen?" —

„Wenn Ew. Majestät sich entschließen wollten," antwortete Roon ruhig, „jetzt Ihren Gesandten von Bismarck — —"

„Er wird nicht wollen," wandte der König ein; „außerdem er ist nicht hier, es kann nichts mit ihm besprochen werden."

„Zu Gnaden, Ew. Majestät, er ist hier und wird Ew. Majestät Ruf unverzüglich folgen."

„Gut denn," sagte der König, und er athmete auf, als ob er eine schwere Last von seinem Herzen wälzte, „so sei es!" —

Wenige Tage darauf ertheilte der König in dem Schloßparke zu Babelsberg dem Geheimrath von Bismarck Audienz. Die Folge dieser Audienz war die Ernennung Bismarcks zum Staatsminister und zum in-

terimistischen Vorsitzenden des preußischen Staatsministeriums, welche der Staatsanzeiger vom 24. September 1862 brachte.

Nun standen die beiden Männer Bismarck und Roon bereit, den Kampf für die ungeschmälerten Rechte des preußischen Königsthums und für die Aufrechthaltung der von dem König Wilhelm beschlossenen Heeresreorganisation in der preußischen Volksvertretung gemeinsam durchzukämpfen. Als Knabe hatte Otto von Bismarck oft den Leutnant von Roon in's Feld begleitet, wenn dieser auf den heimatlichen Fluren in Pommern seinen Meßtisch zu den Landesaufnahmen aufstellte, jetzt thaten sie wieder einen gemeinsamen Gang, es galt das gewaltige Ajaxringen um die Rüstung des Achilles. —

Unbeirrt von den inneren Parteikämpfen, führte die preußische Regierung ihre auswärtige Politik weiter nach den Grundsätzen, welche König Wilhelm schon als Prinz-Regent bei Uebernahme der Regentschaft ausgesprochen hatte, und welche in dem Grundsatze gipfelten: „Die Welt soll wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist." — Eine Aufforderung, das Recht zu schützen, lag für Preußen nahe genug in den Verhältnissen der deutschen Nordmark Schleswig-Holstein, wo das kleine Dänemark seit einer Reihe von Jahren das deutsche Land bedrückte, die Rechte der deutschen Nation mißachtete und verhöhnte. Da beschloß König Wilhelm, in Gemeinschaft mit Oesterreich, das Recht der deutschen Herzogthümer und der deutschen Nation gegen Dänemark in seinen Schutz zu nehmen.

Schon die Mobilmachung der nach Schleswig-Holstein bestimmten preußischen Truppen — darunter 8 neugestiftete Infanterieregimenter, die Schnelligkeit und Ordnung, mit welcher dieselben nach dem Kriegsschauplatze abrückten, zeugten zur Genugthuung des Kriegsministers für die Trefflichkeit der neuen Heereseinrichtungen. Die neue Heeresorganisation bestand ihre erste Probe. Der Krieg wurde geführt und glücklich beendigt, ohne daß das volkswirthschaftliche Interesse durch dieselben beeinträchtigt worden wäre. Die Hoffnung, daß nach solchen Erfolgen das Abgeordnetenhaus seinen Widerspruch gegen die Reorganisation fallen lassen würde, erfüllte sich indessen nicht.

Die Regierung blieb unverändert auf ihrem in der auswärtigen Politik eingeschlagenen Wege. Die deutsche Frage, das ist die Frage wegen der Vorherrschaft und Führung in Deutschland, wartete noch immer ihrer Lösung. Die Verhältnisse zwischen Preußen und Oesterreich waren durch ihren gemeinschaftlichen Besitz in Schleswig-Holstein noch gespannter geworden.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden stand natürlich bei dem Könige. Keiner von seinen Räthen hätte gewagt, in dieser wichtigen Frage einen Einfluß auf seine Entschließung üben zu wollen. So schrieb General von Moltke an Roon (6. April 1866):

„Es kann Niemandes Absicht sein, den König zu einem Kriege wie

dieser zu überreden, sondern nur, ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern."

Roon aber schrieb um diese Zeit an seinen Jugendfreund Moritz von Blanckenburg (25. April):

„Ich sorge dafür, daß die Armee womöglich immer besser und schneidiger wird, denn der Moment ist nicht fern, wo es mit Schillers Reiterlied heißen wird:

> Auf des Degens Spitze die Welt nun liegt,
> D'rum wohl, wer den Degen jetzt führet,
> Und bleibt Ihr nur wacker zusammengefügt,
> Ihr haltet die Welt und regieret.

Das ist meine politische Aufgabe, daß die Armee wacker zusammengefügt bleibt, das Uebrige mag der Dreihärige fügen, den Gott in Gnaden gesunden und gedeihen lassen möge."

Der Zimmerhausener Jugendfreund aber schickte Roon zu seinem Geburtstage einen fetten Puthahn als „Gratulanten":

„Ich denke mir, daß Du in dem kommenden Lebensjahre ganz besonders gute Nerven und Muskeln gebrauchen wirst. Kampflustig war der „schwarze Bursche" — nämlich der mitkommende Puter — sein Lebenlang, und roth und röther wurde sein Zornkamm, wenn man ihm österreichische Melodieen vorpfiff — —"

Die seit lange schwebende Machtfrage zwischen Preußen und Oesterreich sollte nun endlich mit Eisen und Blut zum Austrage gebracht werden. Mit der Schlacht bei Königgrätz (3. Juli 1866) war der eigentliche Kampf beendigt. Die neue preußische Heeresorganisation hatte sich von Neuem auf das Glänzendste bewährt. Als die Friedenspräliminarien zu Nikolsburg abgeschlossen wurden (31. Juli), standen preußischerseits 664000 Mann unter Waffen; Roon erhielt von dem dankbaren Könige den höchsten preußischen — den Schwarzen Adlerorden. Dank der trefflichen Heereseinrichtungen war es jetzt möglich, daß dieselben Männer, welche im Frühjahr die Pflugschaar geführt und die Saaten gestreut hatten, im Herbste wieder den Erntewagen in die Scheuern leiten konnten, und zwischen Frühling und Herbst, zwischen Aussaat und Ernte lag einer der folgenreichsten Kriege, die Preußen geführt hat.

Alsbald nach der glücklichen Beendigung des Krieges 1866 trat die preußische Regierung ihre Friedensaufgabe an: die Gründung des Norddeutschen Bundesstaats, welcher den Kern zu dem in Zukunft aufzurichtenden Deutschen Reiche bilden sollte. Einen wichtigen Theil der Verfassung des Norddeutschen Bundes bildete das Bundeskriegswesen, welches der preußische Kriegsminister von Roon vor dem ersten Reichstage des Norddeutschen Bundes zu vertreten hatte.

Am 20. Oktober 1867 konnte Roon die Annahme des Wehrgesetzes durch den Reichstag dem Könige nach Baden-Baden melden. Durch die

vielfachen Aufregungen und Anstrengungen in seinem Berufe hatte die Gesundheit des nunmehr in den sechziger Jahren seines Lebensalters stehenden Kriegsministers derart gelitten, daß die Aerzte ihm den Aufenthalt in einem milderen Klima dringend empfahlen. Roon entnahm daraus Veranlassung, den König um Enthebung von seinen Aemtern zu bitten (17. Nov. 1867). Der gnädige König antwortete ihm jedoch, daß er einem Manne, dem er so viel verdanke, der aber bei Erringung dieses Dankes seine Gesundheit geopfert habe, sich und dem Vaterlande zu erhalten bestrebt sein müsse, und ertheilte ihm statt des erbetenen Abschiedes einen mehrmonatigen Urlaub nach dem Süden. Roon brachte darauf den Winter 1867/68 in Italien zu und kehrte (im Mai 1868) nach Berlin zurück, zwar erfrischt und gestärkt, aber das Halsübel, an dem er litt, war nicht gehoben. Er mußte daran denken, demnächst einen längeren Urlaub zur Wiederherstellung seiner Gesundheit oder seinen Abschied vom Könige zu erbitten. Da stieg plötzlich die Kriegswolke von 1870 am Himmel auf.

Frankreich, oder vielmehr dessen Machthaber Kaiser Napoleon III., forderte (im Juli 1870) Preußen unter nichtigen Vorwänden zum Kriege heraus. Da waren dem alten Roon schnell alle Gedanken von Urlaub und Abschied vergangen; er warf, wie sein greiser König und Kriegsherr, alle Gebrechen und Beschwerden des Alters hinter sich und stand wieder rüstig und rüstend in dem Sturm der Zeit, stark, fest und treu, wie die Wacht am Rhein.

Roon machte darauf den ganzen Feldzug von 1870 im Großen Hauptquartier des Königs Wilhelm mit, um dem Könige in allen wichtigen militärischen Angelegenheiten mit seinem Rath zur Seite zu stehen. Ihm wurden Oberstleutnant von Hartrott als sein Chef des Stabes und sein dritter Sohn, der Premierleutnant im Garde-Füsilierregiment Arnold von Roon, als zweiter Adjutant beigegeben.

Auch die drei anderen Söhne des Generals befanden sich in den Reihen der Kämpfer, und schon in der ersten Schlacht des Krieges floß Roon'sches Blut für die Ehre des Vaterlandes. Wilhelm von Roon, der als Premierleutnant und Kompagnieführer im 18. Infanterieregiment stand, wurde — wie der Vater schreibt — „der Ehre theilhaftig, in dem Gefecht bei Spicheren sein Blut zu vergießen"; er wurde durch eine Gewehrkugel am Oberschenkel verwundet und durch einen zweiten Schuß am Kopfe gestreift.

In der denkwürdigen Schlacht bei Sedan sehen wir darauf den General von Roon auf der Höhe von Frénois in der Nähe des Königs Wilhelm um die Mittagstunde, als der eiserne Gürtel um die französische Armee mit der Erstürmung des Calvaire d'Illy durch Truppen der dritten Armee (Kronprinz von Preußen) geschlossen, der Sieg entschieden war. Es ist der 1. September — Roons Hochzeitstag. Heute sah Roon seinen stolzen patriotischen Traum erfüllt, das Ziel seines langjährigen Wirkens erreicht,

er sah die glorreiche Erhebung des preußischen Königthums und des deutschen Vaterlandes über die Macht, welche sich mit dem Schein umgab, die erste Europas zu sein, — da kam ihm eine Meldung von einer anderen Stelle des Schlachtfeldes, bei welcher sein Vaterherz schmerzlich zusammenzuckte. Dort bei Daigny am Gironnebach, wo die Artillerie des Gardekorps durch ihr Feuer das Vorrücken der Sachsen unterstützte, wurde der junge Hauptmann Bernhard von Roon, Chef einer Gardebatterie, der älteste Sohn des Kriegsministers, schwer verwundet aus der Feuerlinie zurück auf den Verbandplatz getragen. Eine Chassepotkugel hatte ihn in den Unterleib getroffen, die Wunde war tödtlich. „Haben wir gesiegt?“ fragte der junge Held seinen herbeieilenden Bruder Waldemar, welcher als Major im Generalstab stand und, als dieser ihm antworten konnte, daß einer der glänzendsten Siege, die die Geschichte nennt, soeben mit deutschen Waffen und deutschem Blute errungen worden sei, da leuchtete sein bleiches Antlitz in stolzer Freude, daß es auch ihm vergönnt gewesen, mit seinem Blute zur Erkämpfung dieses herrlichen Sieges beizutragen. Noch auf dem Schlachtfelde empfing Bernhard von Roon das heilige Abendmahl und sah dann ruhig und gefaßt dem Tode entgegen, der zwei Tage darauf eintrat. (3. Sept.) Wie der alte Vater über den Tod seines Heldensohnes dachte, das bekunden die schönen Worte, die er aus dem Hauptquartier Reims (8. Sept.) an seine Gattin richtete:

„Unser Sohn ist uns vorangegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig. — Gott sei mit Dir, an diesem schmerzensreichen Festtage ganz besonders, damit Du Seine Nähe deutlich fühlen mögest.
Er sei auch mit

Deinem

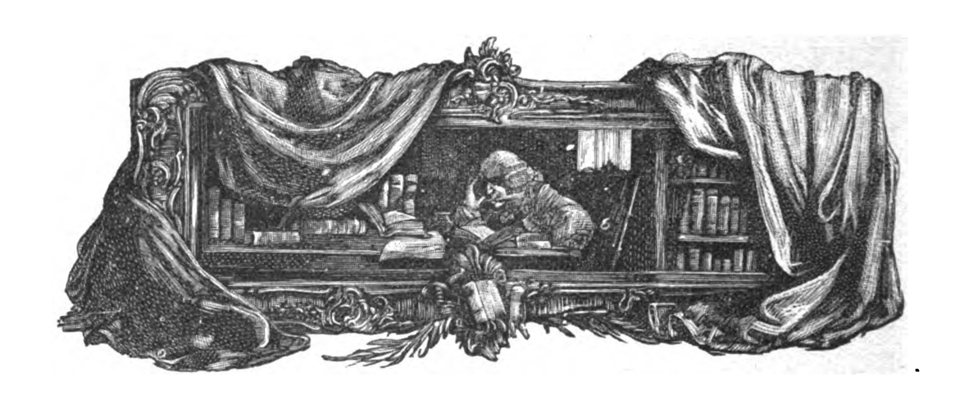
alten Manne.

Am 9. Januar 1871 feierte Roon, während die deutschen Geschütze noch gegen Paris donnerten, in dem königlichen Hauptquartier zu Versailles in aller Stille sein 50jähriges Dienstjubiläum. Der König übersandte ihm aus dieser Veranlassung sein lebensgroßes Bild, nachdem er ihm (bereits am 22. Sept.) das Eiserne Kreuz 1. Klasse und (28. Okt.) den Orden pour le mérite verliehen hatte. Roon konnte mit Genugthuung auf die 50jährige Laufbahn zurückblicken, in welcher er sich vom unbemittelten Sekondeleutnant zu einer der höchsten Ehrenstellen in der Armee emporgeschwungen hatte, nicht durch äußere Glückszufälle und Vergünstigungen, sondern allein durch seine unwandelbare Pflichttreue im Dienst des Königs und des Vaterlandes, durch die einfache, strenge Beobachtung seines Wahlspruches: „Thu' Deine Pflicht, Gott wird Dir helfen,“ dem Albrecht von Roon freudig folgte vom Kadetten bis zum Feldmarschall, zu welchem höchsten militärischen Rang Roon bei Uebertragung des Vorsitzes im Ministerium (1. Januar 1873) erhoben wurde.

Aber nicht in dem, was er für sich persönlich erreicht hatte, fand Roon seine Befriedigung, sondern weit mehr in dem, was er geschaffen hatte zum Nutzen und Besten des Vaterlandes — vielleicht der Welt.

Dafür hatte er freilich seine Gesundheit zum Opfer gebracht. Als an dem alten preußischen Krönungstage (18. Januar) 1871 in dem französischen Königsschlosse zu Versailles der geschichtlich denkwürdige Akt der Verkündigung des Hohenzollernschen Deutschen Kaiserthums stattfand, da saß Roon, der durch seine trefflichen Rathschläge zur Hebung und Stärkung der preußischen und deutschen Wehrkraft und durch sein unentwegtes mannhaftes Festhalten an dem von dem Könige Wilhelm unter seiner Mitwirkung in's Leben gerufenen Werke der preußischen Heeresorganisation so Vieles zur Herbeiführung dieses weltgeschichtlichen Ereignisses beigetragen hatte, einsam in seinem Krankenzimmer. Er erkannte in den wunderbaren Fügungen, welche dazu geführt hatten, den Finger dessen, „der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche," und während in dem prachtvollen Spiegelsaal des französischen Königsschlosses die deutschen Krieger begeistert ihrem Kaiser zujubelten, ließ Roon aus der Tiefe seines Herzens sein Gebet für ihn und für das unter Kaiser Wilhelm geeinigte deutsche Vaterland zu Gott emporsteigen.





Aus Wilhelm von Humboldts Nachlaß.

Von

Bruno Gebhardt.

— Berlin. —

(Schluß.)

III. Von Gentz.

Wien den 12. Juny 1827.

Ich kann Ihnen kaum beschreiben, Mein Verehrter Freund, welche frohe Ueberraschung, ja ich kann sagen, welche Rührung Ihr Schreiben in mir bewirkt hat. Ihr Wunsch, mich zu sehen, tönt in allen Winkeln meines Herzens wieder, wenn schon der Gedanke, daß wir beyde so alt geworden sind, ein gewisses Grauen erregt. Doch liegt auch gerade hierin wieder der größte Reitz den es für mich haben würde, einige Wochen nach einander in völliger Ruhe und Freiheit mit Ihnen zu leben. Denn ich weiß es, Sie sind höchstens im materiellen Sinne, aber in keinem andern alt geworden; in mir hingegen liegt seit mehreren Jahren ein Ueberrest von Lebenskraft und Lebenslust im steten Kampfe mit einem sehr peinlichen Gefühl von Vergänglichkeit. Unzählige mahl gedenke ich Ihrer in Augenblicken, wo dieses Gefühl sich meiner bemeistert; und ich bin fest versichert, daß in dieser, wie in vielen anderen Hinsichten, nicht leicht irgend eines Menschen Gegenwart wohlthätiger auf mich wirken wird, als die Ihrige. Denn Sie besitzen einen solchen Ueberfluß von Lebendigkeit, daß Sie einem Aermeren und Schwächeren fast nothwendig eine gewisse Dosis davon mittheilen müssen; und so sehr wir auch heute in unserer Lebensweise, in unseren Beschäftigungen und Studien, vielleicht selbst in unserer Welt-Ansicht von einander abweichen mögen, so

besteht doch zwischen uns ein unzerstörbares Band, um so unzerstörbarer, als es von Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten ganz unabhängig ist, und aus einer gewissen Seelen-Verwandtschaft entsprang, die, weit entfernt, durch Gleichartigkeit der Schicksale und Bestrebungen erzeugt zu seyn, vielmehr der entschiedensten Divergenz in beyden jederzeit Trotz bot, und dadurch die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit ihres Wesens beurkundet.

Mehr sage ich nicht, um Sie zu überzeugen, daß Ihre Einladung einen tiefen Eindruck auf mich machen mußte. Ob es mir vergönnt seyn wird ihr zu folgen, kann ich leider, im jetzigen Augenblicke noch nicht mit Zuverläßigkeit bestimmen. Ich bin nichts weniger als frey; ich bin mehr als je in Geschäfte verwickelt, die keinen Tag still stehen, und der Fürst Metternich hat sich je länger, je mehr daran gewöhnt, mich in seiner Nähe zu wissen. Er wird wahrscheinlich (obgleich auch dies noch von den Begebenheiten abhängt) den größten Theil des July und August in Königswert zubringen, und ich habe versprochen ihm dort Gesellschaft zu leisten. Folglich sehe ich vor Ende des August kaum die Möglichkeit einer Reise nach Gastein ab. Hierzu kömmt ein anderer Umstand. Eine oft wiederholte Erfahrung hat mich gelehrt, daß die eigentlichen Sommer-Monate für einen Aufenthalt in Gastein nichts weniger als geeignet sind, daß während dieser Monate das Wetter dort immer höchst unsicher ist, und daß erst gegen Ende des August der wahre Alpen-Sommer anfängt. Zweimal habe ich nun den September dort verlebt, jedesmal bey unausgesetzt schöner Witterung, und es ist bey mir zum Grundsatz geworden, mich nie mehr in einer anderen Jahreszeit dieses vortrefflichen Bades zu bedienen. Ich würde daher auch in dieser Rücksicht schwerlich vor den letzten Tagen des August, in Gastein eintreffen können.

Ich erlaube mir nicht auf irgend eine Weise in Ihre Pläne eingreifen zu wollen, zumal, da die meinigen noch so wenig feststehen, und so leicht umgeworfen werden können. Mit gutem Gewissen aber kann ich Sie versichern, daß Sie nicht dabey verlieren, vielmehr höchst wahrscheinlich gewinnen würden, wenn Sie Ihre Reise erst in der Mitte des August anträten. Da Sie in diesem Falle den größten Theil des September noch in Gastein zubringen würden, so würde dann meine Hoffnung Sie zu sehen, nicht wenig steigen, und diese Aussicht selbst auf meine Entschlüsse in nicht geringem Grade influiren.

Uebrigens kann ich Ihnen zu dem Vorhaben sich des Gasteiner Bades zu bedienen, nicht genugsam Glück wünschen. Wie günstig es auf Frau v. Humboldt wirken würde, hatte ich bestimmt vorausgesehen und freue mich unendlich, mich nicht geirrt zu haben. Aber auch Sie werden Sich wohl, sehr wohl dabey befinden. Ich behaupte von diesem wundervollen Wasser, (was vielleicht von keiner, oder doch gewiß nur von

wenigen mineralischen Quellen gesagt werden kann) daß es noch Niemanden geschadet, überaus vielen aber wesentlich genützt hat. Die stärkende und erfrischende Qualität die es besitzt und die Wirkung auf die Totalität des Körpers, wird durch keine der Unbequemlichkeiten, die anderen berühmten Bädern eigen sind, erkauft. Bey einer Wärme von 36 bis 38 Grad wenig oder gar keine, den Kopf einnehmende Dämpfe, keinen Geruch, keinen Geschmack, keine concrete Bestandtheile, — ein im Schoße der Natur destillirtes Wasser! Daher ist das Verweilen im Bade selbst etwas so Angenehmes daß man nie gern wieder herausgeht. So wenigstens war mir, der ich in Baden, in Aachen ꝛc., kaum eine Viertelstunde in den Bädern aushalten konnte, in Gastein stets zu Muthe gewesen, wie auch immer mein körperlicher Zustand beschaffen seyn mochte. Der Ort hat freilich einen etwas wilden Charakter, aber auch große Schönheiten, und die Reise ist von Salzburg aus — eine der herrlichsten, die es geben kann.

So wie die Sachen nun stehen, entsage ich gern der Hoffnung, Sie zu sehen, und sollte es auch nur auf acht Tage seyn, durchaus nicht, bitte aber inständigst, mich von dem Gange Ihrer Reise-Projecte genau zu unterrichten, mir zu melden, wann Sie bestimmt von Berlin abgehen, und mir von Salzburg aus zu schreiben; wie lange Sie in Gastein zu bleiben gedenken. Denn, sollte alles andere fehlschlagen, so mache ich wenigstens den Versuch, Sie bey Ihrer Rückkehr in Salzburg aufzufangen, und dort einige Tage mit Ihnen zu genießen. Empfehlen Sie mich unterdessen recht angelegentlich Ihrer vortrefflichen Gemahlin, und Ihrem lieben Bruder, der sich wohl entschließen könnte, Sie zu begleiten, und wenn unsere Gesellschaft ihm nicht genug wäre, (die) der Alpen zu cultiviren. Nehmen Sie meinen herzlichen und zärtlichen Dank für Ihr gütiges Andenken, und die Versicherung unveränderter Ergebenheit an von

Ihrem alten treuen Diener

Gentz.

Wien den 21. Januar 1828.

Das lange Ausbleiben der Antwort des Fürsten Lobkowitz wegen des gewünschten Manuscripts*), hatte mir schon den Erfolg meiner Verwendung zweifelhaft gemacht. Das beiliegende Schreiben des jungen Dietrichstein an den Fürsten seinen Vater, den ich zum Beystande rief, wird bei allen darin herrschenden Protestationen von Bereitwilligkeit und Gefälligkeit, Sie, Mein verehrter Freund, nicht befriedigen, weil gerade das, wovon Ihr Protégé allein Gebrauch machen kann, abgelehnt wird.

*) Ich weiß nicht, um welchen Codex es sich hier handelt.

Ich habe das besagte Manuscript in Raudnitz mehr als einmal gesehen, und begreife, wie ein mit dem inneren Werth desselben unbekannter Besitzer, dem bloß der äußere Glanz, und die Zeugnisse mehrerer Kenner und Nicht-Kenner leiten, Bedenken tragen kann, sich von einem solchen Schatz zu trennen. Da er indessen gegenwärtig in Wien ist, und wahrscheinlich den Carneval hier passiren wird, so gebe ich die Hoffnung noch nicht auf, ihn, wenngleich nicht unmittelbar — denn wo sollte ich ihn treffen, da ich meinen Fuß in keine Abendgesellschaft mehr setze, und der diplomatische Kreis Ihm ganz fremd ist — jedoch durch einige Verwandten und Freunde bearbeiten zu lassen, und es würde mir gewiß eine ganz besondere Freude gewähren, wenn ich Ihnen melden könnte, daß er seine Skrupel aufgiebt.

Ich habe im Lauf des vorigen Jahres die Berliner kritischen Blätter*) mit Aufmerksamkeit gelesen. Man fühlt, daß man alt geworden ist, wenn man auf einmal eine ganze Generation furchtbar gerüsteter Schriftsteller, deren Nahmen (mit zwey oder drey Ausnahmen) man nie nennen hörte, emporsteigen sieht. Vieles in diesen Blättern hat mich belehrt, vieles, — wie eine neue Welt — befremdet, aber, auch vieles empört. Wäre mir eine Unterredung mit Ihnen vergönnt, so würde ich mir über den langen Artikel, der Ihrem Indischen Berg-Bau gewidmet ist, einige Erklärungen erbitten. Schriftlich wage ich es nicht. In unseren guten Tagen nahmen wir uns wohl die Freiheit, mit Kant und Fichte, wenn es darauf ankam, keine große Complimente zu machen. Man versichert mich aber von allen Seiten, Herr Hegel sei heute in Berlin eine solche Autorität, daß man sich eher an Thron und Altar, als an ihm vergreifen würde. Da man mir aber zugleich zumuthet zu e r k e n n e n, folglich unbedingt zu glauben, daß Er endlich die Philosophie auf den letzten Culminationspunkt erhoben hat, und ich dieser Zumuthung sey es aus wirklicher Beschränktheit, sey es etwa aus Widerwillen gegen Seinen und der Seinigen Hochmuth, und alter pedantischer Vorliebe für Klarheit im Vortrage, nicht genüge leisten kann, so bleibe ich lieber in bescheidener Entfernung von allen diesen neuen Orakeln. Einige Aufsätze von Varnhagen, von einem mir ganz unbekannten Hinrichs**), selbst von Marheineke (nur nicht die ungezogene Diatribe gegen Menzel) habe ich mit Vergnügen gelesen. Ich habe mich in den letzten Jahren in müßigen Stunden — wie man deren, — wenn man mit der Zeit zu geitzen weiß, — immer findet, so sehr man auch mit Dienst-Geschäften beladen seyn mag — vorzugsweise mit der Kirchen-Geschichte beschäftigt. Nicht, wie Sie wohl glauben können, um in diesem

*) Die von Hegel und seinen Anhängern 1827 gegründeten „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik".

**) Hinrichs der bekannte Hegelianer, Marheineke Theologe, auch Anhänger Hegels.

Studium den Katholizismus lieb zu gewinnen — denn keins ist wohl mehr geeignet, einem vernünftigen Menschen sogar den Christianismus zu verleiden — wohl aber, weil die immer wiederkehrenden Kämpfe über unergründliche, und zum Theil sinnlose Fragen, die daraus hervorgehende Schicksale der christlichen Völker, und den Einfluß den diese auf den ganzen politischen Weltgang gehabt haben, gewiß unter die merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Europaeischen Revoluzionen gehören. Was mich ursprünglich auf dieses Feld geführt hat, werde ich Ihnen ein andermal erzählen, und wird hoffentlich mehr zu Ihrer Belustigung als zu Ihrem Verdruß dienen.

Empfehlen Sie mich Ihrer immer gleich liebenswürdigen, gerechten und weisen Gemahlin. Ich wünsche von Herzen, daß es Ihr diesen Winter verhältnißmäßig so gut gehen möge als mir. Ich habe mich seit einer langen Reihe von Wintern nicht so wohl befunden als in diesem; und weiß doch schlechterdings nicht, welchem guten Dämon ich dieses Glück zuschreiben soll, da es weder durch Aerzte noch Arzneyen (es sey denn durch eine im vorigen Winter mir applizirte Fontanelle, die ich täglich segne) und am wenigsten durch eine heitere Gemüthsstimmung von der ich nicht viel zu sagen weiß, bewirkt worden ist. —

Ihren Bruder, fürchte ich, jedoch in anderer Art, fast so sehr als Hegel. Er ist ebenfalls ein sehr großer Potentat geworden, und übt, wie ich vernehme, ein solches Ascendant über alle Gelehrten und alle Gesellschaften aus, daß ich — bey dem von dem allen das Gegentheil Statt findet, — kaum den Muth habe, ihn versichern zu laßen, daß ich ihn immer noch liebe.

Nur Sie allein — von allen imposanten Gestalten der Zeit, fürchte ich nicht, denn, ob ich Sie gleich seit 10 Jahren nicht gesehen habe, so ist mir noch immer als wäre es gestern gewesen.

Nehmen Sie statt aller andern Redensarten diese Erklärungen an von

Ihrem treu ergebenen

Gentz.

IV. Von Rauch.

Berlin d. 23. Juni 1828.

Mit recht großem Vergnügen erfahren wir immer Ihre guten Nachrichten während der Abwesenheit*), die auch allgemein mit großem Interesse aufgenommen worden, um so mehr, da die öffentlichen Berl. Blätter so stumm bei dieser Gelegenheit sich verhalten. Insbesondere danke ich Ihnen für Ihre Mittheilung aus Paris (ohne Datum), sogleich würde

*) Humboldt war nach Paris u. London gereist.

ich die gewünschte Auskunft für Ihren Gr: v. Clarac*) gegeben haben, erfahre aber erst gestern bestimmt daß das franz. Buch durchaus hier nicht zu finden ist, indessen sind wir mit der Revision der Malereien und ant: Bildhauerwerke fertig geworden, welche im Museum aufgestellt werden sollen; ich kann also dem p. Grafen eine genaue Liste der letzteren geben, ehe aber nicht alles übersichtlich (wenigstens) im Atelier beisammen ist, kann nichts vollständiges über die nähere Bedeutung, Restauration, Marmor &c. derselben gesagt werden. Alle vollendeten Werke sind nur vorläufig und unvollkommen für Schinkels Anordnung mit den Maaßangaben gezeichnet worden, und dann sämmtliche eingekistet um im Herbst noch zum Theil placirt zu werden, iezt aber auf meinem Werkstattflur magazinirt sind. Nach Uebersicht der neuesten Ankäuffe in Rom &c., so kommen an 40 Nummern schöner Marmorskulpturen zu schon Vorhandenen, vollends aber nun durch das unerwartete, durch die vom Könige aus eignem Willen beschloßene Acquisation der Gen. Kollerschen**) Sammlung in Böhmen, mit allen Europäischen Museen zweiten Ranges, wird das Berliner Museum genannt werden können. Die Generalin (?) war in Böhmen angekommen so auch Professor Levezow***) von hier, und diese wichtige Kunsterwerbung wird nun schon abgeschlossen seyn und circa bis Berlin 140 tausend Thaler betragen. Die Sammlg: zerfällt in 9 Abthl: wo er die erste, die griech: Vasen allein 1345 Nummern zählt, 14 Stücke sind darunter von fünf Fuß Höhe. Die Zweite der Broncen ist auch sehr bedeutend. Die größesten Statuen sind alle nur etwa 2 Fuß Höhe. Dann folgt die der griechischen Münzen. Dann ant: Pasten und die einzig existirende Glasgefäß-Sammlung von großer Schönheit &c. &c. von den Marmorwerken ist das größeste Stück ein lebensgroßer Satyr mit einem Weinstabe (?) gruppirt. Sie werden es mitempfinden, wie wichtig uns dieser bedeutende Zuwachs vorkommt und höchlichst erfreut. Alles, was also künftig von solchen Werken die Ms: Clarac interessiren, hier sein wird, werde ich ihm gerne, erstlich als Anzeige mittheilen, und dann auch zeichnen lassen, besonders am besten gelingen würde das letztere, wenn wir dazu einen Pariser Croquisten zur Disposition hätten, unsere hiesigen Künstler welche in Monaten eine Nasenspitze zur Welt bringen, stellen sich gleich in die erste Klasse, und so fehlen uns die eigentlichen Zeichner für dieses Fach!

Prof: Toelken†) hat vor einigen Jahren sämmtl. ant: Skulpturen,

---

*) Ueber diese Angelegenheit finde ich nichts Näheres. Gr. Clarac war ein bekannter Kenner der Pariser Antiken-Sammlung s. Eggers Rauch II 367.

**) Die Vasensammlung.

***) Bei der Einrichtung des Museums betheiligt.

†) Professor f. Kunstgeschichte u. Mythologie, später Direktor des Antiquariums.



für das Ministerium zu einem Catal. raisonné aufgenommen, welcher aber für andere bisher unzugänglich geblieben ist.

Der Kupferstecher Caspar*) hat vor zwei Jahren ebenfalls dem Ministerium das Anerbieten, und einen Plan eingereicht, sämmtl. ant: Skulpturen zu zeichnen und in genauen Werken mit geringem Text von Hirt in Quarttafeln heraus zu geben, worauf ihm aber ein Vorschuß von 700 Rthlr. auf einige Jahre seitens des Ministeriums hätte geleistet werden müssen, auch dieses ist mißlungen und die Jahre sind für die Publication unserer Kunstwerke ebenfalls dahin. Ich selbst habe während der Restauration manche Stücke ziemlich ausgeführt für obigen Zweck zeichnen lassen, da aber jedes Unternehmen beim Ministerium dieser Art scheiterte, so ertrage ich den Geldverlust, kann aber nicht weiter fortfahren. Entschuldigen Sie den weitläufigen ungelenken Vortrag über Ihre gefällige Anfrage die ich so gern des Gr. v. Clarac Wünschen entsprechend beantwortet hätte.

Von München aus nach der Hochzeit, wird unser Kronprinz und Gemahlin auf sechs Wochen nach Italien reisen und es wird zu unser aller Freude einmahl der langgehegte Wunsch erfüllt. Wie es verlautet wird der G. Leg: Rath Ancillon von der Schweiz aus, mit den höchsten Herrschaften in Italien zusammentreffen, am liebsten wäre es mir, wenn Schinkel auch dazu aufgefordert würde, der Krpr: würde so am schnellsten und besten sehen. Tegel ist in diesem Sommer unübertrefflich schön, wir bewundern das Bemühen der Natur, auch ohne die Gegenwart der Besitzer so großartige Spende zu geben, wie die Kunstwerke, die auch fortfahren gleich schön zu seyn, selbst wenn Thüren und Laden geschlossen sind! Ich habe zweimahl Fremde gefunden die Ihre Kunstwerke und innere Einrichtung bewunderten und sich sehr daran erfreuten. Die nur in 400 Exemplaren vollendete Ehrenmedaille**) Ihres Herrn Bruders werde ich suchen Ihnen in Paris vorfinden zu machen: sie ist zierlich hübsch ausgefallen. Barth hat mir gerathen das schlafende Prinzeßchen von ? Modell für Westmacott***) abformen zu lassen, oder glauben Sie etwas anderes für ihn zu thun?

In sehnlichster Erwartung guter Nachricht von Ihnen empfehle ich mich Ihrem Wohlwollen.

Ihr innigst ergebener Freund

Rauch.

---

*) Ueber Caspar s. Nagler, Künstlerlexikon 2, 218.

**) Darüber Eggers a. a. O. 2, 236 f.

***) Diese unlesbare Stelle bezieht sich wohl auf den Rauch ertheilten Auftrag nach der vom englischen Bildhauer Westmacott geformten Todtenmaske der todtgeborenen Prinzessin von Cumberland eine liegende Statue anzufertigen.

V. Von Jacob Grimm.

Cassel, 23. Oct. 1828.

Herr Wolf, ein hiesiger Architekt, reist nach Berlin und wünscht angelegentlich Euer Excellenz vorgestellt zu werden. Darf ich es wagen, ihn zu empfehlen? Es würde ihm eine gleich unschätzbare Gunst sein, wenn er durch Ew. Excellenz gütige Vermittelung auch bei Ihrem Herrn Bruder eingeführt werden könnte.

Vor einigen Monaten bin ich so frei gewesen, Ihnen ein Exemplar meiner Rechtsalterthümer zu übersenden, ich hoffe, daß Sie dieses noch sehr unvollkommene Buch mit Nachsicht ansehen werden.

Mein synglossischer Gegner Merian*) zu Paris ist, wie ich höre, verstorben. Um so weniger wird es meinerseits einer Antwort auf seinen unverdienten Ausfall bedürfen.

Ich denke mit Neujahr zur Grammatik zurückzukehren; meine Gesundheit ist leider immer noch nicht wieder hergestellt.

Mit wahrer Verehrung

Ihr

gehorsamster

Jac. Grimm.

VI. Von Schön.

Königsberg, den 8. Decbr. 28.

Der Blitz (Ueber den Dualis**) S. 4. u. 11) hat, wie er mußte, gezündet. Herr v. Bohlen***), der Verfasser des Aufsatzes über die altpreußische Sprache im ersten Bande der Voigtschen Geschichte von Preußen hat die Vergleichung fortgesetzt. Er war mit mir selbst in Litthauen hat altindische Wörter und Redensarten den Litthauern vorgesetzt, und sie haben ihm verstanden, er hat dasselbe mit einem dortigen Schriftgelehrten, der ein vollendeter Litthauer seyn will, versucht, und der ehrwürdige Herr stand voll von Bewunderung da. Herr v. Bohlen hat es mir erlaubt, den betr. Aufsatz unter der Bitte der Rückgabe mitzutheilen. Ich sagte ihm nach der Vorlesung des Aufsatzes in der deutschen Gesellschaft: Wer das Feuer macht, der hat doch wohl das nächste Recht, sich an dem

---

*) Der Baron André-Adolf de Merian, der am 25. April 1828 †. Grimm spielt auf sein Werk Synglosse oder Grundsätze der Sprachforschung von Junius Faber 1826 an.

**) Humboldts Abhandlung über den Dualis von 1828.

***) Peter von Bohlen, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Königsberg.

Feuer zu erwärmen und zu erfreuen, und er gab mir den Aufsatz für Sie. Aber Wie? und (*) das sind hier bis zum Verstummen gewaltige Fragen. Das (*) Schrift verleihet die Sprache, und das Volk ohne Schrift behält sie lebendig.

— Wir müssen alle Bücher verbrennen, oder es giebt noch etwas Höheres als Sprache und Schrift, und da wird wohl die Idee superior liegen. Genug! Wer erzeugt (blitzt) der muß auch seine Kinder und Kindeskinder im Auge behalten, und daher die Beilage**).

Aber böse bin ich, daß Sie mir den Aufsatz über den Dualismus nicht geschickt haben. Die Gelehrsamkeit bliebe immer der Gelehrten Zunft, aber der gewaltige Blick in die Tiefe des menschlichen Wesens, der kam auch mir zu.

Schön.

VII. Von Stein.

Nassau, den 17. August 1829.

Der Ueberbringer dieses, ist der bei der Regierung zu Frankfurt an der Oder angestellte Forst-Referendar Arndt, Sohn meines Freundes des Professors in Bonn. Ich empfehle den jungen Mann mit voller Ueberzeugung Ihrer Aufmerksamkeit, theuere Excellenz. Er erhielt eine regelmäßige Gymnasial, und Academische Erziehung, widmete sich nachher dem Forstfach, erlernte den practischen Theil bey einem sehr geschickten Oberförster in Cappenberg, wo damals ganz bedeutende Ablösungen von Dienstbarkeit, Abspaltungen (***) vorfielen. Er bestand seine examina rühmlich bei den Regierungen in Potsdam und Frankfurth, ist bey letzterer Forst-Referendar und Forst-Assistent bey einem großen Forst, wofür er 200 Thl. Gehalt bezieht. Sein nächstes Trachten ist die Stelle eines königlichen Oberförsters — ich kann ihn als einen sehr gescheuten, kräftigen und sittlichen jungen Mann empfehlen, da ich ihn während seines 2jährigen Aufenthalts in Cappenberg als einen solchen unmittelbar und mittelbar habe kennen lernen, und erbitte mir für ihn Ihre Empfehlung bey H. St. M. v. Motz und denen auf Vertheilung der Forststellen Einfluß habenden Persohnen.

Ich bin hier umgeben von meinen Kindern, besucht von einigen Freunden, leider sehr entfernt von Ihnen, theuere Excellenz, die ich sehr liebe und ehre. Gott erhalte Sie, stärke Sie und gebe Ihnen den inneren Frieden, der das einzige Wahre, Wünschenswerthe ist. Alle meine Umgebungen empfehlen sich Ihrem Wohlwollen. Stein.

---

*) Lücken im Briefe.
**) fehlt.
***) Unlesbar.

VIII. Von Caroline von Wolzogen.

Jena, den 15. Oktober 29.

Wohl, mein theurer Freund, habe ich Ihren schönen und tröstlichen Brief vor der Abreise nach Gastein erhalten. Das Leben der Ideen wird Ihr eigentliches Wesen immer über alle Stürme und Schmerzen hinwegtragen. In diesen werden Sie einst, wie ich mir denke, wechselloser wie die meisten Seelen, in's Land der Seelen hinübergehen, wo unsere Geliebten wohnen. — Caroline*) sagt mir, daß Sie wohl und heiter zurückgekommen sind. Ihr innigeres Verhältniß zu dem Kinde erfreut mich sehr, der Schmerz spricht sich würdig und schön in ihr aus. Wie feierte ich den Oktobertag in stiller Trauer des lebendigsten Andenkens, wo ich unsere Li zuletzt gesehen! ihr seelenvolles Auge in dem ich immer mein eigenes Wesen so tröstend aufgenommen empfand, steht immer vor mir. Der Li und meines Adolfs**) Augen waren die schönsten, die ich je sah, mir ist oft, als schauten sie mich aus dem unendlichen Blau des Aethers an. — Daß Ihnen das Leben im Innern das wohlthätigste ist, fühle ich ganz. Da das Schicksal der Kinder kein cultiviren der Weltverhältnisse fordert, so sähe ich auch nicht ein warum Sie sich Zwang auferlegen wollten. Der Beruf ins Ganze zu wirken, spricht immer eine männliche Seele an, aber sie erwartet ihn auch ruhig. Ihre Verbindung mit der Kunstwelt erfreut mich, da sie das Wahre und Schöne fördern wird. Schon das Leere und Bedeutungslose zu verdrängen, ist Gewinn. In der Constellation der großen Verhältnisse kann man abermals nur sagen: „Aber der große Moment fand nur ein kleines Geschlecht.“ Ich habe den Sommer in der Zusammenstellung der einmal zu leichtsinnig versprochenen Biographie***) gelebt und bin nun beinahe damit im Reinen, und glaube, daß sie gut gerathen ist. Der Schatz, den sie aus Schillers Briefen in den verschiedenen Lebensjahren enthält, wird auch Sie erfreuen. Niemand als ich konnte diese sichten und zusammenstellen. Goethe hat einen Theil, Meyer†) das Ganze gesehen und sind zufrieden damit. Abeken††) in Osnabrück, dessen Sie sich vielleicht in Weimar als Lehrer unserer Kinder entsinnen, war mir in Ansehung der Correktheit der Sprache von großer Hilfe. Auch hat er ein seltenes Zartgefühl, einen umsichtigen Geist und Takt für die Stellung gegen die Welt, und hat schon einige gute Biographien geschrieben. Innigere Liebe für die Sache hätte ich nirgends gefunden, er hat eine

*) Die älteste unvermählte Tochter Humboldts.

**) Der verstorbene Sohn der Wolzogen.

***) Schillers Biographie.

†) Goethes Kunstfreund.

††) Bernhard Rudolf A. 1780—1866. Er gab die Werke Mösers heraus, schrieb „Ein Stück aus Goethes Leben“, „Goethe in den Jahren 1771—75“. Ueber ihn seines Neffen Heinrich: Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit (1898).

Cousine von uns zur Frau. Wie es mir in manchen Epochen schwer wurde, ganz wahr zu sein, wie es mein inneres Gefühl forderte, und nichts zu sagen, was Schillers Bild nicht anstand, können nur Sie noch allein in der Welt fühlen. Ich hoffe, es ist mir gelungen. Ihre Correspondenz mit Schiller wird Ernst Schiller zusammenstellen. Wahrscheinlich hat er Ihnen die Briefe schon zugeschickt nur daß Sie ausstreichen was Sie nicht gedruckt haben wollen.

Ich bin froh, das Ganze im Rücken zu haben. Eine Sehnsucht nach dem Süden, nach Rom und besonders Neapel wandelt mich oft an. Wenns so bleibt gehe ich ihr im nächsten Jahre nach. Es ist doch ein Lebenshauch. Leben Sie wohl, liebster Freund.

Mit ewig gleich treuem Herzen

Ihre

C. W.

Jena den 16. März 30.

Ihr Brief, theurer Freund, den ich bei meiner Rückkehr aus Weimar fand, war mir recht tröstend. So lange sah ich Ihre Handschrift nicht. Für Ihre Augen bürgt mir diese, denn sie ist sehr lesbar. Es wird mir sehr tröstlich sein, mit der lieben Caroline einmal einige Zeit zu leben, und ich hoffe, auch ihr wird es wohlthun. Aber unglücklicher Weise kann dieses in der Zeit, die Sie bestimmen und für Caroline passend wäre, nicht sein. Dieser schreckliche Winter hat mein altes Uebel sehr vermehrt, und mein Arzt drängt darauf, daß ich das Karlsbad besuchen soll, wozu ich freilich gerade die Monate benutzen muß, wo Caroline kommen könnte. In Karlsbad mit mir zusammen zu sein, könnte dem lieben Kinde wohl schwerlich angenehm sein, so lieb mir dieses sein würde. Ist mein Befinden so, daß ich's mit Heiterkeit thun kann, so gehe ich von Carlsbad auf einige Wochen nach München. Ich habe ein wahres Verlangen nach Anschauen bedeutender Kunstwerke. Caroline in diese Ungewißheiten zu verflechten, da sie Gabriellen*) erwartet, wäre mir ängstlich, und ich muß unser Wiedersehen auf eine andere Zeit aufbewahren. Auch Sie, theurer Freund, wiederzusehen wünsche ich herzlich. Den Trost, den Ihnen die Nähe des geliebten Grabes giebt, fühle ich ganz. Es wird zur Heimath des Herzens in all' seinem Schmerz. — Das Museum unter Ihrer Leitung**) ist schön und vielversprechend. Ich hoffe es noch zu sehen.

Ich weiß nicht, wenn Cotta mich erscheinen läßt, und bin froh fertig zu sein. Ihre Ansichten der Correspondenz sind die meinen, Vieles wünschte ich hinweg. Ernst's Nachlässigkeit thut mir leid, da sie

*) Gabriele von Bülow, die Tochter Humboldts.

**) Er war mit der Einrichtung des Museums beauftragt.

Ihnen Mühe machte. Im Ganzen habe ich sehr viel Freude an Ernst. Er schreibt mir sehr geistvolle Briefe und hat eine edle Ansicht des Lebens. Leben Sie wohl, theurer, lieber Freund. Ewig Ihre und der geliebten Li

treue

C. W.

IX. Von Herbart in Königsberg.

Königsberg den 3. März 30.

Ew. Exc. nehme ich mir die Freyheit anzuzeigen, daß ich um Ostern auf eine Woche in Berlin zu seyn gedenke, und bitte um Erlaubniß, Ihnen alsdann persönlich aufwarten zu dürfen. Dort werde ich einen Mann, der noch von Universitätsjahren her eine freundliche Gesinnung für mich hegte — Süvern — schmerzlich und vielfach vermissen. Bey meiner geringen Kenntniß der dortigen Verhältnisse ist mir guter Rath vielleicht nöthiger, als ich selbst weiß. Meine Stellung wird durch Hegeln schwierig, der, wie es scheint, nicht bemerken will, daß er ebenso sehr als ich Ursach hat, Streit gleichsam unter dem Fenster des Herrn Ministers von A. zu vermeiden. Die Mühe, die ich mir im vorigen Frühjahr gab, ein ruhiges Verhältniß anzuknüpfen, ist vereitelt, indem er mir seinen Schüler Hinrichs entgegenstellte; worauf ich mir ein paar Worte schuldig war. Herrn von Altenstein bin ich nicht bloß Respect, sondern Dank schuldig, und so stehen zwey Schuldigkeiten wider einander, wenn ich den, welchen er mehr begünstigt oder wenigstens näher kennt, nicht unsanft berühren soll. Einen Ausweg gäbe es wohl. Der Polemik wäre ich überhoben, sobald durch unbefangene Männer meine Schriften auch nur von irgend einer Seite gründlich geprüft würden. Aber diese Männer müssen Mathematik und Naturlehre — besser als ich — verstehen; mit bloßer Philosophie ist nie etwas anzufangen. Leicht ginge Alles, wenn Ew. Exc. meine Dreistigkeit zu einem guten Ziele führen wollten; ich habe nämlich an Ihren Herrn Bruder geschrieben. — Gäbe Alexander von Humboldt den zweyten Band meiner Metaphysik einem halben Dutzend wohl ausgesuchter Naturforscher in die Hände — es müßte wunderbar zugehen wenn nicht Einer oder ein Paar, von hinten nach vorn lesend, also ausgehend von dem was ich über Wärme, Elektricität, über Chemie und Biologie geschrieben habe, in den wesentlichsten Sinn des Ganzen eindringen sollte. Mein College Sachs, Professor der Medizin, bezeugt mir die Lesbarkeit des Buchs; er hat sogar die Geduld gehabt, es von vorn nach hinten zu lesen, welches freylich besser ist.

Hätten wir eine thätige Akademie der Wissenschaften, als zuverlässige Prüfungsbehörde; herrschte in Berlin nicht eine einzelne Schule, gäbe es dort mindstens eine wohlthätige Reibung der Meinungen im philosophischen Fache; verbraucht nicht in der gelehrten wie in der bürgerlichen

Welt der Luxus die Kräfte die den Nothwendigen gebühren (so fand ich neulich einen talentvollen jungen Mann der Beussel, Bohlen und mich hört, und den ich für mathematische Psychologie gewinnen wollte) schon gewonnen — für orientalische Geschichte der Mathematik während die Psychologie so im Argen liegt, daß neulich Heinroth*) durch ein officielles medicinisches Gutachten in Berlin abgehalten werden mußte, ins Criminalverfahren zu pfuschen! Hätten nicht zum größten allgemeinen Unheil Mathematik und Philosophie sich dergestalt getrennt, daß die Speculation, die in beyden lebt, nun zwey Seelen zu haben scheint, statt daß Einheit des Selbstbewußtseyns die erste Probe aller geistigen Gesundheit ist; stünde nicht endlich, was mich angeht, Kants Lehrstuhl mit allen seynen Ansprüchen am Ende beynahe des deutschen Sprachgebiets: dann wäre eine solche Zudringlichkeit, wie die, welcher ich mich jetzt gegen zwey der höchsten Häupter schuldig mache, nicht nöthig; jetzt aber — wo ist eine andere, rein wissenschaftliche und doch kräftige, Autorität zu finden? Verschmähen es die Brüder Humboldt, eine Akademie der Wissenschaften zu seyn, durch deren Vermittlung man über das Kleinliche in der literarischen Welt hinwegkommen könne, so sehe ich in Deutschland keinen Ersatz für jenen Mangel; und dann müssen meine Klagen über das was fehlt, laut und lauter ausbrechen, so sehr ich auch wünschte, die Gränzen des Schicklichen streng beobachten zu können, und keine wichtigen Rücksichten zu verletzen.

In der Hoffnung, Ew. Excellenz in vollem Wohlseyn anzutreffen, und mich hiervon persönlich überzeugen zu dürfen, empfehle ich mich mit der vollkommsten Ehrerbietung als Ew. Exc.

gehorsamer

Herbart.

Königsberg 28. März 1830.

Ew. Excellenz haben mich über alle Erwartung unterm 13. d. M. mit einem Schreiben beehrt, welches jedoch nicht von Berlin datirt ist, und mich dadurch in Zweifel setzt, ob die Gelegenheit, Ihnen persönlich aufzuwarten, mir zu Theil werden könne. Unter solchen Umständen erlaube ich mir, schriftlich meinen gehorsamsten Dank für die mir gegönnte Aufmerksamkeit darzubringen, ein kostbares Geschenk, dessen Werth durch das geäußerte Befremden nicht kann verändert werden. Ew. Excellenz haben mir, glaube ich, einige heilsame Warnungen ertheilen wollen, für den Fall, daß mir dieselben etwa nöthig wären, und hierin erkenne ich Ihre Gewogenheit. Die Befolgung ist im Wesentlichen leichter, als es vielleicht geschienen hat, da meine nächste Reise nicht zur Absicht hat, besondere Wünsche vorzutragen; auch nicht gerade literarischer Streit in

---

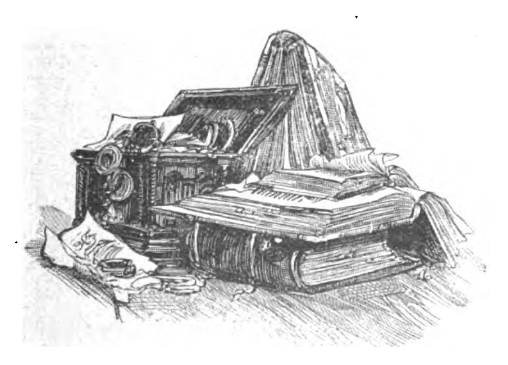
*) Der bekannte Psychiater in Leipzig.

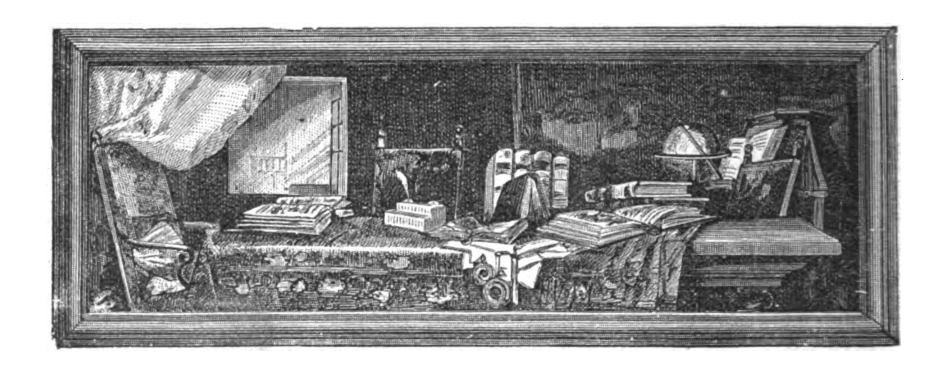
meinem Plane liegt. Nur kann ich theils gereizt, theils wenigstens durch Aufträge für die Literaturzeitungen, an denen ich arbeite, zu freymüthigen Aeußerungen veranlaßt werden. Aber Verbindung mit Mathematikern und Physikern, wenn dieselben in meine Gedanken eingehen wollten, wäre mir höchst wünschenswerth; denn außerdem können die von mir begonnenen Untersuchungen, welche meinen Kräften zu schwer fallen, kaum von der Stelle kommen. Und dieser Punkt ist nicht leicht zu erreichen; die Mathematiker fliehen in der Regel Alles, was an Metaphysik erinnert; auch gilt fast allgemein der Glaube, Mathematik sey in ihren Anwendungen aufs Sinnliche und Körperliche beschränkt. Würden denn E. E. es als einen unstatthaften oder unedlen Gebrauch der Autorität betrachten, durch Ihr geistvolles Wort denkende Naturforscher auf die Möglichkeit aufmerksam zu machen, daß wohl die Art und die bekannten Hilfsmittel der Naturforschung auch außer der bisher gewohnten Sphäre noch einen Zweig des menschlichen Wissens zu gedeihlichem Wachsthum fördern könnten? Weitere Bemerkungen, welche misfallen könnten, will ich nicht wagen; es ziemt mir nicht, Erörterungen zu versuchen, gleich als ob ich mich einer Belehrung entziehen wollte. Im Gegentheil: jeder academische Lehrer vernimmt das edle Wort: im Wissenschaftlichen gilt keine Autorität! mit Freuden aus dem Munde eines Ministers. Und fern sey hier jede spitzfindige Frage, ob nicht das Wort Autorität noch eine andere Bedeutung haben könne. Mögen E. E. mich einer Eröffnung Ihrer Gedanken würdigen, so soll Alles mit der dankbarsten Verehrung aufgenommen werden. Und wenn meine Art mich auszudrücken, einmal das Handwerk des akademischen Lehrers verräth, so bitte ich vertrauensvoll um Nachsicht! Mit vollkommnstem Respect unterzeichnet

E. E.

gehorsamer

Herbart.





Ein Freidenker.

Dem Andenken Adalbert Svobodas (gest. 19. Mai 1902).

Von

Oskar Wilda.

— Breslau. —

Bekenne, was Du erkennst.
Fr. Nietzsche.

Wenn ich von dem Manne, dessen Andenken diese schlichten Zeilen gewidmet sind, sprechen soll, so weiß ich keinen besseren Ausgangspunkt, nichts, was — wenn ich nach mir urtheilen darf — die Leser mit einem Schlage so in innige Fühlung mit ihm zu bringen vermöchte, als sein durch Jahrzehnte sich erstreckendes, bis zu seinem Tode in seiner Festigkeit und Innerlichkeit unerschüttert gebliebenes Freundschaftsverhältniß zu einem Manne, von dem ihn die tiefe Kluft verschiedener Weltanschauung trennte, zu Peter Rosegger. Dabei verhehlten sich die Beiden als ehrliche und muthige Bekenner nicht die Gegensätze ihrer Naturen, verschleierten sie nicht die trennende Kluft durch wohlwollend täuschende Nebel und suchten sie nicht durch blumige Brücken schwächlichen Kompromisses zu überwinden. Im Gegentheil, indem der Eine als ein streitbarer Kämpe mit seiner Ueberzeugung vor die Oeffentlichkeit trat, lief er Gefahr, den Freund in seinem tiefsten und zartesten Empfinden zu verletzen, indem er das Letzterem Verehrungswürdige und Heilige, das Fundament, auf welchem seine innere Welt aufgebaut war, zu negiren, den Glauben daran zu erschüttern suchte. Freilich wurzelte des Katholiken Rosegger Gottesglauben nicht minder tief im Grunde der Seele, wie des radikalen

Freidenkers Adalbert Svoboda im Leben und Forschen errungene und gewonnene Erkenntniß und Ueberzeugung, mit deren Verfechten er, wie Rosegger selbst sagte: „auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemüthes umstoßen zu können vermeinte". Als Svoboda dem 24jährigen Rosegger, der im ersten Jahre von des Letzteren Aufenthalt in Graz, der ihm durch die unausgesetzte Bemühung seines selbstlosen Entdeckers und Gönners ermöglicht worden war, in einem Gespräche über Kunst, Kirche, Gott und Welt die „Wahrheit" — die zu ertragen er ihn bereits stark genug glaubte — mittheilte: daß es keinen Gott gebe, erwiderte Rosegger auf eine daran geknüpfte Frage, daß er nicht nur glaube, sondern wisse, daß Gott existire, weil es nicht anders sein könne; und als Svoboda weiter bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, entgegnete der junge Rosegger, das thäte er eben; und deshalb könnte er die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei. (Vgl. Roseggers schönen Nachruf an den entschlafenen Freund: „Ein Gottloser" im „Zeitgeist", Beiblatt zum Berliner Tageblatt, vom 2. Juli 1902). Und wenn Rosegger — wie Svoboda in seiner in dieser Zeitschrift („Nord und Süd", Oktober 1885) veröffentlichen Abhandlung über den steirischen Dichter erzählt — im Jahre 1876 das Zugeständniß machte, daß die Erkenntniß des Naturwirklichen die Wahrheit enthalte, so war doch seine Meinung, daß dies „eine häßliche Wahrheit sei, zu der sich der echte Poet nicht gesellen dürfe". Er halte dafür, „daß der Geist der Naturwissenschaften nicht in das Volk dringen solle; er fülle die Welt mit Egoismus aus und lasse keinen Platz für Priester, Dichter und andere Idealisten. Der Poet aber habe mehr mit dem Priester gemein als mit dem Materialisten. So lange es ihm gelinge, die schöne Lüge von Menschenglück und Ideal zu singen, nütze er den Menschen". Und die Schärfe einer Absage besitzen die Worte, die Rosegger in einer Skizze über Berthold Auerbach zum Lobe des Verfassers der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" schrieb; daß dieser „kein Anhänger der atheistischen Sekte, die ihren Kultus mit dem Unglauben treibt, daß er kein Anhänger des Skepticismus und der Pessimisten war, die sich nur in dem Gedanken wohl fühlten, unglücklich zu sein", und daß Berthold Auerbach seine Gestalten mit einer „schicksalumfassenden versöhnenden Philosophie" durchgeistigt habe. —

Man sieht, bestimmter können zwei Menschen sich ihrer Gegensätzlichkeit nicht bewußt werden, noch sie entschiedener und offener bekennen; und wie Rosegger (a. a. O.) gesteht, ist von dem Tage der ersten Aussprache über diese Fragen an der Widerstreit nicht mehr verstummt. Aber Jeder blieb auf seinem Standpunkte. Der Eine konnte den Andern nicht an sich selbst irre machen; aber es wurde auch Keiner an dem Andern irre; Rosegger erkannte und ehrte die idealen Absichten des Freundes, ob er gleich seine Ansichten in ihrem wesentlichen Kerne verwerfen mußte. Ueber

die tiefe, trennende Kluft hinweg reichten sich die beiden Männer als Menschen, die gegenseitig ihren Werth erkannt hatten, die Hände, in der freudigen Erkenntniß, daß, wenn sich auch Wissen und Glauben nicht vertragen wollen — doch „die Ideale der Vernunft und des Herzens harmonisch zusammenklingen können".

Ich habe das Verhältniß Svobodas zu Rosegger nicht nur deshalb als Ausgangspunkt gewählt, weil es von vornherein dem Worte Freidenker das Abschreckende, das es für manches Gemüth haben mag, zu nehmen und seinen Träger in seiner sympathischen Menschlichkeit sofort auch dem Gegner seiner Lebensanschauung nahe zu bringen geeignet ist, sondern auch, weil auch ich dem Versuche einer Würdigung des entschlafenen Gelehrten das Bekenntniß vorauszuschicken mich gedrungen fühlte, daß wie bei Rosegger meine Werthschätzung des Menschen und Schriftstellers Svoboda nicht mit einer grundsätzlichen Uebereinstimmung der Ansichten verknüpft ist.

Wenn man nun, sei man Gläubiger oder Freidenker, sich wie Heine mit Widerwillen von jenem Atheismus abwenden wird, der nach Käse und Branntwein riecht, d. h. der nur einer rohen Gefühllosigkeit, einer frechen Regirung alles Hohen und Unerforschlichen entspricht, so muß man, oder sollte man doch, gleichviel auf welcher Seite man stehe, jenen Atheismus achten, der eine unter Kämpfen und Schmerzen geborene Ueberzeugung ist, mit deren freimüthigem Bekenntniß man eine sittliche Pflicht erfüllt. Und Adalbert Svoboda hat seine Weltanschauung nicht als ein fertiges Geschenk erhalten oder als eine leichte Beute gewonnen. Vom Glauben kam er her, durch den Zweifel mußte er gehen, bis er, den festen Boden einer sicheren, unentreißbaren Weltanschauung und Lebenserkenntniß unter den Füßen, aus einem Kämpfer zum Sieger, aus einem schwankenden Zweifler zum Wissenden, aus einem Suchenden selber ein Pfadweiser für Andere geworden war.

Im Banne des Glaubens, der mit all dem mystischen Zauber und den ästhetischen Reizen des Katholicismus die junge Seele anzog und umstrickte, stand seine Kindheit; und die Poesie religiösen Aberglaubens sprach aus dem Munde eines slavischen Naturkindes zu dem empfänglichen Gemüth des Knaben. Die schöne Ruska, die auf dem großväterlichen Gute durch ihre madonnenhafte Schönheit vor den aus Polen und Rußland zum Robotten nach Böhmen gekommenen derben Knechten und Mägden so merkwürdig abstach — sie war die natürliche Tochter eines polnischen Offiziers — erzählte wohl nach dem Abendläuten mit geheimnißvoll gedämpfter Stimme von verrufenen Orten und von übernatürlichen Wesen, indem sie fester den Rosenkranz um ihr feines Handgelenk wand, und knüpfte dann die Lehre und Mahnung an: „Mein Söhnchen, der ganze Himmel ist mit Sternen und Geistern belebt. Der größte heißt Gott. Glaube an ihn, damit er Dir Gutes erweise und alle Deine Wünsche erfüllt." Und der Knabe sprach, als er zu Bette ging, folgendes bezeichnende Gebet: „Lieber Gott,

wenn Du wirklich bist, so schenke mir morgen früh eine neue Pistole. Ich will damit einen Fuchs erlegen, der die schwächeren Thiere, die ihm in den Weg laufen, zerfleischt. Treffe ich ihn, so soll sein buschiger Schweif meine Siegestrophäe sein, und Dir, lieber Gott, schenke ich dafür ein Dankgebet." Hier finden wir schon jene edle Hilfsbereitschaft, das ethische Gefühl, die der Verfasser der „Idealen Lebensziele" so oft und so warm bethätigt; hier finden wir auch den unerschrockenen Kämpfermuth und schon eine Andeutung des kritisch-skeptischen Geistes, jenen Drang, Alles auf seinen positiven Werth, seinen sichtbaren Nutzen für das Menschheitswohl abzuschätzen, den Zug zum thatkräftigen Handeln an Stelle andächtigen Schwärmens und blinden Verehrens. — Der Knabe, der weder vor Mordgesellen noch vor den Geistern, von denen Ruska erzählt, sich fürchtend, allein in das Dunkel der böhmischen Wälder untertauchte und an den von Teufelsmächten beherrschten Kreuzwegen sich vorüberwagte, bewaffnet mit der alten großväterlichen Pistole, der man eher ein gefährdendes Zerplatzen als wirksamen Schutz zutrauen konnte, streifte mit offenem Blicke durch die Natur, von der er beobachtend lieber lernte, als vom Lehrer, bewunderte den Arbeitstrieb der Ameisen und Bienen, die ihm klüger als die Knechte und Mägde des Gutes erschienen, und betrieb auf eigene Faust botanische Liebhabereien. —

Bis zum 16. Jahre blieb Adalbert Svoboda, der am 26. Januar 1828 in Prag das Licht der Welt erblickt hatte, im Banne des Glaubens. Dann aber wandelte sich die religiöse Inbrunst des Knaben, dessen angeborener Schönheitssinn und starke musikalische Begabung in den Prager Kirchen mit ihren wunderbaren architektonischen Reizen, ihren Madonnen- und Heiligenbildern, ihren von hohen Wölbungen herniederklingenden Gesängen und Orgelklängen so reiche Anregung fanden, in eine rein ästhetische Freude an der Poesie des katholischen Kultus und an den Schöpfungen der kirchlichen Kunst. Aber sein offener, kritisch-vergleichender Geist, dessen Klarheit die berauschenden Weihrauchwolken nicht in dämmersüßes Träumen einzulullen und dessen Urtheilsfreiheit kein dogmatischer Zwang zu beschränken vermochte, unterwarf sich ihnen nicht. Die demüthigen Heiligen, die duldenden Märtyrer, vor deren Bildern er stand, waren ihm nicht Erwecker überschwänglicher Jenseitsgefühle und — mit ihrer Nichachtung irdischen Lebens — zur Nacheiferung reizende Lehrmeister der Menschheit, aber sie waren ihm Gegenstand sinnenden Denkens und Anreger vergleichender historischer Betrachtung, die das menschlich-Gleiche verschiedener Zeiten zu verknüpfen wußte.

Schwelgte sein Schönheitssinn in den Linien des Körpers, in dem Ausdruck des von ekstatischem Schmerze verklärten Antlitzes von Guido Renis heiligem Sebastian, so rief zugleich der von Pfeilen durchbohrte christliche Ephebe den Gedanken an den von Lokis tückischem Pfeil niedergestreckten Gott Baldur, den heidnischen Märtyrer, wach. Hier erschlossen sich dem jungen Geiste in dämmerndem Ahnen Beziehungen, hier keimten Gedanken-

gänge, aus denen später die Früchte des an Wissen und Erkenntniß gereiften Geistes hervorgingen, jene Programmschrift vom Jahre 1857, in der Svoboda die Beziehung der religiösen Weltanschauung zur Kunst beleuchtet hat, und jene viele Jahre später erschienene groß angelegte vergleichende Mythen- und Religionsgeschichte: „Gestalten des Glaubens". —

Den kritischen Wendepunkt in Svobodas Innenleben bildete ein Ereigniß, in welchem seine Unerschrockenheit, seine Geistesgegenwart und Thatkraft, die, fern von passivem Vertrauen auf eine höhere Hilfe, durch selbstvertrauendes Handeln die „Arme der Götter" herbeiruft, die Rettung eines Menschenlebens bewirkten. Mit eigener Gefahr entriß er einen beim Baden verunglückten Freund den Fluthen der Moldau; und während die Umstehenden nichts Besseres zu thun wußten, als für die entflohene Seele des einer Leiche völlig gleichenden Ertrunkenen ein stilles Gebet zu sprechen, unterstützte Svoboda, dem Handeln angebrachter als Beten erschien, eifrig die Wiederbelebungsversuche, die von Erfolg gekrönt wurden. Das Bewußtsein kehrte zurück, die Bewegungsfähigkeit des Körpers stellte sich wieder ein, die vermißte Seele hatte in ihm wieder ihre Wohnung bezogen und offenbarte in dem Funktioniren der Sinne und aller Organe ihre Gegenwart. Das Erlebniß machte einen tiefen, aufwühlenden Eindruck auf den jungen Svoboda. Das Problem der Seele und ihrer Beziehung zum Körper trat ihm überwältigend nahe, um später von ihm in materialistischem Sinne gedeutet zu werden. Jedenfalls empfand er gegenüber den auf ihn einstürmenden Fragen stark die Unzulänglichkeit seines Wissens, das zu erweitern und zu vertiefen er fortan alle Kräfte einzusetzen entschlossen war. Der Unterstützung seines Vaters, eines ausgezeichneten, auch musikalisch begabten Pädagogen, dessen Andenken in Prag durch ein ihm gesetztes Denkmal und eine nach ihm benannte Straße lebendig erhalten wird, mußte der Jüngling jedoch entbehren, da der Vater bereits in seinem 47. Lebensjahre einem Lungenleiden erlegen war und dem begabten Sohne, der in der Schule stets die ersten Zeugnisse erhalten hatte, außer seinem guten Rufe nur eine geringe Geldsumme hinterlassen hatte. So war für den Strebsamen der Weg zu den Höhen des Wissens mit den Dornen der Entbehrung und mühseliger Anstrengung — da er neben seinen eifrig betriebenen Studien Stunden zu geben genöthigt war — bedeckt. Trotzdem fand er auch noch Muße, sein ausgeprägtes musikalisches Talent zu pflegen und sich mit Kontrapunkt und Komponiren zu beschäftigen. Es sei hier gleich über diese Seite von Svobodas schöpferischer Thätigkeit angefügt, daß er neben zahlreichen Klavierstücken und Liedern auch eine vierstimmige Messe komponirt und auch eine komische Oper „Die Pegnitzerschäfer" begonnen, jedoch nicht vollendet hat. Er war — wie die Stuttgarter „Neue Musikzeitung" (1902, 26. Juni) berichtet — ein ausgezeichneter, über eine brillante Technik verfügender Klavierspieler, der noch im späteren Alter im Stande

war, die Virtuoseneffektstücke seiner Jugendzeit mit Bravour wiederzugeben. Ein litterarisches Zeugniß seiner musikalischen Fähigkeiten, seiner musikhistorischen und -theoretischen Kenntnisse und zugleich seiner anziehenden Darstellungsgabe hat er auch in seiner Illustrirten Musikgeschichte (Stuttgart, 1892, C. Grüninger) geliefert. — Die meiste Anziehungskraft hatten für den jungen Studenten indessen die exakten Wissenschaften, und nur der Mangel an genügenden Mitteln hinderte ihn, der mit besonderem Eifer physiologische Vorlesungen und die Anatomie besuchte, Mediciner zu werden; ein Beruf, zu welchem er wie Wenige auserwählt erschien. Mit seinem Scharfblick, seiner muthigen Entschlossenheit und sicheren Festigkeit, die er in kritischen Situationen bewährt, mit seinem auf praktische Umsetzung des erworbenen Wissens zum Heile der Menschheit gerichteten Geiste, mit seinem ethischen Gewissen und seinem warmen Herzen, vereinigte er die Gaben, die ihn zu einem idealen Arzte, der Freund und Erzieher, Tröster und Wohlthäter seiner Patienten ist, gemacht hätten. Doch auch auf dem Gebiete, auf welchem ihm das Schicksal seine Lebensarbeit zugewiesen, hat er diese seltenen Eigenschaften seiner Natur in reichem Maße bewährt.

Bereits im Alter von 22 Jahren wurde Adalbert Svoboda, der in Prag Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte studirt hatte, zum Doktor der Philosophie promovirt und setzte seine zunächst hauptsächlich der Erforschung des Gotischen und Mittelhochdeutschen zugewandten Studien in der Absicht fort, sich in seiner Heimatstadt als Docent der alten Sprachen niederzulassen. Er verzichtete aber darauf, als zwei Kollegen, deren Konkurrent er geworden wäre, ihn flehentlich mit dem Hinweis darauf, daß sie selbst zusammen nur drei Hörer hätten, baten, von seinem Vorhaben abzustehen. Mit 26 Jahren zum Professor ernannt, machte er sich bei seinen Vorgesetzten durch seinen ausgeprägten Unabhängigkeitssinn und seinen kühnen Freimuth keineswegs beliebt, und legte, da er seine Ueberzeugung nicht den Forderungen des Kultusministeriums, das den Beamten fleißigen Besuch der Messen und regelmäßiges Beichten zur Pflicht machen wollte, unterordnen mochte, sein Lehramt nieder, um sich der journalistischen Laufbahn zu widmen. Als Schriftsteller war er außer mit der bereits erwähnten Programmschrift mit dem Werke „Die Poesie in der Malerei“ (Leipzig, 1861, R. Weigel), das Wilhelm von Kaulbach gewidmet war, an die Oeffentlichkeit getreten. — Im Jahre 1862 übernahm er die Leitung der „Grazer Tagespost“, die sich unter ihm zu einem angesehenen und einflußreichen Organ auswuchs, das auch außerhalb der österreichischen Kronländer ernsthafte Beachtung fand. In dieser Thätigkeit, die einen Zeitraum von zwanzig Jahren umfaßte und sowohl durch große Arbeitslast, wie die verwickelten und schwankenden politischen Verhältnisse Oesterreichs an die geistige Spannkraft und die Nerven eben sowohl wie an die moralischen Qualitäten so hohe Anforderungen stellte, zeigte sich Svoboda sowohl intellektuell auf der Höhe seiner Aufgabe, als auch als das Vorbild eines Cha-



rakters, der kernfeste Ueberzeugungstreue und mannhafte Tüchtigkeit der Gesinnung mit echt menschlicher Güte vereinigte. Nicht nur die seiner politischen Richtung und seiner Weltanschauung nahestehenden freisinnigen Gelehrten und Künstler, auch Staatsmänner, die ein gerades Rückgrat zu schätzen wissen, bezeugten ihm ihre Achtung. Viele Träger bekannter Namen fanden sich in dem gastfreien Hause der Stempfergasse in Graz ein. Hier las Fürst Auersperg, als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün bekannt, seine schwungvollen, bilderreichen Verse vor und klagte über die zerfahrenen politischen Verhältnisse Oesterreichs, die er ein sehr mißlungenes heroisches Gedicht nannte; der Naturforscher Brehm erzählte von dem Seelenleben der Seehunde und von ihren Liebeswerbungen auf den nordischen Eisterrassen, der Afrikareisende Holub schilderte den Reiz einer Wüstenfahrt und verbreitete sich über die gastronomischen Vorzüge eines Eidechsenbratens, und Meister Brahms ließ sich am Klavier hören. - Gleich in den Anfang seiner neuen Thätigkeit fällt auch das erste Zusammentreffen mit Rosegger, der als schlichter Bergbursche am 1. September 1864 von Krieglach-Alpl nach Graz kam und in Svoboda, dessen scharfes Auge in den ungelenken Versen und Geschichten das ursprüngliche und ausbildungsfähige Talent erkannt hatte, den verständnißvollen und hilfreichen, edlen Beschützer fand, dessen er bedurfte.

Am 2. und 14. December desselben Jahres erschienen jene beiden Aufsätze Svobodas in der „Grazer Tagespost", welche zum ersten Male die öffentliche Aufmerksamkeit auf den jungen steirischen Poeten lenkten, dem sein Entdecker später auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes auch — wie Eingangs erwähnt — in dieser Monatsschrift eine danach in Buchform erschienene eingehende Würdigung gewidmet hat*).

Dankbar hat Rosegger, der seine Weiterentwicklung unter der Obhut Svobodas selbst in den Schriften „Waldheimat", 2. Band, „Am Wanderstabe meines Lebens" und „Mein Weltleben" anziehend geschildert hat, jederzeit gerühmt, was Svoboda an ihm gethan, so insbesondere anläßlich des 70. Geburtstages des Gelehrten im Januarheft 1898 seiner Monatsschrift „Der Heimgarten" (22. Jahrgang, 12. Heft), wo er seine erste Begegnung mit seinem Gönner in so anheimelnder lebendiger Darstellung geschildert hat, in der uns der weltfremde Naturbursche Rosegger in unbefangener Selbstcharakterisirung, wie auch sein kluger und edler Mentor so sympathisch und zugleich in dem originellen Kontrast ihrer beiden Persönlichkeiten so erfrischend eigenartig entgegentreten. Und dankbar mögen auch alle die Freunde des berühmten Volksschriftstellers, wenn sie sich an seinen Werken erfreuen, des Antheils gedenken, den Svoboda an ihnen mittelbar hat,

*) Nord und Süd, Bd. 35, Heft 103 und „Deutsche Bücherei", Breslau 1886, S. Schottlaender.

indem er dem unwissenden und hilflosen Strebenden nicht nur mit klugem Rath das Ziel und den Weg zu diesem wies, sondern ihn auch im entscheidenden Moment thatkräftig für die beschwerliche Wanderung ausrüstete, als Freigeist ein Beispiel praktischen Christenthums gebend, das manche unserer selbstgerechten Gläubigen mit Beschämung erfüllen müßte. Auch andere junge Talente fanden einen willigen Förderer in dem Leiter der Grazer Tagespost, der für die geistige, künstlerische und sociale Hebung der österreichischen Alpenländer so erfolgreich gewirkt, daß sein Fortgang nach 20jährigem Wirken als ein unersetzlicher Verlust für Graz und die Steiermark und das Deutschthum dieser Länder schmerzlich bedauert wurde. Im Februar 1882 legte Svoboda, da seine Gesinnungstüchtigkeit es ihm verwehrte, den Wechsel in der politischen Haltung des Blattes mitzumachen, die Redaktion der „Grazer Tagespost" nieder und übersiedelte nach München, wo er sich mit kunstgeschichtlichen und philosophischen Arbeiten beschäftigte und endlich Muße fand, mit der Ausarbeitung seines großen kulturphilosophischen Werkes, zu dem er schon während seines Grazer Aufenthaltes und auf weiten Reisen in Oesterreich, Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich, Holland, Schweden und Norwegen reiches Material gesammelt hatte, zu beginnen. Bereits 1886 konnte der erste Theil der „Kritischen Geschichte der Ideale" mit dem Nebentitel: „Der Seelenwahn" (Leipzig, Th. Grieben) erscheinen, und in demselben Jahre noch entstand neben der beeeits erwähnten Abhandlung über Rosegger eine ebenfalls zunächst in „Nord und Süd" (Bd. 36 Heft 107), sodann selbstständig in der „Deutschen Bücherei" (Breslau, S. Schottlaender, 1886) publicirte Monographie über Franz von Defregger, der wie seine Kollegen Hermann und Friedrich August von Kaulbach, die Dichter Hermann von Lingg, Paul Heyse und andere Künstler, Poeten und Gelehrte zu den Freunden des Svoboda'schen Hauses zählte. Eine vortreffliche Bearbeitung der bekannten, aber veralteten „Briefe Chr. Oesers über die Hauptgegenstände der Aesthetik" — in welcher fast die Hälfte der Briefe das geistige Eigenthum des Bearbeiters ist — erschien im Jahre 1888 (Berlin, Warschauer). Dieselbe Jahreszahl trägt auch der erste, Rosegger gewidmete Band der bereits erwähnten „Illustrirten Musikgeschichte" (Stuttgart, C. Grüninger), der ihm einen ehrenvollen Ruf nach Stuttgart eintrug, wo er 1889 die Redaktion der „Neuen Musikzeitung" übernahm, die er über ein Jahrzehnt führte. Während dieser Zeit verlor er seine treue, an seinem Schaffen regen Antheil nehmende Lebensgefährtin, der er in der Zueignung der „Gestalten des Glaubens" ein so schönes Denkmal gesetzt hat, in Worten, deren tiefe Innigkeit — wie ich an dieser Stelle bei Besprechung des Werkes (Nord und Süd", Bd. 82, Heft 244, S. 132) bemerkt — auch den Svobodas radikalem Denkerthum Abgeneigten überzeugen wird, daß auch in diesem streitbaren Kämpen, der einen so heftigen „Religionskrieg" geführt hat, der Geist lebendig war, den man im reinsten und tiefsten Sinne als einen

religiösen bezeichnen kann. — Eine zweite Ehe ging Svoboda mit der durch ebenso hervorragende Eigenschaften des Geistes wie des Herzens ausgezeichneten Schriftstellerin Helene Freiin von Thüngen ein, die den Lesern dieser Zeitschrift durch ihre schöne Novelle „Der alte und der junge Adam“ (Nord und Süd, Bd. 92, Heft 274) auf's Vortheilhafteste bekannt ist. —

Neben seiner redaktionellen Thätigkeit fand er Zeit, den Schlußband der „Illustrirten Musikgeschichte“ (Stuttgart 1892, C. Grüninger) und die Fortsetzung der „Kritischen Geschichte der Ideale“ zu verfassen, als deren 2. Theil 1896/7 die vollständig in sich abgeschlossene Schrift „Gestalten des Glaubens“ in dem vornehmen Nietzsche-Verlage (C. G. Naumann in Leipzig) erschien und bereits 1901 in wesentlich erweiterter neuer Auflage herauskam. Im Frühjahr 1900 legte er die Schriftleitung der „Neuen Musikzeitung“ nieder und siedelte im Herbst desselben Jahres wieder nach München über, wo er sein groß angelegtes Werk „Ideale Lebensziele“ (Leipzig, C. G. Naumann, 1901) vollendete. Unter den Anerkennungen, welche dieses Werk wie auch insbesondere die „Gestalten des Glaubens“ ihrem Urheber einbrachten, war für diesen von besonderem Werthe diejenige Ernst Haeckels, der in Svoboda einen wissenschaftlichen Gesinnungs-Bundesgenossen in dem Verfechten einer monistischen Weltanschauung begrüßte und häufig auf dessen Schriften in seinem Buche „Welträthsel“ Bezug nahm. Es war eine letzte, große Genugthuung für Adalbert Svoboda, als der berühmte Jenenser Gelehrte im Herbst 1901 in dem Münchener Heim als willkommener Gast erschien und eine Woche des Zusammenseins gar manche erlesene Stunde anregendsten Gedankenaustausch brachte. Es wurde ein Wiedersehen für das nächste Jahr erhofft. Doch am 22. Mai 1902 sandte Professor Haeckel die folgenden warm empfundenen Zeilen an Svobodas Wittwe:

Hochverehrte gnädige Frau!

Mit herzlicher Theilnahme erfahre ich soeben die Trauerkunde von dem Hinscheiden Ihres theuren Gatten, meines hochverehrten Freundes. Sie wissen, wie sehr ich den trefflichen Mann in jeder Beziehung geschätzt habe: als tiefen, allseitig gebildeten Freidenker, als charaktervollen muthigen Bekenner der Wahrheit, als edlen liebenswürdigen Menschen; ich brauche Ihnen daher nicht besonders zu versichern, daß ich seinem Heimgang als schweren Verlust für uns und für die wahre Wissenschaft empfinde.

Die werthvollen Werke, in denen der geistreiche Schriftsteller für die Erkenntniß der Wahrheit und die Verbreitung der monistischen Philosophie seit so langen Jahren unermüdlich eingetreten ist, werden seinen Namen unsterblich machen.

Im Patriarchenalter von 75 Jahren war Adalbert Svoboda, der schwer krank von Bordighera, wo er Kräftigung seiner geschwächten Gesundheit erhofft hatte, nach München zurückgekehrt war, am Pfingstmontage (19. Mai) des Jahres 1902 entschlafen. Ruhig und liebreich hatte er von seiner Gattin und seinen drei Kindern Abschied genommen, hatte noch einige Anordnungen wegen seiner Bücher und der Schrift, an der er noch gearbeitet

hatte, getroffen, Grüße an seine Freunde aufgetragen, und war, nachdem er so angesichts des nahen Endes die Haltung eines echten Philosophen bewahrt, nach vielstündigem, aber gefaßt ertragenem Todeskampfe zuletzt sanft verschieden.

* * *

Man hat Svobodas Werke, insbesondere seine Hauptschöpfungen, die „Gestalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“, nicht mit Unrecht ein „Höhenfeuer der Aufklärung“ genannt. In der That hat er auch wie Wenige in die finsteren Abgründe menschlichen Wahns hineingeleuchtet, ist er mit Eisen und Feuer der hundertköpfigen Hydra trügenden und selbstbetrügenden Aberwitzes zu Leibe gerückt. Frei von wissenschaftlichem Doktrinarismus, hat er die praktischen Ziele des Menschenglücks stets im Auge, das ihm auf keinem anderen Wege als dem der wissenschaftlichen Erkenntniß erreichbar erschien. In dem Gottesglauben, dem Seelenwahn, der Hoffnung auf ein Jenseits sah er verhängnißvolle Irrthümer, welche die Menschheit von ihrer wahren Aufgabe, sich „hier auf Erden schon ein Himmelreich zu errichten,“ ablenkten. Wenn er mit feuriger Beredsamkeit seinen Atheismus predigte, so geschah dies — wie Rosegger bemerkt — nicht aus Haß gegen Gott, der ja für ihn garnicht vorhanden war, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er selbst bezeichnete den Atheismus einmal als eine ernste und heilige Sache, die große ethische Ziele im Auge habe; und ferner meinte er, daß Idealismus und Materialismus nicht Gegensätze seien, daß man vielmehr ein wohlunterrichteter Materialist sein müsse, um Idealist werden zu können. Er für seine Person hat zum mindesten den Beweis der Möglichkeit geliefert; und zwischen seiner Lehre und seinem Leben besteht nicht jener Widerspruch, der ihm an Schopenhauer so sehr mißfiel. Der monistische Materialismus Svobodas, der alles Metaphysische und alle „dualistischen Sinnlosigkeiten“ mit soviel Sarkasmus bestritt, war von keinem Pessimismus angekränkelt, im Gegentheil mit einer starken Aktivität freudiger Lebensbejahung und einem optimistischen Idealismus verknüpft, der an den Sieg der alleinseligmachenden Vernunft glaubt. Nicht durch das Evangelium des Glaubens, sondern nur durch das des Wissens ist seiner Ueberzeugung nach der Menschheit Heil erreichbar. Auch er hält zu dessen Verwirklichung eine Umwerthung für nothwendig, und so sucht er die gepriesenen Ideale, die Jenseitsträume als Irrlichter zu erweisen, denen er die Diesseitsideale einer glaubensfreien Weltanschauung entgegenstellt, aus der seiner Ansicht nach allein wahre Sittlichkeit hervorgehen kann, während die Religion eher ihr als Hinderniß oder Widersacherin im Wege stand. Ihm ist ein Ideal nicht das Unerreichbare, sondern ein erreichbares Vollkommenheitsziel. Die ethischen Ideale drehen sich um die Achsen Wissen und Wohlwollen. „Alles Erkennbare wissen und alles Edle genießen“ stellt er als Lebensgrundsatz

auf. Und als sittliche Imperative einer religionsfreien Ethik führt er eine Reihe beherzigenswerther Kernsätze an: „Höre nie auf, aus dem Buche der Natur und aus der Geschichte der politischen Geschicke, sowie der litterarischen und Kunstschöpfungen der Völker zu lernen. Schule auf Grund der gewonnenen Kenntnisse das richtige Denken, damit Du auch über Deine ethischen Pflichten in's Klare kommst. Lasse Deine Rechte von Niemandem schmälern und halte auch die Rechte Anderer aufrecht. Hole Deine Genüsse aus dem Betrachten des Welterhabenen und Naturschönen, sowie der Werke der bildenden Kunst, aus der Poesie aller Völker und aus dem Umgange mit edelgearteten Menschen. Stehe immer für die Freiheit im Lernen, in der Aussprache des Gedachten und im politischen Leben ein. Sei wohlwollend und rücksichtsvoll gegen Deine Daseinsgenossen und folge Impulsen eines hilfbereiten, theilnahmsvollen Herzens. Lehne Dich gegen alle Erhalter der Unwissenheit, gegen Widersacher der politischen Vernunft, sowie gegen Alle auf, welche Dich hindern, auf den Wegen zu sittlichen Lebenszielen vorwärts zu schreiten." Er forderte, daß man die bisher nur von Höhenmenschen erkannten und bethätigten Grundsätze der religionsfreien Sittlichkeit nunmehr in die breiten Volksschichten tragen solle. Er, der ein klassischer Zeuge für die Wahrheit des Goetheschen Wortes war: „Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat auch Religion," gedachte nicht der daran geknüpften Mahnung: wer sie nicht besitzt, der habe Religion. Diesem starken Geiste war das tief in die menschliche Natur gepflanzte religiöse und metaphysische Bedürfniß unverständlich. Indem er gegen die Religionen zu Felde zog und mit einem außerordentlich reichen historischen und kulturhistorischen Rüstzeug ihre und ihrer Anhänger Sündenregister aufstellte, glaubte er die Religion selbst — die Schiller in seinem bekannten Distichon den Religionen gegenüberstellte — zu treffen. Hierbei hat er sich in der Hitze des Kampfes und in der Freude am Kampfe — man merkt ihm diese an mancher mit offenbarem Behagen geprägten satirischen Wendung an, und es ist bezeichnend, daß er als eine der Quellen ethischer Freude den „unermüdlichen Widerstand gegen jene Schergen, welche die Entfaltung des Edelmenschlichen gewaltsam hindern und die Wahrheit immer wieder kreuzigen," anführt — manche Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Eines seiner Hauptaxiome ist, daß Religion und Sittlichkeit sich ausschließen, was er durch eine unerschöpfliche Fülle von Beispielen zu illustriren und zu belegen nicht müde wird. Dem Christenthum ist er, selbst vom Standpunkt rein historischer Betrachtung, nicht völlig gerecht geworden; es scheint mir, daß Svoboda viel zu sehr dessen Zerrbilder, die den Namen des Christenthums sich mit Unrecht angemaßt haben, als die reine, unverfälschte Lehre seines Stifters im Auge gehabt hat, deren ethische Macht trotz Allem in der Verinnerlichung und der sittlichen Entwickelung der Menschheit so Gewaltiges gewirkt hat. Auch die großen Persönlichkeiten erscheinen oft zu sehr unter dem polemischen Gesichtswinkel seines Sittlichkeitsideals gesehen, zu sehr als

Beweisobjekte benutzt, denn unbefangen in ihrer Gesammtpersönlichkeit und aus ihrer Zeit heraus erfaßt. Aber wie man sich auch zu dem Verfasser der „Gestalten des Glaubens" und der „Idealen Lebensziele" bezüglich seiner Grundanschauungen und vieler Einzelheiten stellen mag, man wird sowohl dem starken Idealismus dieses Freidenkers, als auch seiner überzeugungstreuen Mannhaftigkeit, die rückhaltlos das Erkannte bekannte, und dem reichen geistigen Arsenal, der glänzenden Fechterkunst dieses Ritters vom Geiste Anerkennung zollen müssen. Der Umfang seiner Interessen, seiner Kenntnisse, seiner Belesenheit ist erstaunlich. Die verschiedensten wissenschaftlichen Disciplinen haben ihm Bausteine liefern müssen zu dem mächtigen Gebäude, das er aufgeführt und in dem er die gräßlichsten und lächerlichsten Fratzen und die täuschenden Visionen menschlichen Wahnes zu heilsamem Schrecken und aufklärender Belehrung vorführt, aber auch ihnen lichte Abbilder einer lebenswirklichen Schönheit und edlen Menschenthums gegenüberstellt. Das hat Svoboda wohl gefühlt, daß er, um einen Ersatz für die Religion zu bieten, die verschiedensten Triebe in Bewegung setzen müsse, denn, wie ein wenig gekannter lebender Poet, Adolf Schafheitlin in seinen kürzlich publicirten lesenswerthen Tagebuchaufzeichnungen „So ward ich" (Berlin, 1903, S. Rosenbaum) sehr richtig gesagt hat: „Die Religion ist kein einfaches Gebilde. Sie ist zusammengesetzt aus ästhetischen, moralischen und zum Theil wissenschaftlichen Trieben. Allen diesen Gebieten giebt sie Kräfte und empfängt neue Nahrung von ihnen. Wer daher von einem Ersatz der Religion redet, muß alle diese Triebe in Bewegung setzen." Das hat Svoboda denn auch nach Kräften versucht. Aus allen Ländern, allen Zeiten, allen Wissenschaften hat er ein Material zusammengetragen und verarbeitet, das seine Hauptwerke zu einer wahren Fundgrube des zur Erkenntniß des menschlichen Geistes und des „Passionsweges des Wissens" Wissenswerthen macht. Aber all dies Material bietet er nicht als kühler, trockener Gelehrter dar; er hat es mit dem Geiste seiner Persönlichkeit, seiner Lebensanschauung durchdrungen und ihm dadurch lebendige Wirkung gegeben. Kein Freund eines trockenen Tones, hat er diesen gewaltigen Stoff und seine Ansichten in eine fesselnde stilistische Form gekleidet, die durch musterhafte Klarheit, Treffsicherheit und individuelle Eigenart des Ausdrucks, überlegene Ironie und sarkastischen Humor anzieht und festhält, allerdings hie und da auch zart besaitete Naturen empfindlich berührt.

Manche heftige Anfeindung hat er sich durch seine Anschauungen und die Art, in der er sie vertrat, zugezogen; und — wie Rosegger bezeugt — hat er bei seinem überaus sensiblen Wesen jede Feindseligkeit, die man ihm persönlich anthat, auf das Lebhafteste empfunden. Wenn aber irgend einer seiner Gegner auf ihn angewiesen war, so erwies er ihm mit Freuden Gutes, und Alles war vergessen. So konnte ihm denn auch sein Freund entgegenhalten, daß er, der Freidenker, trotz seiner Glaubenslosigkeit in der That ein besserer Christ sei als mancher Kirchengeher und schwärmeri-

scher Heiligthumsverehrer, ja, daß gerade er, der gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurstige Mensch der beste Beweis Gottes sei — weil es ohne Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude an dem Wahren und Schönen geben könne. Als ein muthiger Bekenner der Wahrheit, wie er sie erkannt, als ein mannhafter Streiter für seine Ueberzeugung und für das Heil der Menschheit, als ein lauterer Charakter, dem kleinliche Allzumenschlichkeiten fern geblieben, hat er seinen Freunden wie seinen Gegnern ein Beispiel gegeben; und auch er dürfte an der Pforte des Jenseits, an das er nicht geglaubt, die Goethe'schen Worte sprechen:

Nicht so vieles Federlesen,
Laßt mich immer nur hinein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.





Dem Verfasser der „Idealen Lebensziele“.

Von

Helene Svoboda.

— München. —

Dein Leib ward übergeben
Dem engen Todtenschrein . . .
Doch blieb Dein Geistesleben,
Das glüht mit hellem Schein

Und lockt die Sonnenkinder,
Sie rufen: Heil Dir, Held!
Du starker Ueberwinder
Der hohlen Lügenwelt.

Dein Wesen war voll Klarheit,
So frisch und herzenswarm,
Du kämpftest für die Wahrheit
Und schlugst der Heuchler Schwarm.

Du neigtest Dich, o Meister,
In Liebe zur Natur,
Sie sandte holde Geister
Auf Deine Lebensflur.

Du wolltest sie verstehen,
Die große Dichterin,
Ihr treu in's Auge sehen,
Der weisen Trösterin.

So mußtest Du gewinnen
Gedankenharmonie,
Dein Schauen und Dein Sinnen
Ward Geist und Poesie.

So mußtest Du erklimmen
Der Weisheit letzte Höh'n,
Und Deine Seele stimmen
Auf wahr, auf gut und schön.

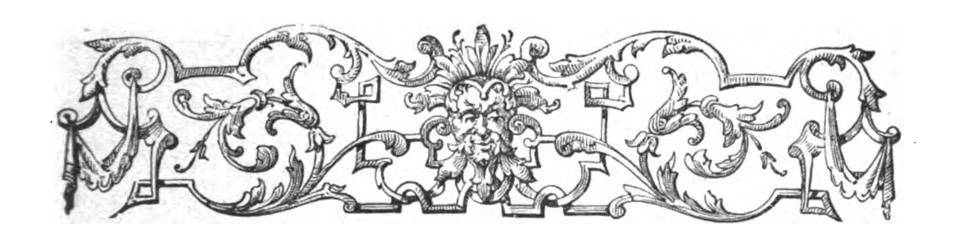
Da schwebten lichte Nornen
Auf Deinem Lebensgang.
Sie gaben statt der Dornen
Dir Rosen und Gesang —

Und weiche Frauenhände,
Die für den Liebsten blüh'n,
Und vor der Sonnenwende
Des Ruhmes Alpenglüh'n.

Nicht Milde nur, auch Stärke
In Deinem Schaffen ruht,
Es bleiben Deine Werke
Das beste Edelgut.

Verjüngungsquellen springen
Aus ihnen frisch und rein,
Dein Ruhm wird fernhin klingen,
Wird unverwelklich sein.





Die moderne Kulturwelt ein Narrenhaus.

Von

einem Optimisten.

— Europa 1903. —

To simplify complications is the first essential of success.

Lewis.

Der natürliche, dem Erhaltungstriebe entsprechende Urzustand des Menschen, der reine Egoismus, wurde durch die tausendfachen Beziehungen, in welche der Mensch im Laufe der Zeiten zu anderen Menschen gedrängt worden ist, derart verkleistert und verrückt, daß er sich schließlich zuweilen unwillkürlich und unbewußt, sogar als reiner Altruismus geberdet.

Und dennoch ist das Aeußerste, wozu der Mensch sich seinem Organismus gemäß emporschwingen kann, die Ausdehnung der individuellen Aspirationen auf Aspirationen einer Kollektivität, der er angehört; somit nicht Altruismus, sondern blos erweiterter Egoismus. Aber auch schon die Bereitwilligkeit, für einen außerhalb der eigenen Person gelegenen Begriff zu leben und zu sterben, ist unnatürlich: sie ist ein Abdiciren des angeborenen einzigen Lebenszweckes, der Selbsterhaltung, zu Gunsten eines fiktiven Zweckes: der Erhaltung einer Kollektivität.

Und wie immer festgekettet das Individuum an eine Kollektivität auch sei, in die er hineingeboren oder hineinerzogen worden ist, gegebenen Falles wird der natürliche Erhaltungstrieb in ihm mit dem künstlichen, durch Wahn erzeugten Aufopferungstrieb in Konflikt gerathen. Gleichviel welchem dieser beiden Triebe das Individuum auch folgen mag, der Konflikt selbst ist ein Beweis seiner Unselbstständigkeit, von dem Augenblicke an, als er einer Kollektivität angehört. Er handelt in dem einen oder dem anderen Sinne, nicht weil er so will, sondern weil er so muß, in beiden Fällen nicht aus Stärke, sondern aus Schwäche.

Der so viel besprochene Dualismus im Menschen ist nichts Anderes als die Aeußerung des natürlichen Individualismus einerseits, und des ihm durch äußere Verhältnisse aufgedrungenen, künstlichen Kollektivismus andererseits.

Solange der Mensch blos einer Kollektivität angehört, die er vertheidigt, um von ihr vertheidigt zu werden, steht die Selbstaufopferung nicht in direktem Widerspruch mit dem Erhaltungstriebe; er siegt oder fällt im gemeinsamen Kampfe, wie er im Einzelkampfe siegen oder fallen würde.

Der Widerspruch offenbart sich erst, wenn der Mensch für eine von mehreren Kollektivitäten leben oder sterben soll, ohne bestimmt zu wissen oder auch nur zu meinen, welche von diesen seine wirklichen Interessen in höherem Maße zu fördern vermag.

In diesem Falle handelt es sich nicht mehr um den Konflikt zwischen Egoismus und Altruismus, zwischen Individualismus und Kollektivismus, sondern um jenen der einen Kollektivität mit der anderen. Was das Individuum vermag, sich für die eine oder die andere zu entscheiden, ist nicht mehr der in ihm eingewurzelte Glaube an die Unüberwindlichkeit und Unfehlbarkeit dieser oder jener Kollektivität; durch diesen Konflikt wird seine individuelle Kraft nicht nur nicht gestählt, sie wird geradezu lahmgelegt.

Wer weder weiß noch glaubt, trachtet zu errathen, daher die Entscheidung ihm entschlüpft und zumeist durch zufällige Nebensächlichkeiten herbeigeführt wird.

Der Mensch lebt und stirbt nicht mehr für sich oder für einen bestimmten, außerhalb der eigenen Individualität gelegenen Zweck; er lebt und stirbt für einen Wahn; er ist somit dem Wahnsinn verfallen.

Die vielen Bände hervorragender Schriftsteller der Neuzeit, wie: Tolstoi, Ibsen, Zola, Lombroso u. s. w. sind nichts Anderes als eine Paraphrase des landläufigen Wahnsinns.

Nicht Selbstsucht, Trägheit, Mangel an Opfermuth und Pflichtgefühl veranlassen diesen Wahnsinn des modernen Kulturmenschen, es veranlaßt ihn: die Nothwendigkeit immer und überall wählen zu müssen, nicht zwischen Recht und Unrecht, sondern zwischen Dingen, die ihm gleich recht erscheinen; es veranlaßt ihn: die Kollision von unklaren Empfindungen, daher ebenso unklaren Pflichten, aus deren Labyrinthe er oft keinen anderen Ausweg findet als den Selbstmord.

Um die moderne Kulturwelt aus dem Narrenhaus, in dem sie eingekerkert ist, hinauszuführen, giebt es nur ein Mittel: man hat der Pflichtenkollision ein Ende zu machen.

Die beiden Naturgesetze: Selbsterhaltung und Fortpflanzung, drängen die einzelnen Menschen zu Anerkennung eines dritten Naturgesetzes, zur Gruppirung.

Die Gruppirung erfolgt lediglich aus Gründen der Opportunität, ist somit naturgemäß auf einen bestimmten Zweck gerichtet. Sobald dieser Zweck errichtet ist, kann die Gruppirung nur mehr künstlich erhalten werden. Diese künstliche Erhaltung wird aber wesentlich durch das Bestehen eines vierten Naturgesetzes erleichtert, durch jenes der Trägheit.

Die einmal gegründete Familie, der einmal als solidarisch erkannte Stamm, werden einfach dadurch erhalten, daß sie eben bestehen. Diesen treu zu bleiben, kostet weniger Anstrengung als sie zu verlassen und neue Bande zu knüpfen.

Aus dem Gesetz der Trägheit aber entspringt die Herrschaft der Gewohnheit, und diese wird durch ein fünftes Naturgesetz unterstützt, durch jenes der Liebe zum Nächstgelegenen.

Die Erhaltung des Nächstgelegenen ist somit eine Pflicht, die auch unserer Empfindung entspricht; sie hat den Grundstein zu bilden, auf welchem die natürliche Pflichtenhierarchie errichtet werden soll, in welch letzterer wir das einzige Mittel erkennen, um die Menschheit vor dem Narrenhause der Pflichten-Kollision zu bewahren.

Wie Hunger, Durst, Geschlechtstrieb und Trägheit, so sind auch Liebe und Hoffnung, Furcht und Haß kein Wahn.

Es ist kein Wahn, dasjenige zu lieben, was unsere Sinne erfassen und als wünschenswerth erscheinen lassen; es ist kein Wahn, zu hoffen, daß uns das Wünschenswerthe auch erreichbar wird. Da wir zur Erde gesetzt sind, um zu leben, ist die Empfindung berechtigt, daß die Erde uns auch alles dasjenige zu bieten hat, dessen wir zum Leben bedürfen. Die Erfüllung unserer Wünsche erhoffen wir aber instinktiv vom Bekannten, deren Hintertreibung fürchten wir vom Unbekannten. Somit ist der natürliche Trieb unseres Herzens: das Vertrauen zum Bekannten, die Scheu vor dem Unbekannten. Ersteres entwickelt sich naturgemäß zur Liebe, letztere zum Haß.

Wie immer weit wir in die Geschichte der Menschheit zurückgreifen mögen, immer und überall begegnen wir der Liebe und Treue zum Nächstgelegenen als Synonym der Tugend; das Verlassen und Verrathen desselben als Synonym der Felonie.

Sobald der Mensch aufgehört hat Nomade zu sein und sich auf einem begrenzten Stückchen Erde festgesetzt hat, erstreckte sich das Nächstgelegene, das er liebt und dem treu zu bleiben Pflicht ist, auch auf die Scholle. Die Treue zur Scholle steht mit der Regung des menschlichen Herzens in keinem Widerspruche, sie führt zu keiner Kollision zwischen Empfindung und Pflicht, wohl aber kann sie bereits zu einer Kollision von Pflichten führen.

In welcher hierarchischer Ordnung steht die Pflicht gegen den Stammgenossen, den Mitbürger, und jene gegen die Scholle?

Solange Platz genug war auf Erden, schien die Pflicht dem Stamme

gegenüber jener der Scholle gegenüber überlegen zu sein. Man verließ das Land, dessen Erhaltung zu große Opfer erheischte, und setzte sich anderswo fest.

Als aber schließlich alle grünenden Oasen nicht nur voll besetzt, sondern auch gut vertheidigt waren, mußte die besessene Scholle werthvoller erscheinen als eine Anzahl von Stammgenossen; denn durch den Verlust der Scholle war der gesammte Stamm der Vernichtung preisgegeben. Die Scholle wurde zum Nächstgelegenen, kateχochen, erhoben, dem man sich und seinen Nächsten bereit sein mußte aufzuopfern.

Das Leben und Sterben für die Scholle ist kein Wahn, dieser Pflicht sind alle anderen Pflichten naturgemäß untergeordnet; wer begreift, daß ohne Bienenstock kein Bienenschwarm bestehen kann, wird diesbezüglich in keine Pflichten-Kollision gerathen.

Die Komplikation beginnt erst, wenn es sich um die Definition der Scholle handelt.

Das Schneckenhaus ist es nicht, wofür man leben soll und sterben, denn was nur einer Person dient, ist der Vertheidigung durch die Gesammtheit nicht werth. Der Ameisenhaufen und der Bienenstock andererseits überschreiten vielleicht den kollektivistischen Maßstab des Menschen.

Ist der häusliche Herd, gleichsam als Schneckenhaus einer Familie angesehen, bedeutend genug, um die ganze Energie, den ganzen Opfermuth des Individuums beanspruchen zu können? Stände er allein auf der Welt, unbeanstandet von anderen Menschen und Korporationen, dann ohne allen Zweifel. Da er sich aber auch anderen häuslichen Herden gegenüber zu behaupten hat, und zwar nicht nur heute, sondern auch morgen, vielleicht übermorgen, muß der Vertreter des einen häuslichen Herdes mit jenen der anderen häuslichen Herde seiner Nachbarschaft einen gegenseitigen Versicherungsvertrag eingehen, durch den die Gemeinde gebildet wird. Dasselbe findet zwischen Nachbargemeinden statt, wodurch Staaten entstehen; aber hier sind der Pflichten-Kollision bereits Thüren und Thore geöffnet.

Die eigene Gemeinde steht dem Herzen seiner Mitglieder näher als der Gemeindeverband, der eigene häusliche Herd den Mitgliedern der Familie näher als die Gemeinde. Nur das Bewußtsein, daß der eigene häusliche Herd, die eigene Gemeinde nicht anders vertheidigt werden können, als durch die Verbindung mit anderen häuslichen Herden, anderen Gemeinden, macht das Individuum dem Begriffe eines gemeinsamen Patriotismus zugänglich.

In Momenten leicht erkennbarer gemeinsamer Gefahr steht dieser gemeinsame Patriotismus nicht im Widerspruche mit der Empfindung; aus ganzem Herzen ist der Einzelne bereit, für jene Gesammtheit das Leben einzusetzen, dessen Bedrohung auch seine Einzelexistenz bedroht. Sobald aber diese Gesammtheit als gesichert erscheint, macht sich der Wunsch geltend, innerhalb ihres Rahmens der möglichsten Selbstentwickelung zu leben. Als

das Nächstgelegene, das man liebt und für welches es Pflicht ist zu leben und zu sterben, erscheint nunmehr nicht das Vaterland, sondern die Gemeinde, und in dieser in erster Linie der häusliche Herd.

Aber auch beim häuslichen Herde hält diese Dezentralisation nicht still. Innerhalb der Familie macht sich das Individuum geltend, dessen persönliche Aspirationen ihm näher liegen, als jene der Familie.

Das große Geheimniß der Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung innerhalb eines organisirten Kreises, ob größer oder kleiner, liegt somit einfach darin, im hierarchischen Aufbau der Pflichten, jene der individuellen Selbsterhaltung mit jenen der Erhaltung des Nächstgelegenen, d. h. erst der Familie, dann des Stammes oder der Gemeinde und endlich des Staates, nicht in Widerspruch gerathen zu lassen.

Wo dieser Widerspruch sich eingestellt und empfunden wird, ist weder Staat noch Stamm, Gemeinde oder Familie ein genügendes Band, um das eine Individuum ohne äußeren Zwang an das andere zu ketten.

Dort, wo die berechtigte Aspiration des Einzelnen zum individuellen Leben von der Gemeinschaft, welcher er sich angeschlossen hat, oder in die er hineingeboren wurde, ignorirt wird, wo das: Einer für Alle als Dogma hingestellt wird, ohne dessen Corollare: das Alle für Einen, gelten zu lassen, dort entsteht im hierarchischen Aufbau der Empfindungen und somit auch der Pflichten eine Lücke, durch welche er stets vom Zusammenbruche bedroht wird.

Hiermit wären wir zu der Theilung der Arbeit zwischen Individuum und Gemeinde gelangt, durch welche allein ein gesunder Aufbau der Pflichtenhierarchie hergestellt werden kann.

Die erste Pflicht der Gemeinde, hinter welcher alle anderen Pflichten zurücktreten müssen, ist die Erhaltung des Individuums; die erste Pflicht des Individuums ist die Erhaltung der Gemeinde.

Der Kommune obliegt die Pflicht, zum Wohle der Gesammtheit und der größtmöglichen Menge der Individuen alles Dasjenige zu leisten, was deren einzelne Bestandtheile zu leisten nicht vermögen, somit in erster Linie: die moralische und materielle Vertretung aller in ihr konzentrirter Interessen nach außen.

Um dieser Pflicht mit gehörigem Nachdruck entsprechen zu können, bedarf die Kommune des Zusammenwirkens aller inneren Kräfte.

Wie dieses Zusammenwirken erlangt wird, ist eine Frage untergeordneter Natur, und läßt sich nicht schablonenmäßig für alle Gegenden und Zeiten feststellen.

Die Hauptsache ist und bleibt das einheitliche Auftreten der Kommune der gesammten Außenwelt gegenüber, ohne welches sie nicht als Einheit gelten, sich nicht als solche behaupten kann.

Dieses einheitlichen Auftretens bedarf die Kommune nicht nur im Kampfe, sondern auch bei Transaktionen. Blos als anerkannte, die Gesammtkraft repräsentirende Einheit vermag die Kommune für sich selbst im Falle der nothwendig erscheinenden Verschmelzung mit anderen Kommunen eine, wenn auch beschränkte Selbstständigkeit zu wahren.

Die Erhaltung dieser Selbstständigkeit ist aber auch für den Kommunenverband, den Staat, darum von höchster Wichtigkeit, weil die individuelle Empfindung sich zur Anerkennung gemeinsamer Pflichten unmittelbar höchstens bis zur Kommune hinaufschwingen kann.

Dem Staate obliegt sodann die Pflicht, das individuelle Pflichtgefühl der Gemeinden zur gemeinsamen Pflicht dem Staate gegenüber zu entwickeln.

In dieser Weise ist die Pflichtenhierarchie von Individuum bis zum Staate hergestellt, und bezüglich der wechselseitigen Pflichten dieser Beiden wenigstens ist keine Pflichten-Kollision möglich.

Weit komplicirter erscheint der hierarchische Aufbau der Pflichten des einen Individuums gegen das andere Induvidum und jenes gegen die gesammte Menschheit.

Die altruistischeste aller bekannten Doktrinen, das vom Sohne Gottes verkündete: „Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst und Gott über Alles", heißt so viel als: Sorge für die Erhaltung Deines Nächsten wie für die Deine; opfere jedoch ihn wie Dich der Gesammtheit, als deren Vertreter Gott sich offenbart.

Das Gebot: Gott zu lieben über Alles, führt zum universellen, das Gebot, den Nächsten zu lieben wie sich selbst, führt zum partikularistischen Kollektivismus.

Gelingt es nicht, diese beiden Doktrinen miteinander in Einklang zu bringen, so stehen wir vor einer Pflichtenkollision, der die Besten zum Opfer fallen müssen, und fast zwei Jahrtausende über thatsächlich zum Opfer gefallen sind.

Wenn der Begriff der Gottheit, die man über Alles zu lieben verpflichtet ist, durch die Lehre Christi mit unzweifelhafter Klarheit definirt erscheint, so ist dies mit dem Begriffe des Nächsten, den man zu lieben hat wie sich selbst, durchaus nicht der Fall.

Durch Raisonnement gelangt man hierin zu keiner Lösung, hier entscheidet blos die Empfindung.

Lassen wir unser Herz sprechen, und wir werden finden, daß es am wärmsten für das Nächstgelegene schlägt, dasjenige, was sich unseren Sinnen offenbart, was wir sehen, hören, tasten können.

Wie uns selbst lieben wir blos dasjenige, womit wir uns zu identifiziren im Stande sind; dasjenige, was wir beeinflussen und was uns beeinflußt, wofür wir sorgen und was für uns sorgt.

Mit einem Worte: in Wirklichkeit lieben wir das Bekannte, während unser Herz zum Lieben des Unbekannten erst künstlich überredet werden muß.

Es ist ganz natürlich, einen Haushund mehr zu lieben als den hervorragendsten Mandarin; während der Drang, für die Errettung chinesischer Kinder zu sorgen mit dem Sparpfennige, den man seinen Kindern, Hausgenossen und Nachbarn entzieht, eine künstliche, ja entschieden krankhafte Erscheinung ist.

Der sprechendste Beweis wie natürlich, ja selbstverständlich das volle Aufgehen in eine Kollektivität erscheint, mit der wir uns identifizirt haben, ist die letztwillige Verfügung. Selbst über das Grab hinaus will der Mensch dafür sorgen, was ihm als das Nächstgelegene erscheint.

Der sprechendste Beweis des großen Irrthums, zu welchem der Mensch durch spitzfindige Grübelei vermocht werden kann, ist, durch letztwillige Verfügung solche zu begünstigen, die seinem Herzen nicht in Wirklichkeit die Nächstgelegenen waren.

„Chacun pour soi et Dieu pour tous" wäre im höchsten Grade selbstisch, wenn überhaupt irgend Jemand für sich allein leben könnte.

In Wirklichkeit ist dies der Wahlspruch des höchsten Partikularismus.

Ein Jeder sorge für das seinem Herzen Nächstgelegene, das Sorgen für alles Uebrige bleibe dem lieben Gott überlassen.

Wie aber das Nächstgelegenste, unsere eigene Person, mit der Behauptung der Scholle in Verbindung gebracht, sich auf den häuslichen Herd, auf Familie, Hausgenossen ꝛc. ausdehnen muß; so dehnen sich naturgemäß häuslicher Herd, Familie, Scholle, Hausgenossen ꝛc. zu Gemeinde, Volk ꝛc. aus, sobald wir ihrer Solidarität mit uns und unserer Solidarität mit ihnen uns bewußt werden.

Und der gesammte Fortschritt des Menschen wie der Menschheit besteht in nichts Anderem, als in der stetigen Erweiterung des Horizontes, innerhalb dessen uns die Solidarität mit unserem Mitmenschen als möglich erscheint.

Mit diesem Fortschritte der Erkenntniß kann aber die Empfindung nicht Schritt halten.

Die Erweiterung des Bekannten und Erkennbaren vermag höchstens die Grenzen des Unbekannten, Gefürchteten, daher Gehaßten, allmählich zurückzudrängen. Zur Erweckung der Nächstenliebe gehört auch die Geläufigkeit des Gegenstandes dieser Liebe.

Unser Nächster muß in Wirklichkeit, in Fleisch und Blut greifbar sein und nicht blos theoretisch unserer Phantasie vorschweben.

Wirkliche gesunde Nächstenliebe basirt auf Gegenseitigkeit. So lange wir von Jemand voraussetzen, er kümmere sich auch nicht im Geringsten um uns, können wir ihn nicht lieben, wenn wir ihn auch nicht zu hassen brauchen.

Der große Unterschied zwischen Einst und Jetzt besteht aber darin, daß die Voraussetzung gegenseitiger Liebe nicht mehr von der Blutsverwandtschaft und von der politischen Abgrenzung des von uns bewohnten Erdenpunktes bedingt ist. Die Voraussetzung gegenseitiger Liebe beruht auf dem Bewußtsein der Interessengemeinschaft, auf der Erinnerung und Hoffnung erfolgreichen Zusammenwirkens.

Im Lauf der Zeiten hat sich durch das, jedem organischen Körper innewohnende Gesetz der Arbeittheilung allmählich eine Kollektivität entwickelt, die mit Familie, Gemeinde und Staat nichts zu schaffen hat: die Berufsgenossenschaft. Unleugbar bilden gemeinsame Ziele, Freuden, Leiden und Gefahren ein Band der Sympathie, das umso stärker werden muß, wenn die Berufsgenossenschaft gleichsam erblich wird, sich zur Kaste oder Klasse entwickelt. Im Verbande der Kaste oder Klasse wird sich das Individuum neuer Pflichten bewußt, die mit jenen der Familie, der Gemeinde, dem Staate gegenüber ursprünglich parallel laufen mögen, gegebenen Falles ihnen aber auch zuwiderlaufen können.

So lange das Klasseninteresse sich nur innerhalb des Staates anderen Klassen gegenüber manifestirt, muß es mit dem patriotischen Gefühle nicht unbedingt in Widerspruch gerathen. Jede der sich gesondert entwickelnden Klassen wurzelt in der Scholle und will sich auf dieser behaupten. Die Erhaltung der Scholle bildet somit ihr gemeinsames Interesse, das nie ganz aus dem Auge verloren werden kann.

Ueberschreitet aber das Klassenbewußtsein die Grenzen des Staates, dann ist die Pflichten-Kollision imminent.

Vor die Wahl gestellt, dem Vaterlande treu zu bleiben oder der Klasse, wird das Herz sich immer für ersteres entscheiden. Abgesehen von der Liebe zur Scholle steht auch der, uns persönlich bekannte Nachbar unserem Herzen näher, als der unbekannte Klassengenosse ferner Länder. Die traditionelle Zusammengehörigkeit aller Stamm- oder Gemeindemitglieder ohne Unterschied der Klasse ist ein tastbarer Körper, eine Thatsache, während die Zusammengehörigkeit mit Klassengenossen anderer Welttheile immer nur ein Rechenexempel bleibt, das auch durch den Kopf nicht unwiderleglich gelöst werden kann.

Immer bleibt es mindestens zweifelhaft, ob der fremde Klassengenosse unser Bewußtsein der Solidarität auch voll und ganz theilt; ob die auch allseitig anerkannte Kollektivität sich als individuelle Einheit anderen Kollektivitäten gegenüber wird behaupten können; während es nahezu als ausgeschlossen erscheint, daß es dieser Kollektivität jemals gelingen werde, jedem Individuum dasjenige zu sichern, woran ihm im Grunde genommen am meisten gelegen ist, nämlich die Möglichkeit, sich selbst und seinen häuslichen Herd unter möglichst vortheilhaften Bedingungen auf heimatlichem Boden behaupten zu können.

Das Band internationaler Liebe ist weit mehr der Liebe Gottes

ähnlich, als jener des Nächsten; Gottes, dem man das Sorgen für die große Gemeinschaft überläßt, während man jenes für die nächstgelegene kleine Gemeinschaft gerne auf sich nimmt.

Hören wir auf die Stimme des Herzens, lassen wir Gründe vermeintlicher Opportunität unserer nicht Herr werden, und wir haben den richtigen Schlüssel zur Lösung des Räthsels gefunden.

In der Hierarchie der Pflichten steht jene der Heimat gegenüber oben an; die Klassenpflicht gehört auf eine weit niedrigere Stufe, vielleicht auch nur in's Fabelland.

Jedes Dogma, wäre es in der Theorie noch so moralisch und weltbeglückend, kann nur destruktiv wirken, sobald es im Gewissen seiner Adepten eine Pflichten-Kollision provozirt, die bestehende Skala der Pflichten in's Schwanken bringt.

Eine Lehre, durch welche die Autorität des Hausvaters in der Familie, des Gemeindevorstandes in der Gemeinde, des Staatsoberhauptes im Staate auch nur fraglich gemacht wird, schadet sowohl der Gesammtheit, als dem Einzelnen; sie schädigt aber auch den für höher gehaltenen universellen Zweck, dem sie dienen will, indem sie den einzigen Faktor vernichtet, mit dem menschliche Institutionen errichtet und erhalten werden können: die moralische Kraft des Individuums, entsprungen aus der Liebe zu der ihm nächstgelegenen Kollektivität.

Gegen solche, zersetzende Dogmen ist das einzelne Individuum nicht immer im Stande sich zu vertheidigen; diese gehören zu jenen Feinden, ja sie sind der gefährlichste gemeinsame Feind, dessen Bekämpfung blos die Gesammtkraft erfolgreich durchzuführen vermag. Caveant consules! Welche weltbeglückende Zwecke sie auch anstreben mögen, das unmittelbare Resultat ihrer Wirksamkeit ist Erschütterung, Zerstörung, ist Revolution. Der sichere Weg vom partiellen zum universellen Fortschritte hingegen ist Evolution, die nicht von außen hinein, nicht von oben herab, nur von innen heraus, von unten hinauf vollzogen werden kann.

Die stufenweise, allmähliche Entwickelung des Einzelnen zum Gesammten kann nur von der Scholle ausgehen; sie ist wie der Baum, dessen Zweige sich nur ausdehnen können, wenn die Wurzeln fest im Boden haften bleiben.

Die welterschütternden Bewegungen aller Zeiten sind von der Kommune ausgegangen und waren nichts Anderes, als der Kampf gegen die bestehende Cliqueherrschaft.

Revolutionen und Kriege wurden durch Letztere provozirt. Individuen und Klassen suchten sich zu Hause von ihren Fesseln zu befreien.

Immer und überall war diese Bewegung dasjenige, was wir heute Sozialismus nennen. Je nachdem sich die herrschende Clique auf eine materielle oder moralische Macht stützte, war auch der Angriff gegen die

eine oder die andere gerichtet, und wir kennen Klassen, Racen und konfessionellen Sozialismus. Gegen den Staat selbst gerichtet war diese Bewegung logischer Weise niemals, da sie ja die Behauptung der Geschädigten im eigenen Lande bezweckte.

Antistaatlich wird die sozialistische oder Klassenbewegung nur, wenn sie mit Leidensgenossen anderer Länder Verbindung sucht und dadurch einen internationalen Charakter annimmt.

Wo immer es einem Staate gelungen ist, durch seine nach außen gesicherten geographischen oder politischen Grenzen, die soziale Bewegung auf das eigene Gebiet zu beschränken, führte selbe zur Klärung, Festigung, ja Entwicklung und Ausdehnung des Staatenthums.

An und für sich sind diese Bewegungen insgesammt nicht nur nicht international, sie sind sogar ganz speciell partikularistisch. Der Schuster und Schneider verficht seine Genossenschafts-Interessen im Allgemeinen; diesen gegenüber verficht er die Gilden-Interessen seiner Gemeinde; und schließlich seine persönlichen Interessen gegen die Gilde, falls er meint, es sei ihm ein Unrecht widerfahren.

Die Klassen- und Lokalinteressen mit einander in Einklang zu bringen, ist eine der Aufgaben, zu deren Lösung der Staat gegründet worden ist, den Staat aus einem Klassen- oder Lokal-Interesse angreifen, heißt somit den Boden unter den eigenen Füßen abgraben.

Die Aufgabe des einzelnen Mannes, der einzelnen Gilde, Klasse und Gemeinde ist es, anzugeben, wo sie der Schuh drückt; die Aufgabe des Staates ist es, dieser Angabe sein Ohr zu leihen, Mittel der Abhilfe zu finden und anzuwenden.

Individuum, Gilde, Klasse und Gemeinde werden ihre Klage selbstverständlich gegen jene richten, von denen sie unmittelbar geschädigt zu werden meinen. Daß der Grund dieser Schädigung tiefer liegen mag und nicht durch Sanirung der Symptome geheilt werden könne, fällt ihnen nicht bei. Blos die Gesammtheit ist in der Lage, dies zu erkennen.

Bei erhöhtem Brotpreise kehrt sich der Unwille des Publikums gegen den Bäcker; der Bäcker entschuldigt sich mit dem erhöhten Preise des Mehls, Brennmaterials, der Miethe, des Taglohnes und klagt diejenigen seiner Nachbarn an, von denen er meint, sie profitirten daran. Der Produzent entschuldigt sich mit der Vertheuerung der Produktion, der auswärtigen Konkurrenz, der großen Staatsabgaben und sucht bei der Staatsregierung Sanirung dieser Uebelstände.

Die Staatsregierung darf nicht dasselbe Lied anstimmen und sich mit der Zwangslage entschuldigen, in die sie internationale Verhältnisse versetzt haben, — sie hat diese zu beheben.

Das Feld internationaler Thätigkeit gehört ausschließlich dem Staate an, er darf dies nicht dem Sozialismus überlassen.

Als Mittel, um sich und die Seinen in der Staatengesellschaft

zur Geltung zu bringen, hat dem Staate der vereinigte Wille der Staatsangehörigen zu dienen.

Aus diesem Grunde dürfen die einzelnen Klassen und Gegenden sich nicht gegenseitig lahmlegen durch einen Kampf auf Leben und Tod, sie müssen mit einander und mit der Staatsmacht darüber handelseinig werden, wie allen von außen drohenden Gefahren am wirksamsten begegnet werden könne.

Dies ist die Aufgabe einer gesunden sozialistischen Bewegung.

Von der Kommune ausgegangen, hat aber die sozialistische Bewegung den Staat übersprungen, sich der Internationale in die Arme geworfen, und dennoch ist gerade der Staat das einzige ersprießliche Feld ihrer Thätigkeit. Ja, wir wagen die Behauptung aufzustellen, daß der ideale Staat die Verwirklichung aller gesunden sozialistischen Träume bedeutet.

Was anderes ist der gesunde Sozialismus, als die Anerkennung des Doppelprinzipes: Einer für Alle und Alle für Einen? Was anderes ist der ideale Staat?

Um aber nicht Utopien nachzujagen und nicht als gesellschaftsfeindlich zu erscheinen, darf der Sozialismus kein anderes Ziel verfolgen, als die möglichste Hebung der ökonomischen Lage der Gesammtheit der Sozietäre, d. h. die Erzeugung des möglichsten Quantums Blutes im Gesammtorganismus nebst der Herstellung der möglichst vollkommenen Blutzirkulation.

Da die einzelnen Organe verschieden sind und einer verschiedenen Menge Blutes bedürfen, um gehörig zu funktioniren, ist der richtig verstandene Sozialismus weit davon entfernt, Apostel des Gleichheitsschwindels zu sein. Der Wald kann nicht gedeihen, wenn der Eiche nicht mehr Bodensaft zugestanden wird als dem Grashalme.

Die Hauptaufgabe des Sozialismus besteht darin, zu bewirken, daß keine Kraft des Menschengeschlechtes und des ihm von der Vorsehung zur Verfügung gestellten Erdballes unbenützt bleibe und unnütz vergeudet werde.

Seine Thätigkeit richte sich somit in erster Linie gegen die Schmarotzerpflanzen, durch deren Gewebe alles Lebensfähige und Wünschenswerthe unerbittlich erstickt werden muß.

Für Staaten, die bereit sind, diesem Krebsschaden gesellschaftlichen Wohlseins auch ihrerseits den Krieg zu erklären und dessen Vertilgung in Verbindung mit anderen Staaten auf internationalem Wege anzustreben, kann der Sozialismus zum mächtigen, willkommenen Bundesgenossen werden, während er für diesen den geeignetsten Boden zur Erreichung seiner kühnsten Träume bietet; die Kommune ist hierfür zu klein, das Weltall zu groß.

Der Sozialismus hat, um nicht verkannt und durch ihm verwandte Bestrebungen verurtheilt zu werden, den heute bestehenden Staat jedweder Form gänzlich aus dem Spiele zu lassen. Um seine großen, weltbeglückenden Ziele zu erreichen, muß der Sozialismus sich sorgfältig davor hüten, von welterschütternden, gesellschaftsfeindlichen Bewegungen rein negativer Natur in's Schlepptau genommen zu werden. Wie den Staat, so hat er auch das Uti possidetis zu respektiren, wo und wie er es vorfindet. Sein Auge sei nicht auf die Vergangenheit gerichtet, sondern auf die Zukunft. Er hat nicht Rache zu üben für vergangene Unbill, sondern dahin zu trachten, daß solche fortan verhütet werde.

Mit einem Worte: er hat zu bauen und nicht zu zerstören; er hat dafür zu sorgen, daß Jedermann ein Huhn in seinem Topfe finde, aber beileibe nicht den Topf zu zerbrechen, der mehr als ein Huhn enthält.

So aufgefaßt ist der Sozialismus nichts Anderes als Soziologie, jene Wissenschaft, die alles Denken und Trachten vergangener Zeiten auf den einen Punkt konzentrirt: die Menschen sich erkennen und vertragen zu lehren, der Menschheit die Möglichkeit zu bieten, sich des Lebens auf heimatlichem Boden zu erfreuen.

Diesen heimatlichen Boden in den vertheidigungsfähigen, abgegrenzten Staaten zu erkennen, ist die einzig gesunde Auffassung, wenn auch der Staat seinen Angehörigen nicht alles dasjenige zu bieten im Stande sein mag, dessen sie zum Leben bedürfen, oder was an Lebensfreude sie zu gewinnen wünschen.

Durch die Erweiterung des Horizontes darf nicht die anerkannte Abgrenzung der Menschheit in Staaten bedroht werden, sie hat blos dazu zu führen, die Welt unseren ökonomischen Aspirationen zu eröffnen.

Der politische Patriotismus bleibe nach wie vor unsere vornehmste Pflicht; die Staatsbürgerschaft soll sich nicht zur Weltbürgerschaft entwickeln, die konkrete Liebe des Nächsten hat nicht in der abstrakten Liebe Gottes aufzugehen.

Nichts soll internationalisirt werden außer die Messe; aus dem Staatsmarkt werde ein Weltmarkt.

Der Staat hat ein Bollwerk seiner Konsumenten zu werden, darf sie daher nicht hindern, die ihnen nöthige oder als wünschenswerth erscheinende Waare dort zu beschaffen, wo selbe am besten und billigsten zu erlangen ist.

Das Gemeingut der Menschheit, die Erde, sei auch die Gesammtmesse ihrer Produkte.

Der Bürger jedweden Staates möge auf dieser nach Belieben kaufen und verkaufen, was er zu Hause nicht kaufen oder verkaufen kann.

Eine der großen Aufgaben der Soziologie d. h. des wissenschaftlich betriebenen Sozialismus besteht darin, den Nachweis zu liefern, daß der

Partikular-Reichthum eines Staates vom Gesammtreichthum aller Staaten bedingt ist, und dieser von der Größe der Transaktionen auf der Weltmesse; ferner, daß es zum Verkaufen auch des Käufers bedarf, und daß der Reiche mehr kauft, als der Arme, was nicht nur vom Individuum gilt, sondern auch vom Staat.

Die Soziologie muß uns erkennen lassen, daß man nicht blos durch Erwerben reich wird, sondern auch durch Ersparen; daß möglichst billig zu kaufen, Ersparniß ist, während möglichst theuer zu verkaufen, es nicht ist, wenn man zugleich auch theuer kaufen muß. Daß man für die Waare nicht mehr geben soll, als sie werth ist, aber auch nicht weniger. Letzteres darum nicht, weil auch der Verkäufer, dessen wir immer bedürfen, erhalten werden muß.

Die Aufgabe des Sozialismus besteht darin, die theoretischen Lehren der Soziologie zur praktischen Durchführung zu bringen. Dies Ziel kann aber nicht dadurch erreicht werden, daß irgend ein Verkehr, z. B. der zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, gewaltsam gehemmt wird, sondern dadurch, daß die irgendwo entstandene Blutanstauung sich auf natürliche Weise verlaufe, was auch regelmäßig eintrifft, wenn nicht aus Ungeduld operativer Eingriff erfolgt ist.

Solche Blutanstauungen aber sind das Resultat des großen und kleinen Wuchers; diesen werde entgegengetreten, soll das Uebel an der Wurzel geheilt werden.

Bis jetzt hat sich der Sozialismus hauptsächlich mit der Aufgabe befaßt, dem Arbeitnehmer bei jeglicher Produktion den Löwenantheil zu sichern. Hinfür richte er sein Auge auf die Sicherung der möglichst billigen und entsprechenden Konsumtion; er trachte diese durch die Gesellschaft zu erreichen und verlange vom Staate nur, daß er nicht hindernd in den Weg trete.

Der Kampf um den Löwenantheil am Gewinne öffnet die Schleusen mannigfacher Interessen- und Pflichten-Kontroversen. Der Kampf um Erreichung von Verhältnissen, in denen Jedermann sich zu Hause am Leben erhalten und des Lebens erfreuen könne, ist ein Kampf um das individuelle und gemeinsame Dasein zugleich, läßt daher das Bewußtsein der Pflicht gegen sich selbst und gegen den Staat geradezu als identisch erscheinen.

Der Erhaltung dieses Bewußtseins hinderlich sind nur jene Kräfte, die sich zwischen das Individuum und den Staat hineindrängen, um mit Beiden Wucher zu treiben.

Wo Individuum und Staat sich gegen diesen Eindringling nicht verbinden, müssen sie schließlich zu Gegnern werden; der Weg zum Tollhause der Pflichten-Kollision und somit zum Ruin ist betreten.

* * *

Unter Wucher verstehen wir jede Leistung, die eine ihren Werth übersteigende Gegenleistung forbert.

Wir theilen ihn ein in den kleinen und großen Wucher, je nachdem er national ist oder international.

Die Aeußerungen des kleinen Wuchers in ihrem vollen Umfange aufzuzählen, würde Folianten anfüllen. Wir wollen uns auf die Anführung einiger besonders schädlicher und landläufiger Abarten desselben beschränken.

Der kleine Wucher hat die Eigenheit, sich wie die moderne Krankheit „Influenza" an den wundesten Stellen des Organismus zu vergreifen. Wo die Noth am größten, dort ist der Wucher am nächsten.

Die Volkswirthschaft, anstatt das Uebel vorauszusehen und dem Wucher vorzugreifen, hinkt ihm gewöhnlich erst nach, wenn er bereits massenhafte Opfer gefordert hat.

Der durch Joseph an Pharao ertheilte Rath, in den sieben fetten Jahren für die sieben mageren Jahre Vorsorge zu treffen, ist auch heute das einzig richtige ökonomische Dogma.

In der Theorie allgemein anerkannt, wird es in der Praxis meist nur von Einzelnen angewandt und im höchst persönlichen Interesse ausgebeutet.

Daß der Preis der Waare durch das Verhältniß zwischen Nachfrage und Angebot geregelt wird, ist selbstverständlich. Unverstand jedoch ist es, dies Verhältniß dem Zufall oder der Einzelwillkür zu überlassen.

Bei der Verständigungs- und Verkehrsleichtigkeit unserer Zeit kann der wahrscheinliche Bedarf eines Artikels an diesem oder jenem Ort rechtzeitig erkannt und von anderen Orten zugeführt werden. Es bedarf nicht einmal der künstlichen Aufspeicherung, die Natur sorgt selber dafür, daß irgendwo Ueberfluß herrsche an einem Gute, das anderen Ortes entbehrt wird.

Mit der rechtzeitigen Erkenntniß der größeren Nachfrage hier, des höheren Angebotes dort und mit der Beförderung der Waare Wucher zu treiben, ist aber eine der beliebtesten Gepflogenheiten der Streber nach persönlichem Reichthum.

Wo Mangel an Lebensmitteln, Kohle, Arbeitskraft, Kapital oder auch nur am landläufigen Werthzeichen sich fühlbar macht, sind sofort tausende von geschäftigen Vermittlern bei der Hand, um der Noth abzuhelfen und dabei für sich nicht nur Reichthum, sondern auch Ehren einzuheimsen.

Dagegen hat die nationale und internationale Gesammtwirthschaft es noch nicht dahin gebracht zu verhindern, daß z. B. in den beiden ausgedehntesten Staaten der Welt: Großbritannien und Rußland, periodisch mit erschreckender Regelmäßigkeit Tausende von Staatsangehörigen dem Hungertode zum Opfer fallen.

Welche Rolle hierbei der kleine Wucher spielen mag, ist u. A. daraus ersichtlich, daß es in gewissen Gegenden des civilisirtesten Welt-

theiles, Europas, eine alltägliche Gepflogenheit ist, dem Bauer zur Zeit des Säens einen Sack Getreide zu borgen und von ihm nach der Ernte zwei Säcke des Erträgnisses einzufordern.

Noch schlimmer als die Ausnützung bestehender Noth ist aber deren Provozirung, durch Schaffung künstlicher, oft gemeingefährlicher Bedürfnisse. Wie viel Brot wird den armen Arbeiterfamilien z. B. durch aufdringliches Angebot von Alkohol nicht entzogen!

Und erst die tausenderlei, durch Gewohnheit, ja oft durch Gesetz etablirten Institutionen, an denen, wie an Dornhecken, immer ein Büschel Wolle hängen bleiben muß!

Was Anderes als eine solche Dornhecke ist u. A. der so häufige Appell an die Privatwohlthätigkeit.

In einem geordneten Staatshaushalte sollte es für diese überhaupt keinen Raum geben.

Was der Einzelne für die Bedürfnisse der seinem Herzen Nächstgelegenen, für Familie, Hausgenossen, Nachbarn nicht zu leisten vermag, ist Sache des Staates, der für seine Selbsterhaltung und allseitige Pflichterfüllung berechtigt ist, Opfer vom Staatsangehörigen zu heischen, aber auch nur für diese.

Was man für das Wohlbefinden seiner Nächsten leistet, ist kein Almosen, es ist eine unserem Herzen geläufige Pflicht; was für unbekannte mehr oder weniger entfernte Hilfsbedürftige beansprucht wird, ist eine indirekte Steuer, ist Wucher, und zwar Wucher in doppeltem Sinne.

Man entzieht hiermit dem Individuum den Sparpfennig, dessen er für sich und die Seinen bedarf, und veranlaßt ihn gleichzeitig, ein Kapital an vermeintlicher Tugend anzusammeln, durch das er sich von der Erfüllung wirklicher Pflichten loskauft.

Man treibt Wucher mit seinem moralischen Bewußtsein, man provozirt in ihm den Konflikt zwischen wirklichen und vermeintlichen Pflichten.

In dieses Kapitel gehört auch die oft betonte Unterstützung des Kleingewerbes, das garnicht anders bestehen kann, als durch Wucher. Die Konkurrenz mit der billigeren Massenerzeugung wäre garnicht möglich ohne Ueberhaltung des Käufers.

Lebensfähig und zweckdienlich ist das Kleingewerbe blos, wenn es in direktem Dienstverhältniß zum Konsumenten steht: Hausschneider, Hausschmied rc., gleich dem Kammerdiener, Kutscher, Koch rc.

Der Konsument im Allgemeinen soll kaufen dürfen, wo er am besten und billigsten bedient wird. Eine Produktion, die nur künstlich erhalten werden kann, ist ungesund, sowohl für den übervortheilten Konsumenten als auch für den Produzenten, der von nützlicher Beschäftigung abgezogen wird, um Ueberflüssiges zu erzeugen.

Je mehr das Individuum veranlaßt wird, seine Arbeit oder sein Geld

in Erfüllung fiktiver Pflichten zu zerbröckeln, um desto weniger bleibt ihm übrig zur Erfüllung wirklicher Pflichten, u. A. auch jener dem Staate gegenüber.

Wenn das Erzeugen und Verkaufen überflüssiger Produkte das Einkommen dieser oder jener Klasse vorübergehend auch fördern mag, das Ersparen wird dadurch für alle Klassen erschwert, und auch erschwert für die Gesammtheit der Klassen, den Staat.

Einer der beliebtesten und landläufigsten kleinen Wucher ist ferner jener der Brotherrn mit den Dienstboten und umgekehrt. Die Folge hiervon ist die heute so allgemeine, auch schon allen Witzblättern geläufige Dienstboten-Kalamität. Der geschädigtere Theil ist unstreitig der Dienstgeber, aber auch dem Dienstnehmer ist mit dem gegebenen Verhältniß wenig gedient.

Während einst, zur Zeit patriarchalischer Institutionen, beide Klassen gleichsam miteinander verschmolzen, sich gegenseitig förderten, erscheinen sie heut als Gegner, wo nicht als Feinde.

Die Ausdrücke „Unser Haus, unsere Kinder, unser Stall" u. s. w. sind aus dem Diener-Wörterbuche beinahe gänzlich gestrichen. Und dennoch bezeichnen diese das einzig richtige Verhältniß. Nicht durch einseitige Vertheidigung der Klasseninteressen kann der alte Standpunkt wieder gewonnen werden, dies ist nur durch Anerkennung ihrer Solidarität, des Bestehens gegenseitiger Pflichten möglich.

Wenn der Dienstgeber den Diener nur als Maschine behandelt, ohne sich um seine Empfindung zu kümmern, so schädigt er sich und ihn. Nebenbei gesagt, belügt er sich auch, denn es ist in der menschlichen Natur gelegen, diejenigen zu lieben, mit denen man stündlich verkehrt, und Gegenliebe von ihnen zu heischen.

Als Maschine, muß der Diener trachten, aus seiner Leistung möglichst großen persönlichen Nutzen zu ziehen. Wenn er in seinem Verhältniß dem Dienstgeber gegenüber nichts Anderes erkennen kann, als das Mittel zur Befriedigung augenblicklicher Lebensbedürfnisse, wenn er mit der Möglichkeit rechnen muß, ohne eigene Schuld jeden Augenblick entlassen zu werden, dann ist es nur natürlich, daß er, unbekümmert um die Interessen seines Brotherrn, mit diesem nach Kräften Wucher treibt. Und dieses Bestreben wird gefördert durch eine der unmoralischen Gepflogenheiten der Neuzeit, durch die von Lieferanten dem Diener gewährten Prozente aller bei ihnen bestellter Waare.

Ohne sich für untreu zu halten, trachtet der Diener seinen Herrn möglichst viel ausgeben zu lassen, um möglichst große Trinkgelder einzuheimsen. Seine Interessen stehen somit in direktem Gegensatze zu jenen seines Brodherrn, und vor die Wahl gestellt, für sich und die Seinen zu sorgen oder aus Pflichtgefühl treu zu sein, wird er dem Instinkte der Selbsterhaltung folgen.

Andererseits treibt der Dienstgeber Wucher mit dem Dienstnehmer, von dem er Treue und Anhänglichkeit verlangt, ohne sie zu erwidern, daher eine Leistung, die viel höher ist, als die Leistung des bedungenen Lohnes.

Betrachten wir nunmehr auf's Geratewohl einige der vielen im Staate gesetzlich bestehenden Institutionen, durch welche mit dem Staatsbürger Wucher getrieben wird, z. B. die Rechtspflege.

Ueber Recht und Unrecht zu entscheiden, ist Sache von der Staatsregierung ernannter Richter.

Man sollte meinen, der auf Grund gut bestandener Prüfungen ernannte Richter sei allein berechtigt und verpflichtet, im Rechtsstreite zweier Parteien nach bestem Wissen und Gewissen die Entscheidung zu treffen.

Nun hört man aber täglich diesen oder jenen Rechtsanwalt sich dessen rühmen, daß es ihm durch Spitzfindigkeit und Rednergabe gelungen sei, irgend einen verzweifelten Prozeß zu gewinnen.

War die Sache gerecht, dann hätte der Richter in seinem Sinne entscheiden müssen auch ohne seine Intervention. War sie ungerecht, dann ist sein Sieg ein Verbrechen!

Der sich als geschädigt erachtende Theil hat sich somit nicht nur gegen den Schädiger zu vertheidigen, sondern auch gegen einen talentvollen Anwalt, dem es gelingen mag, den Gerichtshof zu einer Ungerechtigkeit zu überreden.

Selbstverständlich unterzieht der Anwalt, ce défenseur interessé du grossissement des frais de justice, wie ein vielverbreitetes Blatt ihn richtig bezeichnet, sich dieser Mühe nicht umsonst, er läßt sich durch seinen Klienten bezahlen und wuchert mit ihm.

Wo bleibt da das stolze Bewußtsein des Bürgers, einem Rechtsstaate anzugehören, wo das Pflichtgefühl diesem gegenüber?

Nicht minder geeignet, den friedlichen Bürger der Ausbeutung einer Berufsgenossenschaft preiszugeben, ist die, von Staatswegen so häufig aufgedrungene ärztliche Hilfe.

Da müßte doch mindestens vorher das gesammte Sanitätswesen verstaatlicht werden, der Staat die Garantie dafür übernehmen, daß der Kranke im Sinne erprobter Wissenschaft überall und immer nach bestem Wissen und Gewissen gepflegt wird.

Kann heute der Staat diese Garantie übernehmen? Kann er verhindern, daß die ärztliche Clique theils aus Ueberzeugung, theils aus schablonenhafter Tradition, zum größten Theile aber, um ihre Unentbehrlichkeit zu dokumentiren, Gifte verabfolge, die nach Aussage gewissenhafter Aerzte täglich mehr Leben kosten, als die ärgsten Epidemien?

Schon ist eine große Minorität, vielleicht sogar die Majorität der Menschheit der verschiedenen, sich meist widersprechenden und bekämpfenden,

sogenannten wissenschaftlichen Theorien überdrüssig, zum Instinkte der Abwehr gegen medikamentale Ingerenz zurückgekehrt und hat sich der schaffenden und erhaltenden Mutter Natur vertrauensvoll an die Brust geworfen.

In ihrer Wucherexistenz bedroht, wendet sich nunmehr die Clique der Aerzte und Apotheker an den Staat um Hilfe in der Noth, und der Staat hat nichts Eiligeres zu thun, als kraft seiner höchsten Autorität diesen Schmarotzerpflanzen das Vorrecht zu ertheilen, die gesunde Lebenskraft der Bäume zu ersticken, ihre Säfte zu eigenem Nutz und Frommen zu absorbiren. Nicht einmal auf eigene Manier zu sterben, wird dem bevormundeten Bürger gestattet, er muß sich auf eigene Kosten dem Verdikte sogenannter Jünger der Wissenschaft auf Gnade und Ungnade unterwerfen, blos weil sie ihre Staatsprüfungen mit mehr oder weniger Erfolg bestanden, daher den Nachweis ihres Talentes zum Büffeln geliefert haben. Ob dies Büffeln zum wirklichen Können geführt hat und besonders zum ernsten, pflichttreuen Wollen, darnach wird nicht gefragt.

Zweifellos ist der Staat berechtigt und verpflichtet, seine Angehörigen gegen die Verbreitung ansteckender Krankheiten, selbst gegen den Willen Einzelner zu schützen; er ist berechtigt und verpflichtet, die irgendwo zu Tage getretenen Wahrheiten auf sanitärem und hygienischem Gebiete zu Hause verbreiten zu helfen; der bestehenden ärztlichen Clique aber das Privilegium zu ertheilen, auf Grundlage einstiger, häufig falscher Theorien, oder noch unerprobter neuer Erfindungen über Leben und Tod der Patienten nach Gutdünken zu verfügen, dazu ist der Staat weder berechtigt noch verpflichtet.

Und wie steht es um den heute so allgemein beliebten Schulzwang.

Die Möglichkeit, sich zu unterrichten, werde einem jeden Bürger geboten. Der Staat ist berechtigt und verpflichtet, seinen Angehörigen den Konsum internationaler Wissenschaft und Kunst aus voller Kraft zu ermöglichen und zu erleichtern.

Diesen Konsum zu erzwingen, ist er nicht berechtigt. Besonders nicht berechtigt ist er, dem Bürger eine nationale, daher beengte, wenn auch traditionelle Wissenschaft und Kunst aufzuoktroyiren; er ist nicht berechtigt, das Ergreifen dieses oder jenes Erwerbszweiges an die Bedingung zu knüpfen, diese oder jene Schule besucht und x-beliebige Prüfungen bestanden zu haben.

Der Schulzwang ist in vielen Fällen nichts Anderes, als das Preisgeben der Jugend zu Gunsten der Professoren-Clique, die oft kein anderes Interesse im Auge hat, als die Erwerbung besserer Plätze im Staate von ihrer Sanktion abhängig zu machen, somit die Herrschaft über die nächste Generation für sich zu sichern.

Daß der Staat eine Befähigungskontrole ausübt über alle Jene, die in seinen unmittelbaren Dienst treten wollen, ist völlig motivirt, auch

daß er durch Erschwerung der hieran geknüpften Bedingungen trachtet, die Schaar der Kandidaten zu vermindern; aber Jünglingen, die eine selbstständige Laufbahn betreten wollen, gleichfalls Fesseln anzulegen, sie zur Erlangung von Kenntnissen zu zwingen, die sie im Leben niemals werden verwerthen können, ihren geistigen Fähigkeiten Gewalt anzuthun, durch die sie gar oft beengt, wenn nicht. vernichtet werden; das ist ein Eingriff in das Selbstbestimmungsrecht des Bürgers und ein Hemmschuh der individuellen Initiative, deren Auftreten im Interesse der Gesammtheit, des Staates, nicht eifrig genug unterstützt werden kann.

Uebrigens wurde diese alte Dryasdust-Theorie durch den Parlamentarismus in die Rumpelkammer verwiesen, da man als Deputirter Minister werden kann, ohne jemals eine Prüfung bestanden zu haben.

Die Sorgfalt des modernen Staatenthums äußert sich allenthalben gegen die Uebergriffe des einzelnen Individuums, seien sie gegen die Freiheit anderer Individuen, seien sie gegen die alleinseligmachende Kommunalmacht gerichtet.

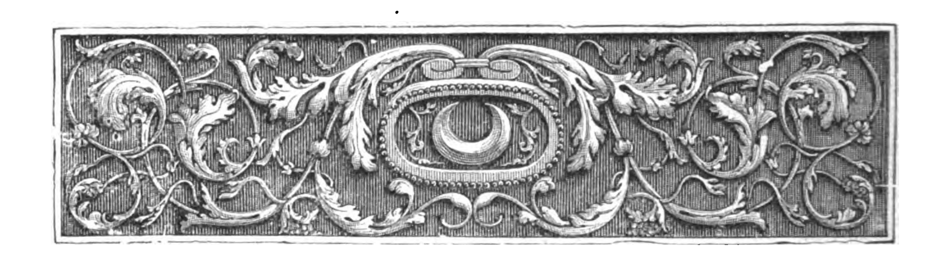
Der einzelne Räuber, Dieb, Betrüger ꝛc. und der einzelne unmenschliche Haustyrann wird gerichtlich verfolgt; allerdings nicht selten auch der selbstständige, ehrliche und verständige Mann, der sich und die Seinen schablonenhaften Gesammtbestimmungen entziehen will, ohne damit irgendwie zu schädigen.

Handelt es sich aber um eine Genossenschaft, eine Clique, die anscheinend eine Stütze des Staates ist und der Genossenschaft, in Wirklichkeit aber nur darauf ausgeht, Beide auszunützen; dann kreuzt die Staatsmacht ihre Arme, wäscht ihre Hände in Unschuld, ja in den meisten Fällen benützt sie ihre Autoritat lediglich dazu, das Individuum daran zu verhindern, sich selbst gegen deren Mißbräuche zu schützen.

Wenn aber das Individuum überall und immer auf Selbstvertheidigung angewiesen ist, wenn es im Staate höchstens ein Hinderniß der Selbstvertheidigung zu erkennen vermag, dann ist es nicht zu verwundern, daß der Staat ihm schließlich als eine mindestens überflüssige Institution erscheint.

(Schluß folgt.)





Biti.

Eine Haremsgeschichte.

Von

Kerimée Hanoum.

— Schloß Schmerwitz (i. d. Mark). —

So alt wie das Leid — ist das Sehnen nach „Glück“. —

Der Refrain dieses klagenden türkischen Liedes klang süß und wehmüthig aus dem Innern eines „Harems“, des Harems der alten „Senab Hanoum“, eines türkischen Palastes, der in Stambul der ägyptischen Prinzessin Senab Hanoum gehörte! —

Eine süße, weiche Stimme war es, die da sang! —

Unwillkürlich blieb Prinz Hassan, der erst gestern aus Deutschland angekommen war, wo er in einem der Garde-Regimenter des deutschen Kaisers Dienst that, stehen — und lauschte!

Der „Selamlik“, d. h. die Herrengemächer waren durch lange mit hohen Bogenfenstern erhellte Gänge mit dem „Harem“ seiner Tante Senab Hanoum, die Wittwe war, verbunden.

In Entfernungen von zwei Meter waren verschiedene golddurchwirkte Portièren angebracht, vor denen Eunuchen gelangweilt auf und abschritten, die Haremsthüren zu bewachen!

Den Schlüssel an goldener Schnur aber hatte der Obereunuche.

Wieder klang es süß und klagend durch den Mittelgang: „So alt wie das Leid ist das Sehnen nach Glück“.

Prinz Hassan schritt langsam weiter und winkte den Eunuchen heran.

„Wer singt da?“ herrschte er ihn an.

Der Schwarze verbeugte sich vor seinem jungen Herrn und antwortete lächelnd:

„Die schöne Pervinée — die Lieblingssklavin de Son Altesse Senab Hanoum!“

Ist sie bei meiner Tante? Ewed Effendim?"

„Ja wohl, Herr!"

„Seit wann ist sie hier?"

Seit vier Wochen, Effendim Senab Hanoum kaufte sie und gab sie in ihr Sängerinnenchor" —

„Pecci! Pecci! gut! gut! — Melde mich bei meiner Tante und frage, ob sie mich jetzt empfangen will!

Der junge Eunuch lächelte verständnißinnig, als er sein „Wie Hoheit Effendim befehlen" murmelte, verbeugte sich tief und verschwand eiligst und geräuschlos hinter der ersten dunkelroth und golddurchwirkten Portière!

Prinz Hassan ging sinnend in seine Gemächer zurück! Er, der von Blume zu Blume flatterte im Aus- und Inlande, war seltsam bewegt durch die süße Stimme! Seine Neugierde war auf's Höchste gereizt. — Er mußte diese Sklavin — diese Sängerin sehen!

Er steckte sich eine Cigarette an, warf sich auf den schwellenden Divan und verfolgte träumenden Auges die blauen Ringe, die sich lustig kräuselnd mit dem Parfüm von Sandelholz vermischten, das von einem Mangel (türkisches Kohlenbecken zum Heizen) seinen Rauch emporsandte und den Salon eigenartig durchduftete. Vor dem Mangel kniete eine blutjunge Sklavin mit langen blonden Zöpfen und schürte mit silberner Zange, das Sandelholz und die Kohlen vermischend, das Feuer! Ab und zu blickte das junge sechzehnjährige Ding, das zu seiner Bedienung bestimmt war, schelmisch und verschämt zu seinem Herrn hinüber! — doch der beachtete sie ebensowenig wie seinen Hund, einen niedlichen Foxterrier, den er sich aus Deutschland mitgebracht hatte, und der ihn ab und zu mit seiner Pfote kratzte, wie um ihn zu erinnern, daß er auch noch da sei.

„Alt wie das Leid ist das Sehnen nach Glück," klang es ihn immer wieder im Ohr, und als Halill, der Eunuch, meldete, Senab Hanoum erwarte ihn, sprang er sofort auf, strich sich mit der feinen weißen Hand hastig durch das dunkle Haar und folgte dem Eunuchen auf dem Fuße. —

Durch lange, lange Korridore, durch verschiedene Portièren und Thüren ging's.

Alle öffneten sich geräuschlos vor ihm, bis er zur letzten Thür gelangte, vor der der Ober-Eunuche, ein schwarzer, starker Mann, geschmückt mit großem Ordensbande, stand!

Der Obereunuche mit Ordensband? — Das bedeutete Fest im Harem seiner Tante! d. h. nur ihr Tänzerin- und Sängerchor konnte anwesend sein, keine fremden türkischen Damen! — sonst hätte der Prinz selbst als Senior der Familie, als Erbe Senab Hanoums, nicht der Sitte gemäß in den Harem gedurft. Er erbte allerdings einst die schier unermeßlichen Reichthümer und Besitzungen seiner Tante — aber auch deren Harems, bestehend aus 500—600 Bediensteten und Frauen, mit der Verpflichtung,

alle so weiter zu halten, wie sie bei Lebzeiten seiner Tante gehalten worden waren!

Er mochte wohl daran gedacht haben, als ihn der Eunuch so unterwürfig schon als künftigen Herrn und Besitzer bezeichnete. Verlockend war diese Zugabe für den Prinzen nicht, denn es gab mehr alte Frauen als junge in Senabs Harem.

Die alten waren die Frauen und Odalisken seines verstorbenen Onkels, des Mannes der Senab Hanoum, und mußten einst von ihm gehalten werden wie bei Lebzeiten des Onkels.

Sie behielten nicht allein ihre Bedienung, eine Anzahl Zimmer und Eunuchen, jede ihre Equipagen und aparte Küche, sondern sie hatten auch Anspruch auf eine reichliche Apanage.

In solchen großen Harems ändert der Tod des Besitzers eben nichts. Im Gegentheil, die Frauen genießen ein wenig mehr an Freiheiten, sind aber keiner, nicht der geringsten Einschränkung unterworfen. Der Erbe erbt sie mit — mit allen Lasten eines Harems, nur mit dem Unterschied, daß er wenig Freude oder Vergnügen an den alternden und alten Frauen hat, die, anspruchsvoll und verwöhnt, ihre Rechte geltend machen. Sehen und empfangen aber braucht sie der Haremsbesitzer nur am großen „Beiramsfeste“. Sonst leben sie wie Fürstinnen herrschend abgeschlossen in ihren Palais und Gärten, in ihren Kiosks und Lusthäusern!

Die jungen Odalisken kann der Erbe ausstatten und verheirathen — was vielfach geschieht! Dann entlastet er sich derselben für das Alter und kommt mit einer Abzahlung und Ausstattung davon!

Ob Prinz Hassan wohl an das Alles dachte? Er lächelte ab und zu, strich seinen Bart, sah sich in dem mit schönen Stoffen und Teppichen geschmückten Gange wie prüfend um, sah dann, erstaunt aus seinen Beobachtungen aufschreckend, den Obereunuchen an, der sich vergebens mehrere Male verneigt hatte und nun seinen Herrn in die Wirklichkeit zurückrief, indem er ihm, mit einem Sefat gueldiniz (sei willkommen) leise und vorsichtig den goldenen Schlüssel in das Thor steckend, das große goldene Gitterthor öffnete, das die Haremsgemächer vom Selamlik (den Herrengemächern) trennte.

Leise bewegte das Thor sich in seinen Angeln. Alles geht still und geräuschlos bei den Türken zu, im Gegensatz zu den lauten schreienden gestikulirenden Griechen. — Leise, wie von unsichtbaren Händen, ward dann auch die rothe Sammetportière zurückgezogen, die goldenen Franzen und Trodbeln nur klirrten, Prinz Hassan stand in einer maurischen Vorhalle, von deren Kuppel gedämpftes Licht auf schwellende Divans fiel.

Zwei hohe, schlanke Sklavinnen, in lichtblauen Atlas gekleidet, klatschten drei Mal in die Hände, verneigten sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen. Die zweite Portière theilte sich, und nun stand in einem Glanz

von Kerzenlicht der schöne, jugendliche Prinz im Harem seiner Tante. Geblendet legte er die Hand über die Augen.

Das leuchtete, flimmerte, leise Musik zitterte durch den mit Ambra durchdufteten Saal! Tausende von Kerzen auf großen Moscheenkronleuchtern in alten Formen, die von der gewölbten Sternendecke herabhingen, erhellten denselben. Schöne Frauen neigten sich in harmonisch-rhythmischen Bewegungen hin und her.

Prinz Hassan stand einen Augenblick wie gebannt! Lange war er nicht in der Heimat gewesen, und das Geheimnißvolle, der leise die Sinne umfangende Duft, die schönen Frauen- und Mädchengestalten in den herrlichsten golddurchwirkten Gaze-Gewändern, die Hunderte von nackten rosigen Füßchen, die über die Teppiche tanzend schwebten, die offenen wallenden, wie einen Mantel die schönen Gestalten umgebenden Haare, Alles erschien ihm neu, sinnverwirrend, eigenartig.

Da tönte helles Lachen an sein Ohr! Es kam vom Ende des Saales, wo auf einem Thron, unter himmelblauem Sammet-Baldachin, mit Brillanten übersät, eine dicke Frau mit freundlichem Gesicht saß.

Die Tänzerinnen bildeten Spalier, alle die schönen Frauen standen in Reih und Glied, als die Stimme der alten Senab Hanoum ertönte und sie dem Neffen ihr „Sefat geldiniz, chodz geldiniz (sei willkommen, glücklich willkommen), Effendim, in meinem Hause," entgegenrief.

Die Kalfá (Oberhofmeisterin), eine Frau, lang, dünn mit zwei kaum fingerdicken Zöpfen, die mit Perlen durchflochten über ihrer Hirka (Jacke von Brokat) bis auf die Erde reichten — ein Abzeichen ihrer Oberhofmeisterwürde — schritt voran durch die Reihen der Spalier bildenden Sklavinnen und Odalisken. Der Prinz folgte ihr. Mit ihrem großen hohen Stock in der rechten Hand, der mit dickem goldenen Knauf versehen und mit Edelsteinen besät war, klopfte sie ab und zu auf den weichen Teppich, hier und da unbarmherzig ein Füßchen berührend, das sich aus Reih und Glied hervorgewagt hatte.

Vor dem Throne angelangt, verbeugte der Prinz sich tief. Die Kalfa trat zur Seite, winkte mit dem Knauf, und die Sklavinnen schlossen einen Halbkreis um den Prinzen.

Er schritt die Stufen hinauf, kniete nieder, den Saum der Kleider seiner Tante an Herz, Mund und Lippen zu ziehen (der türkisch ehrerbietige Gruß, älteren Familienmitgliedern gegenüber) und ward dann von Senab Hanoum aufgehoben, mit ihren dicken Armen umfangen und zärtlich an ihr Herz gedrückt, so daß das hohe Smaragddiadem und die „elmas" (Edelsteine) bedenklich auf dem Haupte wackelten. Dann nahm sie sein Gesicht in beide Hände, sah ihm zärtlich in die schwarzen Augen, küßte sie und flüsterte: „Allah erhalte Dich weiter so gesund und strahlend, geliebtes

Kind meines seligen Bruders;" alsdann deutete sie auf ein Tabouret von Kissen zu ihren Füßen.

Der Prinz ließ sich gehorsam darauf nieder, küßte die Hände seiner stets gütigen Tante, die ihm so bereitwillig alle Schulden bezahlte und die er wirklich liebte, weil sie von schier unermeßlicher Güte für ihn war.

Ein Wink aus den großen grünen Augen der alten Prinzessin, und eine in weiß Atlas gekleidete Sklavin reichte auf goldenem Tablett dem Gast Cigaretten. Eine andere bot ihm Feuer, eine dritte stellte ein Rauchtischchen vor ihn hin. Leise traten sie dann zurück, erröthend unter den lustigen Augen und dem freundlichen: „tschekur iderim! tschekur iderim!" (danke, danke) des Prinzen.

Die Kalfa klopfte viermal auf den Teppich, die seitliche Portière hob sich, und herein traten die Kaffee-Trägerinnen und Sklavinnen.

Ein hohes schlankes Mädchen schritt voran.

Umwallt von lichtbraunem, offenem Haar, war die Sklavin in rosa Atlas gekleidet. Die rothe Sammetdecke, reich in Gold gestickt, mit langen goldenen Franzen verziert, trug sie der türkischen Sitte gemäß über die rechte Schulter geworfen und dort befestigt.

Dieser Behang bedeckte zugleich ein rundes goldenes Cabaret, auf dem zwei goldene Zarfs (Kaffeeschalen) mit Brillanten eingelegt standen.

Diese Sklavin war begleitet von der Kaffeeträgerin, einer anmuthigen Gestalt, auch in rosa Atlas gekleidet, die auf weißem golddurchwirkten Tuch eine goldene Kaffeekanne von schönster antiker Form trug. Mit den schlanken weißen Händen hielt sie sie hoch empor.

Ihr zur Linken schritt eine lichte Gestalt, förmlich bedeckt, den Rücken bis zu den zarten Füßchen, von goldgelbem Haar.

In ihren lässig herabhängenden Händen hielt sie eine weiche, weiße, goldbordirte Serviette.

Senia Hanoum, die Mittelste, die das mit der goldgestickten Decke bekleidete Cabaret trug, überragte wohl um einen halben Kopf die beiden Anderen. Alle Drei erstiegen sie die Stufen, leise Musik, mit Adlerfedern auf einem zitherähnlichen Instrument hervorgerufen, schwirrte durch den Saal.

Senia beugte ein Knie vor Senab Hanoum, Allie, die Kaffee-Sklavin, goß den duftenden braunen Trank aus der goldenen Kanne in die feine Porzellanschaale, die in dem goldenen, mit Brillanten besetzten Zarf ruhte, und präsentirte den Mokka der alten Prinzessin. Die kleinere Fatme trat zu Senab Hanoum, sie hielt ihr golddurchwirktes Tuch bereit, nebst einer durchschnittenen Citrone auf goldener Schüssel, dienend zur Reinigung der Finger ihrer Herrin.

Dieselbe Ceremonie wiederholte sich dann vor dem Prinzen. Und Prinz Hassan schien das Alles sehr zu amüsiren. Die Feierlichkeit, mit der Alles vor sich ging, die schönen Frauen, die ihn bedienten und denen er ungezwungen zulächelte, die dicke Tante, die so glücklich und wohlgefällig auf ihn herabschaute, Alles war ihm wieder neu und hatte seinen eigenen Reiz für ihn. Er war jung, gesund, feuriges Blut kreiste in seinen Adern, er lebte der Gegenwart voll und ganz, hatte es bisher gethan, sich wenig um Vergangenheit und Zukunft kümmernd! Pflichten — waren ihm ein unbequemes Wort! Sein Leichtsinn war ihm wohl in Deutschland verziehen worden, doch schien es, als ob er an der äußersten Grenze des Wohlwollens angelangt sei!

Man hatte ihm einen Urlaub von einem Jahr bewilligt, wohl um der Verantwortung überhoben zu sein, seine tollen Streiche beschönigen zu müssen.

Bei Hofe wünschte man den liebenswürdigen ausländischen Prinzen, den Kaiserin Augusta sehr gerne hatte, und der viel Geld nach Berlin brachte, zu halten. Das ging aber nur, solange er sich in den Grenzen bewegte, die dies gestatteten, so lange er kein zu schlechtes Vorbild durch Spiel und Frauenabenteuer den Andern gab!

Diesmal hatte man ihn mit ernster Mahnung entlassen und nur die Wiederkehr gestattet, wenn Alles glatt bezahlt werde.

Tante Senab Hanoum ahnte also noch nicht, was ihr vom geliebten Hassan bevorstand; — er wollte es ihr nach und nach langsam beibringen! —

Die Güte der Tante war ja unerschöpflich — hoffentlich ihr Geld auch! —

Mit einem leisen teschekur, schöne Fatme, hatte der Prinz der errötheten Serviettenträgerin die Schaale und Serviette zurückgegeben und wandte sich nun an seine Tante mit der Frage:

„Wer sang vorher den süßen Sang des alten türkischen Liedes, liebe Tante?" —

Senab Hanoum bewegte langsam ihren juwelengeschmückten Kopf hin und her, ihr gutmüthiges Gesicht strahlte vor Vergnügen, und ein liebliches Lächeln verschönte die fetten verschwommenen Züge, als sie sagte: „Das war die Indschü (die Perle) meines Harems, das war Pervinée, sie singt wie ein Vogel, ist süß wie die Liebe und schön wie eine Göttin! — Aber sie singt nur traurige Lieder, ist ernst, sieht wie achtzehn Jahre aus, obgleich sie kaum sechzehn Jahre sein dürfte!"

„Hör auf, Tante, hör auf, ich sterbe vor Neugierde, dies Wunderwesen zu sehen. Du bist verwöhnt und machst Ansprüche — da muß diese Pervinée ja ein Unikum nach jeder Richtung hin sein!"

„Das ist sie nicht, Djanym (meine Seele), vielleicht gefällt sie Dir garnicht auf den ersten Blick.

Mein kozum (Lämmchen) muß man erst kennen, um es zu lieben!"

„Du liebst sie, Tante?

Eine Sklavin?!"

Senab Hanoum wiegte wieder langsam den Kopf hin und her.

„Lieben?" fuhr sie dann fort — „so wie man eben eine Sklavin liebt — ja!!

Ich würde mich grämen, wenn ihr Leids widerführe, denn ich glaube, so kurze Zeit ich sie kenne, noch nie ein so treues, selbstloses Wesen um mich gehabt zu haben; aber sonst bleibt sie eben meine Sklavin!"

„Mon Dieu," seufzte Hassan, „wie paßt diese ernste, traurige Lieder flötende Sklavin denn in Deinen lustigen Harem, Tante?"

„Lustigen Harem!" wiederholte Senab Hanoum und schüttelte sich vor Lachen.

„Hast Recht, Djanym! Hast Recht!" und sie schlug gegen ein Tambourin, das an ihrem Stuhle hing, daß es durch den Saal dröhnte.

Wie mit Zaubermacht öffneten sich aus den Säulengängen alle Portièren und Thüren an den Längsseiten des Saales, und herein schwebte der Tänzerinnen-Chor der Senab Hanoum.

Zweihundert ägyptische Tänzerinnen begannen nun nach den Klängen einer weichen einschmeichelnden Musik, die hinter zwei mächtigen Mouche-Arabies (Wandschirmen) ertönte, in harmonisch-rhythmischen Bewegungen mehr hin und her zu schweben als zu tanzen.

Auf der einen Seite ward der berühmte kylidsch-Tanz (Säbel-Tanz) aufgeführt, auf der anderen Seite tanzten unter der Leitung der Vortänzerin vierzehn- bis fünfzehnjährige Sklavinnen den Shawltanz. Wenn die meist schönen Mädchen, in hellen Atlas gekleidet, mit langen, schleppenden Gewändern, die durch Goldgürtel um die Taille zusammengenommen waren, diese Schleppen aufhoben und in die Gürtel steckten, wenn sie a tempo die Köpfe hintenüberwarfen und den schönen Oberkörper bis zur Erde bogen, fegten die langen Haare wie feines Seidengespinnst hinter ihnen her, und das sah in dem hellen Kerzenlicht ganz bezaubernd aus. Wohl eine halbe Stunde mochten abwechselnd die Tänzerinnen getanzt haben und Prinz Hassan mit Bewunderung den Bewegungen gefolgt sein, als er plötzlich fragte:

„Wo ist nun Pervinée? zeige sie mir!"

„Pervinée?" lachte Senab Hanoum, „die kommt noch lange nicht! **pour la bonne bouche** ganz zuletzt!"

„Ganz zuletzt," wiederholte Prinz Hassan gedankenvoll und spielte nervös an den Ringen, die seine schmale weiße Hand schmückten.

Dann steckte er sich, schon gelangweilt, eine Cigarette an.

Senab Hanoum that dasselbe, und ohne Rücksicht auf die armen Lungen der Tänzerinnen mußten dieselben weiter tanzen, kaum noch beachtet. —

Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden begann es Senab Hanoum zu ermüden, sie winkte ab.

Keuchend, halbtodt, verschwanden die armen Wesen hinter den Portiören, leise, wie sie gekommen waren.

Jetzt wurden in der Mitte des Saales, vielleicht hundert Schritt entfernt vom Throne, große weiche seidene Kissen auf den Teppich gehäuft, ein Instrument wie eine Guitarre aussehend (Kaoum) nebst der Adlerfeder daneben gelegt, und als Senab Hanoum zweimal in die Hände klatschte, hob sich die Portiöre am Ende des Saales. In weiße Seide gekleidet, mit einer Flechtenkrone auf dem feinen Köpfchen und hinten lang herabwallendem goldbraunen Haar erschien eine schlanke, hohe Gestalt, aus deren blassem schmalen Gesichte zwei wunderbar dunkle Augen leuchteten, im Rahmen der Thür."

Der maurische Bogen, in dem sie stand, paßte wunderbar zu dieser feinen biegsamen Frauengestalt, die langsam mit zur Seite geneigtem Haupte zwischen den Reihen der Sklavinnen vorwärts schritt, bis zum Throne Senab Hanoums. Dort beugte sie sich, auf die Kniee sich niederlassend tief hernieder, drückte den Saum der Gewänder an Herz, Lippen und Stirn und erhob sich langsam, ohne auch nur mit einem Blicke des jungen Prinzen zu achten, der sie wie eine Erscheinung anstarrte.

„Kozum," begann Senab Hanoum, „Du sollst uns etwas singen," und sie deutete bei dem Worte „uns" auf den zu ihren Füßen sitzenden Prinzen.

Pervinées große, melancholische Augen sahen ruhig auf den Prinzen, dann senkten sich die langen dunklen Wimpern über diese leuchtenden Sterne — sie trat zurück, und sich tief mit über der Brust gekreuzten Armen vor ihrer Gebieterin verneigend, sagte sie langsam: „Meine hohe Gönnerin hat ihrer Dienerin zu befehlen."

Anmuthig, wie sie gekommen, schritt sie leicht gesenkten Hauptes auf ihre Kissen zu.

Sie kniete nieder, nahm ihre Guitarre in den Arm, berührte einige Mal wie prüfend mit der Adlerfeder die Saiten, hob dann die großen glänzenden Augen zu ihrer Herrin empor und begann mit leiser, süßer Stimme das türkische Lied Ikbal (Glück) zu singen.

> Wer kann Dich fassen, wer kann Dich halten,
> Wer kann den Pfad Dir, Du Glatte, gestalten.
> Licht Salamander und gleißende Schlange;
> Wehe mir, wenn ich Dein Rasten verlange!
> Selig und herrlich Dein flüchtiges Kommen,
> Süßes Begrüßen und Abschied genommen;
> Rasches Begehren und schleichendes Sehnen,
> Jauchzend Beginnen und Ende — mit Thränen —
> Ueberall schweifst Du in tausend Gestalten.
> Wer kann Dich fassen — wer kann Dich halten?"

So klang es mit süßer weicher Stimme herüber, und wie gebannt hingen des Prinzen Blicke an der eigenartigen schönen, jungen Sängerin! Fest hingen die großen klagenden Augen an der Herrin; die feinen Nasenflügel vibrirten in verhaltenem Leid, wie es schien.

Jetzt schwieg Pervinée, und während sie das Köpfchen zum Zeichen des Schlusses vornüberneigte, umhüllten die braunen Goldhaare die ganze feine zarte Gestalt wie ein Mantel.

„Pervinée!" rief Senab Hanoum! „Pervinée! egi tschok, egi tschok memmun oldum! burraja guel!" (Pervinée! gut, sehr gut, ich bin sehr zufrieden, hierher kommen!)

Gehorsam erhob sich Pervinée und trat, sich tief und ehrfurchtsvoll verneigend, vor ihre Herrin, die ihr tattlis (Zuckerzeug) anbot und sie lobte.

Prinz Hassan stand auf, und erregt in das ernste, keusche, so jugendliche Mädchenangesicht schauend, fragte er:

„Du sangest vorher ein ander Lied — auch von Glück — aber der Refrain war ein Anderer.

„O! Pervinées Lieblingslied," lachte Senab Hanoum, „wie ist doch der Refrain? So alt wie das Leid ist das Sehnen nach Glück."

„Ja," rief Hassan lebhaft, „das war's!"

„Gefiel es dem hohen Herrn besser?" fragte Pervinée leise.

„Ja! und doch ist es noch trauriger als das Andere!"

„Für Effendiniz, den hohen Herrn, wohl nicht, denn er kennt doch das Glück."

„Das Glück, mein Kind, ist flüchtig — wer hält es — wer kennt es — hast Du selbst gesungen.

Warst Du in Deiner Kindheit nicht glücklich? bist Du es jetzt nicht?"

„Ich bin zufrieden und dankbar meiner hohen Herrin; was ‚Glück' ist, weiß ich nicht, frei und froh war ich, wenn ich als Kind mit meinen Ziegen in's Feld ziehen durfte, aber wenn ich heim kam, weinte die Mutter; denn Vater hatte sie verlassen! Ich weinte mit, ich liebte die gute Mutter!"

Sie senkte das Köpfchen, und mit den verschlungenen Händen sah sie aus wie ein lieblicher Engel.

„Und dann?" forschte Prinz Hassan eifrig weiter.

„Dann?" sie hob die großen melancholischen Augen zu ihm auf, und den jungen Lebemann durchbebte es wonnig bei dem klaren tiefen Kinderblick, mit dem sie sich in die seinen versenkten.

„Dann," fuhr Pervinée träumerisch fort, „dann wurden wir so arm, daß meine Mutter mich verkaufen mußte! Ich sollte nicht hungern, so kam ich zu meiner hohen guten Herrin, Mutter hungert weiter."

Thränen füllten die großen blauen Kinderaugen.

„Und hast Du keine Geschwister?"

„Nein! sie starben drei an der Zahl an Verrém." (Verrém, Schwindsucht, oft die Krankheit der schönen jungen Tscherkessinnen!)

Prinz Hassan erschauerte.

Er trat dicht vor das schöne Mädchen und fragte mit weicher Stimme: „Sollen wir Deine Mutter kommen lassen?"

„Anam?! anam?! meine Mutter," rief Pervinée, und ihr Gesichtchen strahlte vor Freude, ihre bleichen Wangen färbte heißes Roth, sie war in dem Augenblick so schön mit dem halboffenen Munde, den vibrirenden feinen Nasenflügeln, den großen leuchtenden Augen, daß der Prinz und Senab Hanoum bewundernd auf sie schauten und Prinz Hassan bittend seine Tante ansah.

In ihrer Herzensgüte verstand sie seine und Pervinées stumme Sprache.

Sie winkte die Kalfa heran und befahl, ihrer Sekretärin zu sagen, daß sie unverzüglich schreibe und Schritte thun solle, Pervinées Mutter aus ihrem Heimatlande herkommen zu lassen. Genügendes Reisegeld solle ihr geschickt werden und Reiseroute durch den Konsul.

Die Kalfa verneigte sich schweigend — ein böser neidischer Blick traf Pervinée.

Ueberwältigt von ihren Gefühlen, sank letztere in die Kniee und küßte den Saum des Kleides ihrer Herrin.

Dann erhob sie sich, und auf die Hand Hassans, ehe er's hindern konnte, einen heißen Kuß drückend, sagte sie leise: „Dank! tschoch teschekur iderim — viel, viel Dank dem hohen Herrn."

Prinz Hassan hielt die kleine weiche Hand fest in seiner nervigen Hand — Pervinée stand verwirrt da, helles Roth stieg ihr bis in die Haare unter dem heißen Blick des Prinzen — Senab Hanoum lachte leise, als Hassan sagte: „Willst Du mit mir zusammen das ‚Glück' suchen?"

„Kennt mein hoher Herr es nicht?"

„Nein! nein!" und Prinz Hassan hielt immer noch die kleine heiße Hand und fragte wieder:

„Wollen wir es zusammen suchen, Dein Glück?"

„Mein Glück!" sie erschauerte und sah auf ihre Herrin, die gütig sagte: „Antworte! ich habe nichts dagegen!" da neigte Pervinée ihr Köpfchen und flüsterte leise:

„Ich will — mein hoher Herr."

Sie ahnte nicht, das unschuldsvolle Kind, was ihr bevorstand; vielleicht wenig Monden — des Glücks? dann lange, lange Jahre des Wehs.

Vielleicht auch nicht!

Prinz Hassan, leidenschaftlich die kleine Hand pressend, sagte zu Senab Hanoum gewendet:

„Danke! danke! ma tante!" Dann fuhr er fort: „Von morgen ab gehört also Pervinée in meinen Harem und zu meiner persönlichen Bedienung?"

Senab Hanoum lächelte verheißungsvoll Gewährung und murmelte: „Alle! Alle gleich girren sie um Schönheit und Jugend, ganz wie der selige Halim, mein Mann, war!"

Dann sagte sie hart: „Git! geh', Pervinée, sing' jetzt — Dein Lieblingslied.“

Und Pervinée sang — sang, wie ein überirdisch Wesen anzuschauen; als der letzte Vers, die letzten Worte: „So alt wie das Leid ist das Sehnen nach Glück“ verklungen waren, erhob sich Senab Hanoum — der Prinz bot ihr den Arm und geleitete sie durch den Saal nach ihren Gemächern. Ein heißer Blick, ein flüchtiger Gruß streifte noch Pervinée, die erröthend, die kleinen weißen Hände fest über dem hochklopfenden Herzen, sich tief verneigte. Dann ging sie erhobenen Hauptes, verfolgt von den giftigen Blicken der übrigen Sklavinnen, die keine Gnade vor den Augen des Herrn gefunden, in ihre Gemächer. Dort barg sie ihr schönes Gesicht in ihre Hände und weinte bitterlich! War das das Glück?! oder — das Leid? und blieb das Sehnen nach — Glück!?

* * *

Monde waren verflossen, die Nachtigall sang ihre süßen Lieder in lauer Frühlingsluft, tiefblauer Himmel lachte über dem Bosporus, heiß schien die Sonne, Alles in Licht und Glanz tauchend, Pervinée ging träumend, verklärten Angesichts am Arme des Geliebten im Rosengarten auf und nieder.

Der süße Mund lächelte, die Wangen waren runder, das liebliche Kindergesicht mit den großen blauen Kinderaugen voller geworden, und helles leuchtendes Glück strahlte aus ihren Augen, als der Prinz, sie loslassend, mit beiden Händen ihre schöne Gestalt vor sich haltend, sie liebeglühend anschaute und tiefbewegt fragte: „Bist Du glücklich, Pervinée, Gomin (mein Herz)? suchten und fanden wir das Glück zusammen? Bist Du glücklich, Pervinée?“

„Bei Dir allein ja! ganz glücklich,“ flüsterte Pervinée. Jauchzend zog Prinz Hassan seine geliebte Odaliske an sich, Mund, Haare, Augen mit heißen Küssen bedeckend. Pervinée war ganz Hingebung, und ihm deuchte, er hätte noch nie ein Weib auf Erden so geliebt wie Pervinée! Sie stand ihm auch geistig nah' — sie war klug, lernte gut.

Seit Monden kamen hodjas (Lehrer, Geistliche), sie zu unterrichten in ihrer Sprache; sie lernte eifrig, schrieb schon sehr schön und war viel gebildeter als ihre Mutter, die auch bereits seit Monden bei der geliebten Tochter war. Pervinées Dankbarkeit kannte keine Grenzen, sie gab sich beseligt der Gegenwart hin, dem Geliebten, und hoffte, daß Allah ihr Glück vollständig machen und ihr ein geliebtes Kind geben würde, dann durfte der Prinz sie ganz sein eigen nennen und zu seiner Gattin erheben! — —

Wieder war ein Jahr verflossen. Wieder lag ein goldiger Sommertag über Konstantinopel; tiefblau der Himmel, tiefblau der Bosporus! Die helle Sonne ließ die schlanken Minarets und weißen Paläste wie in flüssig Gold getaucht erscheinen, überall Glanz, Licht, Sonnenschein. Alles über-

fluthet und durchleuchtet von hellstem Licht! Die schlanken Kaiks (Boote), gerudert von den weißgekleideten ‚Kaikdjis‘, flogen geräuschlos auf dem Bosporus dahin, und in ihren schwellenden rothen Kissen lagen junge verschleierte Türkinnnen, wonniglich die schönen Glieder streckend und mit vollen Zügen die herrliche Natur und Umgebung genießend.

Der weiße Harem des Prinzen Hassan, so genannt, weil alle Gebäude vom Palais bis zum kleinsten Gartenhaus (Kiosk) schneeweiß waren, lag wie ausgestorben im großen Haremsgarten.

Es schien, als wenn all' die hundert Frauen, Sklavinnen und Dienerinnen, die dort hausten, ausgeflogen seien.

Doch dem war nicht so! Der „Kißlar Agha“, der Ober-Eunuch, Wächter der prinzlichen Glückseligkeit, saß mit mehreren Schwarzen auf der großen Veranda vor den Haremsfenstern, deren Kafez (Gitter) alle heruntergelassen waren! Da der Ober-Eunuch zu Hause, so war auch der prinzliche Harem ‚erode‘ (im Hause), und doch war Alles so still, so unheimlich still!

Kißlar Agha rauchte seine Cigarette, drehte sein Tisbe (türkischen Rosenkranz) zwischen den schwarzen dicken Fingern und sah ab und zu zu den Fenstern des Selamliks hinauf, wo sein Herr, Prinz Hassan, der Besitzer des weißen Harems, wohnte.

Der Salamlik war durch einen langen Gang der mit Kafez versehen war, mit dem Harem, dem großen weißen Palais, verbunden.

Große, düstere Cypressen umgaben diesen Gang, der im ersten Stockwerk der beiden Palais lag. Das dunkle Grün der Cypressen und Taxushecken stach unheimlich von den weißen Gebäuden ab und gab mit seinen hohen Mauern, die den Park umgaben, dem Ganzen einen melancholischen Charakter.

Keine Menschenstimmen, kein Lachen erscholl, kein Vogel sang und zwitscherte. Ruhe, Stille, aber kein Frieden war hinter diesen Mauern! Plötzlich ertönte durch die Stille ein dreimaliges Händeklatschen, der Ober-Eunuch erhob sich, die Schwarzen, die mit ihm auf der Veranda gewesen, sprangen auf und verschwanden im Innern der großen Halle.

Der Prinz hatte den Ober-Eunuchen zu sich beschieden, und geräuschlos verschwand dieser hinter der hohen Pforte, die vom Harem in den langen düstern Gang zum Selamlik führte.

Wenige Minuten später kam er wieder und ging direkt in den Harem, dessen Thür er mit seinem goldenen Schlüssel öffnete. Er trat in eine große Halle, durch die Sklavinnen in hellen Gewändern mit offenen Haaren hin und her huschten wie Schemen. Dreimal klopfte er in die Hände, und die Hasnadar usta, die erste Oberhofmeisterin, eine alte Türkin mit zwei langen dünnen Zöpfen, wie wir sie bei Senab Hanoum gesehen hatten, erschien.

Sie stieß mit ihrem langen Stock zweimal auf die Erde, neigte den

goldenen Knauf als Zeichen der Bejahung und des Einverständnisses und gab einer auf ihren Wink herbeieilenden Sklavin leise den Befehl, den der Ober-Eunuch ihr überbracht hatte.

Wenige Minuten darauf hob sich die goldgestickte Sammetportière vor der großen Thür gegenüber dem Eingang, und herein schwebte, mit so unnachahmlicher Grazie bewegte sich die hohe Frauengestalt, an der Seite der nach ihr abgesandten Sklavin, eine wunderbar schöne Frau, Pervinée, noch immer die Favoritin des Prinzen, aber seit einem Jahr seine Gattin.

Vor einem Jahr hatte sie dem Prinzen einen Sohn geschenkt, der leider sofort nach der Geburt gestorben war! Sie war dann zur ersten Gemahlin des Prinzen, ‚berrindji Kadin‘, erhoben worden.

Pervinée war noch schöner, durchgeistigt schöner geworden als früher, dieselben lieblichen Züge, derselbe reine tiefe Blick der blauen großen Augen, nur ein leiser Zug von Schwermuth lagerte um den feinen kleinen Mund, lag in den tiefblauen Augen mehr denn je.

Pervinée sah fragend die Hasnadar usta an.

Diese neigte sich tief vor ihr und sagte hart:

„Dein Herr ruft Dich.“

Ein glückliches Lächeln huschte über die klassischen Züge Pervinées, sie neigte das schöne Haupt und sagte leise:

„Gitdischeim, ich gehe.“

Dabei schritt sie in's helle Licht der Thür zu — und von Sonnenlicht umflossen, das durch die rosa Glaskuppeln auf die herrliche Gestalt fiel, schritt sie vorwärts.

Hoch und schlank wie ehedem, trug der feine Hals ein Köpfchen, das in seinen edlen Formen an die Antike erinnerte.

Ihr goldbraunes Haar hing in zwei dicken, mit Perlen durchwundenen Zöpfen bis auf die kleinen Füße herab und ringelte sich vorne in natürlichem Gelock über einer hohen weißen Stirn. Das feine Näschen, dessen Nasenflügel leise vibrirten, die großen blauen Augen, der süße rothe Mund mit den blendend weißen Zähnen, ein matter durchsichtiger Teint, dazu der liebreizende Ausdruck — halb Kind, halb Weib, dies Ganze umflossen von Perlen und lichtblauen duftigen Gazegewändern, die von einem Perlengürtel zusammengehalten waren, das war jetzt unsere Pervinée, noch immer die schönste Frauenblume im Harem des Prinzen.

Als sie jetzt mit dem glücklichen Lächeln auf dem feinen süßen Gesichtchen zur Thüre ging, folgten ihr viel neidische, aber auch bewundernde Blicke der Sklavinnnen.

Der Ober-Eunuch aber flüsterte, ehe er die Thüre schloß und seiner Herrin folgte, der Hasnadar usta etwas zu, worauf ein böser, nichtachtender Blick derselben der schönen Tscherkessin folgte.

Seit der Prinz Pervinée nach der schweren Geburt des Sohnes zu seiner Gemahlin erhoben hatte, war Pervinée viel beneidet worden. Der Prinz aber hörte auf nichts, er liebte sie, bis vor Kurzem — abgöttisch! Ihr guter Charakter, ihre hingebende Liebe zu ihm, ihr stets gleichbleibendes liebevolles und liebliches Wesen hatten den Flatterhaften länger denn je vorher an Andere, an sie gefesselt!

Und Pervinée!? sah in ihm ihren Gott, ihren Herrn; er war ihr Alles, Alles. Um seinetwillen ertrug sie geduldig alle Launen, alle Nadelstiche, alle Grausamkeiten!

Nie klagte sie! Er sah nur immer ein glückliches Gesicht, leuchtende Augen, die ihn voll unendlicher Liebe anschauten.

War sie doch auch glücklich, wenn sie bei ihm sein durfte; nur dafür lebte sie! Und so trat sie strahlend — die schönen Arme und Hände über der Brust gekreuzt — sich tief verneigend und in rosiger Scham erglühend, jetzt in das Gemach ihres Herrn und Gebieters. Der Prinz, der auf einem Divan gelegen, warf die Cigarette weg, erhob sich, ging ihr entgegen, reichte ihr die Hand und führte sie zu dem Divan.

Seine schwarzen Augen suchten nervös und unruhig ihrem Blick auszuweichen, seine Hände spielten hastig mit dem großen Ringe an seiner Uhrkette.

Pervinées feuchtschimmernde Augen schauten mit solch' leuchtendem glückseligen Blick zu ihm auf, daß er unwillkürlich den seinen senkte.

Wie sollte er es anfangen, dieser Frau, die ihn vergötterte — er wußte es — den Todesstoß zu geben!

Er stand nah vor ihr und hob eine ihrer langen Flechten in seine Hand. —

„Pervinée," begann er dann heftig, „ich habe ernst mit Dir zu sprechen."

„Sprich! mein hoher Herr, Deine Sklavin hört."

Wieder tiefe Stille.

Verdammt, so schwer hatte er es sich nicht gedacht! Wozu die vielen Worte.

„Pervinée, wir müssen uns für einige Zeit trennen — Du bleibst bei mir — aber — ich werde mir in wenig Tagen — eine — ukindji Kadin, eine zweite Gemahlin nehmen!"

Pervinée wankte — ein Schauer ging durch den schönen Körper, aber keine Thräne fiel aus den todestraurigen Augen, die sie jetzt zu dem heißgeliebten Manne aufschlug, und leise kam es von den rosigen Lippen:

„Es ist das Recht meines hohen Herrn, und Pervinée geht voll Dank für das große Glück, das sie genießen durfte, in die Einsamkeit. Ohne die Liebe ihres Herrn möchte sie nicht in seiner Nähe bleiben, darum bittet sie. Wer ist die Glückliche, die mein hoher Herr liebt?" stieg dann leise, leise die Frage aus dem gequälten Herzen auf die Lippen.

„Shereff, die Tochter des Prinzen Halim ist es," antwortete Hassan rauh und verlegen.

„Shereff?" Pervinée sprach langsam, fast andächtig den Namen nach, und ihre feinen Hände umschlangen fester die Perlenketten auf ihrer Brust, so fest, daß der Faden riß und die schönen Perlen zu den Füßen des Prinzen niederrollten.

„Thränen, — meine Thränen —" sagte sie einfach und erhob sich.

Der Prinz war wie berauscht von ihrer Schönheit und Hoheit — er wollte den Arm um sie legen — sie wehrte ihm leise.

„Pervinée! Nicht so!" schmeichelte er, „Du bleibst mein, bleibst — mein Weib — Du verstehst und kennst ja unsere Gesetze —"

„Mein hoher Herr! tödte mich — aber ich kann nicht theilen —'

„Pervinée!"

„Hassan!"

— und mit einer schnellen Bewegung hatte sie die Portière zurückgeschlagen und war aus dem Gemach geeilt.

Des Prinzen Stimme und Befehl rief sie zurück.

Langsam, ehrerbietig — jetzt nicht mehr Gemahlin — herabgestürzt von ihrer Höhe — trat sie wieder vor ihn hin.

Seine Augen hingen bewundernd, verzehrend an dieser schlanken, hohen Frau, aus deren offen auf ihn gerichteten großen Augen eine so unendliche Liebe und Hingebung, eine so namenlose Traurigkeit sprach, daß er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

War das jene Pervinée, die er als halbes Kind noch als Sklavin von seiner Tante Senab Hanoum sich erbeten hatte vor zwei Jahren?

Hatte er nie vorher bemerkt, wie schön, wie liebreizend sie war, wie hoheitsvoll, fiel es ihm erst jetzt auf, wo er sie verlor?

Verlor? warum denn? Sie blieb ihm ja!

Und doch sagte ihm eine innere Stimme, daß es anders werden würde, — vorbei sei mit den glücklichen Stunden! „Enfin!" — er durfte nicht zögern — es würde vorübergehen!

Senab Hanoum wollte, daß ihr Erbe Kinder habe, wollte die ebenbürtige Gemahlin — genug sei der Tändelei! und Shereff war so jung, so schön — so reich —

„Pervinée!" begann er, „wäre es Dir lieber gewesen, ich hätte Dir nichts gesagt, hätte heimlich um Shereff geworben und Dich einfach vor die vollendete Thatsache gestellt?"

Pervinée hob flehend ihre Hände empor, und die langen weiten Aermel zeigten die weißen, tadellos geformten Arme, dann sagte sie mit ihrer süßen klaren Stimme, die durch verhaltene Thränen zitterte:

„Lüge? — nein! einer Lüge wäre mein Herr nicht fähig und — Pervinée hätte ihn auch verstanden ohne Lüge! Die Liebe sieht und fühlt

scharf. Allah ist groß! Allah ist gut — Pervinée wäre gegangen, ehe die Lüge zum Wort geworden wäre!"

Prinz Hassan wurde die Situation unbehaglich, er hielt die Hand vor die Augen und sagte hastig:

„Pervinée! Das kleine gelbe Palais in Bebeek am Bosporus, das Du so liebtest, soll Dein sein! Dorthin sollst Du mit Deiner Mutter, Deinen Sklavinnen und Dienerinnen, Deinem Haushalte ziehen, da Du nicht hier bleiben willst. Nichts soll sich für Dich in Deinen äußeren Verhältnissen ändern!"

„Ich danke Dir, mein hoher Herr, -- aber es bedarf all' dessen nicht mehr für mich! Du schickst mich fort — Du giebst mich frei — laß mich meiner Wege ziehen! Bald wirst Du in neuem Glück meiner vergessen haben, biti! Alles, Alles! — biti — vorbei — Allah! sei mit Dir! Allah! segne Dich — Pervinée betet für Dich!"

Tief neigte sich die schöne Frauengestalt vor ihm, achtlos schritt ihr Fuß über die am Boden liegenden verstreuten Perlen — sie zog den langen Schleier vor ihr Gesicht und verschwand geräuschlos im Gange, der nach dem Harem führte.

Finster blickte ihr der Prinz nach.

„Sentimentale Verbildung," murmelte er, „da ist Shereff anders —" und er befahl dem eintretenden Schwarzen sein Koupé anzuspannen!

Er wollte sogleich zum Prinzen Halim, dem Vater Schereffs, denn seine Braut durfte er ja nicht vor der Hochzeit sprechen oder sehen! Dann Schereff mittheilen lassen, daß die von ihr gehaßte Nebenbuhlerin, die erste Gattin, bereits sein Palais verlassen haben würde, bevor die ukindje, zweite Gattin, ihren Einzug halten werde!

Doch die Wirkung, die der Prinz sich von dieser Mittheilung versprach, war eine andere, als er sie erwartet hatte.

Schereff! die kleine launige Schereff, war sehr erzürnt, daß Pervinée das Palais verlassen wollte; sie hatte sich ihren Triumph über die schöne Pervinée anders gedacht! Nun konnte sie sie nicht einmal quälen! Wie langweilig! langweilig!

Schmollend schrieb sie dem Prinzen und hielt ihm seine Sentimentalität, dergleichen zu erlauben, vor. Dann entbot sie ihn mit des Vaters Erlaubniß zu sich — die ägyptischen Prinzessinnen werden nicht so streng gehalten wie die Türkinnen! — Als er kam, lachte sie ihn mit ihrem silberhellen Lachen aus, sich so gehorsam dieser neuesten Laune seiner einstigen Favoritin gefügt zu haben!

Ihre Lustigkeit hatte etwas Sinnverwirrendes. Hassan, der den Gedanken an Pervinée nicht los werden konnte, betäubte sich förmlich durch die sprudelnde Laune seiner Braut. Ihre grünen schillernden Augen lachten, die Grübchen in den Wangen lachten, Alles Leben — sprühendes Leben — Hassan gab sich dem neuen Zauber willig hin. — — — — — —

Noch vor dem Ramazan, der Fastenzeit der Türken, ward die Hochzeit mit großem Pomp gefeiert.

Pervinée hatte verschwinden wollen, doch — der Ober-Eunuch hatte strengen Befehl erhalten, sie zu überwachen!

So war der Armen nichts weiter übrig geblieben, als in den „gelben Harem“ zu ziehen! Fort! nur fort zog es sie, aus dem Glückstaumel des neuen jungen Paares! — —

Acht Monate waren vergangen; da erhielt sie eines Tages ein Billet von der alten Senab Hanoum mit der Bitte, vor ihr, die leidend sei, jenes Lied singen zu wollen, das sie so oft von ihr gehört. —

„So alt wie das Leid —“ Pervinée seufzte tief und hustete leise, „ist das Sehnen — nach — Glück!“ —

Sie hatte für Hassan tanzen gelernt und tanzte wunderbar. Senab Hanoum hatte es so gern gesehen, deshalb antwortete sie ihrer Wohlthäterin sofort: sie werde singen und tanzen kommen.

Die Mutter sah Pervinée ängstlich an und sagte:

„Pervinée, Du fieberst seit Wochen, — Du hustest — Du weißt, in unserer Familie ist das schreckliche Verrem, ich kenn's! — thu's mir, der alten Mutter, nicht an — tanze nicht mit den schwachen Lungen!“

Pervinée sah strahlenden Auges zur alten Mutter auf. „Amnan! Meine Mutter! meine Wohlthäterin ruft mich — laß mich ziehen — So alt wie das Leid — ist auch das Sehnen — nach — verlorenem — Glück — laß mich —“

„Und wenn Du vor Schereff tanzen müßtest?!“

Pervinée zuckte zusammen, — „auch das kann ich,“ sagte sie dann hoheitsvoll.

Die Mutter weinte still, als sie in das leidende blasse Gesichtchen ihres Kindes sah, so hatten sie Alle ausgesehen, — leuchtenden Auges — mit dem verrätherischen Roth auf den Wangen — Alle — Alle! — und Alle waren sie von ihr gegangen bis auf dies letzte, geliebteste Kind! Das Herz drohte dem armen Weibe zu springen, und sie haßte den Mann, der ihr Letztes kalten Blutes hinmordete!

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Abend, da Pervinée tanzen und singen sollte, kam.

Schön geschmückt — wie zu einer Brautfahrt — in Weiß, mit Perlen und langen Silberfäden in den goldbraunen Haaren, ward Pervinée in wärmende Hüllen gepackt und fuhr mit Mutter und Sklavinnen in den weißen Harem.

Kein Wort ward gesprochen, nur ab und zu hob ein tiefer Seufzer Pervinées kranke Brust, und die Mutter reichte ihr aus einer Flasche warmen „Salep“, ein bekanntes Mittel in der Türkei gegen Husten. Und Pervinée hüstelte mehr denn je!

Jetzt bog der Wagen in die lange Cypressen-Allee. Pervinée zitterte am ganzen Leibe. Also hierher — also nicht in Senab Hanoums Palais, hierher — wo sie so glückselig gewesen! —

Sie mußte dankbar sein, sie hatte „Glück" gekannt — blieb auch das Sehnen! —

Der Wagen hielt, der Ober-Eunuch öffnete grüßend den Wagenschlag.

Hoch erhobenen Hauptes schritt Pervinée durch die bekannten Sklavinnen, schöner, stolzer denn je!

Bewundernd folgten ihr die Blicke derjenigen, die ihr unterthan gewesen waren, und stets eine gütige Herrin an ihr gehabt hatten!

Erschöpft ließ Pervinée sich auf den Divan in der Vorhalle nieder.

Wein und Früchte wurden gebracht.

Sie nahm Wein!

Gegen alle Gewohnheit fühlte sie ihre Kräfte schwinden. Lautes Händeklatschen erscholl.

Der Ober-Eunuch trat zu ihr.

Wie eine Feder schnellte Pervinée bei seinem Anblick in die Höhe. Lächelnd nickte sie und folgte dem voranschreitenden Schwarzen, der nicht wußte, wie er diesem hoheitsvollen Weibe begegnen sollte.

Er öffnete das goldene Gitter, man hob die Portière, und Pervinée stand in hellem Lichte in demselben Saale, in dem sie zum ersten Mal vor Jahren vor Senab Hanoum und dem Prinzen gesungen hatte.

Von hellem Kerzenlicht umflossen stand sie da!

Wie damals in weiße, duftige Gewänder gekleidet! Die hohe Flechtenkrone auf dem Köpfchen, Perlenschnüre um den feinen Hals und durch die Haare geflochten. Sie erschien noch schlanker, noch größer als vor Jahren.

Die großen, klagenden Augen waren auf Senab Hanoum gerichtet, die verfallen, gelb und alt in Kissen auf dem Throne mehr lag als saß. Sie winkte Pervinée.

Langsam schritt sie vorwärts, wie einst durch die Reihen der Sklavinnen, die sich wie unbewußt vor dieser bleichen, schönen Frau neigten.

Jetzt erst sah sie neben Senab Hanoum Prinzessin Schereff —"

In hellgrüne Seidengewänder gekleidet, umflossen von hellblonden Haaren, ruhte auf schwellenden Seidenkissen nachlässig hingestreckt, von Diamanten und Smaragden übersät, funkelnd und blendend die lachende Schereff!

Uebermüthig warf sie Bernsteinkügelchen in die Luft, fing sie mit der zu ihren Füßen sitzenden Kalfa helllachend auf, rollte sie in ihren kleinen weißen Händen, dem Aberglauben huldigend, daß sie dann stets weiß blieben, und blitzte mit ihren meergrünen lustigen Augen Pervinée an! Alles war Leben, Lust, Gesundheit an der kleinen zierlichen Prinzeß, sie lachte und tändelte den ganzen Tag, hatte für Niemanden ein Herz — als — für sich selbst!

Als Pervinée ihre glückliche Nachfolgerin sah, wich einen Moment alles Blut aus ihrem schon so blassen Antlitz, um gleich darauf einer glühenden Röthe Platz zu geben!

Senab Hanoum sah die Qual, den Schmerz, der das junge Weib bewegte.

Voll tiefen Mitgefühls winkte sie Pervinée, stehen zu bleiben, mit leiser Stimme ihr entgegenrufend:

„Singen — singen, Pervinée!“

„Ich will tanzen sehen, tanzen,“ rief übermüthig die kleine Schereff, gleich einer schillernden Schlange sich hin und her bewegend, blitzend und blendend durch ihre Diamantenpracht.

Pervinée neigte leicht das schöne Haupt, und fest klang es herüber zu Senab Hanoum:

„Hohe Herrin, Pervinée wird Beides thun, sie wird singen — und — tanzen.“

Eine Sklavin reichte Pervinée das Instrument und die Adlerfeder —

Sie kniete wie damals auf den seidenen Kissen nieder, strich leise mit der Adlerfeder über die Saiten und begann jenes Lied, das sie zum ersten Mal vor Senab Hanoum und dem geliebten Manne gesungen hatte!

Prinz Hassan war nicht unten im Saal, aber als das erste Mal die klagenden Worte des schönen Liedes von den Lippen der blassen Pervinée ertönten — „So alt wie das Leid, ist das Sehnen nach Glück —“ da ward oben in der Musikloge der rothe Vorhang zurückgeschoben, eine weiße Männerhand hob denselben — Prinz Hassans dunkle Augen schauten hernieder auf sein junges, einst so geliebtes, verlassenes Weib —

Jetzt ertönte Schereffs scharfe Stimme:

„Nicht diese langweiligen Lieder, das ist ja unausstehlich, solch' Gewimmer — Lust, Leben, Tanz will ich, keine Todtengesänge —“

Pervinée war aufgesprungen — sie hatte das Instrument fortgeworfen — hohe Röthe bedeckte die bleichen Wangen — die großen traurigen Augen leuchteten in unheimlichem Glanz — sie winkte — die Musik hinter den Mouche Arabies setzte ein, und Pervinée begann zu tanzen! — so wunderbar schön bewegte der schlanke Körper sich nach den Rhythmen der Musik, daß Schereff voll Lust in die Hände klatschte, Blumen nach ihr warf und ein über das andere Mal rief:

„Daha, daha (mehr, mehr)! daha schabuk (noch schneller)!“

Sah sie nicht, wie die kranke Brust der armen Pervinée sich keuchend hob, wollte sie nicht die übermenschliche Anstrengung sehen, mit der das junge Weib, wie von unsichtbaren Mächten getrieben, in Fiebergluth dahinflog, sich im Kreise drehte, sich neigte und beugte?

„Daha schabuk!“ klang es wieder jauchzend und dazwischen jetzt Senabs Stimme:

„Jeter! jeter! biti, — genug, genug — fertig — biti, — vorbei“ gellte es da durch den Saal.

Pervinée war bewußtlos zusammengebrochen.

Rothes, heißes Blut drang aus dem geöffneten Munde und färbte das weiße Gewand, den Teppich dunkelroth.

Alles schrie durch einander — Schereff zog ihren Shawl um sich und eilte aus dem Saal! —

Pervinées Mutter warf sich jammernd über ihr todkrankes Kind — man holte Essig, Wasser, rief nach dem Haikim (Arzt); rathlos umstanden die Sklavinnen das engelschöne Weib!

Da theilte sich der Kreis — mit schmerzverzerrtem Gesicht, zitternd am ganzen Leibe, flog Prinz Hassan auf die sterbende Pervinée zu! Er kniete nieder; er riß sie empor; er nahm sie an sein Herz, in seine Arme; er wischte mit zitternder Hand das Blut von dem schönen Antlitz; er rief sie mit den zärtlichsten Kosenamen aus einstiger glücklicher Zeit, und seine zitternden Hände drückten ihr den Schwamm mit Essig in den Mund! —

Er war außer sich. Er fühlte, nur sie — nur Pervinée liebte er — noch — noch — er bedeckte die geschlossenen Augen mit heißen Küssen, da plötzlich — schlug sie diese wunderbaren Augen zu ihm auf. Er jauchzte:

„Lebe — lebe für mich! Pervinée, nie! — nie!“ rief er, „trennen wir uns mehr. Niemand soll uns trennen, ich — Dein, — Du — mein —, nur lebe — und vergieb —“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals, ein glückliches Lächeln verklärte die schönen Züge, und leise sagte sie:

„Du warst und bleibst mein Alles, mein hoher Herr! Pervinée hat Dir nichts — zu vergeben — nur — zu — danken, für das namenlose — Glück, das Du ihr gabst — jetzt weiß sie — was Glück ist — da sie in Deinen Armen — an Deinem Herzen sterben — darf —“

Ein tiefer Seufzer — das schöne Haupt fiel zurück — die Flechtenkrone löste sich — Pervinée — war todt! —

„Allah! Allah! — hilf!“ schrie der Prinz.

Die Mutter Pervinées sah strenge auf ihn, und hart sprach sie: „Stört nicht den Frieden der Todten, gönne ihr Frieden wenigstens im Grabe.“

„Ich lasse sie nicht — ich lasse sie nicht!“ rief in wildem Schmerz der Prinz. Dann legte er behutsam den Kopf Pervinées an seine Brust, hob die feine Gestalt auf seine Arme und rief: „Man folge mir, sie soll bei mir gebettet werden zum letzten Erdengange!“ und er schritt, die todte Pervinée im Arm, gesenkten Hauptes durch den Saal, gefolgt von den weinenden Sklavinnen! —

* * *

Pervinée liegt gebettet in heiliger Erde, im kleinen Friedhofe vor'm weißen Harem, unter klagenden Cypressen und rothen Rosen, ein hoher Stein trägt in Goldschrift die Worte:

So alt wie das Leid — ist das Sehnen nach Glück!
Pervinée!

Prinz Hassan war den Tag nach dem Begräbniß abgereist — er hatte Schereff nicht wieder gesehen.

Kopfüber hatte er sich in den Strudel des Weltlebens gestürzt, in Paris, in London suchte er sein Leid zu betäuben; erst jetzt wußte er, was Pervinée ihm gewesen und wie sehr er sie geliebt hatte!

Meist im Leben weiß man erst das Glück zu schätzen, welches gute Götter uns gespendet, wenn man es unwiederbringlich verlor! Und das einmal verscherzte irdische Glück — man sucht es umsonst — ein Leben lang!

Zwei Jahre später trug man auch ihn zu Grabe.

Senab Hanoum überlebte auch ihn — krank, welk, siechte sie dahin — einem einsamen Tod entgegen.

„Biti!" steht auf dem Leichensteine Hassans und das Datum des Todestages Pervinées, — so hatte er es gewollt.

„Biti!", d. h. für ihn war an diesem Tage Alles zu Ende gewesen, Glück — Liebe, Frieden — Leben! Biti! Vorbei Alles — Alles!







Der Maulwurf.

Spiritistische Komödie in einem Aufzug.

Von

Wolfgang Hammann.

— München. —

Ort der Handlung.

Atelier, der Hungerthurm genannt, im fünften Stock eines herrschaftlichen Hauses in Berlin. Das Atelierfenster ist nach dem Zuschauerraum zu. Rechts und links gehen die Wände oben schräg zur Decke über. Rechts vorn eine buntbemalte große Theekiste, an der Wand eine alte Kommode, darauf ein Korb mit Flaschen und ein Blumenstrauß. Die beiden Ecken zur Hinterwand sind nicht rechtwinkelig, sondern abgeschrägt. An der schrägen Wand rechts eine Bank mit Lehne, davor ein schwerer Danziger Tisch, ein Holzschemel und ein Hocker. An der Hinterwand links führt eine schmale Treppe mit Geländer in das Schlafzimmer empor; ein Holzpfeiler stützt die Treppe. An dem Pfeiler hängen Bozener Kürbisse und eine Guitarre mit gelben Cigarrenbändern und Sektpfropfen. In der schrägen Ecke links offener Eingang mit Garderobe nach hinten. An der linken Seitenwand Borde mit indischen Götzen, Schlangen in Spiritus, Thongefäßen bunt durcheinander, ein niedriger Kachelofen mit Herd, auf diesem ein Spirituskocher. Vorn gegen die Mitte der Rampe auf niedrigen Holzböcken wie auf einem Balkon eine große als Blumenbeet benutzte Bilderkiste. Dahinter eine Staffelei mit dem begonnenen Portrait eines Herrn in weißer Weste. An der Hinterwand unter und neben der Treppe allerhand Bilder und Skizzen, meist ohne Rahmen. An der rechten Seitenwand Kupferdrucke und Radirungen. Ueber dem Danziger Tisch eine Hängelampe.

Personen:

Passepartout, Windbeutel und Portraitmaler.
Huhn, Freund und Kupferstecher.
Ferdinand, der fröhliche Dichter.
Benjamin Goldstein, in Firma Siebecke und Goldstein, Kunstmäcen.
Bombe, Biedermann und Realschullehrer.
Die Curve, Naturkind und Geigenspielerin.
Frau Schniepel, spiritistische Hausbesitzerswittwe.
Fräulein Minna, ihre Gesellschafterin.

Erster Auftritt.

Minna im Abgehen, **Passepartout** und **Huhn**.

Passepartout. Aber, bestes Fräulein, wollen Sie denn wirklich nicht bei uns bleiben?

Minna. Nein, es geht nicht.

Huhn. Sie sagen doch selbst, Ihre liebebedürftige Wittwe sei heute nicht zu Hause. Was macht sie denn?

Minna. Heute ist die große Séance der Anna Rothe. Frau Schniepel erwartet einen so verblüffenden Blumenregen, daß alle Ungläubigen und Widersacher der Frau Rothe verstummen werden. Da hätte sie nichts daheim halten können.

Huhn. Eine Frau in den besten Jahren wie sie könnte ihre Zeit auch besser anwenden.

Minna. Sie sucht eben Ablenkung. Seit sie sich nach dem Tode ihres Gatten auf den Spiritismus eingelassen hat, ist sie rein versessen auf die Geister.

Passepartout. Na also, machen Sie's ihr nach, bleiben Sie da, an Zauber soll's bei uns nicht fehlen.

Minna (verklärt). Ach ja.

Huhn. Fräulein Curve ist auch dabei.

Minna (erregt). Das ist es ja eben. Ich kann die Dame nicht ausstehn.

Huhn. Eifersucht?

Minna. Garnicht. Warum denn? Mit ihrem freien Wesen, ihrem Wiegen und Biegen, dem Blickewerfen — ich mag sie nicht. Adieu, viel Vergnügen! (Ab.)

Huhn. Die Sache ist nicht richtig, da hast Du wieder was angestellt. Ich mißbillige diese Liebelei.

Passepartout. Gemeiner Neid, liebes Hühnchen! Entschlage Dich dessen! Liebe ist überhaupt für aufstrebende Jünglinge ein Hemmniß, — folglich ein Unsinn.

Huhn. Ja Du! — Gehörst auch zu Jenen, von denen unser fröhlicher Dichter singt:

> Manchem scheint es vorgeschrieben,
> Immer im Plural zu lieben.

Passepartout. Tralala! Wir sind auf dem aufsteigenden Aste, seit uns der kunstsinnige Baumwollenhändler in die Arme lief. Weißt Du noch, vor anderthalb Jahren, als wir obdachlos in einer Laube von Kamerun draußen bei Wilmersdorf nächtigten? Sagte ich Dir nicht damals schon, wir kommen noch einmal auf einen grünen Zweig?

Huhn. Na, vorläufig sitzen wir noch im Hungerthurm, und wenn unsere Frau Schniepel nächstens wegen des fälligen Miethszinses die Geduld verliert, wird sie uns gewiß nicht auf einen grünen Zweig, sondern auf die Straße setzen. Dann ziehen wir wieder in die Laubenkolonie.

Passepartout. Ich habe Ahnungen. Sieh diesen Ofen, der sich so oft mit seinen rauchigen Wohlgerüchen unanständig betragen hat. Mir schwant etwas von einem kostbaren Fayenceofen, der unser Dasein sanft und freundlich erwärmen wird. Aber natürlich erst, wenn wir in den Stand der Kapitalisten getreten sind.

Huhn. Zukunftsmaler.

Passepartout. Hast Du für einen anständigen Tabak gesorgt?

Huhn. Hier fünfzig Stück zu 15 Pfennig. Jetzt haben wir gerade noch zwanzig Mark von dem Vorschuß unseres Mäcens.

Passepartout (untersucht den Korb mit Weinflaschen auf der Kommode). Alter Burgunder! Cognac! Zu der Frühlingsnacht hätte auch eine Maibowle besser gepaßt.

Huhn. Goldstein wollte doch einmal einen Punsch mit brennendem Zucker haben, wie ihn E. T. A. Hoffmann, der Geisterhoffmann, bei Luther und Wegener bereitete.

Passepartout. Na ja, der Spirituskocher ist auch da.

Huhn. Es fehlt blos der Spiritus, den habe ich richtig vergessen.

Passepartout. Spiritus! Geist! Nietzsche! Umwerthung aller Werthe! (Sich umsehend, sein Blick fällt auf das Glas mit den Amphibien, es herunterholend.) Die Viecher, richtige Spiritisten, brauchen nicht immer im Alkohol zu schlemmen. (Gießt Spiritus ab.) Das hätten wir. Hast Du sonst noch Schmerzen?

Huhn. Herrgott, wie steht's denn mit den Sitzgelegenheiten? Die Curve, Meister

Bombe, der fröhliche Dichter, Mäcenas und wir zwei macht sechs Mann. Auf der Sophabank können höchstens zwei Mann sitzen, sonst brechen die alten Bretter zusammen. Da ist noch der Stuhl und der Hocker, fehlen also noch zwei.

Passepartout. Rechnen gut. Was thun? Ha, mir schwant etwas. Wozu stehen die vornehmen Stühle auf den Treppenabsätzen in unserem herrschaftlichen Hause, da wir doch einen Lift haben? Die brave Frau Schniepel ist bei der Rothe in der Geistersitzung und kommt vor Mitternacht nicht heim. Also los.

Huhn. Die Stühle sind aber festgeschraubt.

Passepartout. Wo ist der Spachtel? Mensch, Du wirst doch nie den eigentlichen Zweck der Dinge erkennen. (Sucht den Spachtel hervor.) So, in fünf Minuten schleppen wir die Stühle herauf. (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Goldstein. Dann **Passepartout** und **Huhn.**

Goldstein (tritt nach mehrmaligem Klopfen ein, beleibt, weiße Weste, freundlich blinzelnde Augen, Glatze). Uff! fünf Treppen! Luftballonfahrt im Lift! Wo sind denn die Künstler? (Vor seinem Portrait auf der Staffelei.) Es wird, es wird! Das Ordensband ist noch nicht richtig. Es ist nicht Eitelkeit — ich und eitel! — sonst hätte ich doch den ganzen Orden groß und breit hinmalen lassen; aber es gehört zum Milieu. Milieu ist die Hauptsache. 300 Mark Vorschuß hab' ich gegeben, 500 Mark wird's noch kosten, na und wenn die Brüder schlau sind, zwacken sie mir noch 700 ab. Ist nicht so schlimm. Nette Leute übrigens, und was Weibliches ist auch immer dabei. Die Geigenspielerin gefällt mir sehr gut, aber ein Racker, nicht anzukommen. Und wie bescheiden die Menschen sind! Da haben sie sich aus einer Bilderkiste ein Blumenbeet gemacht, aber vom Samen ist noch wenig aufgegangen. Es ist doch aber Stimmung in der Sache, Milieu. Rührend. (Geht zu der Kiste rechts.) Was ist denn da drin? (Fährt entsetzt zurück.) Ein Karnickel oder eine Ratte, brr. So'ne Witze lieb ich nicht. (Er wendet sich wieder dem Portrait zu.) Benjamin Goldstein, ein feines Lächeln spielt um Deinen Mund, die Nachwelt wird sagen: Ein reeller Geschäftsmann und ein feiner, ein hochfeiner Kopf!

(Passepartout und Huhn, Jeder mit einem Ledersessel. Sie stellen die beiden Sessel rechts und links neben den Tisch mit der Vorderseite gegen die Mitte des Ateliers.)

Passepartout. Salve, Mäcenas, Zierde der römischen Ritterschaft.

Huhn. Sie sind mit dem Lift herauf?

Goldstein. Gewiß doch! Fräulein Curve kommt auch?

Passepartout. Da ist sie schon, und der fröhliche Dichter folgt ihr au dem Fuße.

Dritter Auftritt.

Die **Vorigen** die **Curve** und der **fröhliche Dichter.**

Curve (enganliegendes Kleid, geraniumrother Foulard mit grünen Ranken, Blüthen im Haar). Grüß Gott, Ihr Mäuse vom Hungerthurm.

Huhn (vorstellend). Herr Goldstein, in Firma Siebecke und Goldstein, berühmter Kunstsammler. — Ferdinand, der fröhliche Dichter.

Ferdinand (den Mantel ablegend, Bart und Frisur à la Theodor Körner). Ich werde mir erlauben, später Ihre Bekanntschaft zu machen. Entschuldigt mich, ich dichte noch. (Er geht auf die linke Seite und hinter der Staffelei im Halbdunkel auf und ab, zuweilen mit den Beinen schlenkernd.)

Curve. Wo kommt denn das Hochwasser bei Euch her? (Huhn deutet auf das Portrait und das Original, Passepartout nimmt eine Künstlerpose an). Aha, aber seid Ihr denn blind? Hier fehlt der Lorbeer. (Sie holt einen Lorbeerkranz von der Wand, drückt Goldstein in den einen Ehrensessel und den Kranz auf seinen kahlen Scheitel.)

Passepartout. Echt, echt, wie der Kaiser Vitellius.

Huhn. Doch mehr Marc Aurel.

Curve. Mit einem Stich in's Babylonische — Hammurabi!

Goldstein. Schöne Schmeichlerin!

Passepartout. Nun, Curve, an die Arbeit, mach' uns einen guten Geisterpunsch. —

(Die Curve zündet den Kocher auf dem Herd an, öffnet dann eine der Flaschen auf der Kommode.)

Huhn. Wo bleibt nur Meister Bombe?

Passepartout. Der Brave hat sicher wieder einen Strauß für die Wahrheit auszufechten.

Huhn. Ja, neulich hatte er sich wieder in einen Streit zwischen einem Droschkenkutscher und einem Schutzmann eingemischt, weil angeblich der Rosselenker zu Unrecht aufgeschrieben werden sollte, und sich dabei so erbost, daß er mit auf die Wache mußte und einen wichtigen Termin versäumte.

Curve. Riecht's hier nicht komisch?

Passepartout. Ich rieche nichts.

Goldstein. Das ist der eigenthümliche Duft des Milieus. Sagen Sie, ist denn der fröhliche Dichter immer so, so fröhlich?

Huhn. Er dichtet mit den Beinen.

Passepartout. Sehen Sie, bei uns lebt sich Jeder aus, wie er mag.

Goldstein. Ich habe blos Angst, daß er mein Porträt einmal umwirft.

(Die Curve ist wieder zum Herd gegangen und mit dem brennenden Punsche beschäftigt. Ferdinand küßt sie in den Nacken.)

Curve. Scheusal!

Passepartout. Halloh! Jetzt dichtet er auch mit dem Munde.

Ferdinand. Licentia poetica! Ihr stört mich, ich werde mich eine Weile in die Einsamkeit Eurer Dachkammer flüchten. (Geht die Treppe hinauf.)

Curve (kredenzend). Der liebe Kerl dichtet ein Tanzlied zu Ende. Wir werden es gleich erleben. Die Musik ist von mir.

Goldstein (zärtlich). Reizend, reizend. Hier ist das Reich der Phantasie!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bombe.

Bombe (40 Jahre, etwas abgeschabter Gehrock, in die Höhe gerutschte Kravatte). Wahrheit, meine Herren, Wahrheit ist Alles. Bei den Kleinen heißt's Flunkern, bei den Großen Phantasie, im Ganzen ist es die gemeine Lüge.

Passepartout (vorstellend). Herr Bombe, Realschullehrer, Herr Goldstein.

Huhn (einfallend). In Firma Siebecke & Goldstein. —

Curve. Ein edler Mensch.

Bombe. Sie haben Vermögen, Sie sind reich geworden, Sie haben sich eine Bildergalerie zugelegt, von der man spricht, weil sich unter Ihren Tizians und Rubens werthlose Nachahmungen befinden, und nennen sich einen Schützer der Kunst, einen Mäcenas.

Goldstein. Ein angenehmer Mensch, muß sich der auch ausleben?

Passepartout. Wenn die Bombe geplatzt ist, thut sie keinen Schaden mehr.

Curve. Er kennt nur den Drang nach Wahrheit und nicht die Lust am Trug.

Bombe. Schlange! (Gutmüthig.) War ich wieder giftig? Nehmt's nicht für ungut. Aber da soll ein Lamm geduldig bleiben. Ich komme aus einer Frauenversammlung für ethische Kultur. Das einzelne weibliche Exemplar ist ja noch erträglich, wenn man bedenkt, daß im Weibe der Naturtrieb, animalische Instinkte herrschen. Aber in Masse, vereinigt zu höheren geistigen Zwecken, ist es nur ein Haufe von Eitelkeit und Heuchelei. Reden war den Männern verboten, da habe ich denn meinen Ingrimm im Biere ertränkt. Abscheulich! Gebt mir zu trinken.

Curve. Griesgrämlicher Mann, stört uns die Freude nicht. Wir wollen munter sein, wie das Wasser im Bach, dankbar wie das Lied der Lerche in der Morgensonne, fröhlich wie die Blumen, wie die Blumen im Felde.

Ferdinand (oben auf der Treppe). Bravo!

Passepartout. Bravo, Curve, so soll es sein.

Goldstein. Es ist so natürlich, was sie sagt, so menschlich schön.

Huhn. Der Dichterjüngling kehrt aus den Armen der Muse zurück.

Ferdinand. Ja, ich fühle noch ihren Kuß auf meiner Stirn. Curve, stimme die Zupfgeige gut. (Zu Goldstein.) Es ist ein harmloses Lied an die Phantasie, gewidmet unserem Freunde Bombe.

Passepartout. Doch ehe wir in den poetischen Theil unserer Sitzung eintreten, schlage ich Euch, ehrwürdige Väter von Rom, versammelt im Tempel des Hungerthurms, ein Hoch auf Mäcenas den Erlauchten vor, auf daß er fortfahre, mit seinen Schätzen unseren Festen die rechte Weihe zu geben.

Alle. Hoch!

Bombe. Es riecht nach Weihrauch nicht, es riecht nach gemeinem Gelde.

Ferdinand (herumriechend). Was ist das nur? Es riecht nämlich wirklich.

Bombe. Schönredner! die Wahrheit zu sagen — es stinkt.

Passepartout. Mir schwant etwas!

Huhn. Der Igel, der Igel, den haben wir ja ganz vergessen. Wir fingen ihn in Treptow, wo ich ein Kegelbahnidyll zeichnete. Am ersten Tag war er ganz manierlich, am zweiten warf er fünf Junge, und gestern Abend hat er sie wieder umgebracht. Einen gemeinen Charakter hat das Vieh.

(Alle sind an die Kiste gegangen außer der Curve, die sich auf den Tisch setzt und die Guitarre stimmt.)

Goldstein. Ich hielt den Kindsmörder für eine Ratte.

Bombe. Das soll ein Igel sein? Das ist ja ein gewöhnlicher Maulwurf, talpa europaea.

Huhn. Was, ein Maulwurf?! So eine Gemeinheit.

Passepartout. Ich habe gleich gesagt, es wäre ein Maulwurf, Igel haben doch Stacheln, aber Huhn meinte, im Frühjahr würfen die Igel die Stacheln ab, wie die Hirsche das Geweih.

Huhn. So eine Gemeinheit, was machen wir jetzt mit dem Thier?

Curve. Ausleben lassen! Setzt ihn in's Blumenbeet.

Passepartout. Vortrefflich; machen wir. (Er gräbt mit dem Spachtel ein Loch in das Blumenbeet.)

Goldstein. Da wird er schöne Verwüstung anrichten.

Huhn. Das thut nichts; ich fürchte, wir sind in der Flora nicht besser beschlagen, als in der Fauna. (Er setzt den Maulwurf in's Loch.) Geh' in Dein Element, grabe, wühle, lebe!

Passepartout. Wie er puddelt! Weg ist er.

Goldstein. Wie ich noch in Paris als armer Kommis mein Brot verdiente, wohnte ich oben in einem Dachzimmer, und weil ich doch auch in's Grüne sehen wollte, setzte ich mir einen Blumenkasten hinaus vor's Fenster und säte Bohnen, Kresse und Winde hinein. Ich war sehr gespannt, was zuerst kommen würde. Nun rathen Sie einmal, was zuerst kam.

Bombe. Natürlich die Bohnen, die kommen schon nach drei Tagen.

Goldstein. Nein, Verehrter, es waren nicht die Bohnen.

Huhn. Na dann die Winde.

Goldstein. Auch die nicht.

Ferdinand. Na, dann also die Kresse, ich dachte es mir gleich.

Goldstein. Nein, was zuerst kam, war die Polizei, die sagte, ich sollte schleunigst den Blumenkasten wegnehmen, sonst käme ich in Strafe. (Gelächter.)

Bombe. Faule Witze!

Ferdinand. O seht, wie die Dächer im Monde glänzen — eine herrliche Sternennacht!

Passepartout. Nun aber, spielt Eins auf, gebt Euer Bestes her!

Bombe. Der Punsch steigt in den Kopf, ich bin todmüde. (Er setzt sich in den einen Ehrensessel, in dem anderen nimmt Goldstein Platz, Passepartout und Huhn auf der Kommode, die Curve an dem Pfeiler präludirend. Bombe schläft beim dritten Verse ein.)

Ferdinand (in der Mitte vor der Staffelei). Der fröhliche Dichter. (Singend, Curve begleitet.)

Es war 'ne Göttin, weiß nicht wie,
Heut Nacht bei mir zu Gaste.
Die tollsten Sprünge machte sie,
Wie meinem Sinn es paßte.
Bald ließ ich auf dem Kopf sie steh'n,
Bald munter sich im Kreise dreh'n,
Hier ein Bein, dort ein Bein,
Purzelbaum
Sturz.

Halb zwölfe stieg, ich weiß nicht wie,
Das Weib zu mir in's Bette,
Da spukte und rumorte sie,
Als ob sie's Fieber hätte.
Ich fragte sie, was das denn sei,
Da brach entsetzt mein Bett entzwei —
Hier ein Bein, da ein Bein,
Rataplum!
Krach.

Das Weib entwich, ich weiß nicht wie,
Noch eh' der Himmel blaute;
Als meine Wirthin Morgens früh
Zu mir durch's Fenster schaute,
Da bin ich fröhlich aufgewacht
Und hab' dies schöne Lied gemacht:
Rechts ein Bein, links ein Bein —
Holdrio
Juch!

(Goldstein, Passepartout, Huhn mit ihren Gläsern und die Curve bilden eine Reihe und singen den letzten Refrain mit.)

Passepartout. Ein Schmollis dem Sänger! (Sie stoßen an.)

Goldstein. Sehr hübsch! Aber der Titel sollte heißen: Das Lied vom Ueberbein.

Huhn. Und so ein prickelnder Rhythmus!

Goldstein. War der nächtliche Besuch wirklich nur Phantasie, na, na!

Curve (scherzhaft drohend). Ferdinand, Elender!

Huhn (auf den schlafenden Bombe deutend). Nun seht blos, die Musik hat den schmähenden Catilina zum Schweigen gebracht.

Curve. Sogar im Schlafe verzieht sich öfters grimmig sein Gesicht. Er muß einmal schön gewesen sein. Nun sind die Augen schon eingesunken, und immer hat er die tiefen Falten auf der Stirn. Er ist der Märtyrer unglücklichsten einer; denn man giebt ihm nicht einmal die Märtyrerkrone. Er würde sich steinigen lassen für eine Idee, aber um ihn ist Gelächter und Achselzucken, und er muß Alles in sich hinabringen. Nur im Schlaf hat er Frieden, und jeden Morgen geht er in seine Schule und bringt den widerspenstigen Kindern den Drang nach Wahrheit bei.

(Alle sind still geworden.)

Ferdinand. Armer Kerl! (Klopfen an der Wand.)

Huhn. Was ist das?

Passepartout. Wer kann hier klopfen?

Goldstein. Geisterhaft, unheimlich.

(Es klopft wieder, Passepartout geht nach der Thür.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Minna, dann Frau Schniepel.

Minna (hastig in der Thür). Schnell die Stühle wieder hinunter. Frau Schniepel ist heimgekommen, voller Wuth. Man hat die Rothe entlarvt, Blumen, Orangen, Kreuze mit Edelsteinen bei ihr im Unterrock gefunden.

Passepartout. Hat sie schon das Verschwinden der Stühle bemerkt?

Minna. Freilich, und da Sie Gäste haben, ist sie auch gleich auf die Idee gekommen, daß die Stühle hier oben sind.

Huhn. Eine schöne Bescherung. Am Ersten müssen wir 'raus. Ade, Hungerthurm!

Minna. Ich höre sie schon auf der Treppe. Wohin soll ich jetzt?

Passepartout. Schnell in die Schlafkammer.

Minna. Aber —

Passepartout. Machen Sie keine Umstände, ich bleibe ja hier unten. (Schiebt sie die Treppe hinauf.)

Goldstein. Mir ist nichts schrecklicher als Streit, könnte ich nicht auch — (will zur Treppe.)

Ferdinand (hält ihn fest). Mitgespielt, mit ausgepfiffen.

Huhn (zu Passepartout). Schwant Dir nichts? Jawohl, keine Ahnung.

Passepartout. Wenn mir nichts einfällt, so helfe uns der Zufall, der gütige Zigeunergott.

Curve (lachend). So mag ich's, nun wird's erst schön. Wißt Ihr was? Was die Rothe kann, kann ich auch.

Passepartout. Heil Dir, Mädchen! Ja, so geht's. Schnell die Lampe aus. (Er löscht die Lampe über dem Tische aus. Das Blumenbeet vorn bleibt vom Mond hell beschienen.) Bombe lassen wir ruhig weiterschlafen, Curve, hierher, auf diesen Stuhl (er trägt den zweiten Ehrensessel weg und stellt ihn an der Hinterwand neben dem Pfeiler, nicht weit von dem schlafenden Bombe auf). Du versinkst in Trance, der Geist einer Bahnwärterfrau aus Mähren ist in Dir, rede klug, ich sorge für die richtige Auslegung, Huhn und Ferdinand dorthin an die Kommode, Herr Goldstein auf den Hocker neben dem Tisch, bebend vor innerer Erregung — halt, Minna, (diese oben auf dem Podium vor der Schlafkammerthür) hier diesen Strauß, zur rechten Zeit werfen Sie einzelne Blumen herab, aber nicht zu viel. (Reicht ihr den Strauß über das Geländer hinauf.)

Frau Schniepel (von außen). Minna, wo bleiben Sie? Sakrament'sche Wirthschaft. (Tritt hastig ein, bleibt verdutzt im Halbdämmer stehen.)

Passepartout (wie vor Frau Schniepel zurückweichend, zu Huhn und Ferdinand, leise). Der Geist unserer verehrten Frau Schniepel.

Frau Schniepel. Was soll das sein? Wie können Sie sich erlauben —

Passepartout. Ach, gnädige Frau, Sie sind es selbst. Still, ich bitte Sie (auf Bombe und die Curve deutend) — sie liegen im Trance.

Frau Schniepel (überrascht, mißtrauisch). Im Trance? Das soll wohl heißen, daß meine guten Stühle Apporte der Geister sind?

Passepartout. Nicht doch, gnädige Frau. Das weibliche Medium verlangte durchaus nach irgend einem Gegenstande einer geistigen Freundin, und da wir Sie als überzeugte Spiritistin gewiß zu den Unsrigen zählen dürfen —

Bombe (im Schlafe). Es riecht nach Geld, nach gemeinem Gelde.

Frau Schniepel. Sehr sonderbar.

Passepartout. Wir machen nämlich Versuche mit zwei Medien auf ein Mal, um zu prüfen, welche Ergebnisse der Kontakt zweier Geister liefern könnte. Das männliche Medium hat geringere Kraft, und die auch nur bei Vollmond wie heute; aus ihm spricht ein verworrener lügenhafter Geist. Aber das weibliche — sehen Sie, es beginnt sich zu regen.

Ferdinand. Die Sache ist ernst.

Die Curve (erhebt sich langsam, die Arme hängen schlaff herab; wie eine Seherin, im singenden Ton). Unglückliche Frau, ich warnte Dich! Sie meinen, sie hätten Dich entlarvt, ich höre ihr hämisches Lachen, weil Du in der Periode sinkender Kraft Dich verleiten ließest, durch Kunst zu ersetzen, was sonst die guten Geister freiwillig Dir schenken. Unglückliche Anna, warum hörtest Du nicht?

Frau Schniepel. Höchst wunderbar.

Passepartout. Der Geist einer Bahnwärterfrau aus Mähren, die mit dem Zuge verunglückte, spricht aus ihr.

Frau Schniepel. Er spricht von der Anna Rothe. Eben will man sie entlarvt haben, ich war selber dabei. Doch sie ist keine Betrügerin, höchstens nur in Ausnahmefällen, wie sie bei allen großen Medien vorkommen. Ich habe zu viel der seltsamsten Manifestationen bei ihr erlebt. Wenn das Medium doch mehr sagte!

Bombe (im Schlafe, mit den Beinen zuckend). Rechts ein Bein, links ein Bein.

Ferdinand. Es ist zum Heulen.

Frau Schniepel. Was sagt das männliche Medium?

Passepartout. Thorheiten, die kennen wir schon.

Frau Schniepel. Er sprach von Beinen — der Mann schnarcht ja. Aber wie konnte die Dame das von der Rothe wissen? Ich muß Klarheit haben (geht auf Bombe zu und schüttelt ihn). Mein Herr, mein Herr!

Huhn (zu Ferdinand). Jetzt geht es schief.

Bombe (erwachend). Aach, in dem Stuhle schläft sich's gut, den müßt Ihr Eurer überspannten Haustyrannin öfters ausführen. Wundervoll habe ich geschlafen, geradezu wundervoll.

Frau Schniepel (lauernd). Ein wirklicher Biedermann, wie es scheint. Ueberspannt nennt er mich? Sie haben den Herrn wohl nicht genügend eingeweiht, oder er spielt seine Rolle schlecht.

Passepartout. Aber, verehrte Frau, ich sagte Ihnen doch, in dem Manne steckt ein unwahrer Geist —

Bombe (zu Huhn). Wer ist denn der neue Gast, habt Ihr kein Oel mehr in der Lampe?

Passepartout (hat der Minna oben auf dem Podium zugewinkt, sie wirft Blumen und verschwindet wieder). Sehen Sie, die seltensten Blumen, Apporte von der Riviera.

Frau Schniepel (überzeugt). Materialisationen, ohne Zweifel echte Materialisationen!

Bombe (befühlt sich). Ich bin doch wach, ich träume doch nicht. Blumen fallen von der Decke, die Curve sitzt wie ohnmächtig da. Haben sie mir was in den Punsch gemischt?

Ferdinand. Still, still, die Dame spricht wieder.

Die Curve. Ein schlimmer Geist ist in unserem Zimmer und stört die Harmonie mit verruchten Zweifeln. Unglückliche Anna, was that man Dir? Unerhörtes wird geschehen, oh, ihr geistigen Freunde — Umwandlungen und Umwälzungen aller Art werden die Welt in Erstaunen setzen, und auch die Ungläubigen werden sie spüren. (Sie starrt nach dem Blumenbeet.) Hügel erheben sich aus der Ebene, Hügel — Hügel —

(Goldstein erhebt sich und zeigt nach dem Blumenbeet. Alle sehen erstaunt, wie der Maulwurf drei Hügel aufwirft. Minna benutzt den Augenblick, um unbemerkt herunterzukommen und sich den Anderen anzuschließen.)

Passepartout (triumphirend halblaut). Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort? O trefflicher Minirer.

Ferdinand (deklamirend). Beim Sonnenlicht, dies ist erstaunlich fremd.

Frau Schniepel. O Minna, was haben Sie versäumt, welch unerhörtes Phänomen! Die Rothe ist übertroffen, weit übertroffen.

(Huhn zündet die Lampe hinten wieder an, die Curve erwacht scheinbar.)

Die Curve. Wie ist mir? O wie stark war heute die Kraft, ich bin wie zerschlagen.

Frau Schniepel. Wie soll ich Ihnen danken für diese Offenbarung! (Umarmt die Curve.) Und Sie, mein Herr — (zu Goldstein, der sich an sie herangemacht).

Goldstein. Benjamin Goldstein ist mein Name, ich wäre überglücklich —

Frau Schniepel. Was gilt der Name in solch geistiger Gemeinschaft? Sie waren der Erste, der die Hügel entstehen sah, es drängt mich, Sie schwesterlich an mein Herz zu drücken.

Goldstein. Nichts könnte mir lieber sein als das.

Bombe (entzieht sich den leise auf ihn einredenden Passepartout und Huhn). Was soll das denn Alles heißen? Mag es lustig sein, aber es ist ein großer Schwindel.

Frau Schniepel (zur Curve). Im letzten Theile der Séance schien mir ein männlicher Geist aus Ihnen zu sprechen.

Ferdinand. Ja, es war der Geist des alten Hamlet.

Bombe (dazwischen platzend). Ein ganz gemeiner Maulwurf war es. — Verehrte Dame, seien Sie nachsichtig mit diesen Leuten, es sind Künstler, brave Menschen sonst, aber in Punkto Wahrheit von sehr lockeren Grundsätzen. Sie können nichts dazu, es liegt im Gehirn, die Phantasie, deren sie für ihre Kunst bedürfen, überwuchert bei ihnen auch im gewöhnlichen Leben. Seien Sie überzeugt, es ist Alles nur Einbildungskraft, und die Hügel dort stammen von einem gemeinen Maulwurf, talpa europaea.

Frau Schniepel (geringschätzig). Ein Maulwurf? Wie soll der wohl hierher kommen?

Goldstein. Wie soll er auch!

Huhn (zu Bombe). Wahrheitsprotz.

Passepartout. Der Unglückliche! Es dauert immer ein bis zwei Stunden nach dem Erwachen, bis der Lügengeist, der in ihm spukt, wieder ausfährt.

Frau Schniepel (überlegen). Sie lagen im festen Schlafe, als dieses herrliche Mädchen die Entlarvung der Frau Anna Rothe, die angebliche Entlarvung, von der Niemand hier etwas wissen konnte —

Passepartout. Gewiß, Niemand, nicht wahr, Fräulein Minna?

Minna. Niemand.

Frau Schniepel. — mit allen Einzelheiten ganz genau bis auf die Farben der gefundenen Edelsteine erzählte. Von den frischen Blumen, die dann aus der vierten Dimension herniederkamen, sehen Sie hier noch Spuren. Endlich aber die Ankündigung der Umwälzungen, die sich sogleich vor unseren Augen, unseren leiblichen Augen, dort, entfernt von dem Medium, zeigten. Gesetzt den Fall, es habe sich hier durch einen merkwürdigen Zufall ein Maulwurf eingeschlichen, gesetzt selbst den Fall, das Medium habe dies gewußt, wer befahl diesem Maulwurf gerade im Augenblick der höchsten Spannung seine Hügel aufzuwerfen?

Goldstein. Sehr richtig, sehr fein. (Zu Bombe.) Oder meinen Sie vielleicht, das sei ein Maulwurf mit Mechanismus zum Aufziehen, der immer nur zur bestimmten Stunde mit seinen unterirdischen Tendenzen loslegt?

Ferdinand. Ja, mein Lieber, wir haben hier den untrüglichen Beweis vor uns, daß sich die Geister zuweilen, vielleicht immer, der Kraft irdischer Geschöpfe zu ihren Manifestationen bedienen. Höher als die gemeine Wirklichkeit, talpa europaea, steht eben die dichterische Wahrheit, talpa poetica.

Die Curve (hat die Guitarre wieder ergriffen und spielt ein paar Accorde). Und endlich, Meister Bombe, liebe Freunde, was ist schöner als das verstohlene Spiel des Sonnenlichts in dämmerndem Waldesgrunde? Ein Zittern und Flimmern, und wir wandeln über die weiche Nadeldecke zur Quelle am moosigen Stein! Fühlen, Mitfühlen ist wahrer Genuß. Unsichtbar webt sich ein geistiges Band, und Kohlmeisen singen dazu unter dem grünen Dach. Unsere Laune soll spielen wie die Sonne im Walde, und irren wir in seinen unergründlichen Tiefen, so führen uns die guten, die heiteren Geister hinaus.

Bombe. Irrlicht, Hexe! Sie reden durcheinander wie im Trance. Am Ende bin ich noch der entlarvte Lügengeist, und sie springen doch mit der Wahrheit um wie die Seiltänzer: Rechts ein Bein, links ein Bein.

(Passepartout und Huhn haben inzwischen die Staffelei bei Seite gerückt. Alle gruppiren sich paarweise: Passepartout und Minna, Goldstein und die Wittwe, Huhn und Bombe im Halbkreis, davor Ferdinand und die Curve.)

Die Curve (singt zur Guitarre).

Ein Jeder liebt, ich weiß nicht wie, —
Der Kappen giebt's so viele, —
Der Geld, Der Weib, Der Melodie,
Der tiefern Ernst im Spiele.

Ferdinand. Doch mag es gehn so oder so,
Die guten Geister singen froh:

Die Curve und Ferdinand.
Rechts ein Bein, links ein Bein!
Juchheidi,
Schluß!





Illustrirte Bibliographie.

Durch die Mandschurei und Sibirien. Reisen und Studien von Rudolf Zabel. Mit 146 Abbildungen zumeist nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, theilweise gezeichnet von C. Arriens, und dem Porträt des Verfassers. Leipzig, Georg Wigand.

Soeben hat die Londoner Times aus Peking eine Meldung gebracht, was es mit der von den Russen in Aussicht gestellten Räumung der Mandschurei, — des fetten Bissens, den der unersättliche russische Moloch während der europäisch-chinesischen Kriegswirren an sich gerissen, — in Wirklichkeit auf sich hat. Dieser Meldung zufolge hat Rußland am 8. April, d. h. an dem Tage, der zur Räumung des zweiten Theiles der Mandschurei einschließlich des Vertragshafens von Niutschwang bestimmt war, seine Flagge auf den Seezollgebäuden eingezogen und ist von der Verwaltung der Eingeborenenstadt zurückgetreten. Rußland behält dagegen den Bahnhof bei der russischen Koncession militärisch besetzt. Da dieser Bahnhof eine Stunde von der Stadt entfernt ist, so ermöglicht seine Besetzung den Russen die Beherrschung des Vertragshafens und des Liauflusses. Der Zollvorsteher, ein Engländer, der während der russischen Besetzung sein Amt zur Zufriedenheit der Fremdenkolonie und der russischen Behörden versah, geht in Urlaub. Sein Nachfolger ist ein tüchtiger junger Russe! —

Dies Verfahren Rußlands, das wohl Niemand überraschen wird — denn nur naive Gemüther werden geglaubt haben, daß die von dem schlauen Moskowiter unter dem japanisch-englischen Drucke in Aussicht gestellte Räumung der occupirten Mandschurei, anders denn eine fiktive sein werde — entspricht in seiner Tendenz wie in seiner Methode durchaus dem politischen Prognostikon, das Rudolf Zabel in den Tagebuchaufzeichnungen seiner Reise im Jahre 1901 stellte. Er hatte an Ort und Stelle Gelegenheit, zu erkennen, wie der Russe in diesem Stammlande der chinesischen Dynastie Fuß gefaßt hat, das man ja freilich bei uns — wie die Glossen zum deutsch-englischen Abkommen lehrten — in schwächlicher Vogelstraußpolitik lediglich als Vasallenstaat und als gar nicht zum festen Gefüge des chinesischen Reiches gehörig bezeichnete, um nur ja die bedenkliche Politik des laisser faire, laisser aller gegenüber Rußland beibehalten zu dürfen. Rudolf Zabel hält es für fraglich, ob wir dieser Politik gegenüber unserm östlichen Nachbar und Konkurrenten in Ostasien auf die Dauer werden treu bleiben können. Er bezeichnet es als einen schweren Fehler der deutschen Politik, daß diese sich dem Druck der Mächte auf Japan anschloß, das im Frieden von Shimonoseki gezwungen wurde, die besetzte Mandschurei wieder aufzugeben. Die deutschen Kaufleute haben wohl empfunden, was Deutschland sich durch diese Stellungnahme in Japan verscherzt hat, ohne auf der andern Seite auch nur die geringste Entschädigung dafür zu haben. Dem weiteren Vordringen der russischen Macht nach dem Süden Ostasiens ist dadurch ganz zwecklos Vorschub geleistet worden, das Zarenreich allein hat so aus dem Einschreiten beim chinesisch-japanischen Friedensschluß Nutzen gezogen, während Deutschland zum Ersatz dafür, daß es sich Japan entfremdet hat, seitens Rußlands keinen den ihm gebrachten Opfern entsprechenden Dank erfahren hat.

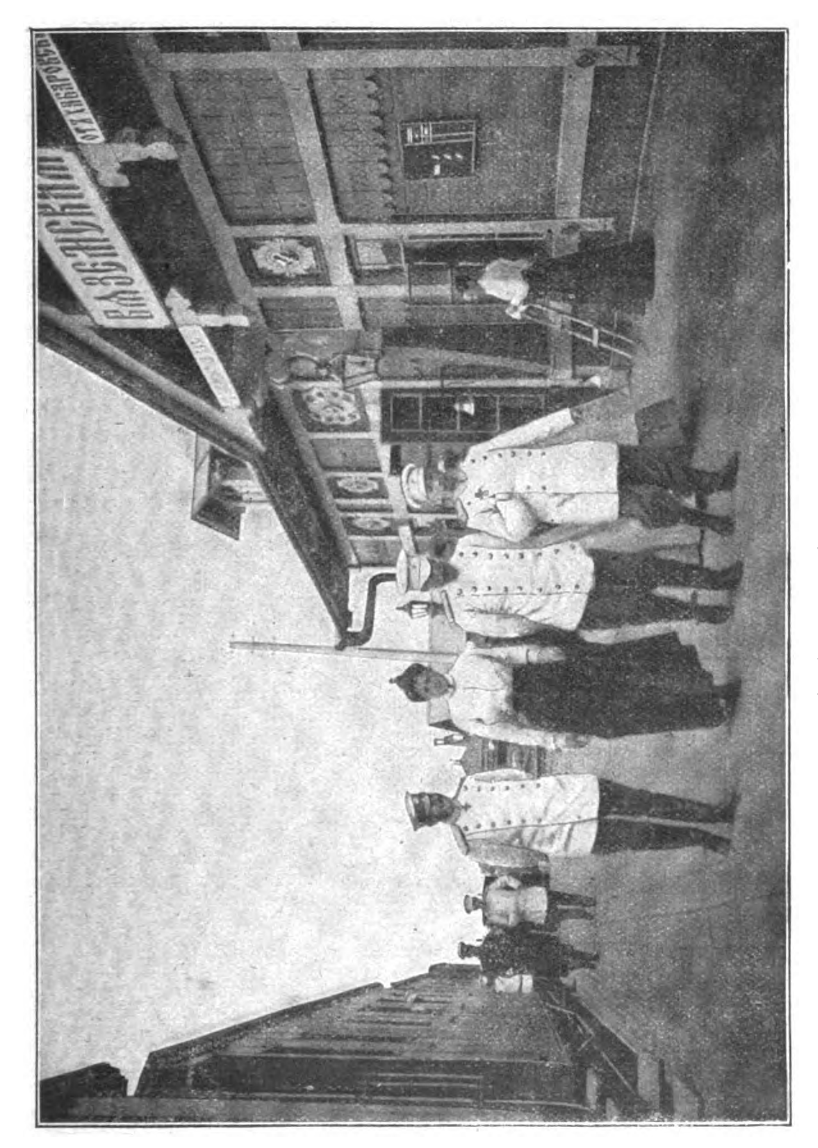
Zabel vertritt die Ansicht, daß Deutschland, da es nun einmal in dem Feldzug der europäischen Mächte gegen China die Führung übernommen, es auch die Pflicht gehabt hätte, in Festhaltung des von ihm proklamirten Grundsatzes der Erhaltung des wirth-



Marktplatz in Nikolsk.
Aus: Rudolf Zabel, Durch die Mandschurei und Sibirien. Leipzig, Georg Wigand.

schaftlichen und politischen status quo in China ein ernstliches Veto einzulegen gegen die treulose Politik Rußlands gegenüber den Verbündeten — (von denen übrigens Zabel die Japaner als die loyalsten rühmt) — und gegen den russisch-chinesischen Separatvertrag, der ein Meisterstück russischer Diplomatie ist und an sich wie überhaupt

die russische ostasiatische Politik aufrichtige Bewunderung verdient. Ob die Erfüllung dieser von Zabel behaupteten Pflicht eine politische Klugheit gewesen wäre, und ob sie die nachdrückliche Unterstützung anderer, weit unmittelbarer interessirter Mächte gefunden hätte,

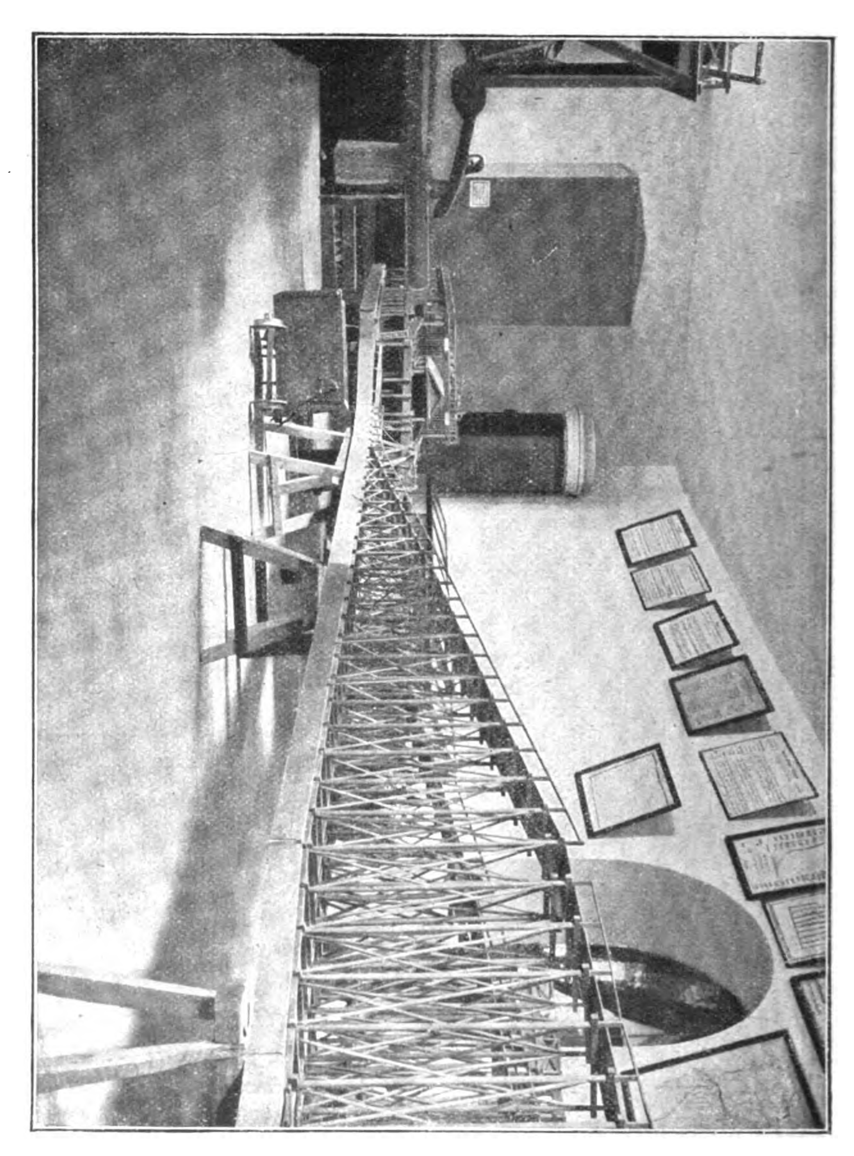


Wjasemskaja, die größte Station der Nord-Ussuribahn.
Aus: Rudolf Zabel, Durch die Mandschurei und Sibirien. Leipzig, Georg Wigand.

wird aber wohl hie und da mit Fug angezweifelt werden; mag man auch dem Verfasser zustimmen, wenn er meint, daß England, dessen eifersüchtige Ueberwachung der russischen Politik wir zu bespötteln lieben, sich durch seine Politik des Weltgensdarmenthums und speciell des Vorpostenstehens gegenüber dem Zarenreiche, dessen allzu schnellem Ausdehnen

es zu begegnen bestrebt ist, der Allgemeinheit einen Dienst leistet, der — wenn auch aus eigennütziger Absicht hervorgegangen — eigentlich dankbare Anerkennung verdient. —

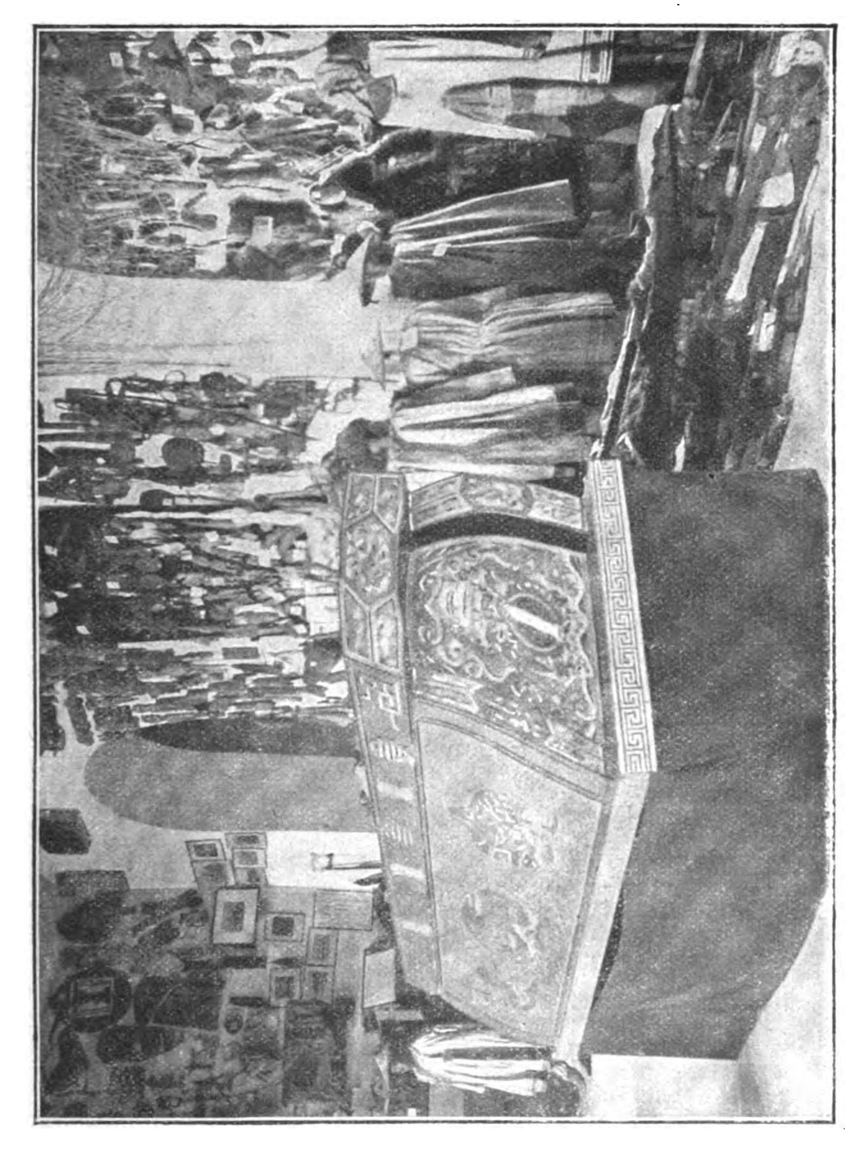
Wer sich über Rußlands Vorgehen in Ostasien, sein Verhältniß zu China und



Chabarofskt (Museum): Modell eines Goldwäschereibetriebes. Der Kasten im Hintergrunde veranschaulicht die Menge Goldes, die in der Primorskaja in den letzten 40 Jahren gewonnen wurde.
Aus: Rudolf Zabel, Durch die Mandschurei und Sibirien. Leipzig, Georg Wigand.

seine Stellung in der Mandschurei, über die kolonisatorische Thätigkeit der Russen, über hier in Betracht kommende wichtige Fragen der Politik, des Wirthschafts- und Verkehrslebens unterrichten will, dem ist Rudolf Zabels Werk, das, abgesehen von seinen geographisch-ethnologischen Mittheilungen, durch authentische Auskunft über jene Verhältnisse

von hohem Werthe ist und praktische Bedeutung für uns hat, angelegentlich zu empfehlen, und zwar um so mehr, als Rudolf Zabel seit der Besetzung der Süd-Mandschurei der einzige Ausländer geblieben ist, dem es gelungen ist, jene Gebiete zu durchreisen. Es



Chabaroffsk (Museum): Der Hauptsaal. Im Vordergrunde der Sarkophag eines chinesischen Mandarinen.
Aus: Rudolf Zabel, Durch die Mandschurei und Sibirien. Leipzig, Georg Wigand.

war ursprünglich übrigens nicht die Absicht des Reisenden, sondern Schicksalsfügung, die ihm seinen Weg bestimmte, und die er sich dann zunutze machte.

In den letzten Tagen des Januar 1901 verließ Zabel, während der Kriegszeit, Peking und erreichte mittelst der Eisenbahn, in deren Betrieb die Deutschen nach den

Russen, welch' letztere das Bahnmaterial verwahrlost und geplündert hatten, damals Ordnung brachten, über Tangschan Schanhaikwan. Da er aber hier, in Folge der Vereisung des Hafens, die Schiffsverbindung nicht mehr erreichte, hatte er nur die Wahl, entweder umzukehren oder sein Ziel, Port Arthur, auf dem Landwege zu verfolgen. Er entschloß sich zu Letzterem, zum Vordringen durch die Mandschurei; das freilich nicht ganz gefahrlos und vor Allem nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten war. Denn die Russen, die schon damals sich als Herren der Mandschurei aufspielten und dort keinen Fremden gern in ihre Karten sehen lassen wollten, suchten Nichtrussen von einer Durchreise fernzuhalten, und insbesondere wurde deutschen Offizieren — während der gemeinschaftlichen Operationen der Mächte in China! — die Benutzung der Eisenbahn jenseits von Schanhaikwan verwehrt!

Zabel als Civilist begegnete geringeren Bedenken und erlangte, unterstützt durch persönliche Bekanntschaft, die Erlaubniß zur Weiterreise, die erst mittelst Eisenbahn, dann auf der zerstörten Bahnstrecke mittelst einer von vier Mandschus gezogenen Draisine erfolgte. Von Kobantse aus geht es auf einem Karren unter russischer Bedeckung, die sich als nothwendig herausstellt und unterwegs einen Ueberfall seitens einer Chungchutsenbande abweisen muß, zum Vertragshafen Niutschwang, dem „natürlichen Thor der Mandschurei"; der Verfasser konstatirt hier mit Bedauern, daß der einst bedeutende Antheil Deutschlands am Schiffsverkehr zurückgegangen und der deutsche Handel eine Einbuße erlitten hat, an welcher die ungenügende konsularische Vertretung wesentlich mit die Schuld trägt. Der Verwalter des deutschen Vicekonsulats ist ein alter Mann, ein englischer Kaufmann, der noch das amerikanische, norwegisch-schwedische und niederländische Konsulat mit verwaltet. Er hat nach Behauptung Zabels nicht das Mindeste in jener kritischen Zeit zur Wahrung der deutschen Interessen gethan; selbst der Ueberfall eines deutschen Hotels durch Kosaken alterirte die Ruhe des Herrn nicht, der sich begnügte, gelegentlich der Anwesenheit des russischen Höchstkommandirenden, des Vice-Admirals Alexejeff, an diesen einen devoten Brief zu schreiben, in dem er um Verzeihung dafür bat, daß er ihm nicht seine Aufwartung machen dürfe! Zabel hält Berufskonsuln für nothwendig und weist uns auf Japan, von dem wir Manches lernen können, hin. Dieses schickt, sobald ein Hafen neu eröffnet wird, sofort einen Berufskonsul hin, der den Ort und die Verhältnisse studirt und dann den Handel nachzieht. Von Niutschwang aus durchreiste Zabel die Liaotung-Halbinsel und erreichte Port Arthur, dieses von der Natur und der Technik uneinnehmbar gestaltete Bollwerk der russischen Macht. Ein wichtiges politisches Werkzeug derselben ist auch die hier befindliche russisch-chinesische Bank, die zur Hälfte mit chinesischem Gelde arbeitet, deren Verwaltung aber ausschließlich russisch ist. Das größte Geschäft in Port Arthur liegt erfreulicher Weise in den Händen zweier deutscher Firmen, die sich unter den Russen besonderen Rufes erfreuen; der Wladiwostoker Firma Kunst & Albers und der Tschifu-Firma Sietas, Block & Co., die hier ihre Filialen haben. —

Fast wunderbar klingt, was Zabel von dem ostasiatischen San Francisco, von der Stadt Dalny (d. h. die Ferne) am Meerbusen von Talienwan erzählt. Die Entstehung dieser Stadt, die mit dem Endpunkte der sibirischen Bahn und seinem zukünftigen großen russischen Transithafen zum wichtigen Handelsplatz an Stelle Port Arthurs ausersehen worden, ist einzig; zum ersten Mal ist hier wohl ein Staat als Städtespekulant aufgetreten. Diese künstlich vom Finanzminister Witte in's Leben gerufene Großstadt, von der aus man Asien in 14 Tagen wird durchqueren können, wird der Brennpunkt von Rußlands ostasiatischen Interessen, vielleicht der ostasiatischen Interessen überhaupt werden. Das ist auch für uns von Bedeutung und — so wenig wir sonst die Fortschritte Rußlands in der Mandschurei mit günstigem Blicke verfolgen mögen — von erfreulicher Wirkung. Denn wenn Rußlands Zukunftspläne bezüglich Dalnys sich realisiren sollten, so wird der Schwerpunkt der allgemeinen ostasiatischen Interessen nach dem Norden verschoben, und unser Schantung wird diesem Mittelpunkt näher gerückt. Der Deutsche hat hier als Geschäftsmann ein günstiges Feld; und die Eröffnung des fruchtbaren und jungfräulichen, noch viel zu wenig bekannten Sibiriens — das durch die Eröffnung der transsibirischen Bahn gleichsam das Hinterland von Dalny wird — ist vielleicht, meint Zabel, noch wichtiger, als die Auftheilung Chinas.

Durch Sibirien führt uns der zweite Theil des Zabel'schen Reisewerkes. Zunächst schildert er jedoch einen Abstecher nach Süd-China und einen Besuch des japanischen Hamburg: Nagasaki, wo er auch die berühmten Geishas kennen lernt, die leider sehr wenig den aus Operetten gewonnenen Illusionsbildern entsprechen. Zabels Urtheil über

die Japaner weicht von der üblichen Schätzung derselben ab. Er erwartete, ein Kulturvolk zu finden, und fand nur ein typisch asiatisches Volk, das dem, was wir Kultur nennen, bisher wenig mehr abgeguckt hat, als das Räuspern und Spucken. Dann begiebt er sich nach Wladiwostok („Zwing-Ost"), von wo aus er erneut in den asiatischen Kontinent theils zu Schiff, theils mit der Eisenbahn eindringt. Durch historische Rückblicke, aus denen wir die Geschichte der Eroberung Sibiriens kennen lernen, weckt Zabel das Verständniß für die Politik Rußlands, die Ursachen seiner Expansion und für die Probleme der Gegenwart. Als das eigentliche Koloniallaud Rußlands bezeichnet Zabel das Amurbecken, das ebenso nach dem Osten, nach der See hin gravitirt, wie die westlichen Theile Sibiriens nach dem Mutterlande. Freilich stellt er der Kolonialpolitik Rußlands, die ohne rechte Methode politische Gesichtspunkte ganz ungerechtfertigt vor wirthschaftlichen Nothwendigkeiten bevorzugt, und der Fähigkeit der Kolonisten kein günstiges Zeugniß aus. Der russische Bauer versteht die günstigen Bedingungen, die das Amurgebiet vor dem übrigen Sibirien für die Ansiedlung bietet, nicht auszunützen; er ist faul und unglaublich weit in der Kultur zurück; das ihm zugetheilte Land parzellirt er und verpachtet es an den Chinesen, der ihm kulturell und kaufmännisch und in Arbeitsamkeit überlegen ist und ihm die Landwirthschaft abnimmt, während der bequeme russische Bauer fischt, jagt und faullenzt. —

Die Hauptstadt der Amurprovinz ist Chabaroffsk, dessen Umgebung durch ihren Goldreichthum, der freilich nur durch die unsichere Goldwäscherei zu Tage gefördert wird, Anziehungskraft übt. Sehenswerth ist in Chabaroffsk das naturwissenschaftliche Museum, das, reicher wie das in Wladiwostok, eine Fundgrube für den Naturforscher und Ethnographen ist, der sich speciell Sibirien und seine Volksstämme zum Studium gesetzt hat. Von hier aus unternahm Zabel eine Amurfahrt, die ihn 2000 km den Fluß aufwärts führt, und auf der er die von den Russen in Trümmer und Asche gelegte chinesische Stadt Aigun und Blagoweschtschensk, den Schauplatz der bekannten furchtbaren Katastrophe, in der die Russen 5000 Chinesen der Sicherheit der Stadt wegen hinopferten, berührte. In die Schilderung der Reise auf dem oberen Amur, mit seinen „brennenden Bergen", und auf der lieblichen Schilka sind Betrachtungen des Reisenden über die russischen Kolonialsysteme, über die Deportationsfrage, in der er eine andere Stellung als die landläufige einnimmt, und in deren Erörterung er die Darstellungen Kennans und Tolstois als irreführend zurückweist, eingeflochten. Dann geht die Fahrt durch Transbaikalien, über den größten Süßwassersee der alten Welt, weiterhin mit dem „train de luxe" von Irkutsk durch die Taiga, den Urwald, die Kirgisensteppe, über den Ural und die Wolga bis Moskau. —

Wie aus dem hier kurz Angeführten ersichtlich, hat der Verfasser in der zwanglosen Tagebuchform keineswegs nur flüchtige Reiseeindrücke wiedergegeben, sondern Fragen von tiefgehender Bedeutung behandelt und Thatsachen, die von großem praktischen Werth für unsere politischen und kommerziellen Beziehungen werden können, unserer Kenntniß vermittelt. Seine Sachlichkeit ist aber keineswegs nüchtern; er bleibt auch im Dociren fesselnd; und harmlose, humoristisch gefärbte Reiseepisoden bringen eine willkommene anregende Abwechslung in den Ernst wissenschaftlicher und politischer Darlegungen.

Das Werk ist mit zahlreichen Illustrationen geschmückt und von der Verlagshandlung auf's Gediegenste ausgestattet. Es kommt jetzt, wo die Eröffnung der transsibirischen Eisenbahn auf ihrer Gesammtstrecke bevorsteht, zur rechten Zeit, um uns ein Bild von Ländern und Verhältnissen zu geben, die uns sonst nur in gefärbter, beeinflußter Schilderung gezeigt werden. O. W.

Bibliographische Notizen.

Mutterrecht. Frauenfrage und Weltanschauung. Von Dr. Max Thal. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. Preis geh. 2,50 Mk.

In der heutigen Zeit ist die sogenannte „Frauenfrage" mit Macht in den Vordergrund getreten. Männer wie Frauen sind auf dem Kampfplatz erschienen und verfechten mit geistigen Waffen unter verschiedenem Feldgeschrei ihre Ansichten. Leider wird nur dabei in der Hitze des Gefechts zu oft über das Ziel hinaus geschossen und dadurch dem eigentlichen Zweck mehr geschadet als genützt. Was das vor-

liegende Werk anbetrifft, das sein Ziel, für die Frau einzutreten, fest in's Auge faßt, so verdankt dasselbe seine Entstehung, wie der Verfasser im Vorwort angiebt, dem vor Kurzem erschienenen ersten Bande der Vorgeschichte des Rechts, Theil 1: „Mann und Weib" von Paul Wilutzky, dem ein großes Verdienst zugesprochen werden muß. Vom sogenannten Mutterrecht der Urzustände ausgehend, bespricht der Verfasser in sehr interessanter Weise die Grundlagen und die Entwickelung der modernen Frauenbewegung und ihren Zusammenhang mit der sittlichen Weltanschauung. Das Buch gliedert sich, nach einer Einleitung, in drei Abschnitte: „Urzustände und Mutterrecht, die Frauenfrage und Weltanschauung und Zusammenfassung mit Schlußbetrachtung." Ein sehr umfangreiches Verzeichniß am Anfang orientirt alsbald über den Inhalt, während am Schluß die citirten Werke aufgeführt sind. An der Hand der Entwickelungsgeschichte der Menschheit wird die allmähliche Umwandlung der Gruppenehe in die Einzelehe dargelegt, und hinsichtlich der jetzigen sozialen Stellung der Geschlechter werden als wichtige Momente die rein menschlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau, ferner die ökonomischen Verhältnisse und die sittliche Weltanschauung jedes Zeitalters mit der davon abhängigen Gesetzgebung erörtert. So verlockend es wäre, so kann doch in diesem kurzen Referat weder auf Details eingegangen, noch in eine Polemik eingetreten werden. Es sei aber hervorgehoben, daß der Verfasser in sehr klarer und anregender Weise die oft heikle und schwierige Materie behandelt hat. Völlig zustimmen muß man ihm, wenn er eine Verquickung der Frauenfrage mit den socialdemokratischen Bestrebungen, die er sehr richtig kritisirt, von der Hand weist. Die eigentliche Frauenfrage, die in der Gleichberechtigung der Frau mit dem Manne gipfelt, ist von der Arbeiterfrage, die rein socialistischer Natur ist, zu trennen. Es liegt demnach für diejenigen, „welche nur für die Gleichberechtigung der Frau innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung eintreten, absolut kein Grund vor, sich der Socialdemokratie zu verschreiben". Der Verfasser bezeichnet den Egoismus und die Herrschsucht als die Triebfedern, die dem socialistischen Ideal entgegenarbeiten, er hätte aber noch besonders darauf hinweisen müssen, daß überhaupt die Verschiedenartigkeit der Charaktereigenschaften der Menschen den Traum von einer Gleichmacherei niemals zur Verwirklichung kommen lassen wird. Gegen die Einrichtungen der Natur wird der Mensch vergeblich Sturm laufen. — Was nun die Ehe anbetrifft, so würde dieselbe wieder zu einer gesunden Basis gelangen und eine Quelle häuslichen Glücks und innerer Zufriedenheit werden, wenn man nur der gegenwärtigen Genuß- und Verschwendungssucht steuern und zur Einfachheit und Genügsamkeit zurückkehren wollte. Hier müßte bei der heutigen Kindererziehung zunächst der Hebel angesetzt werden. Die Stellung der Frau als gleichberechtigter Faktor in der Ehe wird sich dann von selbst reguliren, und die Klagen von der horrenden Unterdrückung der Frauen in der Ehe werden verstummen. Bei diesem Kapitel hat der Verfasser zur Schilderung doch wohl zu grelle Farben benutzt. — Am Schluß hält der Verfasser mit der Kirche sowie mit Nietzsche und dessen feindlicher Stellung zur Frau einigermaßen Abrechnung. Rückhaltlos, aber überzeugungstreu weist der Verfasser auf die mannigfachen Schäden hin, an denen unsre sittliche Weltanschauung krankt. Er wird damit zwar vielfach Anstoß erregen, aber das schadet nichts, wie in allen wichtigen Fragen muß es auch hier heißen: „audiatur et altera pars". Das hochinteressante, eine Fülle von aufklärender Belehrung und Anregung bietende Werk sei hiermit Allen, denen die hier behandelten Fragen am Herzen liegen, angelegentlich empfohlen.

K.

Ein Tagebuch Kaiser Wilhelms II. 1888—1902. Von E. Schröder. — Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender. Pr. 4 Mk.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als sei dies ein wirkliches Tagebuch des Kaisers. Das ist es aber nicht, sondern es ist ein von d. Verf. nach Hof- und anderen Berichten in sehr sorgfältiger und erschöpfender Weise zusammengetragenes, nach Daten geordnetes Nachschlagebuch — gleichsam ein getreues Spiegelbild der Regierungszeit Kaiser Wilhelms II. von seiner Thronbesteigung bis zur Gegenwart. Ansprachen, Erlasse, Telegramme, Briefe und mündliche Aussprüche des Kaisers sind in dem vorliegenden Buche als unvergängliche Zeugen von der unermüdlichen Thätigkeit und dem Eifer des Kaisers niedergelegt, mit welchem er sich dem gesammten Staatsleben in seinen vielverzweigten Aesten widmet. Besonders wichtige Erinnerungstage hat d. Verf. in poetischer Form gefeiert. Ein Nachwort und ein Inhaltsverzeichniß bilden den Schluß. Das um-

fangreiche (427 S.), sehr interessante Werk, durch das viele Erinnerungen wach gerufen werden, wird sich sicherlich viele Freunde erwerben und sei hiermit bestens empfohlen. K.

Auf weiten Flügeln. Von Maria Janitschek. Leipzig 1902. Hermann Seemann Nachfolger.

Die große Stimmungskünstlerin bietet immer wieder Neues und Fesselndes. Das interessante Essay: Judas, welches in dem Novellenbuche den Elfenreigen der Dichtungen eröffnet, führt die Mythe von der Auferstehung Christi auf eine natürliche Ursache zurück. Die Poetin stellt Judas den Keriothen dicht an die Seite des Menschenheilandes. Seine glühende, fanatische Liebe umschwält Christus, hofft und wartet jahrelang, daß das Werk der Verherrlichung beginne. Weshalb zögert der Heiland mit der That? Judas beschwört ihn, den Gewaltstreich als Messias zu wagen. Aber Gottes Sohn will nicht und wendet sich milde von dem Ungestümen ab. Da verliert der gereizte Jünger die Geduld, in seinem Innern sieht es düster und unheildrohend aus — Verzweiflung flammt auf! Alles, was in seiner Brust an Liebe und Vertrauen brannte, verwandelt sich. Er geht mit Haß und Hohnlachen hin, um Jesus zu verrathen. Der gewaltige Gott Vater muß ja dem Gekreuzigten zur Auferstehung verhelfen, meint er. Doch als er im Grabe nachsieht und den Leichnam des Heilandes findet, faßt er ihn mit der Kraft der Liebe und des Wahnsinns und entführt ihn.

Der fanatisch-dämonische Charakter des Keriothen ist gut gezeichnet und regt zu der Frage an, wie viele historische Persönlichkeiten, deren Thaten oft nur durch ein paar Worte geschichtlicher Ueberlieferung blitzartig erhellt werden, durch unser modernes verfeinertes Empfinden, Nachspüren und Forschen eine andere Werthmessung bekämen. Das gäbe vielleicht auch Resultate wie bei den Tiefseeforschungen, wo sich eine Hand voll Schlamm unter dem Mikroskop in feinste Thierindividualitäten verwandelt. Maria Janitschek versteht die seltene Kunst, Alles, was sie dem Leben ablauscht, durch geistvolle Poesie zu veredeln. Das beweisen die folgenden Novellen: „Heimatlose Nachtigall“, In der Frühe“, „Um der Glorie willen“. Die Gestaltungskraft der Dichterin wird zuweilen noch von dem schönen, edlen Rhythmus ihres Stiles übertroffen, der wie die Wellenbewegungen einer Melodie wirkt. Selbst wo Stoffe und Situationen nicht sehr ausgiebig sind, läßt sie Funken aufsprühen, welche zünden. In allen ihren letztgeschaffenen Werken, besonders in dem interessanten Novellencyklus: „Die neue Eva“ glänzt Maria Janitschek als Meisterin einer knappen, fesselnden Darstellung und einer fein pointirten Ausdrucksweise. H. S.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe. In 40 Bänden, Groß-Oktav. Herausgegeben von Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Bald (1906) werden hundert Jahre verflossen sein, seit die erste Gesammt-Ausgabe von Goethes Werken zu erscheinen begann. Die Verlagshandlung, die sie herausbrachte und die wie keine andere mit der klassischen Zeit unserer Litteratur verknüpft ist, will diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, dieses Jubiläum in entsprechender, einzig angemessener Weise — nämlich durch die Veranstaltung einer neuen, unseren heutigen Ansprüchen genügenden Ausgabe von Goethes Werken würdig zu feiern; und zwar so zu feiern, daß das gebildete Deutschland in weitem Umfange daran theilzunehmen vermag; — wie es auch die Bedeutung des Anlasses und die des großen Genius für unser Volk wünschenswerth machen. So ist die Ausgabe, obwohl von bewährten Gelehrten, im Besonderen Goetheforschern, bearbeitet, nicht für Gelehrte, für die Leute vom Fach in erster Linie bestimmt, sondern sowohl hinsichtlich der Gesichtspunkte, nach denen die Auswahl und Kommentirung der Schriften erfolgt ist, als auch hinsichtlich der äußeren Ausstattung und Preisbemessung auf einen möglichst großen Kreis des gebildeten Deutschland berechnet. Die auf 40 Bände eingerichtete Jubiläums-Ausgabe wird als Goethes sämmtliche Werke diejenigen Schöpfungen enthalten, die er selbst als seine „Werke“ letztwillig herausgegeben hat, und von dem aus dem Nachlaß Goethes und sonstigen Funden stammenden, der Weimarischen Ausgabe einverleibten Material nur eine, das künstlerisch und wissenschaftlich Bedeutende umfassende Auswahl. Die geleistete selbstständige textkritische Arbeit, für deren Gründlichkeit die Namen der Herausgeber Gewähr bieten, ist verborgen; nur ihr Ergebniß wird — ohne den für den Fachmann lehrreichen, für den genießenden Laien aber eher störenden Varianten- und Lesarten-Apparat — geboten. Auch in den Einleitungen und Anmerkungen legt sich diese Ausgabe mehr Beschränkung auf als z. B. die gleichzeitig erscheinende, hier ebenfalls besprochene Heinemann'sche Ausgabe des

Bibliogr. Instituts. In knapper Fassung wird das zum Verständniß der Dichtungen und einzelner Stellen Nothwendige dem Leser mitgetheilt. Bis jetzt liegen vier Bände vor: Bd. 1: Gedichte, Erster Teil; herausgegeben von Ed. v. d. Hellen; Bd. 6: Reineke Fuchs. Hermann und Dorothea. Achilleis (Herausgeb.: Herm. Schreyer); Bd. 12: Iphigenie auf Tauris, Torquato Tasso. Die natürliche Tochter. (Herausg.: Albert Köster); Bd. 30: Annalen (Herausg.: Oskar Walzel). Die Ausstattung der neuen Bände ist vortrefflich. Papier, Schrift und Druck lassen nichts zu wünschen übrig. Der Preis von 1,20 Mk. für den Band (gebunden 2.00 Mk.) ist als recht mäßig zu bezeichnen. O. W.

Fluthen. Gedichte von Zoë. Wien, Verlagsbuchhandlung L. Rosner. 1902.

Zoës Gedichte entsprechen dem stimmungsfeinen Titel, den wir über der Sammlung lesen. Es sind echt lyrische Erzeugnisse der Poesie, in denen sich das Auf- und Niederfluthen des Gefühlslebens ausspricht. Mit gluthvollen Farben in kecker Manier hingeworfene Stimmungsskizzen, denen gelegentlich eine historische Inschrift aufgedrückt wird — so, wo die Dichterin sich bemüht, für den zerstörenden Gefühlsüberschwang in Neros Größenwahn den Ton zu finden — doch meist wogendes Gemüthsfluthen, wellenhaft weibliches Wesen — undulosa mulier! — finden wir in diesem Büchlein. — Undulosa mulier.

H. L.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Anthropologie, Sociale. Von S. Saenger. Zukunft XI. 17.
Babel, Bebel, Bibel. Zukunft XI. 17.
Björnson, Björnstjerne. Von F. Düsel. Westermanns Monatshefte 47, 4.
Bildende Kunst und Schule. Von A. Seemann. Deutsche Monatsschrift II. 4.
Bodenreform, Die. Von R. Charmatz. Neue Bahnen III. 1.
Bülow, Frieda von. Von A. Brunnemann. Litt. Echo V. 9.
Falke, Gustav. Von R. E. Knodt. Monatsblätter f. Litteratur VII. 4.
Fogazzaro, Antonio. Von Otto Hauser. Westermanns Monatshefte 47, 5.
Goethe und Tasso. Von Otto Ernst. Kultur I. 13.
Goethes bester Lebensrath. Von W. Bode. Deutsche Monatsschrift II. 4.
Goethe und Italien. Von A. de Gubernatis. Deutsche Revue XXVIII. Febr.
Händel im Lichte der modernen Zeit. Von F. Volbach. Kultur I. 13.
Humboldt, Aus Wilhelm von H's. Nachlass. Von B. Gebhardt. Nord und Süd. Mai 1903.
Katholizismus und Wissenschaft. Von M. Lorenz. Kultur I. 13.
Kipling, Rudyard. Von A. Bartels. Deutsche Monatsschrift II. 5.
Kritiker und Schauspieler. Von A. Klaar. Litt. Echo V. 9.
Kulturwelt, Die moderne K. ein Narrenhaus. Von einem Optimisten. Nord und Süd. Mai 1903.
Leibl, Wilhelm. Von K. Voll. Westermanns Monatshefte. 47, 5.
Maeterlinck, Maurice. Von A. v. Hartmann. Deutsche Rundschau XXIX. 4.
— Von E. Meyer. Deutsche Monatsschrift II. 5.
Mauthner als Philosoph. Von P. N. Cossmann. Litt. Echo V. 8.
Mombert, Alfred. Von P. Wiegler. Litt. Echo V. 9.
Mörike, Eduard, im Verkehr mit berühmten Zeitgenossen. Von H. Mayne. Westermanns Monatshefte 47, 4.
Paul, Jean. Von A. Wirth. Deutsche Zeitschrift V. 5.
Religionsphilosophie, Zur. Von A. Scheber. Deutsche Rundschau XXIX. 4.
Remorx, Stephan. Von J. Adderley. Türmer V. 4.
(Roon) Vom Kadetten zum Feldmarschall. Von F. v. Köppen. Nord und Süd. Mai 1903.
Schleiermacher und Nietzsche. Von A. Kalthoff. Freie Wort II. 21.
Schumann und Brahms. Von M. Kalbeck. Deutsche Rundschau XXIX. 5.
Socialdemokratie, Arbeiterschaft und Liberalismus. Von K. Jentsch. Kultur I. 14.
(Svoboda) Ein Freidenker. Von O. Wilda. Nord und Süd. Mai 1903.
Talmud und Hellenenthum. Von L. Beer. Nation XX. 15/16.
Wundt, Wilhelm, der Psychologe. Von P. Meschke. Gegenwart 63, 4.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Alexander, Heinrich, Der kritische Augenblick. Bluette in zwei Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler.)

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903. Heft II u. III. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G.

Altenberg, S., Aus Liebe und andere Novellen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Bd. XVII. Heft 3. März 1903. Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).

Annunzio, Gabriele d', Die Novellen der Pescara. Einzig berechtigte Uebertragung. Berlin, S. Fischer.

— Römische Elegien. Deutsch von Eugen Guglia. Wien, E. W. Stern (Buchhandlung L. Rosner, Verlag).

Birnbaum, Georg, Ideal und Wirklichkeit. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Braune-Rossla, Rud., Ledige Leute. Drei Thüringer Erzählungen. Leipzig, Sächsischer Volksschriftenverlag.

Busch, Wilhelm, Hans Huckebein, der Unglücksrabe. — Das Pusterohr. — Das Bad am Samstag Abend. Der Oktavausgabe 1.—5. Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

— Die kühne Müllerstochter. — Der Schreihals. — Die Prise. Der Oktavausgabe 1.—5. Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Denk, Walther, Sein Selbstmord. Das tragische Ende eines Mittelschülers. Aus hinterlassenen Briefen zusammengestellt und herausgegeben von seinem Freunde. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Linke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Jahrg. 2. Heft 6. München, G. D. W. Callwey.

Deutsche graphologische Gesellschaft und ihre Publikationen. München, Expedition der Publikationen der deutschen grapholog. Gesellschaft.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft XXV. Jahrgang. Heft 7. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Ego, Felix, Die Geschichte einer Ehe. Berlin, S. Rosenbaum.

Filchner, Wilhelm, Ein Ritt über den Pamir. Mit 96 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.

Fischer, Luise von, Lust und Freud. Allerlei Heiteres aus dem Leben. Halle a./S., C. A. Kaemmerer & Co.

Fornelli, N., Dove si va? Appunti di psicologia politica. Napoli, Piazza Dante 76, Luigi Pierro.

Fuchs, Dr. Bernhard, Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die Babylonische Verwirrung. Sechstes bis Zehntes Tausend. (Sammlung moderner Kampfschriften No. 3) Wien, XVIII, Sternwartestr. 45, Verlag der „Sammlung moderner Kampfschriften“.

Fuchs, Hanns, Claire. Ein masochistischer Roman in Tagebuchblättern und Briefen. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, H. Barsdorf.

Gnosis, Die, Halbmonatsschrift. Jahrgang 1, No. 1—4. Leipzig und Berlin, Georg Heinrich Meyer.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 31. Band. Benvenuto Cellini. Erster Theil. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchfl.

Hardt, Carl, Massinissa und Sophonisbe. Tragödie in fünf Akten. Hamburg, Poutt & v. Döhren.

Heyse, Paul, Romane. 16.—21. Lieferung. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nchfl. G. m. b. H.

Hille, Wilhelm, Ueber das Dasein Gottes. Eine Antwort auf das Glaubensbekenntniss des Kaisers Wilhelm II. Braunschweig, Ed. Rink.

Janus, Blätter für Litteraturfreunde. Monatsschrift für Litteratur und Kritik. Heft 1—4. Jauer, Oskar Hellmann.

Kalisch, David, Ein gebildeter Hausknecht. — Haussegen. — Doktor Peschke. Drei Possen. (Meyers Volksbücher No. 1355. 1356.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Katz, Hanns Otto, Lieder aus der Einsamkeit. München, August Schupp.

Koch, Alexander, Deutsche Kunst u. Dekoration. VI. Jahrgang, Heft 7. April 1903. Darmstadt, Verlags-Anstalt Alexander Koch.

Kühling, Friedrich, Blumen am Wege. Gedichte. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhdlr.).

Lorentz, Alfred, Leipziger Antiquarischer Büchermarkt. 1903. Nr. 51. Leipzig, Alfred Lorentz.

Loti, Pierre, Die Schreckenstage von Peking. Einzig berechtigte Uebersetzung von J. von Immendorf. Dresd. u. Leipz. Heinrich Minden.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. G. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Mélia. 21. u. 22. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, unter Mitwirkung von L. v. Marnitz, P. Perwow. 28. u. 29. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Meyer-Förster, Wilhelm, Lena S. Roman. 1. Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Möbius, Dr. P. J., Beiträge zur Lehre von den Geschlechts-Unterschieden. Heft 1—4. Halle a./S. Carl Marhold.

— Ueber den physiologischen Schwachsinn des Weibes. Fünfte veränderte Auflage. Halle, Carl Marhold.

Palmé-Paysen, H., Ein Hochzeitstag. Roman. Berlin, Richard Taendlers Verlag.

Photographische Korrespondenz. März 1903. Wien, Verlag der Photogr. Korresp.

Pistor, Dr., Die Behandlung Verunglückter bis zur Ankunft des Arztes. Im amtlichen Auftrage neu bearbeitet. Mit 12 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Richard Schoetz.

Richepin, Jean, Cesarine. Uebersetzt von L. Heinz. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Riedel, Armand, Weltminne. Gedichte. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Ritter, Albert, Christus, der Erlöser. Linz, Oesterreichische Verlagsanstalt.

Rössler, Josef, Mancherlei Geschichten nebst dem Lustspiel „Die Kandidaten“. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag. (Rich. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler.)

Schanzer, Rudolph, Cabaret und Variété. Ein Brettl-Allerlei. Mit einem Bildniss des Verfassers von Arthur Ratcka. Berlin, Th. Mayhofer Nachf.

Scheerbart, Paul, Der Aufgang zur Sonne. Hausmärchen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.

Schliemann, Dr. Aloys Rob., Beiträge zur Geschichte und Kritik des Naturalismus. Mit einer Einleitung: Ueber das Prinzip der künstlerischen Nachahmung. Kiel u. Leipzig, Lipsius u. Tischer.

Schneegans, A., Kallia Kypris. Aus Alt-Syrakus. Roman, 2. Auflage. Berlin, Alfred Schall.

Schwarz, Dr. Sebald, Unsere Schülerreisen. Blankenese, Johs. Krögers Verlag. Im Buchhandel bei J. Harder in Altona.

Semper, Max, Achilleo. Ein Drama in drei Akten. Berlin, Albert Ahn.

Siewert, Elisabeth, Bajowo. Roman. Berlin, Richard Tändlers Verlag.

Söhnstorff, Alfred, Allerlei Soldatisches und Menschliches. Linz, Oesterreichische Verlags-Anstalt.

Sonnenfels, Amanda, Die Andere. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XV. Jahrg. 1902/1903. Heft 22 bis 24. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Stern, Bernhard, Medicin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei. Mit Berücksichtigung der moslemischen Nachbarländer und der ehemaligen Vasallenstaaten. Eigene Ermittelungen und gesammelte Berichte. Band I und II. Berlin, H. Barsdorf.

Tews, J., Wie gründet und leitet man ländliche Volksbibliotheken? IX. Aufl. (19.—22. Tausend. Berlin, N. W., Lübeckerstr. 6, Verlag der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung.

Urban, Meta. Trauerspiel in vier Akten. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Vitrus, Emil, Kampf. Bekenntnisse eines Fünfundzwanzigjährigen. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Vollmöller, Dora, Die Fürsorge für die Handlungsgehilfinnen. Ein Vortrag. Dresden, H. Burdach.

Vrchlicky, Jaroslav, Dichterportraits. Sonettencyklus. Mit Bewilligung des Dichters aus dem Böhmischen übertragen von Jacob Fürth. München, August Schupp.

Wagner, Theod. Johannes, Nur drei Elemente! Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff. Allgemein verständliche Skizze. 1. Theil. Die drei Urstoffe in der Natur. Homberg a. Rhein, Kommissionsverlag von Emil Hadtstein.

Weltall und Menschheit, Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 200 Illustrationen, zahlreichen schwarzen u. bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Lieferungen 25—28. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Werneke, H., Versuch einer formalen Kritik des deutschen Wortschatzes. Essen, G. D. Baedeker.

Wilde, Oscar, Das Bildniss Dorian Grays. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

— Fingerzeige. Deutsch von Felix Paul Greve. Minden in Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

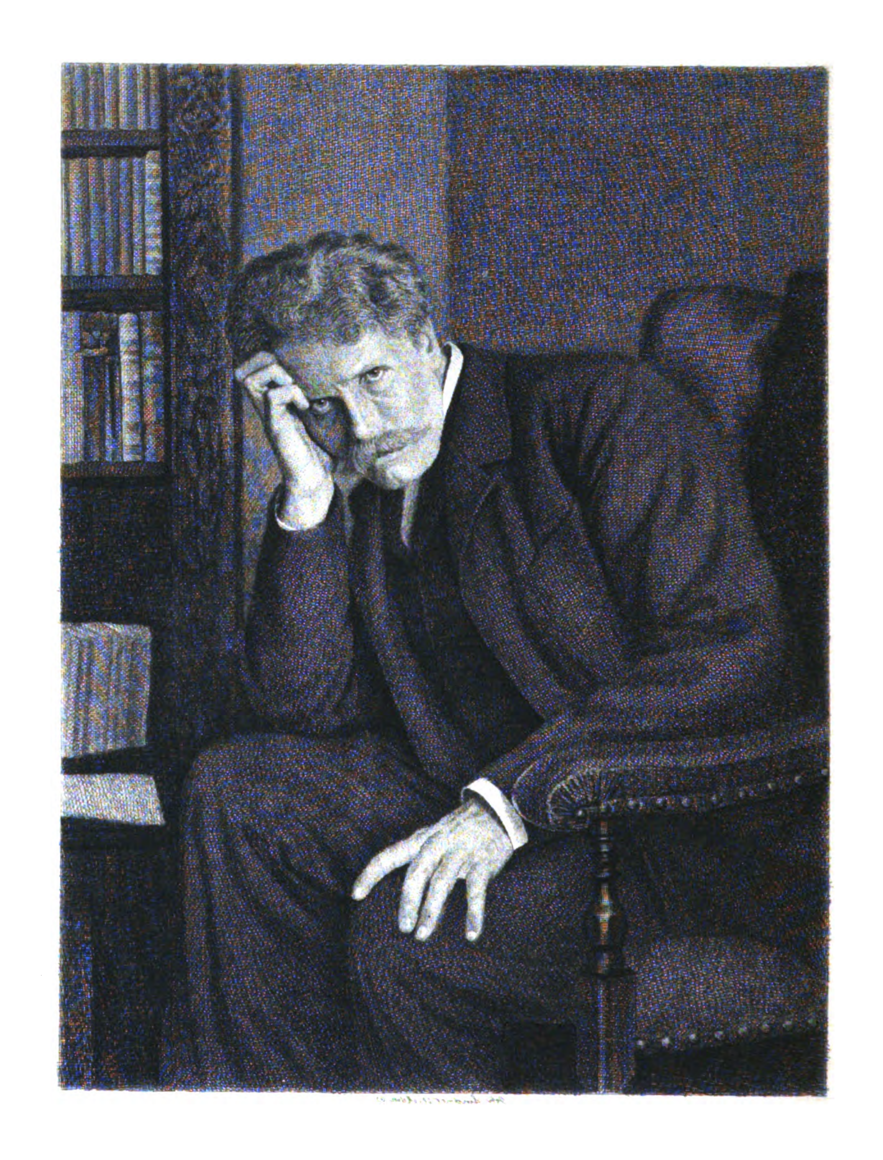
Wilms, Wilhelm, Um des Volkes Seele. Gedichte. Berlin, Franz Wunder.

Zanten, Cornelio van, Leitfaden zum Kunstgesang. Mit einer Beilage von Zanten-Poser, Phonetisch-orthoepische Sprech- und Lese-Uebungen für Sänger und Redner. Leipzig, Breitkopf und Haertel.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Ludwig Wüllner.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

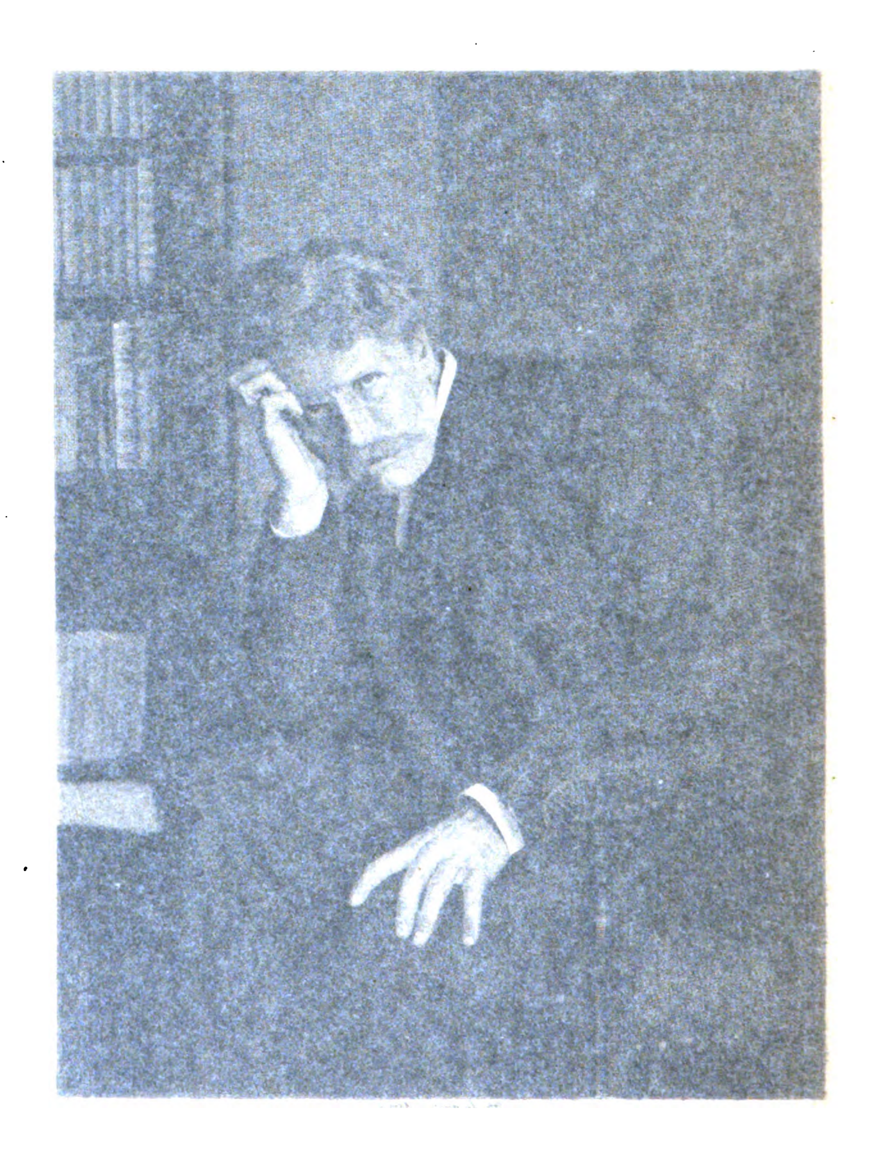
Paul Lindau.

CV. Band. — Juni 1903. — Heft 315.

Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Müllner



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Ludwig Wüllner.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

CV. Band. — Juni 1903. — Heft 315.

Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Wüllner.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Simurgs Thron.

Kulturbild aus dem Kaukasus.

Von

Stanislaus Lucas.

— Obernigk b. Breslau. —

(Schluß.)

V.

Schon bei Sonnenaufgang ritten wir die letzte Steigung der militär-grusinischen Heerstraße hinauf, die Krestowajagora (Kreuzberg). Ein steinernes Haus steht einsam auf dieser höchsten Höhe der Straße, von zwei ossetinischen Familien bewohnt, die bei Schneesturm die Glocken zu läuten haben und verunglückten Wanderern zu Hilfe kommen. Ein steinernes Kreuz steht hier und markirt die Grenze zwischen Europa und Asien. Nun beginnt die Thalfahrt. Der Kasbek lüftet gleichsam zum Abschied manchmal seinen Wolkenturban, und Simurgs Thron umzieht sich mit goldenen und rosafarbenen Bändern. Das Thor des Kaukasus ist passirt. Ringsum breitet sich allerdings ein chaotisches Trümmerfeld von Felsen der bizarrsten Formen, aber wir athmen bereits Luft des Südens. Die Straße geht unter starkem Gefälle im Zickzack abwärts, rechts ein Abgrund, auf dessen Grunde ein Wald rauscht, als wär's ein grüner See, und die Straße ist hier hunderte von Fuß aus Felsenstücken aufgebaut; links eine künstliche Wand, die durch Sprengungen hergestellt wurde. Und in unendlichen Märchenfernen enthüllt sich den trunkenen Augen das Thal von Kajschaur, dessen paradiesische Schönheit Lermontow so herrlich beschrieben.

Hier erinnerte mich Temirchanow daran, wie Lermontow seine Fahrt an dieser Stelle bewerkstelligte: vor seine leichte Telega, die sein Gepäck trug, mußten sechs Paar Ochsen gespannt werden, und auch dann gelang

der Aufstieg erst mit großer Mühe. Als die Straße in ihrem jetzigen Zustande gebaut wurde, blieb dieser schreckliche Weg links liegen, sie führt jetzt über Gudaur nach Mlety. Letzteres Stationshaus ist bereits mit Epheu umwachsen und die Berge ringsum mit Wald bedeckt.

„Stanislaw Fjodorowitsch," fragte mich plötzlich der Natschalnik, „wissen Sie nicht, wie die Baronin Walbek mit ihren Gatten gelebt hat? Haben Sie vielleicht etwas darüber gehört?"

Ich war bislang immer auf der Hut gewesen, mich durch seine unvermittelten Fragen überrumpeln zu lassen. Und jetzt, da meine Sinne nur auf die immer herrlicher werdende Umgebung gerichtet waren, wurde ich in der That überrumpelt.

„Gar nicht," antwortete ich achtlos. „Ljubobratitsch hat mir erzählt, daß der Baron am Morgen nach der Hochzeit mit seinem Regiment an die Grenze rückte und die junge Frau an demselben Tage in das Haus ihres Vaters zurückkehrte. Die Gatten haben sich nicht wiedergesehen, da die Baronin noch während des Krieges starb."

„Woran starb sie denn?"

„Das wissen Sie nicht? Sie hat mit ihrem Leben das Leben ihres Kindes erkaufen müssen."

Das Roß des Tscherkessen machte plötzlich einen Seitensprung, als wolle es in den Abgrund setzen. Er hatte es scharf herumgerissen, so daß er jetzt vor mir hielt mit den flammenden Augen eines Wegelagerers.

„Was?! Sascha hat einem Kinde das Leben gegeben?" rief er im höchstem Grade überrascht.

„Nun ja."

„Ist es ein Knabe oder ein Mädchen?"

„Ein Mädchen."

„Welchen Namen führt es?"

„Wera."

„Wie alt ist es?"

„Nun, sieben Jahre," antwortete ich etwas ungeduldig, denn er störte mich in meinen Naturgenüssen.

Bald kam ich zu der Einsicht, daß ich mich zu viel hatte ausfragen lassen, denn er wiederholte fortwährend seine Fragen und verrieth an der Angelegenheit ein fast zudringliches Interesse. Zuletzt wurde er beinahe weich, und während sein edles Kabardinerroß unter ihm tänzelte wie ein reigenführendes Mädchen, erzählte er mir nochmals seine Liebesgeschichte.

Und dann wies er mir beredten Mundes und voll poetischer Begeisterung die in Südsommergluth getauchten Herrlichkeiten Grusiens. Die Aragwa wälzt sich nach Süden und schäumt, doch viel sanfter als der wilde Terek, und bei jeder Wendung des Weges sehen wir das Thal zu unseren Füßen bald von Süden, bald von Westen, bald von Osten. Wärmer wird die Sonne, der Uebergang aus den Nebelgefilden der Schneeregion, aus den Trümmer-

stätten vorweltlichen Gesteins in diese von weichen Wohlgerüchen und bunten Farben erfüllte Landschaft wirkte zauberhaft. Epheuumrankte, gartenumhegte Dörflein erfreuen unsere durch das ewige Grau der Felsen vordem ermüdeten Augen, Wiesen und Getreidefelder breiten sich aus, schon umflattern uns Schmetterlinge, und Knaben baden in den Bergwässern.

Glückseliger, reicher Himmelsstrich! . . .
Und Waldpracht, Glanz und Lebensdrang
Und hundertfältiger Stimmen Klang,
Und Duft von Blumen ohne Zahl,
Des Mittags wollustvolle Schwüle,
Der thauigen Nächte würzige Kühle,
Der Sterne blinkend heller Strahl,
Wie Augen, die den feuerreichen
Der jungen Grusierinnen gleichen . . . *)

so besingt Lermontow die Schönheiten Grusiens.

Auf der Station Passanaur, die in einer Thalenge liegt, die rings von Wäldern umgeben ist, blieben wir zur Nacht. Auf der Galerie des hübschen Stationshauses tranken wir den edlen Kachetiner aus Steinbockhörnern, was in Grusien sehr beliebt ist. Das Idyllische dieses Orts läßt sich nicht beschreiben, zumal nach einer Nacht, wie wir sie gestern erst in der Region des ewigen Eises verlebt hatten.

„Morgen sind Sie mein Gast in meinem Hause in Ananur," sagte Temirchanow höchst verbindlich zu mir, „dort ist es noch viel schöner."

„Fürst, ich bin Ihnen sehr verpflichtet," erwiderte ich nicht minder verbindlich. „Unter Ihrer Führung sehe ich unendlich mehr, als unter anderen Umständen."

„Sie haben übrigens Glück . . ."

„Gewiß! Weil ich Ihnen begegnet bin!"

„Ich meine es anders," versetzte er immer liebenswürdiger werdend. „In drei Tagen kommt der Gouverneur nach Ananur. Ich habe zu seinem Empfange die angrenzenden Bergvölker her berufen. Es sind vielleicht die interessantesten im ganzen Kaukasus, und sie werden zu Roß, in Waffen und voller Rüstung erscheinen. So etwas haben Sie gewiß noch nicht gesehen."

Der Weg nach Ananur zeigte eine immer südlichere Vegetation. Rechts und links breiten sich große freundliche Dörfer aus, im üppigsten Grün förmlich verschwindend, Pflüge, von acht Büffeln gezogen, bearbeiten den schwarzgrundigen fetten Boden, und eine eigenthümliche Egge aus Ruthengeflecht zerkleinert die Schollen. Ananur, ein kleines, dorfartig breit angelegtes Städtchen mit Kirchen, Läden und zahlreichen Weinschenken ist unter seinen Hainen kaum zu finden. Malerisch und historisch bemerkenswerth sind die Ruinen der Citadelle, die vor hundert Jahren den letzten Zufluchtsort des letzten Königs von Grusien bildete, als er von den Persern

---

*) Die Verse aus Lermontows Epos „Der Dämon" sind nach der Verdeutschung dieses Werkes von Conrad Fischer (Breslau, Maruschke u. Berendt) citirt, des bekannten Breslauer Litteraten und Kunstfreundes.

und seinen eigenen rebellischen Verwandten bedrängt wurde und schließlich sein Reich freiwillig den Russen übergab. Zwei uralte Kirchen, von denen die eine aus dem vierten Jahrhundert stammt, stehen noch gegenwärtig, sie enthalten die Gräber der Könige Grusiens, und auch die Kirchhöfe sind angefüllt mit den letzten Ruhestätten von Angehörigen der Königsfamilie.

Der Amtssitz Temirchanows befand sich in Ananur. Das Haus aber, in welches er mich führte, war sein Eigenthum. Es war nur einschössig, doch sehr geräumig und sehr schmuck, wozu die rings um dasselbe laufende Holzgalerie, das flache Dach und der prächtige, großartige Garten mit seinen Mandel- und Orangebäumen nicht wenig beitrugen. Es war der Hausstand eines großen Herrn oder, noch besser gesagt, eines orientalischen Paschas. Für jede Verrichtung gab es einen besonderen Diener, meist Grusier; Kutscher und Reitknechte waren Ossetinen, der einzige Russe ein Urjadnik von der Miliz, der so eine Art Majordomus spielte, und weibliche Dienerschaft gab es die helle Menge. Entweder besaß der Natschalnik von Haus aus Reichthum, oder er verstand aus seiner Stellung viel herauszuschlagen. Wahrscheinlich war das Letzte der Fall, denn die etlichen Quadratmeilen Güter, die er in Dagestan seinen Besitz nannte, bestanden, wie er selbst sagte, zum großen Theil aus Felsen und Wäldern, und der Pachtzins armseliger Hirten und Köhler war gering.

Noch an demselben Abend saßen wir auf dem platten Dache des Hauses beim festlichen Mahle und ließen die gefüllten Steinbockhörner kreisen, das ist so grusinische Sitte. Alsbald erschien eine Schaar junger Mädchen, die Tänze aufführten. Die weißen Tschadren (Ueberwurf) flogen, und gleich Sylphiden berührten ihre Füße kaum den Boden. Sie schwangen die Schellentrommel zu den Klängen eines Saiteninstruments von uralter Form und sangen dazu zwar etwas eintönig, aber mit angenehmen Stimmen.

„Fürst, eigentlich ist es zu bedauern, daß Sie nicht vermählt sind," sprach ich zu ihm, als ich ihn in guter Laune sah. „Eine Hausfrau, die würdig zu repräsentiren versteht, wäre hier am Platze."

„Sie mögen Recht haben," antwortete er mit der einfachen Offenherzigkeit, die er mir gegenüber bekundete. „Eine Hausfrau wäre in meiner Stellung sogar sehr wünschenswerth. Ich habe keine Frau, weil ich fortwährend mit — Frauen zu thun habe. Das Erlebniß mit Fatma hat mir Manches verleidet. Kaum hatte ich mich beruhigt, als ich eine andere Liebesaffaire auf den Hals bekam, unter deren Folgen ich jetzt noch leiden muß."

Also schon wieder ein Weib! Ich erwartete mit Begierde, was er mir erzählen würde, denn es lag ein dämonischer Reiz darin, wie er die Frauen herumkriegte und wie sie ihm dafür anhingen.

„Haben Sie abermals eine Eroberung gemacht, Andrian Ismailitsch, darf man das erfahren?" fragte ich zuletzt.

Er machte sich's auf einem Polster recht bequem, und indem er die Bernsteinspitze seiner Wasserpfeife hin und wieder an die Lippen führte, begann er:

„Bis vor einem Jahre war ich Chef des Kreises Nachitschewan an der persischen Grenze, dessen Bewohner größtentheils aus Tataren bestehen, die eine blühende Viehzucht, besonders aber die von Pferden treiben. Jenseits des Araxes, auf persischem Gebiet, florirt in Folge dessen das einträgliche und dort ziemlich geachtete Gewerbe der Pferdediebe, die zur Nachtzeit unseren Tataren Kameele und Pferde wegstahlen und, sobald sie einmal über dem Araxes waren, dem Arm der Gerechtigkeit unerreichbar blieben. Zwar gelang es mir, Einige abzufassen, aber dafür verband sich die ganze Bande gegen mich und stahl mir mit unerhörter Frechheit meine Pferde vom Wagen weg, als ich einmal auf einer Dienstreise vor dem Hause eines Gemeindeältesten sie ohne Aufsicht gelassen hatte. Mein Kollege drüben auf der persischen Seite, Jussuf-Mirza, der in Choj residirte, stand in dem Rufe, mit dem ganzen Gelichter unter einer Decke zu stecken, das ihm Abgaben zahlte und dafür sein Diebeshandwerk frei betreiben durfte. Meine schönen Pferde thaten mir leid, aber noch mehr leid that ich mir selber. Ich bitte Sie, mein Herr, ich, der Chef des Kreises, war einfach von den Spitzbuben lächerlich gemacht worden. Kurz entschlossen machte ich mich nach Choj auf, um mit Jussuf-Mirza persönlich zu verhandeln, wobei ich ihm die Hälfte des Werthes der Pferde als Prämie für den anbot, der sie mir wiederbrächte. Der alte Perser, ein sehr schöner und würdiger Greis, obgleich weit und breit der größte Halunke, nahm mich mit der ganzen Gastlichkeit eines Orientalen auf und erklärte in blumiger Redeweise, sein Haus und Alles, was sein, gehöre mir; nur meine Pferde nahm er aus, denn er hätte — bemerkte er mit schlecht verhehlter Ironie — von dem Ungemach, das mich betroffen, gleich gehört, auch die nöthigen Maßregeln sofort ergriffen, aber — die Diebe hätten sich gewiß schon über die türkische Grenze in Sicherheit gebracht. Dieses Weiterschieben war dem Schlauberger sehr leicht gemacht, denn sein Kreis liegt gerade in dem Dreieck zwischen der russischen und türkischen Grenze. Ich erkannte sogleich, daß ich von diesem Obersten der Pferdediebe nichts herausbekommen würde, selbst wenn ich ihm auf Grund seiner Gastfreundschaft ein ganzes Jahr auf dem Halse lag; wenn ich aber dennoch länger als einen Tag bei ihm blieb, so geschah es in der Hoffnung, daß mir von Seiten der Diebe ein Angebot gemacht werden würde. Und richtig, noch an demselben Abend raunt mir ein altes Weib zu, ich solle mich um Mitternacht in den Garten begeben, man verlange mich zu sprechen. Glück muß der Mensch haben! dachte ich und beschloß sofort, das Stelldichein anzunehmen, trotzdem es mir dabei an den Kragen gehen konnte."

„Allerdings war in diesem Diebesneste die Gefahr nicht zu unterschätzen," warf ich ein.

„Mein Herr, es giebt für einen Mann wie ich keine angenehmere Aufregung, als Gefahr und Liebe!" meinte er höchst philosophisch. „Ich fand, stellen Sie sich vor, Beides! Das alte Weib führte mich durch die

Tiefe des Gartens an das Frauenhaus, wo hinter einem vergitterten Fenster ein junges Mädchen mich erwartete."

„Teufel, das nenne ich Glück!" platzte ich heraus.

„N'est-ce pas?" sagte er, wobei er das erste Mal, so lange ich ihn kannte, lachte. „Ich dachte mir auch sofort, daß das Glück mir hier einen vollwerthigen Ersatz für meine gestohlenen Rößlein anbiete. Das Mädchen war nämlich die Tochter Jussuf-Mirzas, des Kreischefs und Obersten der Pferdediebe, und sie erklärte mir in der schönsten und poesiereichsten Sprache des Orients, der persischen, die ich ziemlich gut verstehe, daß ich ihr nicht mißfiele."

„Donnerwetter, das ging schnell!"

„Sie konnte es wagen, denn das starke Eisengitter trennte uns. Nur die Hand durfte ich ihr drücken, und ein Antlitz zeigte sie mir . . . mein Herr, haben Sie eine Vorstellung von einem Haremsteint? Unmöglich, Väterchen. Ein Teint, der niemals weder mit Sonne noch mit freier Luft in Berührung gekommen, weil er stets durch einen undurchdringlichen Schleier geschützt ist, ein Teint, so sammetweich und seidenzart, daß er förmlich leuchtet! Sie haben keinen Begriff von solcher Unberührtheit, Bruder, denn der bestgepflegte Teint einer europäischen Dame ist dagegen eine rauhe Schwarte! Und ich verliebte mich in diesen Teint, bei Gott! Ich verliebte mich in Bela zum Sterben, nein, schlimmer — zum Heirathen! Denn anders konnte ich sie nicht besitzen. Sie erzählte mir, ihr Vater wolle sie mit dem Sohne des Statthalters von Tabris vermählen. Diese Partie mochte in den Augen des Obersten der Pferdediebe mit Recht viel gelten, zumal er einen reichen Kalim (Brautgeld) bekam. Aber in den Augen des Mädchens galt ich mehr, denn ich hatte den Vorzug vor dem Statthaltersohne, daß sie mich kannte und liebte. In den drei Tagen, die ich in Choj verweilte, sah ich Bela jeden Abend; sie war bereit, das Christenthum anzunehmen und meine Frau zu werden. Ich bitte Sie . . . rasend verliebt war ich! Die Wunden, die Sascha meinem Herzen und meiner Eigenliebe geschlagen, waren im Laufe der Jahre verharscht, vermählen wollte ich mich doch einmal, und Bela war schön und duftig, wie eine Rose von Schiras, und edlen Stammes. Am vierten Tage ging ich zu Jussuf-Mirza und bat ihn um die Hand seiner Tochter. Der fragte schlau blinzelnd nach dem Kalim. Ich wies darauf hin, daß ich ein russischer Fürst und Offizier sei, daß es bei uns Christen umgekehrt zuginge: die Braut bringe die Mitgift in die Ehe, nicht der Bräutigam. Er blinzelte noch schlauer, überschüttete mich mit allen Weisheitssprüchen des Koran, citirte die reizendsten Verse von Hafis und Firdusi und — ließ mich unverrichteter Sache gehen."

Jetzt versank er wieder in düsteres Schweigen.

„Was wurde nun aus der Sache?" fragte ich.

„Ich beschloß, Bela zu entführen!" sagte er kurz und stieß den Rauch in einem Klumpen von sich, wie bei einem Kanonenschuß.

„Teufel, das war aber kurzer Proceß!"

„Was wollen Sie?" rief er mit einem unheimlichen Blitzen seiner Augen. „Bei den Asiaten gilt der Grundsatz: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Auf meinen Fall übertragen lautete die Version: Stiehlst Du mir meine Pferde, stehl' ich Dir Deine Tochter — n'est-ce pas, monsieur? Erbarmen Sie sich, ich war rasend verliebt, und Bela flehte mich an, sie vor dem Statthaltersohn zu retten, der auf Einladung ihres Vaters schon zum Hochzeitsfeste nahte. Indeß konnte ich die Entführung nicht sofort bewerkstelligen, das wäre eine Schändung des Gastrechts gewesen und hätte mich als russischen Beamten kompromittirt. Ich ging also nach Nachitschewan zurück, besorgte für Bela ein Asyl in einem armenischen Kloster, wo sie getauft werden sollte, und schlich in Verkleidung mit mehreren meiner Dschigiten nach Choj zurück, wo der Statthaltersohn bereits angekommen war und die Hochzeitsfeierlichkeiten mehrere Tage währen sollten. In der Nacht entführte ich Bela, nachdem ich die Gitter ihrer Fenster durchfeilt. Aber wir wurden verfolgt. Bei Tagesanbruch schnitt man uns den Weg nach Nachitschewan ab. Ich nahm Bela auf mein Roß in meine Arme und suchte auf Seitenwegen den Araxes zu gewinnen. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es, sein Spiegel glänzte uns entgegen, aber auch die Verfolger waren ganz nahe, und es gab keine Zeit, eine Furt zu suchen. Das Ufer des Araxes ist hier felsig, steil und hoch, und doch mußte ich den Sprung wagen. Es war eine Tollheit, und doch blieb nichts übrig. Ich sehe noch, wie Bela, sich angstvoll an mich klammernd, die Augen schließt, ein Ruf des Schreckens, wir sausen hinab, die Wogen schlagen über uns zusammen . . . aber mit Hilfe meiner Dschigiten komme ich hindurch. Bela ist ohnmächtig, der Schrecken, das kalte Bad haben ihr ein hitziges Fieber zugezogen. Und sie stirbt in dem armenischen Kloster, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben."

Wir schwiegen Beide. Was sollte ich auch sagen.

Nach einer Weile sprach er düster: „Sie sehen, ich bringe den Frauen Unglück."

VI.

Temirchanows Charakter war nach alledem, was er mir von demselben gezeigt, ein Problem. Doch weit entfernt war er, eine sogenannte problematische Natur zu sein. Denn in vorderster Linie stand bei ihm immer der Wille zur That. Der eigenartige Mann war nicht nur jeder Lage gewachsen, sondern er verstand auch sie nach seinen Bedürfnissen zu modeln. Den Firniß bester gesellschaftlicher Erziehung durchdrang allenthalben die an Wildheit streifende Natürlichkeit des Naturmenschen, und, impulsiv wie nur immer ein Orientale, war er des brutalsten Egoismus und des selbstlosesten Aufschwungs in gleicher Weise fähig.

Was bezweckte er mit seinen fortwährenden Fragen nach der längst

verstorbenen Baronin Walbek und nach deren Töchterchen Wera? Fragen, mit denen er mich gleichsam aus dem Hinterhalt überfiel. Erst verhielt ich mich dem gegenüber sehr zugeknöpft, schon aus dem Grunde, weil ich in Vieles, was er wissen wollte, nicht eingeweiht war, und weil ich immer an die Angst der biederen Frau Masurin dachte, die ihm zu begegnen sich so fürchtete. Die Intimität unseres Verkehrs und besonders die rückhaltlose Liebenswürdigkeit, mit der er mich förmlich bestach, stimmten mich aber zuletzt um, und ich erzählte ihm, so oft er's nur hören wollte, gern von der kleinen Wera, nur das hatte ich ihm noch nicht eingestanden, wann und wo ich das Kind und dessen Großtante zuletzt gesehen.

Inzwischen überschüttete er mich förmlich mit den liebenswürdigen Aufmerksamkeiten einer echt orientalischen Gastfreundschaft. Fahrten und Ritte in die herrliche Umgebung wechselten mit Jagden in die wald- und wildreichen Berge; den einen Tag lebten wir europäisch in elegant eingerichteten Zimmern, der andere Tag wurde orientalisch begangen, in ebenso ausgestatteten Räumen, und die Abende brachten wir immer auf dem platten Dache des Hauses zu, umkost von den Wohlgerüchen des Südens, umgaukelt von den phantastischen Tänzen zierlicher Grusierinnen.

Eine prächtige Abwechselung bot der Tag der Ankunft des Gouverneurs, zu dessen Ehren mehrere hundert Bergbewohner, Chewsuren, Pschawen und Tuschinen aus ihren Felsennestern herabgestiegen waren, um ihre Kriegsspiele zum Besten zu geben. Da erschallt das Gefilde vom Wiehern und Stampfen prächtiger Rosse, bunte Nationaltrachten flattern, mittelalterliche Rüstungen schimmern, Schildschlag und Panzergerassel erdröhnen während der bewunderungswürdigen Reiterkunststücke, die aber keine Cirkuskunststücke sind, bei denen die Centrifugalkraft viel mithilft in Folge des in die Rundereitens. In voller Carrière im Sattel stehen oder vom Rosse abspringen und wieder drauf ist in der runden Arena leichter, als auf der gestreckten Bahn. Eine Münze im vollen Lauf vom Sattel aus vom Boden aufzuheben oder unter dem Leibe des ventre à terre gehenden Rosses nach dem Ziele zu schießen, war eine Kleinigkeit. Am meisten aber imponirte mir ein Scheinüberfall, wobei die Hunderte von Rossen der überfallenen Partei auf einen Pfiff platt sich auf den Boden legten, während die Reiter hinter ihnen im Anschlag lagen, den heranstürmenden Feind mit einer Salve empfingen, wonach auf einen Pfiff Reiter und Rosse sich erhoben und dem Gegner zu Leibe gingen.

Temirchanow mochte beim Gouverneur eine gute Nummer haben, das merkte man. Wie er mir erzählte, hatte die Affaire mit der Perserin Bela für ihn sehr unangenehme Folgen gehabt. Man konnte ihm zwar nicht nachweisen, daß er selbst der Entführer des Mädchens gewesen, man kam ihm sogar insofern zu Hilfe, als man sich zu glauben anstellte, die Perserin wäre freiwillig in das Kloster geflüchtet, um das Christenthum anzunehmen, aber er war dennoch als Regierungsbeamter kompromittirt. Nur seinen

Verdiensten im Kriege und wohl auch seinen Verbindungen war es zuzuschreiben, daß er blos versetzt wurde.

Die Revision des Gouverneurs war gut abgelaufen, er befand sich nun wieder in voller Gnade. Nach dessen Abreise schien er sehr gehoben, das zeigte sich bei einer Gasterei, die wir zu Zweien abhielten, wobei wir dem Korb Sekt, den ihm der Gouverneur als Zeichen seiner Zufriedenheit verehrt hatte, alle Ehre anthaten. Er war bestechend liebenswürdig, redselig, herzlich und — kam plötzlich auf die kleine Wera zu sprechen.

„Wann und wo haben Sie die kleine Wera zuletzt gesehen?“ fragte er wieder ganz unvermittelt.

Ich zögerte mit der Antwort. Er stellte sich dicht vor mich hin und sprach bittenden Tones: „Sagen Sie's mir doch, Stanislaw Fjodorowitsch, 's ist ja kein Geheimniß.“

Ein Geheimniß war's wirklich nicht, weshalb sollte ich's ihm nicht sagen. „In Pjatigorsk,“ antwortete ich kurz.

„Was? So nahe? Weshalb haben Sie mir das nicht früher mitgetheilt?“ rief er fast drohend.

„Was liegt Ihnen daran?“

„Das können Sie sich freilich nicht denken — Alles! Was ist's mit dem Kinde, was thut es in Pjatigorsk?“ fuhr er mit blitzenden Augen auf, und seine Hand spielte am Gefäß seines Kinschals.

„Wera ist von schwacher Gesundheit.“

Im Augenblick hatten sich seine leidenschaftlich bewegten Gesichtszüge verändert. Er setzte sich und stützte das Haupt auf die Hand, in tiefe Melancholie versunken. Wo hatte ich nur diese Stirn, diese Augen schon gesehen?

Plötzlich sprang er auf und ging mit den elastischen Schritten eines Panthers durch's Zimmer. Und in einem Entschlusse rief er: „Ich muß nach Pjatigorsk!“

Er that mir leid, und ich sagte: „Frau Masurin soll mit dem Kinde den Winter in Abbas-Tuman zubringen. So will's der Baron haben.“

Er gerieth in eine förmliche Wuth. „Der Baron Walbek? Was geht den Baron Walbek das Kind an?!“

„Na, ich dächte doch. Er ist ja der Vater.“

Er setzte sich wieder ganz zerschmettert nieder und schwieg.

Und er schwieg über diesen Punkt merkwürdiger Weise auch in den folgenden Tagen. Erst später kam ich auf den Gedanken, daß er einen bestimmten Plan verfolgte, daß er in Pjatigorsk Erkundigungen einziehen ließ und über die Abreise der Frau Masurin genau unterrichtet war. Eines Tages brach er eiligst mit mehreren Leuten auf, entschuldigte sich bei mir, wenn er mich allein ließe, es seien in den Felsenengen zwischen Kobi und Gudaur Lawinen niedergegangen, er müsse für das Freimachen der Straße sorgen, doch sei er in zwei Tagen zurück.

Von dem, was verging, hatte ich natürlich keine Ahnung, ich vertrieb mir die Zeit mit Jagd. Eines Abends hörte ich Pferdegetrappel und Wagengerassel. Ich trat auf die Veranda. Fackeln erleuchteten die Rabennacht. Und da berührte mich ein feines Stimmchen: „Ach, da ist ja auch mein guter Freund Stanislaw Fjodorowitsch!"

Termirchanow hatte die kleine Wera aus dem Wagen gehoben und hielt sie auf seinen Armen. Und dann wälzte sich mühsam Frau Masurin heraus, offenbar mit größtem Widerwillen, doch unter dem Zwange einer stärkeren Macht. Sie hielt die thränengefüllten Augen auf das Kind gerichtet, das Temirchanow davontrug, und sie mußte noch Eile anwenden, um es nicht aus dem Gesicht zu verlieren.

Sie fiel in meine Arme, daß ich wankte, und raunte mit weinerlicher Stimme: „Oh, Stanislaw Fjodorowitsch, sehen Sie doch, wie der „Dämon" mein armes Kind verzaubert hat! Ach, er wird es mir wegnehmen!"

Und ich erschrak selbst .... nicht darüber, daß die kleine Wera dem Tscherkessen offenbar ihre Liebe geschenkt hatte, nicht darüber, daß sie ihre Aermchen um seinen Hals geschlungen und ihr Gesicht an das seinige geschmiegt, nicht darüber, daß Temirchanow die leidenschaftliche Miene eines Räubers zeigte, der die errungene Beute niemals fahren lassen würde, sondern — weil das Kind seine eigenen Züge trug!

Der Natschalnik war dem Reisewagen der Frau Masurin, den er auf dem Wege wußte, wie zufällig begegnet und hatte der armen Frau solche Angst vor den Lawinen, von denen einige unbedeutende thatsächlich niedergegangen, gemacht, daß sie wohl oder übel seine Gastfreundschaft hatte annehmen müssen.

„Ach, wer beschreibt meinen Schrecken, als ich diesen Dämon mitten in der Wildniß, als sei er aus der Hölle aufgestiegen, plötzlich vor mir auftauchen sah," erzählte mir Frau Masurin. „Ich schrie jämmerlich auf. Er aber bohrte seine brennenden Augen in Weras Gesicht. Und denken Sie sich, das Kind entsetzte sich nicht vor ihm, sondern lächelte ihn an: ‚Wer sind Sie denn, mein Herr, Sie haben ja ebenso schwarze Locken wie ich?' ‚Ein Offizier und heiße Temirchanow.' ‚Ich bin die Tochter des Barons Walbek, der auch ein Offizier ist, und heiße Wera. Wollen Sie mich eben so lieben, wie mein Papa? Ich will von allen Menschen geliebt sein. Kommen Sie doch zu mir in den Wagen.' Was sollte ich dazu sagen; er hatte sie bezaubert. Sie duldete von ihm alle Zärtlichkeiten, sie ließ sich von ihm auf's Pferd nehmen und hörte nicht, eigenwillig wie sie ist, meine Einwendungen."

Temirchanow schien außerordentlich glücklich, Wera war der Gegenstand seiner Liebe und fortwährenden Sorge. Als er von der schwachen Gesundheit des Kindes hörte, ließ er sofort eine ärztliche Autorität aus Tiflis kommen, und als deren Ausspruch lautete, Wera müsse vor rauher

Luft geschützt werden, bewies er der Frau Masurin, die, den Vorwand benutzend, sofort nach Abbas-Tuman aufbrechen wollte, mit allen Mitteln seiner Beredsamkeit, hier in Ananur sei die Luft ebenso mild. Die arme Frau rang die Hände, aber sie konnte gegen ihn nicht aufkommen, zumal er in der kleinen Wera, der es hier sehr wohl gefiel, einen Bundesgenossen besaß.

„Ich will hier bleiben," erklärte sie mit der ihr eigenen Bestimmtheit, „denn Andrian Ismailitsch ist gerade so gut zu mir, wie mein Papa."

„Und liebst Du mich ebenso, wie Deinen Papa?" fragte hier Temirchanow gespannt, als solle er ein verhängnißvolles Urtheil zu hören bekommen.

Die Kleine sah ihn lange und prüfend an, ihre Altklugheit sagte ihr, daß sie einen Unterschied machen müsse. In dieser nachdenklichen Pose sah sie reizend aus.

„Fürst, ich liebe Sie, weil Sie mich lieben," antwortete sie endlich. „Aber mein Papa bleibt doch mein Papa."

Temirchanow herzte und küßte das Kind leidenschaftlich. Frau Masurin nickte dazu mit dem Haupt, als verstehe nur sie etwas, was Niemand verstehen konnte.

Eines Nachmittags war Temirchanow abwesend. In solchen Fällen band er mir die Sorge um Wera auf die Seele. Ich ging mit Frau Masurin und der Kleinen auf den nahen Schloßberg, dort oben steht ein Jahrhunderte altes Kirchlein, und ringsum auf dem Friedhofe befinden sich die Königsgräber Grusiens. Zwischen altersgrauen Trümmern und ewiggrünen Cypressen ragt hie und da ein Grabmal, das von einem Herrscher zeugt, der seinen Thron mit einer Grabeszelle vertauscht. Von diesen Zeugen der Vergänglichkeit war der Blick nach dem Hochgebirge voll doppelten Kontrastes. Dort standen die unvergänglichen Könige in ihren silbergleißenden Hermelinmänteln und über des Kasbeks Haupt glühte ein rother Karfunkel als erste Stufe zu Simurgs Thron.

Ich saß mit Frau Masurin auf einer zertrümmerten Säule am Fuße einer riesigen Cypresse. Die gute Frau war gedrückt, wie alle Menschen, die etwas gegen ihren Willen thun müssen. Und zwischen den Gräbern sammelte die kleine Wera gelbe und rothe Blumen, die sie mit ihren magern Händchen zu einem Kranze zu winden versuchte.

Mir kam es vor, als ob das Kind sichtlich schwände. Alles an ihr wurde kleiner, nur die dunklen Augen vergrößerten sich ersichtlich, und die üppigen schwarzen Locken umgaben das feine Gesichtchen, daß man es kaum sah. Gewiß hatte Frau Masurin denselben Gedanken wie ich, dem Kinde war kein langes Leben beschieden.

„Ob ich wohl Wera diesen Winter durchbringen werde?" seufzte sie. „Ach, wenn wir doch nicht diesem Tscherkessen in die Hände gefallen wären, dann hätte ich noch Hoffnung!"

Ich versuchte der biederen Alten ihre Manie, in Temirchanow das personificirte Verderben zu sehen, auszureden, indem ich darauf hinwies, wie er das Kind liebe und wie er wahrscheinlich der Erste sein werde, der bei Eintritt rauher Witterung zur Abreise rathen würde.

„Ja, er liebt das Kind," fuhr sie fort, „und er wird es zu Tode lieben. Denn Alles, was dieser Dämon liebt oder was sich von ihm lieben läßt, muß zu Grunde gehen! Und ich darf diese Liebe nicht einmal hindern, denn — er hat ein Recht darauf!"

Mir ging eine Ahnung über den Zusammenhang gewisser Verhältnisse auf. Sie schien Willens, sich mitzutheilen.

„Vielleicht bin ich an Allem Schuld, ja, meinetwegen," fuhr sie fort. „Aber ich war mit einer Blindheit geschlagen, die nicht mit richtigen Dingen zuging. Damals, vor sieben Jahren, traten zwei Männer in Saschas Gesichtskreis, die beide ihr ihre Zuneigung zeigten. Baron Walbek flößte mir mehr Zutrauen ein, als der windige Tscherkesse, woraus ich Sascha kein Hehl machte.

Ach, es war ein Irrthum, zu glauben, sie, das junge unerfahrene Ding würde mit meinen alten Augen sehen. Mit welchen dämonischen Mitteln mag nur dieser Unchrist die reine unschuldige Seele meiner Sascha vergiftet haben, und mit welcher Zauberkunst schlug er mich mit Blindheit. Ich sah, ich wußte nichts. Dann reiste er zu meiner Freude ab, und ich hielt die Zeit für gekommen, dem zurückhaltenden Baron die Wege zu ebnen. Meine Sascha gefiel mir zwar nicht recht, sie ging wie im Traume umher; wohl ahnte ich, daß sie noch immer an den verrätherischen Tscherkessen dachte, der ihr etwas vorgegaukelt, aber gerade deshalb stellte ich ihr vor, ein wie ruhiges, glückliches Leben sie an der Seite des ernsten, soliden Barons führen würde. Als sie einwilligte, seine Frau zu werden, glaubte ich alle meine Wunsche in Erfüllung gehen zu sehen. Und dann die Hochzeitsnacht! Ach, mein Freund, wie kann so etwas Schreckliches geschehen. Ich hatte das junge Ehepaar in seine Wohnung begleitet, weil Sascha es so wünschte. Da weckt mich der Baron und führt mich zu Sascha. Mein Gott, wie sah sie aus! Wie eine Irre, die furchtbare Wahnbilder zu Tode quälen, wie eine Schuldige, die die schwerste Strafe erwartet. „Mein Gott, Sascha, was ist Dir?" Der Baron spricht etwas, was ich nicht verstehen kann, denn er stößt die Worte hervor, als hätte er einen Krampf in den Kinnladen. Und dann greift er nach dem Revolver. „Axel Wilhelmowitsch!" schreie ich, „was soll das Alles bedeuten?" „Als ob Du's nicht wüßtest, alte Hexe," fährt er mich an. „Dieses Mädchen hier mit den unschuldigen Augen ist, nach ihrem Geständniß, kein Mädchen, sondern Mutter! . . . und ich war gerade gut genug, Eure Schande verdecken zu helfen!" Ich denke, ich höre nicht recht und sehe Sascha an. In ihren wildaufgerissenen Augen lese ich die Antwort und kann nur in schrecklicher Ahnung fragen: „Temirchanow?" Sie hat die Sprache verloren. Welche folternde Seelenangst muß das arme

Kind ausgestanden haben, allein mit ihrem Geheimniß, unberathen, unwissend, in seiner Verzweiflung nach jedem Rettungsmittel greifend! Aber Walbek antwortet statt ihrer: „Ja wohl, Temirchanow, der gute Freund! .. Er soll mir büßen! ... Doch zuvor diese Heuchlerin!" Und er erhob den Revolver. Ich sank ihm zu Füßen und umfaßte seine Kniee — das hätte ihn nicht gerührt. Als er aber Saschas Augen begegnete, diesen Rehaugen, die er so liebte, mit dem Ausdruck der Schuld und der Bitte um das süße junge Leben, da entsank ihm der Muth. Und er begann zu weinen. Dieser Riese mit dem rothen Bart und den gewaltigen Gliedern weinte wie ein Kind. Ach, er weinte um seine verlorene Liebe, um seine verrathene Freundschaft, er weinte um seine geschändete Ehre, um seinen lächerlich gemachten Namen. Zuletzt ächzte er: „Ich habe nur ein Recht auf das eine Leben, auf das andere nicht. Deshalb will ich es dem Himmel überlassen, diese Beleidigung eines ehrlichen Mannes zu rächen!" "

Die gute Frau schluchzte so laut, daß Wera es hörte und herzukam. Ein Kränzlein zu winden war ihr nicht gelungen, und da hatte sie die Blümlein in ihre dichten Haare gesteckt, daß sie damit wie übersät waren. Und dieses Kind, dessen Dasein Anderen so viel Leid verursacht, wollte nun trösten.

„Tante, ist meinem Papa ein Unglück geschehen, daß Du so weinst?"

„Nein, nein, mein Täubchen, Dein Papa ist wohl. O, wenn er doch bald zu uns käme!"

„Ach ja, Tante, dann würde ich mich sehr, sehr freuen."

Frau Masurin überschüttete die Kleine mit Zärtlichkeiten und sagte zu mir: „Dieses Kind ist vielleicht bestimmt, den Friedensengel zu spielen ... wenn nicht ein Dämon dazwischen tritt."

„O, ich fürchte mich nicht, Tante Warwara," sagte Wera gar altklug. „Mein Papa ist so groß und stark, daß er alle Bösen von mir fern halten wird." —

Noch an demselben Abend theilte ich Temirchanow mit, daß ich mich seiner geschätzten Gastfreundschaft nicht länger bedienen könnte, ich müßte abreisen. Das Bedauern, welches er darüber äußerte, schien echt. Seine subjektive, den Eingebungen des Augenblicks zugängliche Natur hatte an mir Gefallen gefunden, er pflegte gern das, was ihm auf dem Herzen lag, mir anzuvertrauen. Auch jetzt begann er wieder, über die kleine Wera zu sprechen und mich über den Eindruck, den sie auf mich mache, auszufragen.

„Sie scheint mir von sehr schwacher Gesundheit," antwortete ich in der Absicht, Frau Masurin zu Hilfe zu kommen. „Sie nehmen eine große Verantwortung auf sich, wenn Sie Wera noch länger bei sich zurückhalten."

Sein Gesicht verfinsterte sich. „Ich kann ohne das Kind nicht leben."

„Trotzdem dürfen Sie den Wünschen seines Vaters nicht vorgreifen."

„Wer ist sein Vater?" fuhr er leidenschaftlich auf. „Sehen Sie sich Wera und mich an, dann wird es Ihnen klar werden!"

„Fürst, dann nimmt es mich Wunder, daß Sie sich nicht früher Ihrer Verpflichtungen erinnert haben."

„Es war unser Kismet," sagte er mit tiefer Trauer. „Als ich mich von Sascha trennte, wußten wir beide nicht, wie es um uns stand. Wir tauschten die Schwüre ewiger Treue. Mit Ruhm gekrönt wollte ich wiederkehren und sie heimführen. Und ich ahnte nicht, daß während ich der Kriegsgöttin nachjagte, sie mit Verzweiflung rang. O, hätte ich's gewußt, es wäre Alles anders geworden! Aber so mußte sie zu Grunde gehen, und der redliche Freund ist unglücklich geworden!"

Er befand sich in einem verzweifelten Dilemma. Als echter Orientale liebte er sein Kind leidenschaftlich, und sein Gefühl trieb ihn, seine Vaterrechte geltend zu machen. Die Vernunft aber sagte ihm, daß, wenn er es offen thäte, er einen Konflikt heraufbeschwören würde, der nur zum Schaden des Kindes gereichen könnte.

Als ich Abschied nahm, rief die kleine Wera: „Mein Freund Stanislaw Fjodorowitsch, es ist garnicht schön, daß Sie schon fortgehen."

Ich nahm sie auf meine Arme und sagte beruhigend: „Ich gehe zu Deinem Papa Axel Wilhelmowitsch und werde ihm sagen, daß Du ihn sehr liebst. Soll ich?"

Sie nickte mit dem lockigen Haupte. „Ja, ja, sagen Sie ihm, wenn er aus dem Kriege heimkommt, solle er mich von hier abholen. Ich hätte es bei Andrian Ismailitsch sehr gut und würde nicht früher von hier fortgehen, als bis mich Papa selbst abholen kommt."

Temirchanow lächelte triumphirend, Frau Masurin machte eine verzweifelte Miene.

Er begleitete mich durch die Weinberge von Duschet und die Mandelhaine von Cilkany nach der alten Hauptstadt Grusiens, Mzchet. Hier bestieg ich die Eisenbahn nach Tiflis.

Von der Plattform des Waggons winkte ich ihm Abschied zu. Seine weiße Mütze, sein weißer Interimsrock schimmerten grell in der Sonne; eine der interessantesten Erscheinungen, die mir jemals vorgekommen, entschwand meinen Blicken. Noch einmal hob er die feinbehandschuhte Rechte und grüßte zum letzten Mal . . .

VII.

Im Oktober desselben Jahres ritt der Oberst vom Leibgarde-Regiment Grenadiere zu Pferde, Baron Walbek, von Wladiskawkas die militär-grusinische Heerstraße hinauf. Er war in Uniform und Mantel, trug Säbel und Revolver, ein Denschtschik (Offizierbursche) folgte ihm in einiger Ent-

fernung und das Gepäck wurde ihm in einem Wagen nachgefahren. Sein Ziel war Ananur, wo er seinen früheren Freund Temirchanow für Altes und Neues zur Verantwortung ziehen wollte.

Im Kriegsgetümmel hatte er den Schmerz und die Schmach, die ihm seine Vermählung mit Alexandra Kubisch gebracht, übertäuben wollen. Es wäre ihm nicht gelungen, wenn nicht der Tod selbst versucht hätte, den Versöhner zu spielen, indem er die junge Frau vom Schauplatz des Lebens abrief. Nun war nur das Kind übrig. Das war unschuldig. Und dennoch erinnerte sein Dasein ihn fortwährend an den Betrug, dem er zum Opfer gefallen und der desto mehr an seiner stolzen Seele nagte, je mehr ihn die Rücksicht auf seinen Namen zwang, das Kind als das seinige gelten zu lassen und es demgemäß zu erziehen. Das besorgte die ehrliche Tante Masurin ausgezeichnet, aber Walbek kehrte absichtlich nicht nach Rußland zurück, um den unschuldigen Zeugen seiner Schmach nicht sehen zu müssen.

Nach Jahren war's dennoch geschehen, und da war's ihm gewesen, als wenn ein Friedensengel ihm die verbitterte Seele beruhigt hätte. Tante Masurin hatte der kleinen Wera die Liebe zu ihrem Vater, wie die zu einer hehren Gottheit anerzogen; sie hatte es leicht gehabt, denn der blonde Riese war ein Mann, den alle Menschen, besonders aber die Kinder liebten. Und nun war es Walbek ein beglückender Gedanke, ein Wesen zu besitzen, das ihn um seiner selbst willen liebte, ein Kind, das zwar nicht von seinem Blute stammte, doch von seinem Geiste werden konnte durch die Macht der allversöhnenden Liebe. Alles Ueble war vergessen, Saschas Handlungsweise schien ihm durch die Umstände entschuldbar, und die gute Tante Masurin war überhaupt unschuldig. Er wollte seine Stellung in Bulgarien aufgeben und sich von nun an der Erziehung seiner Tochter widmen, und seine Zärtlichkeit für Wera trat besonders in der Sorge hervor, die er um ihre schwache Gesundheit bekundete; auf seine Anordnung sollte sie den Winter im Kaukasus zubringen.

Kaum hatte Walbek seine eigenen Angelegenheiten bei seiner Wiederkehr in die Heimat geregelt, als ihm Frau Masurin schrieb, sie werde mit dem Kinde in Ananur von dem Fürsten Temirchanow zurückgehalten. Temirchanow! Bei diesem Namen erwachte aller mühsam niedergezwungne Groll wieder in seiner Brust. Temirchanow, der Räuber seines Glücks! Temirchanow, der ihm nun auch das Kind, das seinen Namen trug, rauben wollte! Er hatte ihn verschollen geglaubt, er hatte gewähnt, der Krieg habe ihn verschlungen, und nun trat er ihm wieder als ein Dämon, der überall Unfrieden säet, in den Weg. Der Baron prüfte seinen Säbel und seinen Revolver und machte sich auf den Weg nach dem Kaukasus. Es sollte eine Abrechnung ein für alle Mal stattfinden.

Zuvor schrieb er folgenden Brief: An den Fürsten Temirchanow. Meine verstorbene Frau, die Baronin Alexandra Walbek, hatte sich in mehrfacher Hinsicht über Dich zu beklagen. Jetzt hältst Du meine Tochter, die Baroneß

Walbek, wider meinen Willen in Deinem Hause zurück. Ich werde Dich deshalb in Ananur aufsuchen, um mit Dir über diese Angelegenheiten, die aus der Welt geschafft werden müssen, zu sprechen.

Ebenso kurz hatte Temirchanow geantwortet: An den Baron Walbek. Der Ehre Deines Besuches sehe ich mit Vergnügen entgegen und bin bereit, auf jede Rücksprache, die Du verlangst, einzugehen.

Baron Walbek war an die engste und finsterste Stelle des Darjal-Passes gelangt, da wo von links her das Flüßchen Dewdoraki vom Kasbek in den Terek fällt. Eine ungeheure, tiefe Spalte, als sei der Leib des Gebirges hier geborsten, öffnet sich darüber; es ist eine Schlucht, dunkel und schaurig, wie der Eingang zu Dantes Hölle, und darüber hängt drohend der durch seine Abstürze gefährliche Dewdoraki-Gletscher. Jetzt war dieser Gletscher mit frischgefallenem Schnee bedeckt, der noch nicht fest gefroren war; die Massen hingen weit ausladend über den Abgrund hinaus, als sollten sie jeden Augenblick herniedergehen.

Der Anblick war in seiner Furchtbarkeit grandios. Unten die Finsterniß der Hölle, erfüllt von dem Toben gefesselter Naturgewalten, oben das Licht und der hehre Frieden des Himmels! Und wie verheißende Strahlen erlösender Gnade stahl sich das Licht von oben in diese schreckliche Behausung Verdammter herab, während darüber des Kasbeks Haupt gleich dem einer räthselhaften Gottheit sich in rosige, aber undurchdringliche Nebelschleier hüllte. Und eine Reihe anderer Gigantenhäupter verharrte in derselben Stellung, als seien sie um Simurgs Wolkenthron zu einer Berathung versammelt.

Der Baron stand lange wie gebannt vor diesem ungeheuren Schauspiel. Er bemerkte nicht im Halbdunkel, daß auch ein anderer Reiter am Rande der Straße hielt und durch ein Fernglas über den Terek und den Dewdoraki hinweg nach dem Gletscher spähte, von dem einzelne Schneeballen sich loslösten, in den Rissen der Felsenwand hängen blieben und somit den Anblick gigantischer Eiszapfen gewährten. Dieser Reiter in Tscherkessentracht sah gewiß nicht zu seinem Vergnügen hin, denn seine Miene war besorgt, und immer wieder richtete er sein Glas auf den Gletscher. Der Baron, der ihn endlich bemerkt, nahte sich ihm mit einer Frage. Auf drei Schritt herangekommen wandte der Tscherkesse ihm endlich sein düsteres Plutohaupt zu.

„Ah . . . Temirchanow! Endlich finde ich Dich!“

„Ich freue mich, Dich zu sehen, Walbek!“

Der Natschalnik der Heerstraße war mit drei Milizen ausgeritten, um den Dewdoraki-Gletscher, der ihm gar nicht gefiel, weil der frische Schnee leicht Lawinen bildete, zu beobachten.

„Ich habe mit Dir zu sprechen,“ sagte Walbek finster.

„Ich höre,“ antwortete Temirchanow höflich.

„Weshalb hältst Du meine Tochter in Deinem Hause zurück?“

„Das Kind liebt mich.“

„Du hast kein Recht auf seine Liebe!“

Sie standen nur drei Schritt von einander und konnten in der Dunkelheit dieser furchtbaren Schlucht ihre Gesichtszüge dennoch nicht deutlich sehen. Temirchanow rückte noch einen Schritt näher und sah den Baron mit Augen an, die wie die eines Raubthiers leuchteten.

„Meinst Du wirklich, daß ich kein Recht auf Weras Liebe habe?"

Walbek zuckte zusammen, als hätte er einen Stich bekommen, erwiderte aber noch ruhig: „Du hast Dich dieses Rechts von Anfang an begeben!"

„Nur weil ich keine Ahnung von dem Dasein dieses Kindes hatte."

„Wera ist meine Tochter, denn sie trägt meinen Namen!"

„Leider. Doch Sascha war meine Verlobte! Weshalb beeiltest Du Dich so sehr, sie zu Deiner Frau zu machen?"

„Sie ist niemals meine Frau gewesen," sprach Walbek mit bewegter Stimme.

Auch Temirchanow wurde weich. „Es war mein und ihr Kismet," sagte er das Haupt senkend und nicht bemerkend, wie sich fortwährend kleine Schneeballen vom Gletscher lösten und, immer dichter werdend, herniedersiebten.

„Du hast sie verrathen und verlassen," fuhr Walbek grollend fort, „und die Folge war, daß auch meine Ehre davon berührt wurde."

„Es war nicht meine Absicht, mein Ehrenwort! Sondern unser Kismet hat es so gewollt. Wer kann dawider?" entgegnete Temirchanow fatalistisch.

„Wozu willst Du nun den Frieden einer Kindesseele stören? Wera darf gewisse Dinge niemals erfahren!"

„Die hat sie niemals erfahren," sprach Temirchanow mit wankender Stimme. „Und, sei beruhigt, Walbek, Dich hat sie immer als ihren Vater geliebt — nicht mich."

Ein fernes Rauschen ging durch die Luft. War's der Flügelschlag eines Friedensengels, der diese beiden früheren Freunde zu versöhnen kam?

Walbek streckte ihm die Hand entgegen: „Laß uns das sein, was wir ehemals einander waren, Freunde — dem Kinde zu Liebe . . .!"

Es war noch dunkler geworden, als vorher, und Walbek konnte die Thränen nicht sehen, die über Temirchanows düsteres Antlitz rollten.

„Walbek . . . ich kann Dir Wera nicht mehr geben."

„Was hast Du mit ihr begonnen?" rief Walbek drohend, indem er die Hand an seinen Säbel legte.

„Ich habe Wera auf dem Schloß zu Ananur neben den Gräbern der Könige zur ewigen Ruhe bestattet . . . Ihr schwaches Lebenslicht ist ausgelöscht wie ein ausgehendes Lämpchen. O, es ist mein Kismet, daß Alle, die ich liebe, zu Grunde gehen müssen! . . ."

Die beiden Männer waren so erschüttert, daß sie nicht hörten, wie ein fernes Donnerrollen näher kam und zuletzt das Brüllen des Terek übertönte, sie merkten nicht den Luftdruck, der entstand. Ein schreckliches

Rauschen umgab sie. Simurg hatte sein riesiges Gefieder ausgebreitet und stieg von seinem Wolkenthron hernieder. Und plötzlich war Alles in weißen Dampf gehüllt, Schnee, Eis, Felsenstücke flogen herum. Und die beiden Männer, die sich eben die Hand gereicht hatten, fühlten sich wie von der Gewalt einer Explosion nach verschiedenen Richtungen fortgeschleudert, ein schreckliches Gekrach umgab sie . . . Dann folgte die Ruhe des Todes . . . selbst der Terek hatte aufgehört zu rasen . . . über der Dewdorakischlucht, dem Terekbett, der Heerstraße thürmten sich die Trümmer einer ungeheuren Lawine . . .

Die erfahrenen Wege-Milizen kamen alsbald zu Hilfe. Hunderte von Händen regten sich. Sie fanden Walbek, den eine Seitenwelle der Lawine vor sich hergeschoben, an eine Fesenwand gedrückt, der Körper seines Pferdes, das todt war, hatte den Stoß gemildert; er war nur betäubt.

Temirchanow war spurlos verschwunden.

Das Thor des Kaukasus, dessen getreuer Hüter er gewesen, wölbte sich als riesiges Grabmal über ihm, und den dämonischen Sohn hatte Simurg in sein Leichentuch von ewigem Schnee gehüllt.





Die moderne Kulturwelt ein Narrenhaus.

Von

einem Optimisten.

— Europa 1903. —

(Schluß.)

Noch verwirrender für die richtige Auffassung von Interessen, Empfindungen und Pflichten als der kleine, nationale Wucher, wirkt aber auf das individuelle Bewußtsein der große, internationale Wucher, durch welchen die Ringmauern des Staates durchbrochen werden, der Staat aufhört, das Bollwerk ökonomischer Interessen der Staatsangehörigen zu sein und diesen als höchstes Gemeingut zu erscheinen.

Bis noch vor Kurzem hat der Staat getrachtet, auf Kosten anderer Staaten reich zu werden, von diesen mehr zu verlangen, als er zu leisten bereit war; mit einem Worte, Wucher mit ihnen zu treiben. In diesem Bestreben meinte er auch den Interessen seiner Angehörigen zu dienen, welche Auffassung meist auch durch Letztere getheilt ward.

Der Gegensatz jedoch, in welchen der Staat hierdurch mit anderen Staaten gelangte, zwang ihn, seine Angriffs- und Vertheidigungskraft auch auf das ökonomische Gebiet auszudehnen.

Da das Bestreben des Staates, sich auf Kosten anderer Staaten zu erhalten und zu bereichern, ein allgemeines geworden ist, und keiner der Staaten gewillt war, sich durch einen anderen Staat ausbeuten zu lassen; da man ferner zur Einsicht gelangte, daß Krieg nicht immer sichere Beute verheißt, betrat man endlich den Weg der Kompromisse und griff zur Tarif- und Handelsvertragspolitik, die sich schließlich zu einer äußerst komplizirten Maschinerie entwickelt hat. Die ursprüngliche Tendenz war, für die zu Hause überflüssige Waare Absatzgebiete zu sichern und sich gleichzeitig gegen Ueberfluthung durch fremde Waaren zu vertheidigen. Dies führte aber

dazu, zu Hause das Hauptgewicht auf Produktion von Artikeln, die durch Export Gewinn versprachen, zu werfen, den Export nach Möglichkeit zu steigern, und endete damit, auch solche Waaren zu veräußern, deren man zu Hause bedurfte, und sich gegen die Einfuhr auch dieser zu verschließen.

Das Resultat war im besten Falle Aufspeicherung von Gold und Mangel an unentbehrlicher Waare, während der Weltmarkt mit überflüssiger Waare überfluthet und die Arbeitskraft auf deren Erzeugung vergeudet werden mußte.

Der Staat, der Fabrikant, die Arbeiter meinten ihre Pflicht zu thun, und dennoch befleißigten sie sich insgesammt eines Raubzuges, mit dem ungerechten Bestreben, für werthlose Leistungen werthvolle Gegenleistungen zu gewinnen.

Als ob dies nöthig wäre?! Mit etwas Urtheil, Voraussicht und Fleiß ist es gar nicht so schwer, die Produktionskraft der Natur im Sinne der Vorsehung gerade auf dasjenige zu lenken, was überall in Wirklichkeit Bedürfniß ist, und zwar nicht nur zur Erhaltung des nackten Lebens, sondern auch zum Erlangen von Lebensfreuden, von Gegenständen des Luxus und des gesunden Komforts.

Letztere sind heute für den Kulturmenschen kaum weniger unentbehrlich, als die einfache Nahrung.

Welche Klasse der Gesellschaft würde sich heute an einem Orte heimisch fühlen, an welchem sie aller Vortheile moderner Erfindungen wie: Dampf, Elektricität 2c. entbehren müßte?

Die Gesetze der Vorsehung offenbaren sich aber nicht auf einem Centralpunkte menschlicher Einseitigkeit, durch menschliche Dekrete. Sie offenbaren sich durch die möglichst freie Aeußerung der Bedürfnisse möglichst vieler Erdbewohner, möglichst vieler Gegenden, die mit einander verglichen und ausgeglichen werden müssen.

Die Erreichung dieses Zieles sollte in richtiger Erkenntniß seiner Interessen vom Staate angestrebt werden.

Jedoch sehen wir, daß der Staat sich auch diesbezüglich das Heft aus der Hand reißen ließ. Er hat das internationale Großkapital einen Vorsprung gewinnen lassen, den es ausnützt, um mit der Gesellschaft und dem Staat Wucher zu treiben.

Das Großkapital war immer und ist heute mehr denn je international. Der Staat war es nur ab und zu als Weltmacht — als Einzel-Individuum war er es schlechterdings nie. Immer von seiner Privatpflicht eingenommen, den eigenen Bereich im Gegensatze zum Bereiche anderer Staaten zu entwickeln, hat der Staat zu erkennen verfehlt, daß seine Größe und Kraft geradezu davon bedingt ist, sich mit der Größe und Kraft anderer Staaten zu verbinden. Und indem er praktisch im höchsten Grade egoistisch, theoretisch im höchsten Grade altruistisch war, brachte er sich in

eine Kollision von Empfindungen und Pflichten, in die er auch seine Angehörigen mit sich riß.

Die Politik kennt keine Moral, hat mehr zur Berückung und Schädigung der Menschheit beigetragen, als irgend eine andere der vielen populären Lügen aller Zeiten.

Der Staatsbürger soll seinem Mitbürger und dem Staate gegenüber ehrlich sein, er darf weder morden, stehlen, rauben, noch betrügen; sobald es sich aber um fremde Menschenkinder handelt, sei ihm, wie dem Staate, Alles erlaubt.

Der Staatsbürger geräth in eine Pflichten-Kollision mit sich selbst als Mitglied des Christenthums, ja als einfach ehrlicher Mann.

Diese Unklarheit der Pflichten des Staates sowohl, als des Staatsbürgers entspringt aus einer anderen großen Lüge, aus der falschen Doktrin: Glück sei Reichthum, d. h. Ueberfluß an sogenannten Glücksgütern und — aus dessen Ergänzung: Reichthum sei Geld. —

Daß wie jede Idiosynkrasie, so auch die ausschließliche Jagd nach Reichthum ein Unsinn ist, bedarf keines anderen Beweises, als daß alle Milliarden der Erde nicht im Stande sind, auch nur ein gefährdetes theures Menschenleben zu erhalten. Der Irrthum, Reichthum im Gelde allein zu suchen, ist im gleichen Maße augenfällig und wurde theoretisch wie praktisch unzählige Male nachgewiesen. Da aber Reichthum und Geld die bequemsten Mittel sind, um über den beschränkten Bereich menschlicher Allmacht Illusionen zu schaffen, ist nichts so schwer, als sich von diesen Scheingütern zu emanzipiren.

Die menschliche Gesellschaft ist saturirt mit Scheingütern, für welche wirkliche Güter jederzeit mit größter Opferfreudigkeit hingegeben werden.

Scheingütern nachzujagen, heißt allenthalben praktischer Sinn. Dem Streben nach wirklichen Schätzen hingegen wird mit selbstgefälligem, breitem Grinsen begegnet, indem man es als Wolkenkraxlerei, gelinde ausgedrückt, als Idealismus bezeichnet.

Was aber sind Ideale? Ideale sind nichts Anderes, als die praktische Vorsorge für eine näher oder weiter gelegene Zukunft, bei theilweiser Aufopferung gegenwärtigen Wohlbehagens, somit etwas Voraussicht, d. h. die einzige Eigenschaft, die uns Menschen von den anderen Geschöpfen Gottes unterscheidet. Diese Voraussicht hat aber zu umfassen, was die Erhaltung von Staat, Gesellschaft und Individuum sicherstellen kann, somit nicht Ueberfluß an oft ganz nutzlosen Dingen, sondern vor Allem Gesundheit des Leibes und der Seele.

Ideale der Zukunft zu pflegen, ist die praktischeste Aeußerung menschlicher Energie. Das größte Verbrechen gegen diese ist aber das Aufstellen falscher Ideale, mit und ohne selbstsüchtige Absicht.

Solch ein falsches und höchst gemeingefährliches Ideal ist die Ver-

götterung der Gegenwart und der Vergangenheit. Nicht Alles ist gesund und lebensfähig, was ist und was war. Die Vorfahren mögen auch Kadaver auf uns vererbt haben; sich aber mit Kadavern zu verbinden, ist Selbstmord, ihre Verwesung muß sich über kurz oder lang auf den lebenden und lebensfähigen Organismus übertragen.

Retrospektiven Idealen hängen zumeist auch nur jene an, die fühlen, keine Zukunft zu haben.

Nach vorwärts muß jede neue Generation streben und nicht zurück, im Denken, Handeln und Träumen!

Das Heil der menschlichen Gesellschaft liegt in Transaktionen, und diese können nur dann in richtige Bahnen geleitet werden, wenn der Hauptzweck individuellen Daseins, die Selbsterhaltung, allenthalben unverfälscht und unverrückt im Auge behalten wird.

Die Selbsterhaltung besteht aber nur im Konsume, die Produktion ist Mittel, nicht Zweck.

Niemand ist von Natur aus Produzent, und Jedermann ist Konsument.

Dies sei der Grundpfeiler aller Nationalökonomie und Politik.

Von diesem Standpunkte aus ist keine Kollision von Interessen und Pflichten möglich.

Nur jene menschliche Institution ist wahr, ehrlich und für die Dauer erfolgreich, deren Augenmerk auf die Sicherung und Entwickelung der Konsumtion und der Konsumtionskraft gerichtet ist.

Beides ist vom Schaffen bedingt.

Das Schaffen, d. h. die Bewegung, ja selbst die angestrengte Bewegung ist ebenso ein Naturbedürfniß, gehört ebenso zur Selbsterhaltung wie das Sichnähren. Der mit allen Glücksgütern zum Ueberfluß gesegnete Mensch schafft sich künstlichen Anlaß zum Schaffen.

Eine vornehme Dame, die keine ihrer Einkäufe anders besorgen würde als zu Wagen, findet es nachher nothwendig, ein — zwei Stunden ganz angestrengt zu gehen, zu reiten, Tennis zu spielen, zu tanzen u. s. f.; sie wird ihre Hausrechnungen einem Diener oder Sekretär überlassen, schreibt sich aber die Finger müde an Briefen und Brieflein, wenn sie nicht auch noch einige Novellen von sich giebt.

Auch das Kind, das nicht angehalten wird zu schaffen, müht und plagt sich rechtschaffen, mindestens mit Zerstören ab.

Solange der Mensch seiner Organe mächtig ist, muß er schaffen. Schaffen aber heißt noch nicht produziren.

Die ungeheure Energie des Menschengeschlechtes sich nicht im gegenseitigen Aufreiben bethätigen, auch nicht auf unproduktive Spielereien ver-

geuden zu lassen, sie aber zielbewußt auf eine Thätigkeit zu lenken, durch welche die individuelle und gesellschaftliche Selbsterhaltung gefördert wird; dies die große und dankbare Aufgabe der Soziologie, dies das einzig richtige Ziel des Sozialismus.

Ist Schaffen Bedürfniß, so kann Arbeit an und für sich kein Unglück sein, auch nicht, wenn sie von Andern im hauptsächlichen Interesse Einzelner oder der Gesammtheit verlangt wird.

Zum Opfer der eigenen Arbeitskraft, zur Arbeitssteuer, wie zur Blut- und Gutsteuer, ist auch Jedermann gerne bereit, insofern er dazu veranlaßt und nicht durch fremde Willkür gezwungen wird.

Nur Sklavenarbeit und Frohndienst wird mit Recht als Unglück betrachtet, jene Arbeit, von deren allgemeiner und auch persönlicher Nützlichkeit, wer sie zu leisten hat, nicht durchdrungen ist.

Diese Zwangsarbeit kann noch so mühelos und ertragsfähig sein, sobald sie keine selbstgewählte ist, befriedigt sie auch nicht. Wir sehen einer solchen Arbeit auch jene überdrüssig werden, die anscheinend nichts zu thun haben, als das Leben zu genießen.

Sobald der Mensch zum Bewußtsein von Fähigkeiten gelangt ist, an deren Entfaltung er dadurch gehindert wird, daß seine volle Thatkraft auf die Erhaltung eines Zustandes vergeudet werden muß, der ihm ungenügend erscheint, treibt ihn die Leere seiner Existenz nicht selten zum Wahnsinn, oder zum gewaltsamen Abstreifen von Fesseln, um die er von der Menge beneidet wird, und zum künstlichen Schaffen einer neuen Lage, in welcher er viel härter wird arbeiten müssen, dann aber nach eigenem Ermessen.

Hohen und Niederen, Armen und Reichen, Starken und Schwachen die Möglichkeit zu bieten, gerade dasjenige Instrument zu spielen, zu welchem sie sich für geeignet halten, und mit diesem Instrumente in die Weltsymphonie nach bestem Wissen und Gewissen einzugreifen; dies die Aufgabe des richtig verstandenen Sozialismus.

Das Zusammenwirken aller Instrumente für den Staat auszunützen, dies die Aufgabe des Staatsmannes.

Das Bestreben, durch Zusammenwirken aller gut organisirter, gut geschulter und gut geleiteter Orchester ein harmonisches Weltkonzert aufzuführen, ist keine Utopie; während ein Weltkonzert ohne Kapellmeister oder mit nur einem Kapellmeister, unfehlbar zum entsetzlichsten Charivari führen müßte.

„Chacun pour soi et Dieu pour tous; aide toi et Dieu t'aidra“ zu deutsch: Sorge für Dich und die Deinen; sei durchdrungen vom Glauben, daß Gott für alle Jene sorgen wird, die dieser Pflicht entsprechen. Mit anderen Worten: wenn ein Jeder rechtschaffen vor seiner Thüre kehrt, wird die ganze Erde rein.

Dies die einzigen, der menschlichen Natur angemessenen Dogmen.

Auf dem Grundstein der Liebe zum Nächstgelegenen, d. h. der Nächstenliebe, den Tempel der Liebe zum Allgemeinen, d. h. der Gottesliebe, zu errichten, dies ist die Aufgabe der Menschheit seit Begründung der christlichen Aera, und keiner Generation wurde diese Aufgabe deutlicher vor's Auge gebracht, als der heutigen.

Es war dies noch keiner Generation in so hohem Grade möglich, weil noch keiner der Bereich des liebenswerthen Bekannten so ausgedehnt, jener des hassenswerthen Unbekannten in so weite Ferne gerückt, daher beschränkt erschien, wie der heutigen.

Nunmehr heißt es blos, einerseits den Schutthaufen verfallener Hindernisse der Verständigung, jene Wälle, die Klassen, Rassen und Konfessionen gegeneinander errichtet hatten, hinwegzuräumen; und andererseits, die Grenzen der natürlichen Gruppirung der Menschheit in geographisch abgeschiedenen Staaten eben so heilig zu halten, wie das Mein und Dein des Privatmannes. In diesen Staaten die unverletzliche Individualität des einzig entsprechenden Kollektivismus zu erkennen, der mit seinesgleichen ein Vereinswesen zu gründen hat, in welchem das: Alle für Einen, und Einer für Alle zur vollen Geltung komme.

Sobald das Individuum nicht wähnt, sich trotz des Staates, der Staat, sich trotz der Staatsangehörigen und der Staatengesellschaft, behaupten zu müssen, sind die Wege der Liebe betreten; der Ariadnefaden ist gefunden, der die moderne Kulturwelt aus dem Labyrinthe der Pflichtenkollision glücklich hinausführen kann.

* * *

Um sich als administrative Einheit auch ökonomisch zu erhalten und zu entwickeln, hat der Staat blos dem Beispiele gut organisirter und administrirter Großstädte zu folgen.

Diese sehen wir so viel an nöthigen und wünschenswerthen Artikeln importiren als möglich, wodurch der Zufluß an Menschen und Geld sich von selbst vollzieht.

Von diesen Menschen sind alle Konsumenten, nur wenige sind Produzenten, die große Majorität ist direkt oder indirekt Diener der kleinen Minorität, die ihrer Dienste bedarf.

Was Großstädte den Staat aber nicht lehren können und zwar aus dem guten Grunde nicht, weil sie es selber nicht vermögen, das ist die Herstellung einer gesunden Blutzirkulation.

Die gut administrirte Stadt wird allerdings täglich größeren Reichthum in ihren Mauern bergen, aber die Repartirung der erworbenen Schätze wird bei zunehmender Bevölkerung täglich unmöglicher, und zwar einfach darum, weil für eine gesunde Wechselwirkung zwischen Produktion und Konsumtion, Kapital und Arbeit der Raum einer noch so großen

Weltstadt ein viel zu beengter ist; darum weil das Produkt in die Stadt nahezu fertig gelangen muß, um sofort konsumirt zu werden, die einzige Arbeit somit in der Vermittlung besteht; nichts aber die Blutcirkulation in höherem Maße zu stören geeignet ist, als die Vermittlung als Erwerbszweig.

Um den Producenten in den Vollgenuß des Ertrages seiner Arbeit, den Konsumenten in den Vollgenuß seines Geldes zu versetzen, sollten Produktion und Konsumtion in möglichst direkte Verbindung miteinander gebracht werden. Die immerhin unentbehrliche Vermittlung zwischen Beiden wäre somit gesellschaftlich zu organisiren und zwar nicht zum Zwecke, der Gesellschaft Gewinn abzuwerfen, sondern um die gemeinsamen Interessen der Produzenten und Konsumenten zu fördern.

Und zwar wäre es die Aufgabe dieser Vermittlungs-Organe, die Produktion im Sinne der Konsumtion zu beeinflussen, d. h. den Anbot nach der Nachfrage zu regeln und nicht umgekehrt. Niemand sollte gezwungen oder veranlaßt werden, etwas zu konsumiren, blos weil es im Ueberflusse vorhanden ist, während es für Jedermann ermöglicht werden sollte, gerade dasjenige möglichst billig zu erlangen, dessen er zu Hause in Wirklichkeit bedarf.

Die Verproviantirung einer Weltstadt regelt sich durch Spekulation, was kaum vermieden werden kann, weil ja die Großstadt selber ein Produkt der Spekulation, ein Kunstprodukt ist; jene des Staates, der füglich als Naturprodukt, d. h. als natürliche Gruppirung zum Zwecke gemeinsamer Selbsterhaltung und Selbstvertheidigung hingestellt werden darf, kann und soll sich vom Wucher befreien.

Die Blutcirkulation wird nur hergestellt und erhalten, wenn alle Organe gegen Blutanstauung und Blutentziehung geschützt sind. Das sicherste Mittel hierzu ist die gegenseitige Versicherung.

Das Versicherungswesen, ursprünglich gegen elementare Schäden gerichtet, soll auch gegen die Schädigung durch Mitmenschen ausgedehnt werden, und es bedarf keiner gewaltsamen Abwehr.

Der schwache Anlauf der Konsumenten zur gemeinsamen Ersparniß ist neuester Zeit durch die Riesenschritte der sich verbindenden Producenten zu gemeinsamem Gewinn weitaus überflügelt worden. Abermals hat sich die Aufgabe der Vertheidigung als weniger anziehend erwiesen als jene des Angriffes.

Die Ersparniß führt im besten Falle zur Freiheit, der Gewinn führt zur Macht.

Die Konsumvereine sind geeignet, vielen kleinen Familien ein behagliches Dasein zu sichern. Die Milliardär-Trusts heben im Interesse Weniger die Einen in den Himmel, stoßen die Anderen in die Hölle, ihr

Streben ist darauf gerichtet, die Vorherrschaft des Staates in Betreff der Güterverteilung zu erschüttern.

Der Staat ist somit verpflichtet, mit der ihm verliehenen Gesammtkraft sich und die Seinen gegen diese Usurpation zu vertheidigen.

Dies kann dem Staat aber nur gelingen, indem er gegen den internationalen Milliardär-Trust mit anderen Staaten einen internationalen Staaten-Trust bildet.

Instinktiv trachtet der durch eine Aktion Bedrohte, sich durch Reaktion zu vertheidigen; was aber die Gefahr gewöhnlich nur erhöht.

Weil die Aktion des Großkapitals eine internationale ist, sehen wir heut den Staat seine Sonderindividualität durch Abschließung accentuiren. Weil das internationale Großkapital Produktion und Konsumtion auf den Weltmarkt zu werfen bestrebt ist, jeden Artikel dort producirt, wo er am besten und billigsten gewonnen werden kann; dort an den Mann bringt, wo er am meisten gesucht wird; hierher Geld, dorthin Arbeitskraft importirt, mit einem Worte, ökonomische Weltpolitik treibt, meint der Staat von alledem das geradeste Gegentheil versuchen zu müssen, sich als abgesonderte Welt geriren zu sollen, deren Konsumtion sich auf die eigene Produktion zu beschränken hat.

Wo dies erreichbar ist, weil die Ausdehnung und der Naturreichthum des Staates zur Erhaltung der verhältnißmäßig geringen Zahl seiner Einwohner zu genügen vermag, dort muß die Schädlichkeit der Isolirung nicht sofort fühlbar werden. Das noch nicht überfüllte Gebiet dieses Staates wird als Eldorado angesehen und übt eine gewaltige Anziehung aus auf Völkerschaften, die zu Hause mit engen Grenzen und spärlichem Futter zu kämpfen haben.

Es wird in diesen Staat gerade jener Artikel importirt, dessen er bedarf, nämlich die mangelnde Arbeitskraft.

Jene Staaten hingegen, die nur zu viele Mägen zu sättigen haben, die sie begleitenden Schädel, Arme und Beine jedoch gerne behalten möchten, wenn auch nur aus Rücksicht auf ihre Vertheidigungskraft, begehen einfach Selbstmord, wenn sie die Futtereinfuhr, direkte oder indirekte, hintertreiben oder auch nur erschweren.

Hat man nun einmal durch verkehrte Staatswirthschaft das internationale Großkapital großgezogen, so darf man es nicht durch dieselben Mittel bekämpfen und einschränken wollen, denen es seine Existenz verdankt, nämlich durch Provocirung von Agiotage verschiedenster Form.

Die Allmacht des internationalen Großkapitals kann heute nur mehr dadurch wirksam bekämpft werden, indem man es ruhig gewähren läßt. Die Vorsehung sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Man lasse die Milliardär-Trusts produziren, wo sie können, und importiren, was im Lande Absatz findet und die lokale Konkurrenz aushält.

Kein Staat wird dadurch geschädigt, daß innerhalb seiner Grenzen gut und billig gelebt werden kann.

Der Staat hat sich nur dagegen zu schützen, daß sein Gebiet durch das internationale Großkapital als Kolonie behandelt und nach Gutdünken ausgebeutet, überfüttert oder ausgehungert werde.

Ein Staat allein ist hierzu vielleicht zu schwach, aber dem Staatenverbande gegenüber ist auch der noch so gut organisirte Milliardär-Trust machtlos.

Die Staaten sollen endlich begreifen, daß sie sich gegenseitig durch kleinliche politische und ökonomische Nörgeleien nur schädigen und insgesammt zum Spielballe internationaler Gewalten machen.

Nicht abschließen sollen die Staaten sich gegeneinander, sondern sich möglichst miteinander verbinden, um dem gemeinsamen Feind vom Staat und Individuum, dem nivellirenden Internationalismus jeglicher Form, siegreich die Spitze zu bieten.

Im feindlichen Lager herrscht noch keineswegs volle Eintracht; das internationale Großkapital hat noch schwere Kämpfe mit der internationalisirten Arbeitskraft zu bestehen.

Zur Sicherung ihrer Allmacht trachten die Arbeitgeber, die Arbeitnehmer dadurch zu ködern, daß sie ihnen außer dem Lohne auch Antheil am Gewinne in Aussicht stellen. Mit anderen Worten: die Milliardär-Trusts versuchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter einen Hut zu bringen und unter ihrer allgemeinen Oberhoheit sozialistisch zu organisiren.

Wollte nunmehr der Staat dieser großen Aktion durch Konkurrenz begegnen d. h. den internationalen Sozialismus durch Staatssozialismus bekämpfen, so verfiele er abermals in einen großen Irrthum.

I. Wäre kein an Ausdehnung noch so großer, noch so dichtbevölkerter, an Naturschätzen noch so reicher Staat im Stande, mit dem Weltmarkt zu konkurriren.

II. Würde der Staat hierdurch seine Stellung als höchster Arbiter kompromittiren. Als Arbeitgeber müßte er die volle Opposition der Arbeitnehmer auf sich lenken, und als Gesammtunternehmer mit allen Unternehmern des Auslandes in Konflikt gerathen.

III. Endlich würde der Staat hierdurch die geschäftliche Initiative seiner Angehörigen lahmlegen, somit gerade jenes Unglück provociren, gegen welches er seine Unterthanen nach außen zu schützen berufen ist.

IV. Gegen den centralen Staatssozialismus würde allenthalben lokaler Gemeinde-Sozialismus aus der Erde springen, eine Organisation, die noch schwächlicher und gefahrdrohender wäre, als der Staatssozialismus selbst.

Die einzige Rolle, zu der internationale Kräfte berufen sind, ist jene des Kritikers, höchstens des theoretischen Korrektors.

Wer mit dem Gebaren herrschender Kräfte innerhalb der Kollektivität, der er angehört, nicht einverstanden ist, richtet den Blick nach außen. Er trachtet zu erkennen, ob gewisse Dinge nicht irgendwo besser gehandhabt werden als zu Hause, und aus dem Vergleichen verschiedener Gepflogenheiten resultirt eine Gesammttheorie, die, cum grano salis zu Hause angewendet, eine Verbesserung anbahnen kann. Diese Gesammttheorie aber als unbedingt höhere Autorität anzuerkennen und in interne Angelegenheiten schablonenmäßig souverän walten zu lassen, wäre nicht nur ein Fehler, es wäre auch das Abdiciren der eigenen Individualität, deren Sonderexistenz nur von innen heraus entwickelt werden kann.

Noch gefährlicher aber wäre es, die direkte Handhabung dieser Gesammttheorie irgend einer außerstaatlichen Gewalt zu überlassen, deren Machtspruch allenthalben Gesetzeskraft ausüben sollte.

Zu einer solchen Kraft hat sich das internationale Großkapital allmählich entwickelt; seinen gewaltigen Einfluß in offenem Kampfe zu besiegen, wäre heute kaum mehr möglich, man unterhandle damit und trachte es durch Theilung der Arbeit einzuengen. Die Produktion und der Verkauf auf dem Weltmarkte werde dem internationalen Kapital überlassen; es werde zum internationalen Producenten und Verkäufer; die Staatengesellschaft reservire sich aber die Rolle des internationalen Käufers.

Alles kann internationalisirt werden, blos Eines kann es nicht: der Bodenbesitz nebst der Konsumtion auf heimischem Boden.

Durch absolute ausschließliche Handhabung des Konsums wird der Staat zum alleinigen Beherrscher auch der Produktion, sei diese national oder international. Gegen die Gewalt des Producenten-Trustes giebt es nur eine wirksame Waffe, der von Konsumenten-Trusts zu bewerkstelligende Boykott.

Unüberwindlich und heilsam wird dieser Boykott aber nur sein, wenn er nicht von einzelnen Staaten, sondern von der Staatengesellschaft ausgeübt, d. h. auch seinerseits internationalisirt wird.

Der einzelne Staat wäre leicht der Versuchung ausgesetzt, nach außen Willkür mit diesem Boykott zu treiben, sich gegen jedes Produkt zu richten, ob man dessen innerhalb seiner Grenzen braucht oder nicht. Der Boykott der Staatengesellschaft hingegen würde nur jene Produktion vernichten oder einschränken, die überhaupt überflüssig erscheint, die zu nichts Anderem gut ist, als zur Ausbeutung der Menge im Interesse eines Ringes von arbeitsscheuen Wucherern. Dieser Boykott wäre keine künstliche Reaktion,

er wäre der Ausdruck einer allenthalben spontanen Aktion, entsprungen aus dem Instinkte der Selbsterhaltung.

Die Selbstbeschränkung im Konsume überflüssiger Waare wäre der Weg zur Ersparniß, somit zum einzigen gesunden Mittel der Bereicherung, ein Mittel, das Allen dient und nur jene schädigt, die das allgemeine Wohlsein aus höchst persönlichem Interesse zu hintertreiben bestrebt sind.

Durch die Theilung der Arbeit zwischen dem Kapitaltrust, der Produktion und Verkauf internationalisirt, und dem Staatentrust, der Konsumtion und Kauf internationalisirt, würde auch ersterer sich zu einem wichtigen Faktor des Gesammtwohles entwickeln, zum Geiste, der Böses will und Gutes schafft.

Der Staat muß sich aber sorgsam davor hüten, einerseits vom internationalen Großkapital in's Schlepptau genommen zu werden, andererseits ihm in seinem Bereiche Konkurrenz zu machen.

Auf Erhaltung und Entwickelung des heimischen Bodens und der größtmöglichen Konsumtionskraft der größtmöglichen Anzahl seiner Bürger sei somit das Auge des Staates gerichtet.

Diesbezüglich wird dem Staate das internationale Großkapital vom größten Nutzen sein, wenn er sich durch dieses nicht dominiren läßt.

Gerade weil das internationale Kapital an keine Grenzen gebunden ist, kann es dem lokalen Konsumbedürfnisse aller Staaten am besten entsprechen.

Innerhalb des Staates entzieht sich das Kapital aus lokalen, oft persönlichen Gründen der Unterstützung neuer Konkurrenz-Unternehmungen.

Das internationale Kapital hat einen weiteren Gesichtskreis, einen höheren Maßstab.

Verspricht eine Eisenbahn, ein Kanal ꝛc. sicheren Gewinn, so scheut es sich nicht, andere bereits bestehende Eisenbahnen und Kanäle hierdurch zu schädigen. Im Interesse des Staates ist es aber gleichfalls gelegen, gerade jene Unternehmungen zu begünstigen, die der Summe seiner Unterthanen den größten Vortheil versprechen.

Zur Ausgleichung lokaler Interessen nach Innen und Außen ist das internationale Kapital der geeignetste Faktor.

Das Gemeininteresse des internationalen Kapitals liegt im Abflusse seiner Produkte; das Gemeininteresse des Staates liegt im Zuflusse aller zum Festhalten und Entwickeln seiner Bürger unentbehrlichen Werthe.

Die Vertheidigungskraft des Staates ist bedingt von der Selbsterhaltung seiner Bürger, er darf sie weder dem Hungertode preisgeben, noch zur Fahnenflucht, zur Auswanderung veranlassen.

Der Staat hat, so wie die Stadt, für die möglichst billige und gute Verpflegung seiner Einwohner zu sorgen.

Der Ruin des Staates wie des Privatmannes ist das Mißverhältniß zwischen den besessenen, wirklichen Werthen: Boden und Arbeitskraft, und dem Preis an vermittelnden Werthzeichen, an Baargeld, der dafür gegeben wird.

Die Regelung dieses Verhältnisses darf der Staat keiner anderen Macht überlassen.

Nach außen ist der Staat der einzige Vertreter des Gesammtkredits seiner Angehörigen und darf diesen nicht durch übertriebene Kreditansprüche kompromittiren.

Je weniger der Staat von außen an Baargeld beansprucht, um desto größer wird sein Kredit, und umgekehrt, je mehr Kredit er hat, um desto weniger Bargeld bedarf er.

Kredit ist aber nur auf einem Wege zu erlangen, durch eine günstige Bilanz, und diese durch nichts Anderes, als durch Ersparniß.

Ein Ueberfluß an Natur- und Kunstprodukten zu Hause aufgespeichert, gleichviel ob heimisches oder zur rechten Zeit angeschafftes fremdes Erzeugniß, ist werthvoller als Geld.

Somit ist es ein grober ökonomischer Irrthum, auf Festhaltung des Goldes das größte Gewicht zu legen.

Die allgemeine Nationalökonomie ist aber in diesem Irrthum befangen, indem sie ihre Hauptthätigkeit auf Export richtet.

Zur Heilung dieses Uebelstandes kann der Einfluß der internationalen Milliardär-Trusts nur segensvoll wirken.

Da der Staat absolut unvermögend ist, diesem gegenüber schutzzöllnerisch vorzugehen, muß er allmählich zur Ueberzeugung gelangen, daß er durch Schutzzoll das Staatenthum schädigt und nur internationale Mächte begünstigt.

Blos die Politik der offenen Thüren, auch auf das eigene Gebiet angewendet, kann dem Wucher großer und kleiner Agioteure das Handwerk legen und den Staat in den Vollgenuß alles dessen bringen, was er an Werthen in Wirklichkeit sein Eigen nennt.

Importzoll und Export-Begünstigung muß über Kurz oder Lang zum allgemeinsten aller modernen Uebel führen, zum Pauperismus und zu Allem was daraus folgt.

Blos durch sporadische Uebertreibung in der auf Export gerichteten Produktion entsteht bei unvermeidlichen Stockungen Arbeitsnoth, jene soziale Gefahr, deren Bekämpfung heute getrost dem internationalen Kapital überlassen werden darf. Dieses wird aus eigenem Interesse jede Krisis zu verhüten suchen; es ist nicht gezwungen, die Produktion aus Rücksicht auf Export zu überschrauben, weil es für dieses weder Export noch Import giebt. Es ist

überall zu Hause, ohne es irgendwo zu sein. Es ist in der Lage, den Weltmarkt zu überblicken und die Arbeitskraft rechtzeitig auf jene Produktion zu werfen, die Absatz verspricht.

Der Staat hat nichts Anderes zu thun, als dafür zu sorgen, daß die gesunde geschäftliche Transaktion innerhalb seiner Grenzen, durch lautere und rasche Handhabung der Justiz und Polizei geschützt, sich täglich heimischer in ihm fühle und besonders, daß sie nicht durch überflüssige Formjägerei abgehalten werde, sich möglichst zu verbreiten.

Das sogenannte Zuziehen fremden Kapitals ist in dieser Beziehung keine Jagd nach Geld; es bedeutet nur das Festhalten der heimischen Arbeitskraft, die Entwickelung heimischer Produktions- und Konsumtionskraft, mit Hilfe auch fremder Unternehmungslust und fremden Geldes.

Es heißt nur so viel als nicht zu verhindern, daß die, in mancher Beziehung bedrohlich erscheinende Kraft des internationalen Kapitals, in richtige Bahnen geleitet, für das allgemeine Wohl nützlich verwendet werde.

Die Gefahr, daß der Staat durch die möglichste Entwickelung seiner Produktions- und Konsumtionskraft mit anderen Staaten in Konflikt gerathe, kann blos dadurch provocirt werden, wenn der eine oder der andere Staat, in der Meinung, das internationale Großkapital monopolisiren zu können, zu dessen Sklaven geworden, sich dazu hergeben würde, ihm Hilfe zu leisten im Aussaugen oder Aushungern anderer Staaten.

Ohne die unlautere und kurzsichtige Bundesgenossenschaft eines maßgebenden Staates wäre das internationale Kapital hierzu niemals befähigt.

Daß die Politik der offenen Thüren zum allgemeinen ökonomischen Aufschwunge führen muß, läßt sich nicht nur theoretisch behaupten, auch die Praxis hat dies wiederholt glänzend nachgewiesen.

Wer sich Deutschlands erinnert zur Zeit der ökonomischen Absperrung der vielen Einzelstaaten, als nicht einmal die Münze des einen im anderen landläufig war und erst durch die Wuchererhände von Geldwechslern wandern mußte*), und jenes Deutschland mit dem heutigen deutschen Reiche vergleicht, der muß zur Einsicht gelangen, daß die ökonomische Entwickelung Hand in Hand geht mit der Erweiterung des Kreises freier ökonomischer Bewegung.

Wie jede internationale Kraft, so bedarf auch das internationale Kapital der Scholle, um sich wirksam zu bethätigen.

Das internationale Kapital ist die Quintessenz des Gesammtreichthums, die aus der Gesammtproduktion und Gesammtkonsumtion

*) Diesbezüglich verweisen wir auf die köstliche Beschreibung „Eine Reise in Deutschland vor hundert Jahren." (Die deutsche Volkswirthschaft im XIX. Jahrhundert. Von Werner Sombart.)

resultirende Ersparniß, das Haben in der Weltbilanz, mit einem Worte der nicht konsumirte Rest der Weltproduktion und des Weltkredits.

Wie Wissenschaft und Kunst, so gedeiht auch das Großkapital am besten auf internationalem Boden.

Die aus allen Weltgegenden ihm zufließenden Schätze können aber nicht in einem centralen Reservoir aufgestaut bleiben; um fruchtbringend zu sein, müssen sie sich über alle Weltgegenden ergießen, die der Befruchtung bedürfen.

Es giebt der brachliegenden Felder noch viele, die zur gehörigen Ausbeutung ihrer Naturschätze blos des Zuflusses von Arbeitskraft und Kapital bedürfen.

Wie aus den Reservoirs aufgespeicherter Wissenschaft und Kunst, so hat auch aus jenem der aufgespeicherten Ersparniß der Ueberfluß entnommen und vertheilt zu werden, überall, wo man dessen bedarf.

Der Staat als solcher hat weder der internationalen Kunst und Wissenschaft, noch dem internationalen Kapitale Konkurrenz zu machen, er hat blos die Thüren und Thore seiner Grenzen angeloffen zu halten, um sie bei sich einströmen zu lassen; er hat internationale Wissenschaft und Kunst, er hat internationalen Reichthum in möglichster Menge zu konsumiren. Der Staat darf es nicht der Willkür einer „Wall-Street" (New-York) überlassen, über die Verwendung der Weltersparniß nach eigenem Ermessen zu entscheiden.

Der Staat hat dafür zu sorgen, daß mit Hilfe dieser internationalen Kräfte bei sich zu Hause alle noch unbenützten Flecke, seien diese ausgedorrter Fels, Wüstensand, giftgeschwängerte Sümpfe, seien sie einfach volkarmes Heideland, nach und nach in fruchtbare, blühende Oasen verwandelt werden mögen, in welchen es sich ebenso gut leben läßt, wie in den heute vereinzelten Paradiesen der Kulturwelt, zu welchen die Menschheit sich hindrängt, wie die Motten zum Licht.

Das in verhältnißmäßig wenigen Händen konzentrirte internationale Kapital, dessen Erhaltung und Vergrößerung automatisch vor sich geht und wenig Mühe kostet, ist heute auch schon mit der Sorge belastet, möglichst günstige und zwar nicht nur spekulative, sondern auch humanitäre Verwendung zu finden.

Sehr bezeichnender Weise beschäftigt sich dieses jedoch weit mehr mit der Verbreitung, oft auch Verflachung von Wissenschaft und Kunst, als mit der Lösung von Problemen des allgemeinen Wohlseins.

Des internationalen Charakters sich bewußt, fühlen die Milliardäre sich mehr zu internationalen Kräften d. h. zu den Subjekten der Macht hingezogen, als zu nationalen Mängeln, deren Hebung ein dankbares Objekt ihrer Machtbethätigung wäre. Letztere sind sie geneigt zu lindern durch

Hospitäler, Asyle 2c., aber zu deren Hebung haben sie noch blutwenig beigetragen.

Die vielen Akademien, Bibliotheken eines Carnegie verrathen den Massen ein Geheimniß, das ihnen längst kein Geheimniß ist, daß es nämlich kleinen Minoritäten besser ergeht, als ihnen, wodurch das „Ote toi que je m'y mette“ provocirt wird und nichts Anderes.

Das Schaffen blühender Oasen, auf welchen sie sich niederlassen können, ohne Andere gewaltsam zu verdrängen, wäre ein dankbareres Feld für die Kraftentfaltung der internationalen Milliardäre, als die künstliche Ueberproduktion von Schulweisheit.

Der Drang zur Verbesserung der Scholle ist aber patriotischer Natur, daher dem internationalen Kapitale fremd. Instinktiv überläßt es diese dem Staat, und der Staat thut gut daran, diese Aufgabe dem direkten Wirkungskreise des internationalen Kapitals zu entziehen.

Etwas Anderes ist es, einzelne Kapitalisten zu veranlassen, sich gleichsam zu nationalisiren und, wie z. B. Krupp, Arbeiter-Kolonien zu gründen, die durch gesicherte Existenzverhältnisse an die Scholle gebunden werden.

Aber selbst solche Kapitalisten beschränken sich auf die Wohlfahrt der Faktoren ihres eigenen Reichthums, auf die Arbeiter ihres speciellen Gebiets.

Die große Masse der zur Selbsterhaltung auf Arbeit angewiesenen Taglöhner, Handwerker, Handelsgehilfen, Hausdiener 2c., ja auch die unbemittelten Musensöhne, deren Kampf um's Dasein unsägliche Opfer erheischt, sind ihnen gleichgiltig.

Mit der Summe dieser weißen Sklaven verglichen ist die noch so große Anzahl von Bergwerks- und Fabrikarbeitern verschwindend gering.

Indem das internationale Großkapital durch Trusts das Kleingewerbe vernichtet, wird die Zahl der ungesicherten kleinen Existenzen noch ungemein vermehrt.

Der große Wucher tödtet den kleinen, was aber soll mit den vielen Millionen Menschen geschehen, die sich und ihre Familien mittels dieses kleinen Wuchers erhalten haben?

Wir wollen nicht mit dem bekannten schlechten Witze antworten, es sei gar nicht nöthig, daß sie leben; nein, leben sollen sie, aber durch andere Mittel. Anstatt Kolporteure der Produktion zu sein, sollen sie sich um die Konsumenten schaaren, sich zu einem Heere verbinden, das bereit ist, den Konsumenten gegen die Mißbräuche des gemeinsamen Feindes, des großen Wuchers, zu schützen.

In einer Zeit, in der die Dienstboten-Kalamität alle Konsumenten-Kreise beschäftigt, in welcher man sich in allen Welttheilen nur mit Mühe und Noth der Einfuhr von Kulis erwehrt, kann wohl nicht ernstlich über Mangel an Arbeit geklagt werden.

Es heißt blos die vorhandene und neuestens frei gewordene Arbeits-

kraft in gesunde Bahnen zu leiten, gut zu organisiren und zu einem Schutz- und Trutzbündniß mit jenen, die ihrer Dienste bedürfen, zu vermögen, und die Gesellschaft ist gefeit gegen die Uebermacht des Großkapitals, der sociale Friede ist, wenn nicht mit einem Schlage gesichert, so doch angebahnt.

Diese Evolution mit voller Kraft zu fördern, ist die Aufgabe des Staates, dessen höchstes Interesse darin gipfelt, die Scholle leistungsfähig zu machen und zu erhalten, daher ihr so viele heimische Konsumenten zu sichern als möglich.

Wieder einmal liegt die Lösung, das Heil, in der richtigen Theilung der Arbeit, d. h. der Aufgaben.

Der Staat hat für die Konsumenten zu sorgen und die Produktion dem Großkapitale zu überlassen.

Das Hinübergreifen der einen dieser Mächte in den Berufskreis der andern kann nur zur Pflichten-Kollision führen.

Durch strenges Festhalten an der eigenen Aufgabe, an der Vertheidigung der Konsumenten, muß der Staat auch das producirende Kapital unter seine Botmäßigkeit bekommen.

Der so häufig zu Tage getretene Drang des Staates, in den Wirkungskreis des Kapitals hinüberzugreifen, d. h. die Erzeugung und Vertheilung der Weltwerthe selber zu besorgen, kann nur auf zwei gleich falschen Annahmen beruhen, auf dem Wahne: I. hierdurch die selbstständige Individualität des Staates zu wahren, II. aus dem Weltreichthum hierdurch dem Staate als solchem den Löwenantheil zu sichern.

Mit anderen Worten, die Staatsmacht meint durch ihr einseitiges Eingreifen in die Weltproduktion sowohl das politische Ansehen des Staates, als auch dessen ökonomische Selbstständigkeit zu dokumentiren und zu befestigen.

Die politische Selbstständigkeit des Staates beruht aber auf dessen Vertheidigungskraft, und diese wiederum auf der moralischen, intellektuellen und physischen Leistungsfähigkeit seiner Bürger.

Die intellektuelle und physische Leistungsfähigkeit der Bevölkerung ist nebst Klima und Boden vom gehörigen Zuflusse aller nothwendigen Lebensmittel bedingt; die moralische Leistungsfähigkeit einzig und allein vom Bewußtsein, daß es ihre vornehmste Pflicht sei, den Staat als Hort der persönlichen Sicherheit und Entwicklung mit Gut und Blut zu erhalten.

Die ökonomische Selbstständigkeit des Staates beruht auf der Möglichkeit, die Summe seiner Angehörigen auf väterlichem Boden gehörig zu ernähren, ohne hierzu der Protektion fremder, nationaler oder internationaler Kräfte zu bedürfen.

Diese Möglichkeit erlangt der Staat einzig und allein dadurch daß er

die Staatsangehörigen in die Lage versetzt, alles dasjenige, dessen sie zur Selbsterhaltung bedürfen, möglichst billig und gut anzuschaffen, wo immer es producirt werden mag. Somit, daß sie nicht gezwungen werden, ihre Arbeitskraft auf Erzeugung solcher Waare zu vergeuden, die der heimische Konsument aus der Fremde besser und billiger beziehen kann; hingegen veranlaßt werden, gerade diejenige Arbeit zu verrichten, zu der Klima und Boden sich am meisten eignet, Erziehung, Tradition, von Vater auf Sohn vererbte Geschicklichkeit sie am meisten befähigen. Der Schweizer Uhrmacher werde nicht gezwungen, auf felsiger Höhe Korn zu produciren, der Bewohner einer der Kornkammern der Erde nicht veranlaßt, seine Uhren selbst zu verfertigen.

Beide werden durch Erzeugung der ihnen eigenthümlichen Waare und deren Austausch ökonomisch besser gedeihen und auch dem Staate leichter ihren Tribut entrichten.

Da dieser Austausch im wechselseitigen Interesse der Angehörigen aller Staaten gelegen ist, kann er blos durch die unberechtigte, selbstische Einmischung eines dritten Faktors gehemmt werden, und dieser ist der Agioteur.

Wenn der Staat die Hemmung des Austauschbetriebes durch Schutzzoll selber besorgt, dann dient er nur jener internationalen Kraft, die zu unterwerfen, sich dienlich zu machen, eben zu seiner vornehmsten Aufgabe gehören würde.

Somit kann weder die politische, noch die ökonomische Selbstständigkeit des Staates durch das Hinübergreifen in das Feld des internationalen Kapitals gefördert werden, sei es durch Konkurrenz mit diesem, sei es durch dessen Ausschließung, sei es durch dessen absichtliche oder unabsichtliche Förderung.

Das Motiv dieser falschen Politik könnte lediglich im fiskalischen Momente gesucht werden, und zwar in der gleichfalls grundfalschen Behandlung desselben.

Das charakteristische Merkmal des Fiskus aller Zeiten und Länder*) ist das: dort und so nehmen, wo und wie am leichtesten genommen wird, das heißt, die allen Administrationen anhaftende Krankheit der Bequemlichkeit nebst der Tendenz, sich selbst auf Kosten des Staates und des Publikums möglichst wohlig zu erhalten.

Das wahre, dem Staate und Staatsangehörigen gemeinsame Interesse hingegen liegt im: dort und so nehmen, wie und wo am leichtesten gegeben wird.

Die fiskalische Bequemlichkeit führt direkt zum Schlachten des goldene Eier legenden Huhnes.

---

*) Bezüglich der Unzukömmlichkeit übertriebener fiskalischer Auffassung verweisen wir auf: Die Einkommensbesteuerung der Zukunft, von B. Fuisting, III. Abschnitt. Berlin, Karl Heymann.

Die Pflicht und das Interesse des Staates hingegen ist, des Huhnes zu schonen und dessen Besitzer zur Abgabe eines Theiles der goldenen Eier zu vermögen, nachdem sie in Wirklichkeit gelegt worden sind.

Das wahre Interesse des Staates ist das Festhalten der Bevölkerung nicht nur auf dem Staatsgebiete, sondern auch auf der väterlichen Scholle.

Die fiskalische Bequemlichkeit liebt die Konzentrirung aller Melkkühe in einem Stalle, aus dem sie unbarmherzig hinausgetrieben werden in die weite Welt, sobald sie die Milch versagen.

Das wahre Interesse des Staates ist die größtmögliche Dezentralisation ökonomischer Entwicklung; das gleichmäßige Schaffen möglichst vieler blühender Oasen in allen Gauen seines Gebietes; die Zunahme moralischer, geistiger und physischer Entwicklung seiner Angehörigen, nebst dem sich in ihnen stündlich befestigenden Bewußtsein, wo immer sie im Staate ansässig sind, von der Staatsmacht nach bestem Wissen und Gewissen geschützt und gefördert zu werden.

Die fiskalische Bequemlichkeit bedient sich mit Wonne aller Vermittler, die ihr beim Aussaugen der Bevölkerung behilflich sein können und Gelegenheit geben, die Unentbehrlichkeit und Machtvollkommenheit fiskalischer Organe zu dokumentiren. Daher die große Vorliebe, die sie für jedwede Ingerenz der Zoll- und Finanzwächter bekundet.

Je komplicirter die Maschine wird, um desto mehr Räder sind zu ihrem Funktioniren erforderlich, um desto mehr Oel bedarf es, um sie zu schmieren; um desto müheloser ist die Aufgabe jedes Einzelnen.

Geräth die Maschine dennoch in's Stocken, dann wird der böse Wille der Steuerzahler beschuldigt und die Nothwendigkeit hervorgehoben, die Zahl der fiskalischen Organe, der Vermittler, der Angeber u. s. f. noch zu vermehren. Oder es wird die ausländische Konkurrenz beklagt, durch die der heimische Steuerzahler, in seinen Einkünften geschmälert, seinen Pflichten schwerer nachkommen kann.

Das Interesse des Staates ist die möglichste Vereinfachung der Steuererhebung, die möglichst gerechte Vertheilung des Profites jeder geschäftlichen Transaktion, zugleich aber auch dessen möglichste produktive Verwendung.

In wessen und in wie vielen Händen sich der Ueberfluß befindet, ist gleichgiltig. Die Hauptsache ist, die Stagnation in der Zirkulation von Werthen und Werthzeichen zu vermeiden und dem Rollen des Geldes eine Richtung zu geben, die lebens- und leistungsfähige Elemente zu fördern geeignet ist. Es giebt so wie produktives und unproduktives Schaffen auch produktives und unproduktives Konsumiren. Unproduktives Konsumiren ist nicht so sehr das Prassen und Vergeuden des Reichen selbst, als vielmehr das Schaffen und Fördern eines Heeres von ihm dienenden Tagedieben, die, an leichten, mühelosen, ja oft unwürdigen Gewinn gewöhnt, jeder nützlichen,

produktiven Thätigkeit entzogen werden und es nicht für nöthig erachten, ihre und der Ihren Zukunft durch Ersparniß zu sichern. Hierdurch müssen die Reihen hilfsbedürftiger, der Gesellschaft zur Last fallender, zu jeder Missethat bereiter, heimatloser Tagediebe vermehrt werden, sobald ihre Brodherren sie nicht mehr erhalten können oder wollen.

Die große Majorität der Proletarier, die in der bürgerlichen Gesellschaft nichts Anderes erkennen, als den mit allen Mitteln zu schädigenden Todfeind, entstammen Herrn-Dienern, die an leichten Erwerb gewöhnt, zu keiner ernsten Arbeit greifen wollen und können, wenn die gewohnte Einnahmequelle einmal versiegt. Zu diesen Herrn-Dienern gehören auch die Staatsschmarotzer, die Legionen überflüssiger Staatsbediensteter, Vermittler und Zwischenträger, die da meinen, der Staat sei blos dazu da, um sie auf Kosten des steuerzahlenden Publikums in bequemem Ueberfluß zu erhalten. Je ärmer der Staat ist, um desto größer wird die Schaar Jener, die von ihm erhalten werden wollen, und je weniger der Staat vermag sie genügend zu entlohnen, um desto eifriger bemühen sie sich, das Publikum auszusaugen.

Produktiv hingegen ist jene Konsumtion, durch welche der Konsument moralisch, intellektuell und physisch erstarkt und in die Lage versetzt wird, sich, den Seinen und dem Staate durch produktive Thätigkeit jedweder Art zu dienen.

Dieses nützliche Geschlecht der Konsumenten kann nur entstehen und gedeihen, wenn ihm gelehrt wird sein Heil nicht im Unheile Anderer zu suchen.

Weder Individuum noch Staat bedürfen der Raubzüge, um reich zu werden. Reichthum ist nicht nothwendiger Weise l'argent des autres, er ist die eigene Sparsamkeit, der eigene Fleiß, die eigene Erfindungskraft. Reichthum anzustreben ist kein Verbrechen, es ist dies der sehr natürliche Drang des Individuums, sich aus dem gemeinsamen Schlamme der Mittelmäßigkeit hinauszuarbeiten, das Bedürfniß, sich von der Willkür und Laune einfältiger Massen zu emancipiren, eventuell dieser Massen Herr zu werden zum allgemeinen Nutz und Frommen.

Das Erwerben großen Reichthums war einst das Privilegium der einzig allmächtigen Kollektivität, der einheitlich organisirten Nation, ob bereits an den Staat gefesselt, oder erst in der Suche nach dem zu erwerbenden und zu gründenden Staate begriffen.

Heute ist dies Privilegium den Händen nationalen Verbandes entglitten, und einerseits dem Schacher anheimgefallen, der sich ohne Berücksichtigung des Staates auf dem internationalen Weltmarkt breitgemacht hat; andererseits aber jener hervorragenden Arbeit, die durch Bereicherung Vieler auch für sich Schätze erwirbt.

Wenn die Erfindungen eines Edison durch Kraft- und Zeitersparung

Millionen von Menschen Milliarden in den Schoß werfen, kann man sich nur darüber freuen, daß durch diese auch er zu ökonomischer Selbstständigkeit gelangt sei.

Das Erwerben großer Reichthümer ist nicht mehr von der politischen Beherrschung eines größeren oder kleineren geographischen Theiles der Erde bedingt, der ausgedehnteste Staat kann arm sein, und der einzelne, heimatlose Wucherer oder geniale Erfinder reich.

Nur gegen den ersteren kehrt sich die öffentliche Meinung und auch gegen diesen mit Unrecht.

Der allgemeine Unwille hätte Jene zu treffen, denen das Staatsinteresse anvertraut war und die versäumt haben, es auch ökonomisch zu wahren.

Der öffentliche Unwille hat sich gegen jene Staaten zu kehren, die den Bequemlichkeitsgelüsten ihrer fiskalischen Organe fröhnend, das internationale Groß-Kapital geschaffen haben; jene Staaten, die, der Solidarität der Staatengesellschaft vergessend, in kleinlicher, gegenseitiger Eifersüchtelei ihre ökonomische Kraft im Kampfe gegeneinander versplittert haben und damit der Agiotage mit sich und den Ihren Gelegenheit gaben sich international zu etabliren.

Die Bekämpfung solcher Staaten ist Sache der Staatengesellschaft; das sicherste Mittel hierzu deren Boykottirung.

Wirtschaftlich negative Staaten sollen der Isolirung verfallen, somit jenem Uebel, das heute die wirtschaftlich positiven Staaten über sich selbst verhängen, wenn sie ihre Grenzen gegen den ökonomischen Weltverkehr absperren wollen.

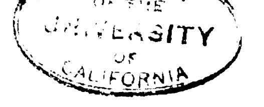
* * *

Die Abgaben, durch welche der Staat zu erhalten ist, dürfen nur den positiven Vortheilen entnommen werden, die den Staatsangehörigen aus dem Bestehen des Staates entspringen; also aus der Möglichkeit, in Ruhe und Sicherheit zu erwerben, in Ruhe und Sicherheit auszugeben.

Um unsere Auffassung in Ziffern auszudrücken, sagen wir: der zehnte Theil des positiven, reinen Einkommens und der hundertste Theil jedweder Ausgabe hat in den Staatssäckel zu fließen.

Das Bewußtsein der Staatsbürgerschaft wird lediglich durch die Abgaben erweckt, die das Individuum aus seinem Einkommen entrichtet. Wer zur Erhaltung des Staates nicht in der Lage ist sein Scherflein beizutragen, fühlt sich nicht als Mitbesitzer des Staates und muß zum heimatlosen Sklaven werden, mit allen Fehlern des Sklaventhums behaftet.

Das bürgerliche Bewußtsein wird mit jedem Pfennig größerer Einkommensteuer gehoben. Es soll sich ein Wettbewerb um die größere Steuer-



kraft entwickeln, es soll sich der Bürger durch den Eintritt in eine höhere Besteuerungsklasse gehoben fühlen. Mit einem Worte, das Ausmaß der direkten Einkommensteuer soll mit dem Selbstgefühl verknüpft sein.

Die Konsumtionssteuer hingegen gehe Hand in Hand mit dem Vergnügen, das der Konsum gewährt.

Wer läßt sich nicht mit Wonne und protzigem Stolze durch das feinere Hotel, das bequemere Beförderungsmittel rc. bis auf den letzten Blutstropfen aussaugen? Wer wurde jemals am Spiele verhindert durch den noch so hohen Preis der Karten oder des vom Kaffeehaus und Klub erhobenen Kartengeldes?

Wen würde ein automatisch erhobener Nickel am Besuche des Bierhauses hindern, in dem er bereit ist einige Mark in Bier aufgehen zu lassen?

Die Selbsteinschätzung des Einkommens zur Ehrensache erhoben, wird dem Staatsbürger die Einkommensteuer mehr als Recht erscheinen lassen denn als Pflicht; die von jedweder Chikane befreite, automatisch erhobene Verzehrungssteuer, mehr als Genuß denn als Strafe.

Wenn bei der Eintreibung der Steuer und bei der Inanspruchnahme heimischer Produktion zur Deckung des Staatsbedarfes zwischen Staat und Staatsangehörigen auch noch das System der gegenseitigen Kreditertheilung Platz greift, d. h. sobald die Steuer durch Checks entrichtet werden kann und mit diesen die heimischen Ankäufe des Staates bezahlt werden, dann sind sowohl Staatsangehörige wie Staat vom kleinen und großen Wucher befreit, die internationalen Geldkönige sind entthront, und der Staat hat seine ökonomische Unabhängigkeit erlangt.

Das für den auswärtigen Verkehr nothwendige Baargeld würde dem Fiskus immer in gehöriger Menge durch die Verzehrungssteuer zufließen.

Wie wenig übrigens das Baargeld zur Erwerbung von Reichthum erforderlich ist, beweisen die Stahl-, Kohlen- und Oelkönige, die ihre Milliarden nicht durch Aufspeicherung von Werthzeichen erworben haben, sondern durch Schaffung wirklicher Werthe mit Hilfe des Kredits.

Das Gold der gesammten Welt hätte nicht genügt, um Transaktionen solcher Größe zu ermöglichen.

Ueber wirkliche Werthe, vor Allem Boden- und Arbeitskraft, verfügt ein jeder Staat. Den auf Basis dieser Werthe verdienten Kredit erlangt er aber nur, wenn er, ohne nach Gold zu jagen, dem freiwilligen Zuflusse von Werthen und Werthzeichen nicht hindernd in den Weg tritt.

Das natürliche Verhältniß der Liebe zum Nächstgelegenen, des Vertrauens zum Bekannten einerseits, und der Scheu vor dem Unbekannten andererseits hat sich in der modernen Kulturwelt in das Gegentheil verwandelt.

Selbst dort, wo das Individuum zur Selbsterhaltung und Entwicklung der vollsten Freiheit genießt, wird es durch den Machtschimmer des Goldes verlockt, fremden Regionen zuzustreben.

Pauperismus, Emigration, Heirathsmüdigkeit, Zwei-Kinder-System, mit dem unabweislichen Resultate der Entvölkerung gut bewohnbarer Heimstätten sind sämmtlich Folgen der Goldsucht.

Hat aber die Jagd nach Gold seitens des Staates einmal aufgehört, dann wird auch das Individuum gesündere Bahnen einschlagen, es wird trachten, zu Hause, womöglich auf der väterlichen Scholle, sich des Lebens zu erfreuen, und nicht durch das Unbekannte angelockt, anstatt Freiheit und Zufriedenheit in der Fremde sein sogenanntes Glück suchen wollen.

* * *

Die Erhaltung der Kommune ist bedingt vom Bewußtsein der Bürgerpflicht im Herzen Jener, die sie leiten.

Das Interesse der Gemeinschaft fordert somit vor Allem die Zulassung solcher Elemente zur Macht, die Garantien ihres bürgerlichen Sinnes bieten; und die Nichtzulassung solcher, die sie nicht bieten. Bürgerlicher Sinn kann logischer Weise bei Jenen vorausgesetzt werden, deren Selbsterhaltung von der Erhaltung der Kommune bedingt ist, und die in der Lage sind, ihr persönliches Interesse, sowie jenes der Kommune richtig zu erkennen.

Der bürgerliche Sinn kann nicht vorausgesetzt werden bei Jenen, für deren persönliches Wohl die Kommune ein Hinderniß ist; bei Jenen, die nicht zu erkennen vermögen, daß sie des Schutzes der Kommune unbedingt bedürfen; bei Jenen, die weder ihre eigenen, noch die kommunalen Interessen richtig zu erkennen im Stande sind; und endlich bei den Wenigen nicht Equilibrirten, die meinen, sich selbst zu genügen, und in jedem Mitmenschen, besonders in jeder Kollektivität, den Todfeind erblicken, den sie auch ihrerseits mit allen Mitteln zu bekämpfen berechtigt sind.

Die bestehende Kommunalmacht ist somit verpflichtet, die zur Ausübung der Macht ungeeigneten Elemente von dieser fern zu halten, gleichzeitig aber unentwegt dahin zu wirken, daß ihre Zahl in der Kommune stetig abnehmen und aus dieser schließlich ganz verschwinden möge.

Sie hat den Bürgern innerhalb der Kommune die Selbsterhaltung zu ermöglichen und sie in die Lage zu versetzen, durch Entwicklung der geistigen Fähigkeiten zur Erkenntniß der Heilsamkeit der Kommune zu gelangen; sie hat vor Allem dem Bürger das drückende Bewußtsein zu benehmen, daß er es in irgend einer Weise nöthig habe, sich gegen die Kommune zu vertheidigen, sich trotz der Kommune zu erhalten.

Besonders aber hat die Kommunalmacht dafür zu sorgen, daß keine fremde Macht ihre Bürger durch Vorspiegelung höherer Pflichten von der Kommunalpflicht abwendig mache.

Somit wäre Alles sorgfältig zu vermeiden, was im Bürger eine Verwirrung des Pflichtenbewußtseins hervorrufen kann.

Eine jede Institution, die solche Verwirrung hervorruft, ist gemeingefährlich.

Gemeingefährlich ist die Hintansetzung der Pflichten zum Nächstgelegenen: zur Scholle, zum häuslichen Herde, zur Familie, aus Rücksicht auf eine andere Korporation, als jene der Gemeinde; gemeingefährlich ist die Hintansetzung der Pflichten gegen die Gemeinde aus Rücksicht auf die außerhalb der Gemeinde liegende Menschheit; gemeingefährlich ist die Hintansetzung der individuellen und kommunalen Selbstständigkeit aus Rücksicht auf eine außerhalb des Kommunalverbandes, d. h. des Staates, sich zu erstreckende Macht; gemeingefährlich endlich ist die Hintansetzung des, in jedem unverfälschten Gemüthe bestehenden Bewußtseins der Solidarität mit der Menschheit im Allgemeinen, die von Christus als die Liebe zu Gott bezeichnet wird und nichts Anderes bedeutet, als jenes Ehrgefühl, das im Herzen eines jeden rechtschaffenen Menschen schlummert, und ihn hindert, seinen eigenen Interessen auch dann zu leben, wenn dies mit der Liebe zu Gott im Widerspruch steht.

Wenn somit der Bürger einer Gemeinde in die Lage versetzt wird, Pflichten einzugehen, die ihn hindern müssen, nach bestem Wissen und Gewissen dem Gemeinwohl zu dienen; wenn er meint, die Klasse, Race, Konfession, oder auch nur die Partei, der er angehört, durch Dick und Dünn vertheidigen zu müssen, ob dies der Gemeinschaft dienlich und mit seinem Rechtsbewußtsein vereinbar sei oder nicht; so ist er der Pflichten-Kollision erlegen, und er schädigt sich wie die Gemeinde.

Nicht um jene handelt es sich, die überhaupt nur für sich leben und sterben wollen, diese gehören in's Zuchthaus; es handelt sich um jene, die bereit sind, einer gemeinsamen Sache zu dienen, aber den außerhalb ihrer Person gelegenen höheren Zweck nicht richtig zu wählen wissen.

Die nicht richtig zu wählen wissen, sollen eben nicht wählen können und sollen auch nicht meinen dürfen, sie seien zum Wählen berufen.

Die Gemeinde, in der Niemand zum richtig Wählen des außerhalb seiner Person gelegenen, höheren Zweckes befähigt ist, hat aufgehört zu sein. Ist hierzu aber auch nur eine Person befähigt und läßt ihr die Gemeinde freie Hand, dann kann die Gemeinde nicht nur bestehen, sie kann sich auch entwickeln in's Unendliche, zum eignen Heile und zum Heile der Menschheit, sie kann der Nächstenliebe dienen und der Liebe Gottes zugleich.

Der Fluch der Menschheit ist nicht die gebundene Marschroute der Pflichten: ihr Fluch ist das blinde Suchen nach dieser und die Selbstsucht jener, die Mißbrauch treiben mit jener Blindheit.

Die gebundene Marschroute der Pflichten wird aber nur durch die Liebe diktirt. Liebe zu sich, Liebe zum Nächstgelegenen: Familie, häuslicher Herd, Hausgenossen, Nachbarn; Liebe zur väterlichen Scholle, zu den heimischen Bergen, Thälern und Ebenen; als Krönung des Gebäudes aber die Liebe zu Gott, dem Allvater alles Irdischen und Ueberirdischen, der nicht lohnt oder straft, aber nur dasjenige gedeihen läßt, was sich selbst zu erhalten vermag und Willens ist, ohne Anderen zu schaden.

Verleugnung, Verschleierung und Verschiebung des natürlichen Herzenstriebes: der Liebe zum Nächsten und zu Gott, führt über Kurz oder Lang unerbittlich in's Narrenhaus.





Das löschpapierne Prinzchen im und beim Witthumspalais in Weimar.

Von

A. Freiherrn von Thüna.

— Weimar. —

Guten Morgen, Frau Kastellanin," redete der Graf die saubere, weißhaarige Alte an, „wie haben Sie geschlafen? ich hoffe, besser als ich." Die würdige Frau, die sich nach dem Befinden ihres Gastes bei dessen Diener erkundigen wollte, war ihm selbst schon auf dem Hofe begegnet und antwortete nun, halb erstaunt, halb bedauernd:

„O, Herr Graf haben schlecht geschlafen; das ist mir leid, war irgend etwas nicht in Ordnung, etwa das Bett nicht nach Wunsch?"

„Nein, meine Liebe, Sie haben für Alles auf's Beste gesorgt. Aber, sagen Sie einmal, natürlich im Vertrauen, und nehmen Sie mir die Frage nicht übel, in alten Schlössern soll ja dergleichen vorkommen — kurz: spukt's denn bei Ihnen?"

Die brave Hüterin war bei diesen Worten ernst geworden, blickte auf das Hofpflaster und sprach leise vor sich hin: „Also doch wieder einmal." Ehe sie noch ihrem lebhaften Gast antworten konnte, hatte dieser schon wieder das Wort genommen:

„Ja, hören Sie nur, wie es mir ergangen ist. Wie Sie wissen, bin ich gestern Nacht gegen zwölf Uhr vom Hofe heimgekommen. Der gnädigste Herr entließ uns mit den liebenswürdigen Worten: ‚Sie werden nach dem anstrengenden Tag müde sein, meine Herren, ich danke Ihnen von Herzen, schlafen Sie wohl; morgen auf frohes Wiedersehen!' Ich legte mich auch gleich zu Bett, las noch höchstens zwei Seiten, löschte das Licht und fühlte, wie auch alsbald der sanfte lösende Schlummer über mich kam. Da, eben im Begriff einzuschlafen, höre ich einen tiefen Seufzer. Mein Schlafbedürfniß ist aber wohl stärker als dieser Sinneseindruck gewesen, und ich setze das Einschlafen fort. Aber ein neuer, tieferer Seufzer macht mich

aufhorchen. Aus der Ecke, wo der alte Lehnstuhl steht, kam er her; ich hörte deutlich das Einathmen und das lautere Ausathmen. Ich zünde das Licht wieder an, leuchte nach jener Ecke und dann in die übrigen Theile des Zimmers, untersuche Thüren und Fenster, öffne auch den Wandschrank, finde aber natürlich nichts, was jenes Seufzen erklären konnte."

Der Erzähler und seine aufmerksame Zuhörerin, die während des Berichts nur einige Male leicht mit dem Kopf genickt hatte, waren inzwischen langsam dem vom Hof in's Innere des Palais führenden Thore zugeschritten, die bequeme Treppe hinaufgestiegen und in das grüne Speisezimmer eingetreten. Hier fuhr der Graf in seinem Berichte fort:

„Nach diesen vergeblichen Erkundigungen legte ich mich, unsicher, ob ich mich nicht getäuscht habe, wieder nieder. Aber kaum hatte ich das Licht gelöscht, ertönte wieder jenes tiefe Aufseufzen, diesmal verbunden mit einem ganz leise knisternden Geräusch." Die Kastellanin sah bei diesen Worten erschrocken und fragend den Erzähler an. „Ja," fuhr dieser fort, „und als ich wieder in jene Ecke leuchte, sehe ich auf dem Stuhl hingekauert eine kleine, gelblich graue Gestalt in nebelhaften Umrissen, aus der ein paar traurige Augen mich anblicken. Trotz eines, wie ich Ihnen gestehe, mich fast lähmenden kalten Schauers, der mir den Rücken hinabrieselt, gehe ich auf die Erscheinung zu, sie fest anblickend. Da ist sie auch schon verschwunden. — Ich wecke nun meinen Diener und lasse ihn unter dem Vorwand, daß ich mich unwohl fühle und ihn in meiner Nähe wünsche, im Zimmer nebenan, dessen Thüre offen bleibt, ein Lager aufschlagen. Vor zwei Menschen erscheinen doch gewöhnlich keine Gespenster, denke ich, und so war es auch. Es blieb still. Nur die aus mancher Nacht im freien Feld oder im engen Quartier im Feindesland mir wohlbekannten Athemzüge meines treuen Franz drangen zu mir, hie und da wohl auch das dumpfe Rollen eines Wagens aus der gegenüberliegenden Posthalterei. Der aufgeregten Nerven ‚Fluthstrom ebbet nach und nach,' der Schlaf umfängt mich wieder."

Der Graf hatte die letzten Sätze zu sich selbst gesprochen, und seine Begleiterin hatte nicht gewagt, ihn zu unterbrechen. Jetzt aber, als der Gast sich wieder lebhaft zu ihr wandte, bemerkte sie ernst: „Der Herr Graf müssen dem Großherzoglichen Hause nahe stehen, da Ihnen das Prinzchen selbst erschienen ist."

„Welches Prinzchen?"

„Nun, eben die kleine Gestalt, die Ihre Nachtruhe gestört hat; sie heißt im Volksmund ‚das löschpapierne Prinzchen' und wird in Verbindung gebracht mit einem unglücklichen Herzog von Sachsen, der in der Zeit des dreißigjährigen Krieges im nahebeigelegenen Kornhaus eines geheimnißvollen Todes gestorben ist. Ich selbst habe das Prinzchen nie gesehen, aber es in ganz ähnlicher Weise schildern gehört, wie der Herr Graf soeben erzählt haben, das ist aber schon lange her. Ich erinnere mich auch, daß eine Nichte, die Tochter eines Schloßbediensteten, einst gegen Abend aus

dem Hof heraufgesprungen kam und ganz verstört mir zurief: ‚Ach, Tante, ich habe das Prinzchen gesehn‘. Ich suchte ihr diese Einbildung auszureden, aber vergeblich; nach einem halben Jahr war sie todt. Ein im Innern des Palais beschäftigter Maler sah, wie er mir erzählte, als er nach vollbrachtem Tagewerk aus dem grünen Zimmer in's Treppenhaus trat, einen Herrn und eine Dame in grauen Dominos, die Haare grau gepudert, lautlos die Treppe hinaufschweben und im Korridor des Fräulein von Göchhausen verschwinden. Die Erscheinung war ihm so unheimlich, daß er nicht dazu zu bewegen war, die Arbeit fortzusetzen, der Hasenfuß.“

„Nun, Frau Kastellanin,“ unterbrach hier der Graf die Erzählerin, „haben Sie selbst nie etwas Derartiges wahrgenommen, und fühlen Sie sich in Ihrem Häuschen, so nahe diesen Spukgeschichten, nicht höchst unbehaglich?“

„Durchaus nicht, Herr Graf. Meine kleine alterthümliche Wohnung mit dem schlanken Kirschbaum und dem Blick nach dem Goethe- und Schillerdenkmal auf der einen, und der Aussicht auf mein liebes altes Palais hinter den Zweigen der Akazie auf der anderen Seite und die Erinnerung an all' die großen herrlichen Menschen, die da ein- und ausgegangen sind, haben etwas so Freundliches und zugleich Erhebendes, daß mich diese Geschichten gar nicht berühren. Mir thun nur die Menschen leid, die von solchen Erscheinungen und Empfindungen betroffen werden. Von meiner Vorgängerin erzählt man, daß sie in ihrer Wohnung, die auch die meinige ist, Nachts in der Küche Wasser rauschen, Thüren klinken und Seufzer gehört, daß sie, als sie Abends sich dem Häuschen näherte, die Wohnung erleuchtet gesehen habe, obwohl Niemand im Hause war, und als sie die Thüre geöffnet, etwas Unbeschreibliches an ihr vorbeigestrichen, im Haus aber kein Raum erhellt, Alles dunkel gewesen sei. — Mir ist, Gott sei Lob, niemals Derartiges begegnet und wird mir auch nicht begegnen.“

„Sie sind eine tapfere, verständige Frau,“ schloß der Graf die Unterhaltung, „ich danke Ihnen für die merkwürdigen Mittheilungen und danke auch gleichzeitig für Ihre freundliche Sorgfalt für mich, gedenke aber nicht noch eine Nacht hier zuzubringen. Guten Morgen, Frau Kastellanin!“

In diesem Gespräch ist wiederzugeben versucht worden, was mir vor vielen, vielen Jahren über die unheimliche Erscheinung im Witthumspalais zu Weimar erzählt worden ist. In der Erinnerung des jüngeren Geschlechtes scheint die Sage erloschen zu sein, wie gelegentliche Anfragen ergeben haben. Wer wird denn auch im Zeitalter des Weltverkehrs, der Elektricität, der Autokimene noch von solch „unvernünftigem Zeug“ reden oder gar daran glauben! Vor hundert Jahren war's freilich anders. Damals, wie wir der Baronin Henriette von Beaulieu, geborenen von Egloffstein, glauben müssen, beschäftigte diese Sage lebhaft die Hofkreise, „es gehörte zum guten Ton, sich mit alten und neuen Erscheinungen des

unheimlichen Geistes zu unterhalten". In ihre Lebenserinnerungen flicht diese wunderbare Frau von jener Sage eine ausführliche Erzählung ein, welche im Folgenden wiederzugeben verstattet sei. Betrachten wir aber zunächst Ort und Zeit der Sage: Sie wird, wie die Kastellanin richtig bemerkte, mit einem weimarischen Prinzen in Verbindung gebracht, dem unglücklichen Johann Friedrich VI. (geb. 1600 Sept. 19, gest. 1628 Okt. 17). Das erwähnte Kornhaus, jetzt das Großherzogliche Rechnungsamt und die Großherzogliche Musikschule beherbergend, war die Kirche des Franziskaner- oder Barfüßerklosters, welches um die Mitte des 15. Jahrhunderts von Herzog Wilhelm dem Tapferen gegründet und von dessen Urgroßneffen Johann Friedrich dem Großmüthigen 1533 aufgehoben worden ist. Luther wohnte darin auf seiner Reise nach Augsburg im Jahre 1518. Die an der nördlichen Umfassungsmauer, außen, entlang dem Zeughofe, noch jetzt sichtbaren Kragsteine trugen das Balkenwerk des Kreuzganges. Die in der Kirche beigesetzt gewesenen Särge des genannten Stifters des Klosters und Margarethens von Anhalt, zweiter Gemahlin Johanns des Beständigen, sind bald nach Verweltlichung des Gebäudes in die Stadtkirche übergeführt worden.

Das Eckhaus gegenüber dem Kornhaus, jetzt das Gebäude der Großherzogl. Staatsanwaltschaft, gehörte in den achtziger Jahren der Frau von Göchhausen, geborenen von Nostitz, Wittwe des Oberkammerherrn Wilhelm Ernst Friedrich von Göchhausen. Dieser hatte die bei armen Adeligen übliche Laufbahn durchschritten. Nachdem er bei Herzog Wilhelm Ernst (gest. 1728) sechs Jahre Page gewesen, trat er in's hessische Infanterie-Regiment Prinz Maximilian „bei der Augmentation vor die Krone Engeland", diente dann in der weimarischen Reiterei, bei der er es bis zum Rittmeister brachte, überließ Schulden halber sein Gut zu Buttelstädt „Höchstihro Durchlaucht (dem Herzog Ernst August) auf gnädiges Verlangen" und erhielt im Februar 1748 die „ordentliche Kammerjunker-Besoldung" mit Futter für zwei Pferde und wöchentlich Kostgeld zu 2 Thlr. und hatte dafür die „Aufsicht über Bilder-, Gewehr- und andere Kabinets" zu führen. Nicht lange darnach wird er Schloßhauptmann in Eisenach und im Jahre 1756, also unter Ernst August Konstantin, Oberkammerherr in Weimar mit 1000 Thlr. Gehalt, 100 Thlr. Fourage für 2 Pferde, 50 Thlr. Quartiergeld und der Mittagstafel bei Hofe, wenn Serenissimus einheimisch. Er erlebte auch noch eine vierte Regierung, diejenige Anna Amalias, in deren zehntem Regentenjahre er starb (im Frühjahr 1768). Daß sein Name für immer mit Weimars großer Zeit verknüpft ist, verdankt er seiner Tochter, die in der Taufe zu Eisenach am 15. Februar 1752 die Namen Luise Ernestine Christiane Juliane, in der lustigen weimarischen Zeit aber den Namen Thusnelda erhielt. (Nebenbeibemerkt: auch eine andere Größe der damaligen weimarischen Frauenwelt, Charlotte von Stein, ist Eisenacherin, geboren 1742, am 24. Dezember, als Tochter

des fürstl. Reisemarschalls J. Chr. W. von Schardt in Eisenach.) Wer den Jubel über die Göchhausen'sche Abschrift des Urfaust erlebt hat und sich die Huld und Freundschaft vergegenwärtigt, die die gütige Herrin Anna Amalia ihrer „Thusel" gewährte, wird der Büsteninschrift, die Ansse de Villoisson der Hofdame widmete, gern beistimmen:

„Maxima laus illi musas habuisse faventes,
Major at Ameliae summum meruisse favorem."

Nach dem Schloßbrand am 6. Mai 1774 stellte Geheimrath von Fritsch sein vor Kurzem neuerbautes Haus am Ende der Esplanade seiner verehrten Herzogin zur Verfügung, die es annahm, bezog und bis zu ihrem Ableben, ein halbes Jahr nach der verhängnisvollen Schlacht bei Jena, bewohnte, daher es den Namen Witthumspalais erhielt und bis heute behalten hat. In dem für eine Herzogin bescheidenen Anwesen bewohnte Fräulein von Göchhausen, schon seit Mitte der siebziger Jahre Gesellschafterin, später Hofdame bei Anna Amalie, die Mansardräume des kleinen nach dem Theaterplatz gelegenen Flügels.

Hier versammelte sie in den Jahren um die Wende des vorigen Jahrhunderts eine auserlesene Gesellschaft zu ästhetischer Unterhaltung, ihre sogenannten „Freundschaftstage", die auch Goethe und die Gräfin Henriette von Egloffstein, die nachmalige Frau von Beaulieu, besuchten. Bei einem Zusammentreffen der Beiden an genannter Stelle entstand, wie die Gräfin höchst anschaulich berichtet, die viel besprochene cour d'amour, welcher u. a. „der olympische Jupiter" (Goethe) und die Gräfin, Schiller und Frau von Wolzogen, Professor Meyer und Fräulein von Göchhausen als Paare angehörten*).

Henriette von Egloffstein hatte schon als junges Mädchen einen Aufenthalt in Weimar gemacht und war nach der Scheidung von ihrem ersten Gatten zu längerem Verweilen, von 1795 bis 1804, dahin zurückgekehrt. Von ihr berichtet Amalie von Voigt in der Skizze „Die Freundschaftstage des Fräuleins von Göchhausen":**).

„Ein anderes Mal wurde die poetische Frage, was unter Schillers Mädchen aus der Fremde zu verstehen sei, aufgegeben. Die Gräfin von Egloffstein, auch als Sängerin ausgezeichnet, sang das Gedicht; ihre hohe Gestalt, die edlen, begeisterten Züge, das große, Geist und Leben sprühende Auge vergegenwärtigten die Poesie so bestimmt, daß sogleich die meisten Stimmen sich dafür entschieden."

Die Gräfin, die nach Allem, was wir von ihr hören und lesen, von unbeschreiblichem Liebreiz gewesen sein muß, hat sich mir wiederholt als

---

*) Frhr. Karl v. Beaulieu-Marconnay, Goethes cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin, nebst einigen Briefen. Goethe-Jahrbuch VI., 59.

**) In Weimars Album zur 4. Säkularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840. Weimar, Hofbuchhandl.

freundlicher Genius erwiesen und den Weg zu verborgenen Tagen der Vergangenheit gezeigt*). Auch diesmal geht sie als Führerin voran in dem alten Göchhausen'schen Anwesen, dem späteren Kriminalgerichtsgebäude, in dem sie während ihres ersten Aufenthaltes in Weimar in den Jahren 1787 und 1788 bei der Mutter Thusneldas wohnte. In dieses Haus nämlich, nicht in das Palais, verlegte damals die Einbildungskraft den Spuk des grauen Männchens, wie wir aus folgender Niederschrift Henriettens erkennen:

„Weimar erschien mir im Vergleich mit Berlin nur wie ein Dorf**), und das düstere Haus, in welchem wir wohnen sollten, wie ein Gefängniß, auch hatte es ehemals dazu gedient, nachdem es ein Mönchskloster gewesen, das gleich im Anfang der Reformation aufgehoben worden war. Indessen versöhnte die Besitzerin, Frau von Göchhausen, uns sogleich durch freundliches, liebevolles Entgegenkommen mit der unheimlichen Wohnung, die noch überdies als der Aufenthalt eines unseligen Geistes verrufen war. Diese Frau verdiente es an mir, hier etwas genauer bezeichnet zu werden, denn ich verdanke ihr viele schöne, glückliche Stunden. Alt und gebrechlich, an beiden Armen gelähmt, hatte Frau v. Göchhausen die ungetrübteste Heiterkeit bewahrt. Mein froher Jugendsinn gewann mir unverzüglich ihre Gunst in solchem Grad, daß Alles, was sich auf mich bezog, vom höchsten Interesse für sie war. Bald lebte ich mehr in ihrem Zimmer, als in den meinigen; während ich arbeitete, erzählte sie mir von der Vergangenheit und belehrte mich über die Zustände, aus welchen das gegenwärtige Weimar hervorgegangen war." — — „Zu den unwahrscheinlichen Dingen, die ich von vielen Seiten vernommen, gehörte die Erscheinung eines grauen Männchens ohne Kopf, das in dem Hause der Frau v. Göchhausen einheimisch sein sollte. Man sprach davon mit solcher Bestimmtheit, daß ich mich deshalb an die Besitzerin wandte und zu meiner größten Verwunderung erfahren mußte, daß eine so verständige Frau ganz gegen ihren eigenen Vortheil die märchenhafte Sage bestätigen konnte; sie versicherte, den Geist zwar niemals gesehen, jedoch seine Nähe oftmals empfunden zu haben, und erzählte mir eine Reihe der schauerlichsten Begebenheiten, in welchen das graue Männchen ohne Kopf die Hauptrolle spielte. Bei ihrer herzlichen Zuneigung für mich konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, mir zu verschweigen, daß der Lieblingsaufenthalt des Geistes gerade der Theil des Hauses sei, wo meine Zimmer lagen. Dies hätte die traurigste Wirkung hervorbringen können, wäre ich nicht durch meine kräftige Organisation befähigt worden, solche

---

*) Vergl. meinen Aufsatz „Eine Schäferehe in der 2. Hälfte des vorig. Jahrh." in Wissenschaftl. Beilage der Leipziger Zeitung v. 2. Sept. 1899. Nr. 102.

**) Sie hatte in Berlin den General von Thüna, Bruder ihrer Mutter, besucht Vgl. meine Abhandl. über diesen Offizier u. sein Infant.-Regim. (Nr. 23 Friederician. Zählung) in „Neue Militär. Blätter" LIII. 189.

Dinge schon frühzeitig mit dem Licht der Vernunft zu beleuchten. Ich hörte sie zwar mit jener schauerlichen Lust erzählen, die allen Menschen eigen ist, allein ich glaubte eben so wenig daran, als an Zauber und Feenmärchen. Weit größeres Interesse gewährte mir die Geschichte desjenigen, den blinder Volkwahn als den eigentlichen Gegenstand des nächtlichen Spukes bezeichnete. Sie liefert den augenscheinlichsten Beweis des furchtbaren Fanatismus jener Zeit, wo so Viele für die erneute Reinheit des Christenthums bluteten, Lutheraner aber, leider! eben so grausam als Papisten gegen ihre Opfer wütheten und nicht auf das Gebot der Liebe achteten, die das Evangelium predigt.

Ein leiblicher Bruder des hoch berühmten Herzogs Bernhard von Weimar*), der (der Bruder), obgleich er sich nicht mehr zur alten finsteren Lehre bekannte, doch auch nicht den Enthusiasmus seiner sämmtlichen Familie für die neue zu theilen vermochte und sich ein eigenes Religionssystem zusammengesetzt hatte, aus welchem die Priester ausgeschlossen waren sah sich deshalb auf's Heftigste von seinen rechtgläubigen Anverwandten verfolgt und endlich, als er sich hartnäckig weigerte, Kirchenbuße zu thun, plötzlich aufgehoben und bei Nacht in das besagte ehemalige Kloster gebracht, welches man zu einem festen Gefängniß umgeschaffen hatte. Hier gab man ihn der Verhöhnung und der Rachsucht lutherischer Priester preis, gegen die er stets den größten Widerwillen zeigte, und die grausame Behandlung seiner erklärten Feinde, die von den Brüdern gebilligt ward, brachte den unglücklichen Gefangenen zur Verzweiflung, in welcher er sein trauriges Leben endete. Man versagte seinen Ueberresten die Aufnahme in die fürstliche Gruft, weil die Priester erklärten, er sei vom Teufel besessen gewesen, der ihm mitten in den schrecklichsten Lästerungen gegen Gott und seine unfehlbaren Diener den Hals umgedreht habe." — —

Eine Ueberlieferung bezeichnet als Grabstätte des Prinzen das Kornhaus selbst, wo man später, bei Umbauten, in den Fundamenten einen mit einem Nagel durchbohrten Schädel fand, den man dem Prinzen zuschrieb, eine andere das gegenüberliegende Gebäude, die Wohnung Henriettens.

C. A. H. Burkhardt nimmt an, daß ein auf Befehl des Großherzogs Karl August im Jahre 1827 untersuchter Sarg der Weimarischen Fürstengruft, Nr. 13, jetzt 23, die sterblichen Reste des Prinzen enthalte**).

Der Prinz hatte, wie seine Brüder, für die evangelische und deutsche Freiheit gefochten, für die sein vier Jahre älterer Bruder Friedrich schon in der Schlacht bei Fleury gefallen war, war als Oberst in dänischem Kriegsdienst mit seinem vier Jahre jüngeren Bruder Bernhard in Streit gerathen und auf Befehl des Königs von Dänemark durch seinen sechs

*) Also auch des vielgenannten Herzogs Ernst des Frommen.

**) Vergl. Burkhardts Stammtafeln der Ernestin. Linien. Weimar 1885. Erläuterungen, Nr. 70.

Jahre älteren Bruder Johann Ernst überwältigt, verhaftet und gefangen gesetzt, nach einigen Monaten aber aus der Haft wieder entlassen worden. Von da an scheint er unversöhnlichen Haß gegen seine Brüder gehegt zu haben, zog sich in die Einsamkeit zurück, ergab sich immer mehr magischen Studien und wurde endlich, als er, Nachstellungen von seinen Brüdern fürchtend, nach Niedersachsen geritten war, von Tilly'schen Reitern überfallen (1627), gefangen, dem Herzog Wilhelm ausgeliefert und auf dessen Befehl zunächst in Oldisleben eingekerkert und von da später nach Weimar in die „Custodie" abgeführt. Hier, im östlichen Theil des Kornhauses, im zweiten Geschoß wurde er in Ketten gelegt. Kleine vergitterte Fenster, unter der Decke angebracht, warfen dürftiges Licht in den Kerker, dessen Ausstattung in einem Tisch und einer Bank von Stein und einem an der Wand befestigten Bett bestand. Hier wurde der unselige Mann eines Morgens mit dem Gesicht auf der Erde, in gekrümmter Lage, mit einer blutenden Wunde in der Seite todt aufgefunden (1628). Mit ihm erlosch auch im ernestinischen Haus der seit dem „Großmüthigen" üblich gewesene Name Johann Friedrich.

Wer sich näher über die traurigen Lebensschicksale des Prinzen unterrichten will, findet zuverlässigen Aufschluß in dem verdienstvollen Buch „Johann Friedrich der Sechste, Herzog von Sachsen, Ernestinischer Linie" von Dr. Bernhard Röse (Neustadt a. O. 1827). Der bekannte Improvisator, Professor O. L. B. Wolff hat den Gegenstand als „historische Novelle in dramatischer Form" behandelt*).

Es ist natürlich, daß die Phantasie des Volkes sich mit jener grausigen Geschichte beschäftigte und um die unheimliche Stätte Sagen wob: Aus dem Kornhaus sah man einen Mönch treten, über den Zeughof schreiten und geräuschlos in der gegenüberliegenden Mauer verschwinden. Oder: in dem Gebäude hinter dieser Mauer, dem späteren Kriminalgericht, trieb ein löschpapierenes Männlein sein unheimliches Wesen, polterte, warf die Schläfer aus den Betten, vertrieb sogar einen tapferen Hauptmann, der ihm trotzen wollte u. s. w.**). Hiermit kommen wir wieder auf die oben begonnene Erzählung der Frau von Beaulieu zurück. Hören wir daher weiter, wie Henriette von Egloffstein sich mit dem Spukgeist abfand:

— — „Mein gänzlich isolirtes Schlafgemach lag, wie ich bereits erwähnt, im Hauptrevier des berüchtigten grauen Männchens und wurde so viel als möglich von allen Hausgenossen vermieden, auch sogar von meiner eigenen Jungfer, die mehr als jede andere, von der Geisterfurcht angesteckt, sich aus demselben flüchtete, so daß ich öfters gezwungen war, mich ohne ihren Beistand zu entkleiden, wenn ich tief in der Nacht von Bällen

*) Schriften von O. L. B. Wolff, Gesammtausgabe. Jena 1841, Bd. 2, S. 79.

**) Vergl. A. Witzschel und G. L. Schmidt, Sagen aus Thüringen. Wien, 1878 S. 125 ff.

oder anderen geselligen Vergnügen zurückkehrte, weil sie in einem entfernten Theil des Hauses schlief und ich sie nicht wecken wollte. Die Erzählungen meiner alten Freundin, mit welchen sich ein ganzes Buch anfüllen ließe, stiegen freilich öfters in mir auf, wenn ich mein einsames Zimmer in später Stunde betrat, oder noch um Mitternacht darin arbeitete, doch trug meine Vernunft stets den Sieg über die abergläubische Meinung der guten Weimarer davon, weil ein angeborener Trieb mich warnte, keiner Täuschung Raum zu geben.

Ich sah und hörte nichts Ungewöhnliches, und wenn auch zuweilen einiges Grauen mich befiel, so verschwand es gleich wieder bei dem Gedanken, daß Gottes Weisheit unseligen Geistern nicht die Freiheit ertheilen werde, uns arme Sterbliche unnöthigerweise zu quälen.

So schlief ich denn auch in jener Nacht sanft, wie in Abrahams Schoß, als ich plötzlich durch schauerliches Wehklagen geweckt wurde, in welches sich, wie ich deutlich vernehmen konnte, Kettengeklirr und brummende Töne mischten, die mich mit Schrecken erfüllten. So war denn der Augenblick gekommen, wo ich mich von der Wirklichkeit dessen überzeugen sollte, was ich bisher für Erdichtung hielt. Unter Todesschauern harrte ich der Erscheinung des Geistes entgegen, der Angstschweiß floß mir von Stirn und Wangen, und alle Pulse schlugen mir wie im heftigsten Fieber, solange sich die schrecklichen Töne hören ließen. Allmählich verloren sich diese, nur hin und wieder rasselten noch die Ketten und verstummten endlich ganz. Wofür sollte ich das Gehörte halten? Täuschung konnte es nicht sein. Betrug? Wer hätte dabei gewinnen können, mich furchtsam zu machen? Es mußte also eine physische oder geistige Erscheinung sein. Trotz meines Schreckens neigte sich doch mein Glaube zu ersterem, und kaum brach der Morgen an, so kehrte mit dem heiteren Sonnenlicht mein Muth zurück und trieb mich zur Untersuchung meiner Kammer. Das eine Fenster derselben war von unten zugemauert. Der übrige Theil aber so hoch, daß ich mich genöthigt sah, einen Tisch herzuschieben und auf diesen noch einen Stuhl zu setzen, um aus dem Fenster die nächste Umgebung in Augenschein nehmen zu können, denn da das Stöhnen und Kettengerassel gerade von dieser Seite her gekommen, richtete ich meine Aufmerksamkeit vorzüglich dahin, und mit dem ersten Blick nach jenseits lag auch die Lösung des Räthsels vor mir. Das bezeichnete Fenster ging in den Hof des anstoßenden Zuchthauses*), dessen traurige Gemächer sich Wand an Wand mit den meinigen befanden, und hätte ich auch an dem wahren Grund meines nächtlichen Abenteuers noch einigen Zweifel hegen können, so würde das erneute Klirren von Ketten und die abermaligen brummigen Töne mich überzeugt haben, daß dies alles von den unglücklichen Bewohnern der Strafanstalt herrührte, die wahrscheinlich in den letzten Tagen einen Zuwachs erhalten hatten, welchen

*) Jetzt Großherzogl. Landgericht.

man in meine Nähe einquartierte. Also Menschen, unselige Menschen, nicht Geister hatten meine Ruhe gestört" — —

Diese echt rationalistische Erklärung wird zwar die Geisterseher nicht befriedigen, aber die Tapferkeit des jungen Mädchens von 14 bis 15 Jahren in hellem Lichte glänzen lassen. Nunmehr erscheint auch die Uebertragung der Sage auf das ziemlich entfernt gelegene und selbst mit dem Kornhaus erst durch einen späteren Zwischenbau verbundene Witthumspalais ganz willkürlich. Sie ist wohl auch nicht früher als im dritten oder vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts erfolgt, denn weder Baronin Beaulieu noch Röse, die etwa zu gleicher Zeit die Sage erwähnen, bringen sie mit dem Palais in Verbindung. Daß die Sage aber jene an den Staatsfiskus übergegangenen alten Gebäude, das Göchhausen'sche und das Kornhaus, geräumt hat, wird dem ganz natürlich erscheinen, der sich des Erfahrungsgrundsatzes erinnert, den Immermann in seinem unsterblichen Münchhausen am Krankenbett der Jungfer Schnotterbaum festgestellt hat und der mit einer leichten Variante lautet: „In Gegenwart von Staatsbehörden erscheint weder Dämon noch Engel."





Vom Geheimniß des dichterischen Schaffens.

Von

Richard Wulckow.

— Darmstadt. —

I.

In unserer vorzugsweise praktischen, wirthschaftlichen Zielen zugewandten Zeit hat die Erforschung geistiger, besonders künstlerischer Probleme, einen schwierigen Stand. Die neuzeitliche „moderne" Bewegung hat auf dem Gebiet der Kunst allerdings einem Kreis von fruchtbaren und zum Theil neuen Gedanken die Bahn gebrochen, die sich freilich der „Moderne" nicht allzu günstig erwiesen haben, aber speciell die Poesie hat hierbei leider wenig Beachtung gefunden. Nun dürfen wir uns freilich in Deutschland nicht über einen Mangel an guten, sorgsam und zugleich mit Geschmack geschriebenen Litteraturgeschichtswerken beklagen, aber doch läßt sich die Frage nicht ablehnen, ob diese Bücher ihre Aufgabe in großem und weitem Sinne lösen, ob sie uns wirklich über die Erzeugnisse unserer Litteratur nach den verschiedenen wesentlichsten Richtungen belehren. Meistens beurtheilt der Litteraturhistoriker die dichterischen Werke nach seinen eigenen ästhetischen Principien oder er konstruirt diese tant bien que mal aus dem Dichtwerke heraus; er dringt mit scharfem Blick und feinem Nachempfinden in dieselben ein, er legt ihre Bedeutung für die Zeitgenossen und die kommenden Geschlechter dar, meißelt den litterarischen Charakterkopf des Dichters in getreuer Plastik heraus, ja, er weiß oft zutreffend und beredt aus dem Zusammenwirken einzelner dichterischer Persönlichkeiten und Richtungen die wesentlichen Merkmale einer bestimmten Litteraturepoche zu bestimmen. Aber an

einem Punkte läßt er es merklich fehlen, und doch erscheint dieser zu einer klaren und begründeten Erkenntniß einer Dichterpersönlichkeit von der größten Wichtigkeit. Es ist nämlich in der Litteraturgeschichte bisher kaum der Versuch gemacht worden, den Dichter bei seinem Schaffen zu belauschen, die ihm eigene Methode der Erfindung, Anordnung, Darstellung, (Heuresis, Taxis, Lexis) zu ergründen oder den Quellen nachzuforschen, an denen sein Schaffen sich befruchtete. Und doch würden ohne Zweifel die dichterischen Werke für uns eine Quelle viel höheren Genusses sein, wenn wir etwas Begründetes davon erfahren könnten, wie der Dichter den ihm beschiedenen Antheil an der Welt und ihrem harmonischen Zusammenhange erfaßt und festhält, wie er für das Geahnte und Geschaute, für das Wesen und Weben des Gemüths mit seinen zahllosen Regungen und Bewegungen das sinnliche Instrument, das Wort zu finden weiß. Feinsinnige Aesthetiker und Philosophen haben zwar diesem subtilen Gebiet ihre Aufmerksamkeit gelegentlich zugewandt, und zumal Dilthey und der unvergeßliche W. Scherer verdienen hier in erster Linie mit Auszeichnung genannt zu werden, aber ihre tiefen Gedanken und Bemerkungen sind der Litteraturgeschichte bisher in durchaus ungenügendem Maße zu statten gekommen. Freilich darf man sich nicht verhehlen, daß die angedeutete Art litterarisch-ästhetischer Betrachtung schon deshalb ihre Schwierigkeiten bietet, weil es uns hier an dem rechten Material, besonders an zahlreichen und lehrreichen Selbstbekenntnissen von Dichtern fehlt, die man gerade hier sehr ungern entbehrt. Aber die Mühe darf auch dann nicht gescheut werden, wenn die Resultate zunächst keine glänzenden sind, und der eigentliche dichterische Werdeprozeß von unlösbarem Geheimniß umgeben bleiben sollte. Denn immerhin würden solche Betrachtungen wenigstens dazu dienen, der herrschenden Gleichgiltigkeit gegen ästhetische Darlegungen zu begegnen und dem betrübenden Mangel an der lebendigen Cirkulation tieferer ästhetischer Anschauungen in etwas abzuhelfen. Jede auf die Erforschung des Werdens und Wesens der Dichtung gerichtete ernste Mühe ist schon deshalb beachtenswerth, weil man doch in ihr den klarsten und fruchtbarsten Niederschlag der ästhetischen Verfassung einer Zeitperiode sehen muß, und weil sich an sie unlöslich die litterarische Kritik und die ästhetische Theorie anknüpft. Wer aber mit unbefangenem Blick die unsicher tastende, von Fall zu Fall urtheilende Kritik der Gegenwart prüft, der wird bald einsehen, wie klein die Zahl der unbeirrten und einsichtsvollen Kritiker heutzutage ist, wie sie allzu rasch und willig gewissen unberechtigten Augenblicksströmungen entgegenkommen und dadurch den sichersten Beweis liefern, daß ihnen die auf sicherer theoretischer Erkenntniß ruhenden Stützen und Ueberzeugungen fehlen.

Es ist nicht schwer, gewisse seelische Prozesse darzustellen, die sich im schaffenden Dichter vollziehen. Gustav Freytag hat darüber in seinem tiefgründigen Vorwort zu unseres noch immer nicht genügend gewürdigten

Otto Ludwig Werken klar und verständnißvoll gesprochen, und der Leser mag diese, aus den eigensten Wahrnehmungen des Dichters hervorgegangenen Betrachtungen im Zusammenhange nachlesen. Leben, Beobachtung, Lektüre führt der Seele eine Fülle von Eindrücken, Bildern und Anschauungen zu. Diese regen das Gemüth kräftig an, indem sie Sympathisches, Verwandtes, Vorgeahntes in uns in Bewegung setzen, und gern und freudig beginnt nun die Phantasie des Künstlers ihr holdes Amt. Phantasie! Das ist der Begriff, der hier unstreitig am meisten in Frage kommt. Es mag ja richtig sein, daß die Produktion der Phantasie wesentlich eine Reproduktion ist, daß sie sich in unzähligen Fällen an die in die Seele gedrungenen Anschauungen und Vorstellungen anlehnt, sich nach dem persönlichen Bedürfniß des Geistes und Gemüthes umformt, daß sich an die erste aufsprießende Empfindung andere verwandte anschließen, die sich freilich oft mächtiger und wirksamer ausgestalten als der erste Triebkeim; — aber das bleibt doch immer nur ein Theil der geheimnißvollen Kraft und Thätigkeit unserer Phantasie; ihr eigentliches Wesen, ihre Tragkraft, ihr Gebiet ist damit keineswegs bestimmt. Wenn Scherer meint, daß die Phantasie ihre Bilder durchaus nicht aus dem Nichts hervorruft, daß sie nur die Schlummernden aus dem Dunkel der Erinnerung weckt, sei es, daß Erlebnisse vorschweben, sei es, daß die Phantasiebilder früherer Dichter die Anregung boten, so spricht dagegen doch die schwer zu leugnende Thatsache, daß gewaltige dichterische Gebilde ursprünglichen Charakters eine Eingebung des Augenblicks waren, daß sich der Vorgang dichterischen Schaffens blitzartig vollzog, ehe sich das prüfende Urtheil, der Geschmack des Dichters des großen Fundes bewußt wurde.

Ich meine, daß gerade diese augenblicklichen Inspirationen, wenn man so sagen darf, diese wirklichen direkten Produktionen, die gänzlich frei sind von Vorbild oder Reminiscenz — daß diese einer Enthüllung des Geheimnisses dichterischen Schaffens stets den größten Widerstand entgegensetzen werden. Es wird also der Phantasie ohne Herrschaft des Willens, ohne eine bestimmte und bewußte Richtung auf ein Ziel im dichterischen Schaffen die erste und bedeutsamste Rolle zuzuertheilen sein. Das plötzlich wie ein Fremdes, Gewaltiges vor der Dichterseele auftauchende Gebilde, das sie in weihevollem Erschauern und in Demuth begrüßt wie ein unverdientes gnadenvolles Geschenk, — es wird für den forschenden Geist voraussichtlich in seinem eigentlichen Wesen ein dunkles Räthsel bleiben und das besonders deshalb, weil hier von einer zu erforschenden wirklichen Thätigkeit der Phantasie nicht die Rede sein kann, sondern nur von der Kunst des Anordnens und Formens. Ebenso sicher aber ist, daß nur bei einer sehr kleinen Anzahl dichterischer Schöpfungen diese direkte Inspiration mitgewirkt hat, und daß kaum ein einziges Kunstwerk sich nur aus solchen Gnadeneingebungen zusammensetzt; daß vielmehr die durch Bilder der Außenwelt, Beobachtungen und Anschauungen angeregte, auf ein bestimmtes Ziel gelenkte

und durch mühsames zielbewußtes Wollen gestützte Phantasie stets die Hauptquelle dichterischer Produktionen bleiben wird.

Wie glänzend und mannigfach auch die inneren „Gesichte" und Bildungen in der Künstlerseele aufsteigen mögen, immer werden diese Einzelerscheinungen zusammengehalten werden müssen durch eine einheitliche Grundstimmung und Grundidee, in die sich jedes Detail, jedes auftauchende Phänomen zu fügen hat. Alles, was dem Künstler lieb ist und ihm am Herzen liegt, was er mit seinem warmen Herzen aus dem geistigen Vorrath des Lebens in den Stoff hineinprägt, um die ersten Eindrücke zu ergänzen, zu verstärken oder zu modificiren, Alles muß sich widerstandslos der Grundstimmung und dem geistigen Inbegriff seiner Schöpfung anpassen und einfügen. So gestaltet sich dieser „urtheilende Geschmack" (Gottsched nannte es raison im Gegensatz zu imagination) zu einem sehr wesentlichen Faktor der dichterischen Arbeit, die sich um so schwieriger und dornenvoller gestalten wird, je phantasiereicher der Künstler ist. Denn dem phantasiereichen Menschen strömen bei jeder starken inneren Erregung, bei jedem mächtigen Eindruck eine Fülle von Anschauungen und Vorstellungen zu, die keineswegs immer in enger Beziehung zu einander stehen, und es ist nun die schwere Aufgabe, aus dieser zuströmenden Fülle dasjenige sorglich zu wählen, was zum organischen Ausbau der ersten bestimmenden Triebkeime dienen kann, um das harmonisch gegliederte Kunstwerk in die Erscheinung zu rufen. Hier trifft unseres Geibel sinniges Wort:

Fließend Wasser ist der Gedanke,
Aber durch die Kunst gebannt
In der Form gediegne Schranke
Wird er blitzender Demant.

Ueber diese schwierige Arbeit des Sichtens, Ausscheidens, Ergänzens und Ausgestaltens wird noch weiter unten zu sprechen sein; zunächst soll hier noch ein Punkt in Erwägung gezogen werden, der sich auf die ersten Keime des poetischen Schaffens bezieht und der klärenden Besprechung dringend bedarf.

Wir sahen, daß ein dichterisches Kunstwerk sich nicht lediglich aus ganz direkten ursprünglichen Eingebungen zusammensetzt, sondern daß die Phantasie aus den gewonnenen Anschauungen („Gesichten") und Bildern ihr Material nach bewußten Zielen anordnet und gestaltet, daß ferner diese durch Geschmack und Urtheil gestützte Arbeit eine wesentliche und bedeutsame ist und nahe an das „Genie" heranreicht. Ich erinnere hier an die berühmte Stelle in Lessings Dramaturgie (letztes Stück), wo er in wahrhaft klassischer Bescheidenheit über sein eigenes dichterisches Wirken zu Gericht sitzt. Er sagt dort: „Die ältesten von jenen (dichterischen) Versuchen sind in den Jahren hingeschrieben, in denen man Lust und Leichtigkeit so gern für Genie hält. Was in den neueren erträglich ist, davon bin ich mir sehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle

die lebendige Quelle nicht in mir, die sich durch eigene Kraft emporarbeitet, durch eigene Kraft in so frischen, so reinen und reichen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich etwas zum Nachtheil der Kritik las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken, und ich schmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt." Und weiter sagt er: „Wenn ich mit Hilfe der Kritik etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, so kostet es mich viel Zeit; ich muß von anderen Geschäften so frei, von unwillkürlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand in der Welt ungeschickter sein kann, als ich."

Lessings Bescheidenheit und goldreine Gewissenhaftigkeit feiert in diesem werthvollen Bekenntniß gewiß einen hohen Triumph, aber es muß gegen dasselbe doch eingewendet werden, daß sich mit den genannten Hilfsmitteln allein Kunstwerke wie „Nathan" oder „Minna" nicht herstellen lassen, daß Personen wie der Patriarch, wie Riccaut, der Wachtmeister, der Wirth und Franziska, nimmermehr durch „Druckwerk und Röhren" sich aus dem Dichter heraufpressen lassen, daß hier vielmehr scharfe Beobachtung der Wirklichkeit, günstige und fruchtbare Eindrücke, Bekanntschaften mit interessanten Menschen und zielbewußte, willenskräftige Arbeit einer gesunden und beweglichen Phantasie, verbunden mit den von Lessing hervorgehobenen Mitteln, seine dramatischen Kunstwerke in's Dasein gerufen haben. Daß die wesentlichsten grundlegenden Züge für den „Nathan" Moses Mendelssohn hergegeben hat, ist bekannt, ebenso, daß der Dichter Major Ewald von Kleist das Hauptmodell für den Major Tellheim gewesen ist. Riccaut erinnert stark an die Figur des Mr. Tout-à-bas im Regnardschen „Spieler", und auch für „Franziska" und den „Wachtmeister" ist in der Breslauer Umgebung Lessings nach den Originalen nicht ohne Erfolg gesucht worden. Wenn der Dichter des „Nathan" im Hinblick auf seine Modelle meint, „er borge bescheiden fremde Schätze und wärme sich an fremdem Feuer", so ist das nur ein Zeichen einer Bescheidenheit und Ehrlichkeit, die ihre Nachwirkung auf die Dramatiker der Gegenwart verloren zu haben scheint.

Aber Lessing läßt hier noch etwas Anderes außer Acht, das ihm wie jedem Dichter bei der Arbeit behilflich gewesen ist und ohne das ein schönes Gelingen eines dichterischen Kunstwerkes nicht gedacht werden kann. Wie weit diese Hilfe reicht und in welcher Weise sie sich beim Entstehen und

Ausgestalten desselben geltend macht, ist schwer zu sagen, denn bei derartigen Untersuchungen gelangen wir stets an einen Punkt, wo sich das Wesen und geheimnißvolle Wirken der Gotteskraft unserem Verständniß entzieht. Aber jene Hilfsmittel, die uns das erscheinungsreiche Leben in ungeahnter Fülle bietet, und ohne die kein erfolgreiches dichterisches Schaffen gedacht werden kann, sind trotzdem in ihrer Wirksamkeit und Tragweite so bedeutend, daß wir sie nicht unerwähnt lassen dürfen.

II.

Von den drei großen geistigen Lebensfaktoren: Natur, Kunst, Wissenschaft sind die beiden ersten für die Poesie reiche, unerschöpfliche Quellen, da sie mit ihren mannigfachen Erscheinungen auf das sinnliche Schauen und auf die Seele des Dichters ihren unmittelbaren Eindruck ausüben. Die landschaftliche Natur mit ihren wechselvollen, rührenden und großartigen Bildern wird besonders der Stimmung des Lyrikers die reichsten Anregungen bieten, und zwar wird es vorzugsweise die Schönheit des Naturbildes sein, die sein Gemüth in Schwingungen versetzt und seine Phantasie beflügelt. Ein früher Gang durch den knospenden Frühlingswald, das stille und heimliche Weben der feuchten Lenzesnacht, ein Blick auf das weite, unermeßliche Meer, der Anblick der schneegekrönten Firnen, ja das unscheinbare Wiesenblümchen ruft die Keime zu künstlerischem Schaffen wach, und im Anschauen und Empfinden des Landschaftsbildes und aus den durch sie gewonnenen Eindrücken entsprießt geheimnißvoll das erste Ahnen, ziehen sich die ersten Linien des lyrischen Gedichts. Und indem ein Kunstwerk unsere Seele berührt, in deren Tiefe ein natürlicher Trieb und Zug zum architektonischen Bilden schlummert, erklingen in uns die verwandten schöpferischen Saiten und lösen künstlerische Triebkeime aus, die, anfangs unsicher und formlos, allmählich Kraft, Farbe und Gestalt gewinnen und uns zu festem Bewußtsein kommen, so daß wir uns mit ihnen wie mit etwas Gegenständlichem beschäftigen, sie trennen, ändern, ergänzen und ausgestalten können. Es ist die Freude an der Schönheit, die diese erhöhte Thätigkeit unseres Seelenlebens nach der produktiven Seite wachruft und auch den nicht schöpferisch Begabten eine Kraft und Zuversichtlichkeit empfinden läßt, die ihn erhebt und mit einem ungeahnten Glücksgefühl erfüllt. Leibniz hat in seiner Schrift „über die Glückseligkeit" diese Vorgänge zuerst darzustellen versucht, und die theoretische Aesthetik der Gegenwart hält allgemein an dem Satze fest, daß ein bedeutendes Kunstwerk eine produktive Kraft zu wecken im Stande ist, analog der des Schöpfers des vorliegenden Kunstwerks, daß es aber zum mindesten unsere geistige oder seelische Empfänglichkeit erhöht. Auch Friedrich Th. Vischer hat in seiner grundlegenden „Wissenschaft des Schönen" (§ 749) mit divinatorischem Feinsinn dargelegt, daß das Anschauen eines Bildes oder eines anderen Kunstwerkes keineswegs eine bloße

Befriedigung des Auges sei, sondern weit tiefere Wirkungen hervorbringe. Während nämlich das leibliche Auge durch das Anschauen des Schönen befriedigt wird, schweift das geistige Auge auf den dunkeln Pfaden der nimmer rastenden Phantasie, des angenehm angeregten Gefühls und holt sich dort frische Kraft, neues schaffensfreudiges Wollen. In solchen Pausen der eigentlichen geistigen Thätigkeit öffnet sich unabhängig von dem Willen oder der Mitwirkung des Einzelnen die Empfindung den verschiedenartigsten Eindrücken und saugt aus ihnen unbewußt eine heilsame belebende Nahrung für eine neue frische Thätigkeit des Geistes. Es wird stets ein bedeutsames Verdienst des genannten Forschers bleiben, auf diese psychologischen Vorgänge nachdrücklich hingewiesen zu haben. Das Gebiet aber, das er bei seinen geistvollen Darlegungen vorzugsweise im Auge hatte, die ästhetische Erziehung der Jugend, hat lange Zeit sich denselben hartnäckig verschlossen: jetzt endlich bricht sich in pädagogischen Kreisen immer mehr und mehr die Erkenntniß Bahn, daß das ästhetische Element, d. h. die Gewöhnung zum Anschauen und Empfinden des Schönen als ein unentbehrlicher und bedeutsamer Erziehungsfaktor für die Schule anzusehen ist und für den Unterricht in keiner Schulkategorie entbehrt werden kann. „Mehr Aesthetik für die Schule" ist jetzt endlich zum Mahn- und Sammelruf der einsichtigen Pädagogen geworden. Wir kommen auf diesen wichtigen Punkt vielleicht nächstens eingehender zurück. —

Wenn es hiernach also nicht fraglich ist, daß auch hervorragende Werke bildnerischer Kunst wie das Straßburger Münster, die Venus von Melos, die Sixtinische Madonna u. A. eine gewisse bildnerische Kraft in uns auslösen, zu mindest aber unsere seelische Empfänglichkeit anregen und erhöhen, so scheint in ganz besonders hervorragender Weise das musikalische Kunstwerk solche starken und befruchtenden Einflüsse auszuüben und empfängliche Gemüther in geheimnißvoller Weise zu beeinflussen. Das mag nicht sowohl in dem künstlerischen Moment desselben liegen, das ja aus dem Geiste kommt und an den Geist sich wendet, sondern vielmehr in dem Material desselben, in dem Elementaren der Musik, in dem Klange und in dem Rhythmus. So skeptisch sich Ed. Hanslick in seinem feinsinnigen Buche „Vom Musikalisch-Schönen" auch gegen den übermäßigen Werth verhält, den man den Wirkungen der Musik auf die Gefühle beilegt, so giebt er doch die Thatsache von der „intensiven Wirkung der Musik auf das Nervenleben" unumwunden zu. (2 Aufl. S. 69.) In wieweit die Musik auf die Phantasie befruchtend wirken kann, darüber giebt es uns leider keinen Anschluß. Und doch — während das Ohr den weihevollen Klängen lauscht, sieht das Auge Dome, Säulenhallen, Gebirge, Wald und Meer; wie umgekehrt das innere Ohr oft wunderbare Töne und Akkorde vernehmen kann, während das leibliche Auge sich an einem bildnerischen Kunstwerk ergötzt. Eine musikalische Freundin theilte mir mit, daß sie nach einer überwundenen Krankheit in einem Konzert während des wunderherrlichen

Adagio der Beethoven'schen „Fünften" ganz deutlich neben den ihr wohlbekannten Klängen der Symphonie „Orgelklang und Chorgesang" gehört habe, daß sie diese Klänge stundenlang im Ohr behalten und dabei allerlei wunderbare Erscheinungen gesehen habe.

Bisweilen verdoppelt sich bei dem Genuß eines Kunstwerks gewissermaßen unser Sinn; während wir den wohlbekannnten lieben Versen eines Gedichts, einer dramatischen Scene lauschen, hört das Ohr daneben fremdartige, rednerische oder musikalische Klänge, ohne von dem vorgetragenen Text ein Wort zu verlieren. Solche Wahrnehmungen sind in bedeutender Zahl festgestellt.

Es ist kein Zweifel, daß diese verschiedenartigen, geheimnißvollen Eindrücke sich nun ganz besonders wirksam und fruchtbar erweisen werden bei künstlerisch angelegten Naturen, den „heitern Joviskindern", und daß sie dem gottbegnadeten Künstler reiches Material zuführen werden, über das er nun zu schalten hat mit Zuhilfenahme seines Urtheils, seines Geschmacks, seiner Beobachtungen, seiner ernsten Kritik, ja seines gesammten geistigen Lebensinhaltes. Aber so zweifelnde und mühevolle Stunden er auch haben, so unruhig und sehnsuchtsvoll er auch dem Fortschreiten seiner Arbeit entgegensehen mag, ja so sehr er in kritischen Augenblicken den rastenden schöpferischen Trieb gewissermaßen zur Thätigkeit zwingen muß, so klar und sicher und zielbewußt muß sein Geist über diesen schwankenden und zweifelnden Stimmungen schweben, so vertrauensvoll muß er sich dem aus den geheimen Tiefen der Seele sprudelnden Quell überlassen und es ängstlich vermeiden, durch allzu vieles Reflektiren, durch schriftliche Skizzen und Notizen die Arbeit des geistigen Webens zu trüben und zu verlangsamen. Allzu vieles Grübeln und Wühlen des ordnenden Verstandes führt oft zu Trockenheit und Nüchternheit, wie andrerseits die Gebilde der Phantasie ohne den formenden und fügenden Kunstverstand zur Unordnung und Ueberladung führen werden. Es leuchtet ein, daß wir hier vorzugsweise das Schaffen des epischen und dramatischen Dichters im Auge haben: ihm wird während der mühsamen und doch beglückenden Arbeit des Gestaltens das Ueberdenken ästhetischer Grundsätze, die theoretische Diskussion über Principien der Poetik und Dramatik keine Förderung, sondern ein offenbares Hemmniß sein. Denn ohne quälende Reflexion, vielmehr leicht und freudig soll der Dichter den vollen Inbegriff des Wesens seiner Gestalten, den tiefsten Grund ihrer Eigenart empfinden; mit dem sicheren Gefühl dieser Eigenart soll er sie sprechen und handeln lassen, wie es ihre ihnen einmal zugewiesene Stellung zur Entwickelung des Ganzen bedingt. „Der Dichter," sagt G. Freytag in der oben erwähnten Vorrede, „überlegt in der Regel gar nicht, ob ihre Worte charakteristisch sind und ob die Personen an der einzelnen Stelle so oder anders zu tragiren haben; was er sie sagen heißt, wird von selbst charakteristisch und für die Scene bedeutsam, wenn er ihr dramatisches Leben sicher in sich trägt und weiß,

wo die einzelne Scene hinaus will. Schreibt er die Reden nieder, so erscheinen sie ihm als selbstverständlich und nothwendig, und erst wenn er das Geschriebene in kalter Stimmung wieder liest, wird er neben Unfertigem vielleicht zu seiner Ueberraschung merken, wie genau er gerade das Charakteristische ausgedrückt hat." Das ist gewiß ganz richtig und zutreffend. Aber trotz alledem sieht Jeder, daß die Arbeit des dichterischen Bildens keine völlig unbewußte, leichte und spielende ist, daß vielmehr neben der mit Nothwendigkeit schaffenden Kraft der sorgsame wache Blick des kunstverständigen Meisters thätig ist und den Fortschritt der Arbeit lenkt und regelt. —

Der verewigte H. v. Helmholtz sagte einmal in der Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft (11. Juni 1892) zu Weimar bezüglich des dichterischen Schaffens Folgendes: „Die Künstler selbst wissen wenig darüber zu sagen, wo ihnen diese Bilder (der schaffenden Phantasie) herkommen, ja gerade die fähigsten unter ihnen werden nur langsam durch den Erfolg ihrer Werke davon belehrt, daß sie etwas leisten, was die Mehrzahl der andern Menschenkinder ihnen nicht nachzuthun im Stande ist. Offenbar (?) wird ihnen die Art der Thätigkeit, in welcher sie das Unbegreifliche leisten, mindestens so leicht, daß sie weniger Gewicht darauf legen, als auf Nebensachen, die ihnen Mühe gemacht haben." Als Beispiel dafür führte der berühmte Forscher das bekannte Wort Goethes zu Eckermann an: „er glaube in der Farbenlehre Bedeutenderes geleistet zu haben als in seinen Gedichten," und ferner, daß Richard Wagner seine Verse höher geschätzt habe, als seine Musik.

Ich möchte dagegen einwenden, daß die bekannte Sonderbarkeit großer Künstler, die sie ihre Beschäftigung auf Nebengebieten höher zu schätzen veranlaßt, als ihr bedeutendes Wirken in dem Hauptbereich ihrer eigentlichen Kunst, mit der größeren oder geringeren Leichtigkeit des künstlerischen Schaffens doch eigentlich wenig zu thun hat, ganz abgesehen davon, ob man solche gelegentliche Aeußerungen großer Künstler durchaus ernst zu nehmen hat. Man weiß ja, wie oben bemerkt, leider viel zu wenig über den eigentlichen Werdeprozeß der Dichtungen unserer großen Meister, aber das, was wir wirklich aus Briefen, Tagebüchern und Notizen unserer Dichter — vor Allem der beiden größten — wissen, das zeugt laut genug für die ernste, ja zärtliche Sorge um das Werdende. Daß ihnen die Arbeit so leicht geworden ist oder gar, daß sie erst durch den Erfolg über die Bedeutungen ihrer Leistungen belehrt worden wären, habe ich in ihren Aufzeichnungen nirgends gefunden. Dagegen wissen wir ganz gut, daß viele Dichter während des Bildens und Schaffens ruhelos, erregt und krankhaft gespannt waren, ja von Visionen und Beängstigungen heimgesucht wurden, — Beweis genug, daß die poetischen Gebilde sich unter eigenartigen Kämpfen von der Seele losrangen. Erst wenn die dunklen Vorstellungen sich klärten und bestimmte Farbe und Form annahmen, kam eine gewisse glückliche Ruhe

über sie, und Gleichmaß und Harmonie der Seele stellten sich allmählich wieder her.

Heinrich Heine, dessen Verse ja so leicht und glatt dahinfließen, wie die klare Wiesenquelle, war bei der Arbeit stets in krankhafter Spannung, und seine äußerst zahlreichen Korrekturen in den ersten Niederschriften seiner Gedichte zeigen, wie Vieles er glaubte verwerfen und umändern zu müssen, ehe er das „rechte", uns jetzt ganz selbstverständlich erscheinende Wort fand. Und das zu einer Zeit, wo sein körperlicher Organismus noch völlig unversehrt war.

Von einzelnen epischen und dramatischen Dichtern, z. B. von Heinrich v. Kleist, wissen wir zuverlässig, daß sie die vor ihrem Auge auftauchenden Gebilde nicht nur leibhaftig vor sich zu sehen glaubten, sie vernahmen auch bestimmte musikalische Klänge, und was sie ihnen in den Mund legten, empfanden sie in rhythmischem Takt und musikalischem Tonfall.

Am fremdartigsten muthet uns eine Aufzeichnung an, welche sich im Nachlaß des oben genannten Dichters Otto Ludwig vorfand und die gewiß zu den merkwürdigsten Bekenntnissen eines Dichters gehört. Ihm war das erste Aufsteigen der inneren dramatischen Bilder von Erscheinungen begleitet, die sonst auch der feurigsten Phantasie eines modernen Dichters fern zu bleiben pflegen. Seine produktive Kraft rang zuerst nach Melodie (L. war ursprünglich Musiker), dann sah er die auffsprießenden blassen Gebilde, die er im hellen Tageslicht als gaukelnde Täuschungen des erregten Sinnes von sich abzuwerfen verstand, in stiller Nacht in so leibhaftiger Deutlichkeit vor sich, daß sie ihn ängstigten.

Dazu hörte er Klänge, sah die Gestalten einzeln und in Gruppen in *farbiger* Beleuchtung vor sich, und als er sich mit einem Trauerspiel „Andreas Hofer" trug, stand nach seinen eigenen Worten die Gestalt des riesigen Tirolers als großer Schatten auf seinem Wege. Er sagt von diesen Erscheinungen die folgenden uns seltsam berührenden Worte: „Diese Farbenerscheinung habe ich auch, wenn ich ein Dichtwerk gelesen, das mich ergriffen hat; versetz' ich mich in eine Stimmung, wie sie Goethes Gedichte ergeben, so hab' ich ein gesättigt Goldgelb, in's Goldbraune spielend; wie Schillers, so hab' ich ein strahlendes Karmoisin; bei Shakespeare ist jede Scene eine Nuance der besonderen Farbe, die das ganze Stück mir hat." Und weiter von der Entstehung des dramatischen Baues: „Wunderlicher Weise ist sein (visionär geschautes) Bild oder seine Gruppe gewöhnlich nicht das Bild der Katastrophe, manchmal nur eine charakteristische Figur in irgend einer pathetischen Stellung; an diese schließt sich aber sogleich eine ganze Reihe, und vom Stück erfahre ich nicht die Fabel, den novellistischen Inhalt, zuerst, sondern bald nach vorwärts, bald nach dem Ende zu von der erst gesehenen Situation aus schießen immer neue plastisch-mimische Gestalten und Gruppen an, bis ich das ganze Stück in allen seinen Scenen habe. Dies Alles in großer Hast, wobei mein Bewußtsein ganz leidend sich ver-

hält und eine Art körperliche Beängstigung mich in Händen hat. Den Inhalt aller einzelnen Scenen kann ich mir denn auch in der Reihenfolge willkürlich reproduciren; aber den novellistischen Inhalt in eine kurze Erzählung zu bringen, ist mir unmöglich."

Man würde gewiß zu weit gehen, wenn man diese poetische Genesis kurzer Hand als einen ganz abnormen pathologischen Vorgang bezeichnen wollte, denn wenn Ludwig auch ein kranker Mann war, so war er doch nichts weniger als ein Phantast, und daher sind diese eigenartigen Bekenntnisse als durchaus wahrhaft und frei von jeder Selbsttäuschung anzusehen. Das für uns Lehrreichste vielleicht, was er über seine Art zu arbeiten überliefert hat, dürfte in den folgenden Worten liegen, die ich noch mittheilen will: „Ich schreibe auf, was ich aufschreiben kann, aber wenn mich die Stimmung verläßt, ist mir alles Aufgeschriebene nur ein todter Buchstabe. Nun geb' ich mich daran, die Lücken des Dialogs auszufüllen. Dazu muß ich das Vorhandene mit kritischem Auge ansehen. Ich suche die Idee, die der Generalnenner aller Einzelheiten ist, oder, wenn ich so sagen soll, ich suche die Idee, die, mir unbewußt, die schaffende Kraft und der Zusammenhang der Erscheinungen war; dann such' ich ebenso die Gelenke der Handlung, um mir den Kausalnexus zu verdeutlichen, ebenso die psychologischen Gesetze der einzelnen Züge, den vollständigen Inhalt der Situationen, ich ordne nun das Verwirrte und mache nun meinen Plan, in dem nichts mehr dem bloßen Instinkt angehört, Alles Absicht und Berechnung ist, im Ganzen und bis in's einzelne Wort hinein!"

Ich glaube, daß dieser Theil der Darstellung auf das Verfahren der meisten dramatischen Dichter zutreffen dürfte; er schildert in klaren scharfen Zügen, wie das durch die Eingebung der Phantasie gewonnene Material in künstlerischer zweckvoller Weise verarbeitet wird, und zeigt in hellstem Lichte, daß diese Thätigkeit keine leichte und mühelose ist; vorausgesetzt natürlich, daß das Schaffen des Dichters ein reines, ernstes und streng gewissenhaftes ist.

Jeder sorgfältige Schriftsteller wird bei seiner wenn auch noch so bescheidenen Arbeit etwas von jener inneren Unruhe und Ergriffenheit spüren, die ihn nicht früher verläßt, bis er sein Gedankenmaterial planvoll und zweckmäßig geordnet und bis er für Alles, was ihn innerlich beschäftigte, den ihm erreichbaren besten Ausdruck gefunden hat. „Vor den Erfolg setzten den Schweiß die unsterblichen Götter," heißt ein altgriechisches Wort, und Goethe, der es wissen mußte, sagt klar und deutlich, daß „die bessere Hälfte des Talents der Fleiß" sei. Die geheimnißvoll wirkende Gotteskraft senkt den Samen in die Seele, und es entsprießt daraus ein ganzes Blumenbeet in mannigfachen Formen und Farben; es ist die Sache des planvoll schaffenden Verstandes, die rechte Auswahl unter den Blüthen zu treffen, und diese Arbeit ist keine leichte.

Wenn Helmholtz in seiner Goetherede meinte, daß gerade die fähigsten Künstler erst langsam durch den Erfolg ihrer Werke davon belehrt würden,

daß sie etwas leisten, was ihnen die Andern nicht nachthun können, so ist dem gegenüber doch darauf hinzuweisen, daß gerade unsere größten Dichter ein volles Bewußtsein ihres Könnens hatten und in diesem stärkenden Lebensodem ihrer eigenen Kraft schufen. Als Schiller im ungestümen Drange seiner poetischen Schaffenslust im Zorn gegen die ihn umgebende „Welt von Narren und Bestien" die Absicht aussprach, ein Buch schreiben zu wollen, „das absolut vom Schinder verbrannt werden müsse", da ahnte er den gewaltigen Erfolg seiner „Räuber" im Bewußtsein seiner Kraft mit Sicherheit voraus; und als er im August 1803 seinem verständnißvollen Freunde Körner während der Arbeit an seinem „Tell" schrieb: „Wenn die Götter mir günstig sind, das auszuführen, was ich im Kopfe habe, soll es ein mächtiges Ding werden und die Bühnen Deutschlands erschüttern," da war er ebenfalls seines vollen Erfolges sicher.

Auch die Stelle in einem Briefe an Goethe (Mai 1797) ist hier zu nennen, in der er in dankbarer Bescheidenheit seinem großen Freunde schreibt: „Der ‚Wallenstein' soll Ihnen zeigen, was ich von Ihnen aufgenommen habe."

Das gesunde kraftvolle Selbstbewußtsein des Dichters ist ihm ein werthvolles Gut, — oft seine einzige Stütze gegen Gleichgiltigkeit und Ungeschmack der Menge.





Frau Gäas erster Roman.

Von

Hermann Frank.

— Breslau. —

Die griechische Sage erzählt von einem Bräutchen, der eine hinterlistige Seele den Zweifel einflößte, ob der Liebhaber wirklich das wäre, wofür er sich ausgab. Sie forderte von ihm, nachdem er sich durch den heiligsten Eid zur Erfüllung des auszusprechenden Wunsches zuvor gebunden, daß er in voller Majestät erscheinen solle, Zeus wählte den sanftesten Donner, den mildesten Blitz, aber Semele verbrannte kläglich. Umgekehrt war auch Frau Gäa, unsere Allmutter, dereinst so glühend, daß ihr Niemand nahen konnte. Erst nachdem Ruhe, Gesetztheit und einige Abkühlung eingetreten, muß sie sich standesgemäß verheirathet haben. Es ist lange her, aber nicht ewig, daß sie anfing mit ihren Menschenkindern die Fluren zu bevölkern. Aber wo kommen ihre Kinder her? und welches war Frau Gäas erster Roman? Kein Zeuge ist dabei gewesen, und die Menschenkinder — immer skeptischer, immer kritischer die alten frommen Erzählungen vom Stammvater Adam betrachtend, befragen Stein und Gebein und die menschliche kombinirende Logik um Rath.

Man vergebe mir unziemlichen Spott in ernsten Dingen. Es ist die Müdigkeit vom Herumrudern über den Ocean der Vermuthungen auf dem Wrack alten Autoritätsglaubens.

Die Geschichte vom Adam schnitt mit dem Wunder das weitere Fragen ab. Es war ein perspektivisch gemalter Hintergrund auf der Weltbühne.

Seither haben sich an dem Problem eine ganze Reihe von Wissenschaften betheiligt: die Geologie und Geognosie steckte das Terrain ab, die Prähistorie mit ihren Grabungen schafft die Zeugnisse einer alten Kultur

herbei. Die Physiologie, Osteologie, Anthropologie, Linguistik baute das Material auf. Sind auch bisher keine Resultate vorhanden, die uns mit zwingender Nothwendigkeit überzeugten, aber wenn wir die selbst noch so zerstreuten Ergebnisse der Einzelforschung mit den Kenntnissen und Aussprüchen auf unserem Gegenstande vor kaum fünfzig Jahren vergleichen; wenn wir prähistorische Vermuthungen früherer Wissenschaft neben die nach Förderung und Sichtung unseres heutigen Schatzes an Ausgrabungsgegenständen stellen; oder wenn wir der Zeit gedenken, wo Hebräisch als Mutter der Sprachen gelten mußte: — ja, dann kann ein vernünftiger und wahrheitsliebender Mensch nur mit Abneigung und Widerwillen an Schlüsse und abschließende Behauptungen herangehen, aus Furcht, es möchte auch diesen ergehen, wie den früheren jetzt antiquirten, haltlosen und durchweg grundlosen Vermuthungen.

Die Forscher lehnen daher derartige Versuche als voreiligen Dilettantismus kühl ab. Das ist Zeichen der Zeit. Aber wenn etwa objektiv feststünde, daß es Daten überzeugungsfester Konstruktionen nie geben könnte, sollen wir uns beschränken auf's ungewisse Weitersammeln und Weiterexperimentiren? Nie verläßt den Menschen der Glaube an einen Zusammenhang derart, daß ehrliche Arbeit auf dem Gebiete der Erfahrung und des verbindenden Verstandes bereits daher stammt, wohin sie zurückwill; sie, die vorläufig abschließende Hypothese kann, scheint es, irren, aber nicht gänzlich betrogen sein. Sonst dürfte kein vernünftiger Mensch sich erfrechen, den Boden des plattesten Alltagslebens und der nüchternen Wirklichkeit auch nur mit einem Schritt zu verlassen. Aber diese Wirklichkeit selber führt uns ja unwiderstehlich über die Schranken hinaus. Denn der Anfang eines Jeden von uns sind seine zwei Eltern; Vater und Mutter, einzeln genommen, sind in derselben Lage, und deren Eltern, unsere acht Personen bildende Reihe der Urgroßeltern, sind wieder in der gleichen Lage. Diese Rechnung, die so gewiß scheint, wie die Thatsache der eigenen Existenz, an der doch nur ein Irrsinniger zu zweifeln vermöchte, führt rückwärts auf eine Vermehrung, und diese, endlos wie die Zahlen, kann nur durch ein über der Natur stehendes Ereigniß, die geistige Thatsache, begrenzt werden. Wiederum ist die Erde rund, ihre Oberfläche in sich begrenzt, giebt also keiner endlosen Bevölkerung Raum, also ist die endlose Rechnung begrenzt. Der peinliche Widerspruch fordert Annahme irgend eines Fehlers in der Rechnung. Wer aber einmal hätte keine Eltern? Es ist seltsam, daß der Wunderabschluß, eigentlich nur eine poetische Umschreibung des „Gott weiß" oder „ich weiß es nicht" nach unseren historischen Zeugnissen die Menschheit bis vor Kurzem befriedigt hat, und wir werfen mit Unrecht der Kirche die Ausübung eines Zwanges vor. Nämlich ohne diesen war es vorher schon auch nicht anders. Denn begründeter können die materialistischen, kosmischen u. s. w. verschiedenen Erklärungsversuche der Alten ja auch nicht sein, gemüthlicher, beruhigender ganz gewiß nicht. Dies Zweierlei ist unstreitig:

1. Die Phantasie kehrt immer zu einem ersten Menschen, ebenfalls einem ersten Volke zurück und 2. der Majorität gefiel das Wunder besser als der Zweifel.

Diese Sachlage und ihre Pein für einen denkenden Kopf erklärt vollkommen die blitzähnliche Wirkung auf die Weltanschauung, welche Darwin durch behutsame Schlußfolgerung aus praktischen Thierzüchtungsversuchen mit seinen berühmten Publikationen ausübte.

Was Alle wollten, glaubten sie mit Inbrunst. Die Lücken und Zweifel, die aus der endlosen Auslegung der engbegrenzten Anfangsversuche Darwins folgten, wurden in der Freude über das Princip übersehen.

Jeder Mensch hat zwei Eltern, ja! aber seine Eltern sind etwas minder. Dieses Manco, dieses Minus, ganz allmählich und unmerklich wie das Wachsen des Grases, wächst, nach rückwärts verfolgt, immer an, bis es allmählich irgendwo einmal größer wird als die Summe des Specifischmenschlichen, d. h. der Mensch ist nicht ewig, sondern irgend ein geringerer Organismus hat sich einmal zum Menschlichen potenzirt. Jetzt war die Fehlerquelle der Rechnung theoretisch entdeckt. — Hier die Darwin'sche Theorie und ihre Ergänzungen dem Leser vordociren heißt Eulen nach Athen tragen. Dieses System darf als bekannt gelten. Hier genügt zu sagen, die allmähliche Verminderung des Gesammtwerthes der Erzeuger führte über das Wunder und einen Adam hinaus, rückte ihn vielmehr in die Mitte einer Entwickelungsreihe, in deren zeitlicher Projektion man nicht beschränkt war. Obgleich die Entstehung der Arten und ihre allmähliche Variation im Gebiete der Erfahrung nachzuweisen, fortgesetzt mit einem ungeheuren Aufwand von Fleiß und Scharfsinn verfolgt wird, so läßt sich doch nicht leugnen, daß, soweit historische Zeugnisse und prähistorische Schlüsse reichen, nur winzige Ergebnisse, als Schritte zur Gewinnung eines Urtypus erreicht worden sind. Eine Einheit der Menschenarten, eine Zeit, wo wir Alle braun oder schwarz oder gelb waren, oder vielleicht eine Mischfarbe hatten, die sich zu den dreien differenzirte, oder eine dieser Farben sich zu den anderen differenzirte, alle diese Hypothesen haben sich aus dem Nebel der Vermuthungen wenig befreit. Aber täuschen wir uns nicht: gegen die erlösende Wirkung des Princips kommt die Winzigkeit des Nachweises historischer Entwickelung der Arten um so weniger auf, als wir in der Annahme der verflossenen Zeiträume nicht beschränkt sind. Und der Arbeit auf dem Boden dieses Principes wird keine aus bloßem Zweifel geborene Muthlosigkeit mehr hemmend in den Arm fallen. Die Sachlage läßt sich im Bilde ganz gut vergleichen mit astronomischen Ferneberechnungen, ist die Neigung der Schenkel des Sehwinkels auch unmeßbar, diese beiden Linien also in der Rechnung wie parallel, so kommen doch die Strahlen divergirend aus der Unendlichkeit, d. h. aus einer endlichen, aber sehr großen Entfernung. Und ebenso die heutigen Organismen von einer Urzelle. Zweierlei aber

dürfen wir hierbei nicht übersehen. 1. Die Frage nach der Herkunft dieser Urzelle. 2. Die Frage nach der Autonomie dieser Urzelle, um sich zu einem nächsthöheren Organismus zu erheben, zu „entwickeln". Das Arbeitsfeld ist größer geworden, aber das begrenzende Wunder nicht fortgeschafft. Es verhält sich also mit dem Stand der Forschung vor und nach Darwin genau so, wie die Astronomie vor und nach der copernikanischen Revolution. Und eine kleine Ueberlegung sagt uns wiederum, daß hier in unserem Sonnensystem Copernikus (und seine Vervollständiger Keppler, Newton, Laplace u. s. w.), dort im Reich der Organismen Darwin und seine Mitarbeiter provisorisch Ordnung geschaffen haben. Thorheiten, Zweifel, absolut kindische und falsche Annahmen sind in beiden Fällen weggeschafft, die Wissenschaft vorwärts gebracht. Aber es giebt Ungenügsame, die auch dann noch mehr fragen, als die genannten Weisen beantworten können.

Der Zweck dieser Exkursion war, uns die Sachlage klar zu machen. Relativ also ist gewonnen, absolut aber nur das Wunder vor die Thür gesetzt, nicht geschlagen worden. Wir kommen darauf noch zurück.

Wir gingen oben von der Ahnenreihe (neuerdings hat dafür die Bezeichnung „Ahnentafel" Bürgerrecht erlangt) aus. Sie ist nun nicht mehr endlos: $a\ a_1\ a_2\ a_3\ \ldots\ a_z$, sondern $a-x\ \ a-2x\ \ a-3x\ \ldots$ d. h. nicht eine Entwickelungsreihe des Menschen, sondern eine Entwickelungsreihe zum Menschen.

In der Entwickelungsreihe nämlich wird rückwärts eine Stufe $a-mx$ vorkommen, wo das m eine Summe organischer Eigenschaften darstellt, dem der Begriff „Mensch" nicht mehr adäquat ist. In der Erfahrung kommt bis jetzt nichts davon vor. Theoretisch bleibt unklar, ob sich der Mensch der Tertiärperiode damit identifiziren lasse. Die Sachlage aber ist erstens so, daß sich die Forscher im Suchen nach fossilen Resten im Tertiär nicht werden abhalten lassen und auf den Zweifel garnicht eingehen werden, daß selbst eine solche osteologische Entwickelung im Tertiär auf die kühnsten Hypothesen über die geistige Kapacität jenes homunculus (pithecanthropus) angewiesen sein wird. Und zweitens wird zur Ausfüllung der Lücke vorläufig ein ausgestorbenes Zwischenglied angenommen, dessen Seitenäste rechts das Thier, links das heutige Menschengeschlecht und seine Entwickelung sind.

Ich wiederhole, wenn wir uns eine unbeschränkte Verfügung über die Zeit ausmachen und uns höchstens durch geologische Gründe beschränken lassen, so können wir uns die Entdeckungsreihe rückwärts über den Menschen mit seiner fundamentalen Differenzirung gegen die heutigen Thierspezies gefallen lassen.

Wir schränken uns hier aber absichtlich rückwärts auf das prähistorische Gebiet ein. Wir bedingen uns also einen Zeitraum aus, wo unsere Reihe

$a \; a_1 \; a_2 \; a_3 \; \ldots . \; a_z$ bedeutet, nicht $a \; a{-}x \; a{-}2x \; \ldots$ und sehen dann zu, welche Folgerungen dabei herauskommen.

Die Gerechtigkeit aber fordert, auch uns im Vergleich mit den Zeitkrösussen wenigstens eine kleine Unverantwortlichkeit zu lassen. Und da machen wir uns für die Zeit der ältesten Urkunden der ägyptischen, chinesischen und vor allem assyrischen rund 3500 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung aus; dazu 1900 Jahr unserer Aera macht 5400 Jahr. Die Linie zu uns modernen Europäern ist keine gerade; aber als Analogie läßt sich die Zeit schon verwenden. Mußten Kulturen nicht erst übertragen werden und eine Inkubationsfrist in Anspruch nehmen, so würde die gerade Linie der Entwickelung freilich weniger als 5400 betragen. Wenn aber zugegeben wird, daß die erste größere Kulturcentralisation erst in Rom eintritt und die Mittheilung und Verbreitung des Wissens nach rückwärts unzweifelhaft eine progressiv langsamere ist, so erwägen wir: Der Zeitraum, bis sich die menschliche Gesellschaft zu einem Staat organisirte wie Aegypten, China, Assyrien, bis sie juristische Begriffe ausbildete, bis sie ein Schriftsystem erfand, wird etwa der gleiche gewesen sein; und dann sind wir vielleicht nicht zu kühn mit der Behauptung:

> Seit ein morpholog und intellektuell von uns spezifisch nicht unterschiedenes Geschlecht des homo sapiens existirt, sind bis heut rund etwa 10000 Jahre vergangen.

Ich überlasse dem Leser, ob er sich nach dem Stande der heutigen Forschung ein entgegengesetztes Urtheil über die Racenfrage bildet, meine aber, daß nach Proportion der Farbenunterschiede der ältesten ägyptischen Bilder mit ihrer scharfen Kolorirunterscheidung und in Erwägung der absoluten Trennung großer Tiefländerkomplexe durch das centralasiatische Gebirgshochland das Vorhandensein einer schon geschiedenen schwarzen, gelblichen und roth-bräunlichen Race für diesen Zeitraum sich wird vermuthen lassen.

Rechnen wir das Jahrhundert zu 3 Generationen, so erhalten wir 300 Generationen Ahnenreihe für einen modernen schwarzen, gelblichen oder roth-bräunlichen Menschen. Nun hat a zwei Eltern $= 2^1$, seine Großeltern $= 2^2$, seine Urgroßeltern $= 2^3$, also jede fernere Reihe eine Potenz von 2, also seine Grenzelternreihe 2^{300-1}, da seine eigene Person, mit einem Generationszeitraum von 30 Jahren abgerechnet werden muß. Folglich setzt ein heutiger Mensch theoretisch eine durch eine neunzigstellige Zahl ausgedrückte Menschenmenge vor 10000 Jahren naturnothwendig voraus. Davon sind die Hälfte Männer, die Hälfte Frauen, und alle sind insofern unsterblich, als sie bis zum zeugungsfähigen Alter gelebt haben müssen. $S = \frac{2^{300-1} M}{2} + \frac{2^{300-1} F}{2}$. Das scheint unmöglich, solche Menge kann die Erde nicht tragen. Vor Allem frappirt uns, wenn wir zunächst nicht die Riesengröße der Zahl, sondern nur ihre steigende Tendenz in's Auge

fassen, daß die landläufige Voraussetzung: die Menschheit nähme auf die moderne Zeit hin zu, nicht ab, bei jener Rechnung direkt verneint wird. Die Zunahme aber kommt uns ganz selbstverständlich vor. Warum nehmen wir denn an, die Erde sei allmählich bevölkert worden? Wir sehen es, wir entnehmen es aus den Zählungen, aus den Genealogien, aus der Geschichte, aus der Zunahme der Träger ein und desselben Familiennamens. Näher zugesehen schon daraus, daß die zwei Eltern mehr als zwei Kinder haben können, nie eine Person mehr als zwei Eltern; und daß sich die Möglichkeit einer steigenden Proportion mit jeder Generation mehrt. Ein Gleiches gilt ja in der Geschichte aller Kolonisationen, und die ganze Weltgeschichte weist Völkerzüge, Wanderungen, Bevölkerung herrenloser Länder nach.

So natürlich das scheint, sind Zweifel berechtigt: Denn die Ahnenreihe ist unsterblich, kein Mensch kann daraus verschwinden, alle sind naturnothwendig und vor allem Zufall gefeit. Aber die Stammtafel*) nicht. Es kommt in Betracht 1. Willkür der Geschlechtsbestimmung durch die Natur; 2. Elternpaare ohne Kinder oder mit nur ein bis zwei Kindern, 3. Sterben beliebiger Kinderzahl vor ihrer Verheirathung; 4. Ledigbleiben Einzelner aus Vorsatz, Krankheit, Zufall; 5. und 6. Praktische Resultate sind: Aussterben von Familien, Stämmen, Völkern a) durch letale Zufälle, b) Krankheiten c) Naturereignisse, Hungersnoth, klimatische Veränderung ganzer Länder, Eiszeiten, Eruptionen, d) Kriege (also der charakteristische Massenfall, im Gegensatz zu den vereinzelten Unglücksfällen gewaltsamen Todes).

Wir greifen noch Einzelheiten heraus. Die Kriege in früherer Zeit mußten durchschnittlich Vernichtungskriege sein. Wir sehen das ganz plump als Rohheit an, die, nach Belieben des Heerdenführers, auch hätte unterbleiben können. Durchaus nicht. Denn es gab keine staatsrechtlichen internationalen Formen des Friedensschlusses. Die Leute mußten todtgeschlagen werden, denn Niemand konnte eine politische Garantie übernehmen, daß sie nicht als Feinde hinter der Front wieder aufstanden. Daher die häufigen Zeugnisse gänzlicher Vernichtung des Feindes, Entmannung oder Verstümmelung der männlichen Zugehörigen ganzer Stadtgemeinden, Verpflanzung von ganzen Nationen, also Verödung eines eroberten Striches. Die Erklärung solcher Grausamkeit liegt, wie gesagt, in der Unmöglichkeit staatsrechtlich garantirter Friedensschlüsse, in dem Bestreben der Sicherung des Rückzuges, in dem Wunsch nach Rache für verübte Grausamkeit und Abschreckung der Nachbarn. Besonders Reitervölker, die im schnellen Vorstoß die Lande durchstreifen, müssen den wieder aufgestandenen Feind hinter sich fürchten. Scythen, Sarmaten, Avaren, Hunnen, Mongolen, Tataren, Parther, Turkmenen — die Raubzüge aller dieser Reitervölker haben große Aehnlichkeit. Ihre blutigen Spuren ver-

*) Die Kenntniß der begrifflichen Unterschiede von Ahnentafel und Stammtafel wird hier vorausgesetzt. (cf. Lorenz, Lehrbuch der Genealogie).

zeichnen Ausrottung ganzer Geschlechter in der Geschichte. Die Indianer konnten bei ihrem unruhigen Leben die durch die blutigen Stammesfehden erlittenen Verluste nicht ähnlich decken, wie die fruchtbaren Tropen durch Nachwuchs den Verlust der durch Menschenraub, Verkauf, Kannibalismus und Stammesfehden decimirten Negerstämme üppig ersetzten*).

Diese Hinweise genügen, um die Legende einer stetig wachsenden Bevölkerung zu zerstören und, wo der Anschein dagegen spricht, periodische Zunahmen festzustellen. Besonders Vorderasien ist das Land so furchtbarer historischer Elementarereignisse, daß Zeiten ärgster Uebervölkerung und traurigster Devastation oft gewechselt zu haben scheinen. Daß erhöhte Kultur, persönliche Sicherheit, kurze und humane Kriegführung, verbesserte Hygiene und insgesammt der auf die Erhaltung aller auch der Jammer- und Schundexistenzen gerichtete Zug der Zeit, etwa seit der Epoche, daß wir sicherer zu zählen und zu schätzen anfangen, eine durchgängige Bevölkerungszunahme aufweist, ist so gewiß, wie der Umstand, daß zufällige historische Ereignisse besonders die Völkerschiebungen im centralen Europa, geringe Seßhaftigkeit und mehrfache furchtbare Racenkriege (Schlacht auf den katalaunischen Feldern) vorher die Ziffern unter das Normale gedrückt haben; und mit der Umkehr zur Zunahme mag die Legende der absoluten Volkszunahme auf Erden solche Selbstverständlichkeit angenommen haben. Schätzungen in Tradition und Dichtung z. B. der Krieger bei großen Schlachten, der Einwohnerzahl sind bei den Alten selber nicht gar zu häufig; moderne Schätzungen aus Indicien außerordentlich schwer. Wo aber in grauen Zeiten Massen (die bei damaligen Communikationen ja schwer zusammenkonnten; statt großer Schlachten haben da eher zwei große Völker Decennien lang gleichzeitig an vielen Punkten scharmützelt) so zusammenrückten, daß sich dies den Gemüthern und der Tradition einprägte, haben wir uns gewöhnt, die Angaben durchweg für Uebertreibungen zu halten. Wo die klassischen Autoren irgend solche Zahlen bringen, da beherrscht uns zum Voraus insgeheim die Vorstellung, daß damals viel weniger Menschen lebten und größere Mengen garnicht beisammen gewesen sein können. Auch einige anschließende Nebenerwägungen sollten uns belehren. Wie überrascht uns z. B. an vielen Stellen die Kolossalheit der Baureste. Wie oft legen wir uns die erstaunte Frage vor, wie diese und jene baulichen Leistungen denn wohl damals ohne all die technischen und maschinellen Beihilfen der Neuzeit hatten ausgeführt werden können! Nun, einfach durch entsprechend große und ohne

---

*) Die Naturvölker sind von prähistorischer Bedeutung. Besonders lehrreich ist daher die Litteratur unserer jüngeren slavischen Nachbarn in Schilderung bereits historischer Zeit. Man betrachte die Stammeskriege in den russischen Ostseeprovinzen. Veranschaulichungen: „Taras Bulba“ oder Pantenius in „Die von Kellis“. Das Blutbad von Geoktepe, wie grausig es auch ist, war das einzig richtige Mittel, wodurch die Russen Ordnung stiften konnten. Alle Conquistadoren sind auf solche Mittel angewiesen! sonst giebt's keine Kolonien.

Weiteres verwendbare Menschenmassen. Der herrische Zug im ganzen Orient bis nach Afrika hinein und die faktische Ueberfülle insbesondere in Indien und China sollte uns doch aufmerksam machen. Das Menschenmaterial und die Menschenwaare war schon frühzeitig im Preise gefallen, weil zuviel davon dawar.

Speziell die prähistorischen Ausgrabungen lassen zu einer Zeit, wo das Land nach den uns insgeheim beherrschenden Ansichten eine fast unbewohnbare Waldwüste gewesen sein müßte, auf eine starke und ziemlich kultivirte Bevölkerung bis hinauf in den höheren Norden schließen. Und dabei können wir doch nicht zweifeln, daß das zufällig Erhaltene doch nur einen kleinen Bruchtheil des Vorhandenen darstellt. Und dies ist wiederum eine kleine Auswahl aus vielen Gegenständen, die ihrer Natur nach, gleichgiltig ob die Bedingungen sonst günstig oder ungünstig waren, einem schnellen Verderben oder dem Verbrauch ausgesetzt waren.

Nun haben wir zwar den Hypothesen der grauen Vorzeit, durch Einschränkung auf einen kleineren Zeitraum, von vornherein das Wasser abgegraben, wollen aber doch der Vermuthung Raum geben, daß, wenn Darwin Recht behält und die Organismen sich allmählich zum Menschen gesteigert haben, dieser Uebergang an vielen Orten gleichzeitig und die Vorläufer unserer Racen oder einer Urrace etwa gleichzeitig an verschiedenen Orten der Erde aufgetaucht sein möchten. Nun kommt die Fluthsage, der wir unten eine weitere Deutung zusprechen wollen, bei den verschiedensten Völkern unabhängig von einander vor; aber immer in der Form, daß früher bereits einmal eine starke Bevölkerung existirte, vernichtet und durch ein einziges erhaltenes Paar wieder hergestellt wurde. Es ist kaum abzuweisen, daß eine so simple Rechnung, wie die geometrisch steigende Reihe der Ahnen, der Volksreflexion unbemerkt geblieben sein sollte! Die Tradition besagt dann, die Menschen seien schon einmal sehr zahlreich auf Erden gewesen, dann fast untergegangen und durch ein einzelnes Paar wieder hergestellt worden. Also, das philosophische Subjekt besinnt sich, daß es in der Reihe der Generationen steht, über sich, wie eine umgekehrte Pyramide die Ahnentafel, unter sich die Stammtafel, also die stehende Pyramide mit einer durch Kinder und Kindeskinder sich ausbreitenden Basis.

Wir resümiren hier also: die theoretische Ahnentafel weist auf Zunahme, wenn wir die Zeit rückwärts verfolgen. Allein exakte Beweise für Zunahme nach unten geben nur: 1. die modernen Zählungen. 2. Historische Ereignisse, welche aus gewaltsamen Ursachen die Bevölkerung verminderten, wonach allerdings auf den schwach bevölkerten Flächen durchweg eine steigende Bevölkerungsziffer bis in die Neuzeit bleibt. Neben diesen Scheinbeweisen gegen, sind Vermuthungen für die Sache: in Kulturresten, die in ganz Deutschland besonders in dem Norden eine frühere höhere Bevölkerungsziffer vermuthen lassen. Sodann sind die Zahlenangaben früherer Autoren durchweg bedeutend, während wir immer geneigt sind, diese Angaben für übertrieben anzusehen. Die (besonders im Orient ver-

tretenen) wegwerfenden Ansichten über den Werth der Menschenwaare scheinen aus der Zeit einer erdrückend hohen Bevölkerung ableitbar. Die Darwin'sche Entwicklungslehre redet der Ansicht das Wort, daß die menschliche Race auf einer bestimmten Stufe der Organismen sich durch einen Saatwurf überall gleichzeitig entwickelt habe.

Daraus wird zu entnehmen sein, daß die Menschheit dem Meere gleich fluktuirt, sich in Summa konstant blieb, aber bald hier, bald da in großen Zeitepochen höher oder niedriger war.

Allein wir mißtrauten in der theoretischen Ahnentafel, an deren mathematischem Bau und deren Naturnothwendigkeit wir nichts abhandeln können, dem Resultat einer neunzigstelligen Zahl als Bevölkerungsziffer unserer Altvorderen, als Voraussetzung schon eines einzigen jetztlebenden Menschen, ausgerechnet auf die Grenzlinie vor 10000 Jahren. Es würde genügen, wenn das Beispiel sich ein einziges Mal durchführen lassen könnte, oder, da wir die Racenfarben für den angesetzten Zeitraum als konstant vermutheten, so oftmal, als es Hautfarben giebt. Wir haben aber da auf zwei Fehlerquellen aufmerksam zu machen.

1. Wenden wir uns an fünf, sechs unserer Bekannten mit der Bitte um Angaben der Altersdifferenzen der Paare ihrer respektiven Familien, und machen wir selbst nach Möglichkeit die Probe, so ergiebt sich eine Majorität der höheren Altersgrenze des Mannes, eine Minorität der Gleichaltrigkeit und als Ausnahme die eines jüngeren Alters im Vergleich mit dem Alter der Ehefrauen. Die Altersdifferenzen der ersten Kategorie von 20—0 geben eine aufsteigende Kurve bis zur Differenz von 10 und eine absteigende bis zur Differenz von 20 Jahren. Höhere Differenzen einzubeziehen, heißt mit Ausnahmen unnöthig die Rechnung kompliciren. Das Mittel sind + 5 Jahre für den Mann. Die theoretisch zugetheilten Ahnenmütter würden also nach 100 Jahren um 15 und bei den Grenzeltern mit 1500 Jahren gegen das Alter der theoretischen Ahnenväter zurückstehen. Aber es ist schwer, den Einwand in Zahlen zu kleiden und überhaupt sich deutlich praktisch vorzustellen.

Uebrigens gingen wir von einem Rückschluß moderner monogamischer Verhältnisse aus. Der Mann wird heut in späterem Alter die Mittel zum Heirathen haben; aber er wählt und braucht keine entsprechend ältere Frau zu nehmen, d. i. die Differenz hat eine Tendenz zum Steigen. Tacitus (Germania cp. 20) giebt für deutsche Ehen Gleichaltrigkeit; und für gesunde Ansiedlungsverhältnisse mit wirthschaftlich nicht erschwerten Eheschließungen läßt sich ebenfalls kein Grund gegen Gleichaltrigkeit der Nupturienten einsehen. Danach schränkt sich unser Einwand an Bedeutung ein. Im Ganzen würde die logisch-mathematische Formulirung unseres Einwandes lauten: Die theoretisch vorausgesetzten Existenzen eines Zeitgenossen, die 2^{300-1} Personen haben nicht gleichzeitig in der Grenzlinie der Ahnen gelebt.

2. Wichtiger ist eine zweite Fehlerquelle. In der theoretischen Ahnen-

tafel können Nummern doppelt gezählt werden. a setze 2 Eltern: a_1 a_2 und diese vier Personen a_3 a_4 a_5 a_6 voraus. Setzen wir ohne Rücksicht auf Erfahrung, probeweis voraus, daß a_3 a_4 a_5 a_6 Geschwister seien, so würde die nächste Ahnenreihe nicht die theoretischen $2_3 = 8$ ergeben, sondern auf $2^1 = 2$, also auf die gemeinschaftlichen 2 Erzeuger zurücksinken, um dann mit unserer Rechnung von vorn wieder zu beginnen. Uebrigens bezretfi sich sofort, daß die Möglichkeit einer Doppelzählung mit der Höhe der Generationsreihe und ihren rapid wachsenden Zahlen progressiv steigt. Die Einsetzung dieser Verluste in die theoretische Ahnenreihe läßt sich aber, mangels genealogischen Materials kaum exakt machen noch übersehen. Doch können wir noch folgende Betrachtung anstellen:

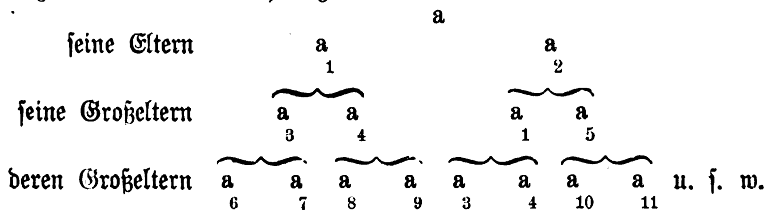
Nehmen wir die möglichst nahen Verwandtschaftsgrade, als die wirksamsten zur Probe:

1. In der theoretischen Ahnenreihe heirathen sich Geschwister. Unsere Formel heißt $S = 2^{300-1}$. Wären nun die Eltern eines a Geschwister, so würde die Reihe nicht lauten:

a	=	giebt 1 Person
a_1 a_2	$= 2^1$	„ 2 Personen
a_3 a_4 a_5 a_6	$= 2^2$	„ 4 „
a_7 a_8 a_9 a_{10} a_{11} a_{12} a_{13} a_{14}	$= 2^3$	„ 8 „

sondern lediglich in der dritten Zeile a_5 und a_6 mit a_3 und a_4 identisch sein, also fortfallen, und dann, mithin nach einem sehr kleinen Verlust, die alte Rechnung weiter gehen.

2. Ein Vater nimmt, wie Lot, seine Tochter*). Dann ist der Sprößling als Basis der Rechnung



also der Verlust wieder ein sehr geringer. Würden sich, ungünstigen Falls, nur Geschwisterehen wiederholen, so würde durch Ahnenverlust überhaupt keine Reihe mehr als 2 zählen können. Dies Letztere also wäre die ab-

*) Kommt, allerdings als Ausnahme, bei den Beduinen vor. Ein Schêch, deswegen interpellirt, fragte antwortend: Darf ich das Bäumchen nicht ernten, welches ich gepflanzt habe?

solute Fehlergrenze. Allein gegen die Verwandtschaftsheirathen sind doch auch allgemeine Züchtungseinwendungen zu erheben. Je näher die Verwandten sich stehen, desto energischer werden Vermischungen von der Natur und auch der Satzung der Volksgenossen abgelehnt. Erwiese sich aber Letzteres als irrige Annahme, so könnte — wenn allgemeine Züchtungsprincipien gelten — ein solches Geschlecht an Inzucht nur aussterben; ein Dorf, ein Stamm degeneriren, untergehen. Da wir aber hier nicht vom Stammbaum, sondern der Ahnentafel reden, wo nichts herausfallen kann, höchstens eine Nummer mehrfach zählt, so müssen wir den Aussterbefall durch Zurückversetzung in die oberen Reihen ausdrücken. Also z. B. das Individuum, von dem wir zu zählen angefangen, kann nicht in die Neuzeit gesetzt und dann 10000 Jahre zurückgerechnet werden, sondern nur — sagen wir — in's Jahr 100 gesetzt, und nur durch 3 Generationen zurückgerechnet werden, weil etwa nach drei Geschwisterehen die Leute ausstarben.

Geben wir aber auch einen ganz kolossalen Ahnenverlust zu, so können wir doch nicht vergessen, daß sich dies doch vor Allem auf das Nebeneinander der Zeitgenossen bezieht. Natürlich müssen deren Ahnentafeln ein sich aufhebendes Flechtwerk darstellen, sonst stände ja für jeden modernen Menschen an der Ahnengrenze eine neunzigstellige Zahl von vorausgesetzten Existenzen. Hingegen braucht von den heutigen etwa 1600 Millionen nur in einem einzigen Fall die Probe zu glücken, um jene neunzigstellige Zahl zu ergeben. Die Phantasie möchte uns vorspiegeln, daß die existirende Menschheit vielleicht selber dieser einzige einmal geglückte Fall wäre. Endlich würde, wo immer ein Fall zur Probe ausgesucht wird, der ganze Komplex von Leuten mit total anderen Racenmerkmalen ganz außer Ansatz bleiben; wenn wir z. B. mit einem Weißen die Ahnenrechnung anstellen, so ist doch einigermaßen sicher, daß, wieviel Ahnenverlust auch vorkommen mag, die ganze Masse schwarzer Leute diese Rechnung nicht stört.

Ferner haben wir bezüglich der Verwandtschaften und Doppelzählungen Folgendes zu berücksichtigen: erstens haben wir gewisse Abzüge an Ahnenverlusten nicht nur zu fürchten, sondern brauchen sie nothwendig, um die direkt unmöglich große Zahl der theoretischen Ahnenreihe auf das Maß des Möglichen zurückzuführen. Zweitens aber sahen wir, daß die wohlthätige Beschränkung der allzu großen Ahnenreihe durch Ahnenverlust nicht das Gegentheil bewirken, nie annulliren, sondern nur reduciren kann. Man hat aus wirklichen Proben die Erfahrung abziehen wollen, daß der Ahnenverlust nach oben erst progressiv zu- und dann wieder abnähme. Das kann man a priori vermuthen. Denn daß ein Mensch mit seinem Erzeuger — wie z. B. das Beduinenmädchen mit ihrem Vater — nebenbei schon nahe verwandt wäre, ist weniger wahrscheinlich, als daß die Eltern verwandt wären; und dies wiederum unwahrscheinlicher, als daß nicht unter den nächsten Reihen von 4, 8, 16 oder gar 32 Personen wenigstens zwei anderweit verwandt wären. Umgekehrt sehen wir, wenn z. B. wegen durch-

gängiger Verwandtschaft, wie in der adligen Landbevölkerung der russischen Ostseeprovinzen, eine gewisse Ermüdung eintritt, daß instinktmäßig der Wunsch erwacht, fremde Elemente von auswärts hinzubringen. Die früheren Kulturstufen scheinen das Kreuzungsbedürfniß durch Frauenraub nicht unerheblich gefördert zu haben; ebenso darf nicht vergessen werden, daß bei barbarischer Kriegsführung zwar die Männer über die Klinge springen mußten, die Frauen und Mädchen aber zu Haus-Frauenzwecken erhalten blieben. Auch aristokratische Racen als Oberherren niederer Race werden die Durchführung ihres Princips mit Degeneration oder Aussterben büßen müssen, oder den Gefahren der Inzucht zu Liebe für fremdes Blut zu sorgen haben. Eine Musterung der europäischen Regentenfamilien führt zwingender Weise zu ähnlichen Erwägungen. Die Genealogiker sollten von eben daher die Lehre nehmen, daß zwar praktische Beispiele am ehesten in den Familien mit Privatfürstenrecht wegen ihrer ausgedehnten Beurkundungen zu finden sind, daß aber die hierbei gemachten Erfahrungen über Ahnenverlust nicht allgemein maßgebend sind, da jene Familien wegen der geringen Auswahl an Heirathskandidaten an größerem Ahnenverlust leiden, als die breiten Schichten der Bevölkerung.

Ich möchte noch daran erinnern, daß der Wandertrieb zu den Raceneigenthümlichkeiten der sonst zum Philisterthum neigenden Deutschen zählt. Wer im Orient gelebt hat, weiß, daß die Zunft jener unstäten, nirgend seßhaften „Armen Reisenden" sich fast ausschließlich aus Deutschen rekrutirt. Es ist aber nicht selten, daß diese Müden in der Fremde heirathen und sitzen bleiben. Und solche deutschen Leute findet man bis in die entlegensten Winkel der Erde. In diesem Zusammenhang ist jene Erscheinung als Reaktion gegen das Philisterthum, das Eingebanntsein in die Sippe, also endlich gegen die Inzucht aufzufassen. Vielleicht rührt daher die Fertilität der germanischen Race. Einestheils sind sie Philister, wollen behaglich sitzen an Haus, Herd und hinter dem Bierkrug, anderentheils haben sie Wandertrieb, sorgen für fremdes Blut. Ebenso ist den Germanen ein Hang für die Fremden eigen, der oft der Nationalehre trotzt. Wir wissen, daß dieser Hang 1870—71 in dem Benehmen unserer Landsleute den gefangenen Franzosen gegenüber uns oft empört hat.

Eine logische Folge ist noch aus unserem Kapitel zu ziehen. Die Ahnentafel zeigt sich in Form einer umgekehrten Pyramide von 300 Stufen. Ihre Formel $S = 2^{300-1}$, setzt sich zur Hälfte aus Männern (M) zur Hälfte aus Frauen (F) zusammen; also $S = \frac{M\,2^{300-1}}{2} + \frac{F\,2^{300-1}}{2}$, und zwar setzt diese Pyramide auf jeder Stufe die Selektion eines nebenbefindlichen gleichzeitig existirenden Menschengeschlechts voraus. Daß diese Anschauungsweise, welche die aprioristische Schärfe der Logik in befriedigender Weise mit der Erfahrung verbindet, so wenig hervorgetreten ist, hat seinen Grund darin, daß sie der gewöhnlichen Erfahrung und der Alltagshypothese

einer absolut zunehmenden Bevölkerung zuwider ist; sodann wegen ihrer Gegnerschaft gegen die im christlichen Abendland kanonische Lehre von der Einheit und einheitlichen Abstammung des Menschengeschlechts. Eine Erfahrungswissenschaft aber wird allein mit den rückwärtigen, naturwissenschaftlich aufbauenden Ahnentafeln rechnen können, welche an Stelle der zufälligen Vernichtung die Nothwendigkeit einer unsterblichen Geburtsvoraussetzung knüpft. —

Zweiter Abschnitt.

Wir erinnern uns zuerst, daß das vorige System an einem schweren Mangel leidet, und daß uns nicht gelang, „die Quelle zu fassen", d. h. die festen Quadern der Algebra um die Fehlerquelle des Ahnenverlustes zu legen; und den Uebergang der Zahl (des rein quantitativen und zählbaren) in die Entwicklung (also das qualitative, der Zahl entschlüpfende) hatten wir absichtlich, durch Absteckung eines bestimmten Zeitraumes fortgelassen. Das soll sagen: Die allmähliche Steigerung der Organismen zum menschlichen Organismus ist der Ahnentafel inkommensurabel, und Menschenwesen, deren Erzeuger ein Minus des Menschlichen (z. B. ohne Sprache, ohne Reflexion) sind, konnten wir in die Rechnung der Ahnentafel nicht einsetzen.

Wenn die Hypothese eines Adam, d. h. ein durch Wunder geschaffener Anfang eines Menschengeschlechts, uns morphologisch wie psychisch gleicherweise als erfahrungslos dastehendes Faktum nicht befriedigt, so wollen wir nicht vergessen, daß keine exakte Theorie da ist, welcher jene Theorie weichen müßte. Auch ist der Unterschied von der ersten nicht so groß, als es Anfangs scheinen möchte. Denn die theoretische Ahnentafel läßt unerklärt ein Menschengeschlecht ohne Verwandtschaft neben der Ahnentafel stehen und langt sich Mütter und Väter aus diesem heraus, wie der Maurer zum Hausbau die Ziegeln aus dem neben ihm stehenden Vorrath wählt.

Hingegen steht der Stammtheorie als Rechnung zu Seite, was in der Ahnentheorie uns gerade störte und nothwendiger Weise stören mußte: Doppelzähligkeit durch Ahnenverlust. Ja, es ließ sich mathematisch garnicht übersehen, ob nicht der Ahnenverlust etwa den Ahnenvorrath ganz aufzehrt, in Stammesgeschlechter auflöst und aus der steigenden eine fallende Reihe macht. An der Exaktheit stört uns hier der Mortalitätsfaktor und die Zufälligkeiten der Züchtung (Kinderzahl, Geschlecht, Gesundheit). Sollte aber wirklich eine fallende Reihe vorliegen, so führt uns die Rechnung zu einem Stammvater, also zu der naturwissenschaftlich abgelehnten Theorie. Und damit ist wieder im Effekt ganz einerlei, ob wir uns das Wunder als den Uebergang der primären Zelle zum nächst höheren Organismus denken, oder an die Stelle versetzen, wo zum ersten Male über die ererbten Eigenschaften eine Steigerung zum specifisch Menschlichen stattgefunden hat. An dieser Stelle ein Zwischenglied aus der Versenkung steigen lassen (das von keiner Erfahrung, keinem logischen Schlusse auf eine Realität bezogen werden kann),

stellt doch dieselbe Anforderung an unser Glauben, nicht an's Wissen, wie nur je ein Dogma.

Die Geschichte Adams soll hier nun nicht überflüssiger Weise wiederholt werden, sondern die logisch denknothwendigen Einwendungen an der Bibel geprüft werden. Der Bericht (1. Mos. Kap. 4—6) bleibt bei einem elternlosen Stammpaar und dessen Kindern, die sich Kap. 4, 25 um eins vermehren. Aber schon vorher (a. a. O. Vers 17) hat Kain ein Weib und einen Stammbaum. Wo kommt die her? Es existiren ja nur Adam, sein Weib und deren Söhne, also sind entweder anderweit Menschen vorausgesetzt, oder es wird verschwiegen, daß die Stammeltern noch mehr Kinder haben; und dann kann Kains Frau, wenn sie nicht sonst woher kommt, nur Kains Schwester sein. Vers 20—22 (a. a. O.) erscheinen Stämme oder Berufsstände, Kasten oder Sippen von gleichartiger Beschäftigung. Viehzüchter, seßhafter, nicht nomadischer Art, und eine Kaste der „Geiger und Pfeifer“; die Zusammenstellung ist so eigenthümlicher Art, daß man sich unwillkürlich die Sache nach Analogie musikalischer Völker, der Böhmen und Zigeuner (französisch Bohémiens) denken möchte. Kapitel 4, 2 werden die Berufe der Ackerbauer und Viehzüchter genannt; aber dort heißt es nicht: von diesen stammen die Hirten, von jenen die Ackerbauer, sondern Abel war Viehzüchter, Kain: Ackerbauer.

Das sieht nun bei Adam so aus, als sei sogleich die Monogamie von Gott miteingesetzt worden, wie auch die monogamische Trauformel von hier mit Vorliebe ihren Segen herholt. Erst Vers 19 (a. a. O.) wird ausdrücklich eines Bigamisten gedacht. Auch Vers 26 taucht die Frage nach Herkunft der Frau — wie oben, Vers 17 — auf. Wir haben also in diesem Kapitel entweder noch anderweits Menschen oder aber Blutschande, die nothwendig ist, und Bigamie, die nicht verboten ist. Ferner tauchen Kapitel 6 Vers 2 und 4 neben den „Kindern Gottes“, also der Mannsstamm-Genealogie mit mystischer Herkunft der Weiber, die „Töchter der Menschen“ auf, die man sich nach Vers 2 und 4 als schöne Rasseweiber denken muß.

Logisch sind zweierlei Annahmen zwingend. Entweder sind die verschwiegenen weiblichen Mitglieder Schwestern ihrer Männer, oder die primäre Stammtafel setzt — wie bei der Ahnentafel nothwendige Voraussetzung — anderweits Menschen (Töchter und Söhne der Menschen im Gegensatz zu den Kindern Gottes) voraus. Im ersten Falle rechnen wir auf Adam mit seinen 930 Jahren Lebenszeit zahllose Kinder, von denen nur Hauptstämme angegeben werden, und ein Gleiches gilt von den Geschlechtstafeln Kapitel 5 Vers 6—29.

Dann beruht das Menschengeschlecht auf Inzucht. Demnach berühren sich wieder beide Systeme. Die unwahrscheinlich hohen Zahlen der theoretischen Ahnentafel können nur durch Annahme des Ahnenverlustes (vermöge Verwandtschaft) auf's Glaubliche reducirt werden und für die Stammtafel

ist Inzucht nothwendige Annahme. Trotzdem empfiehlt sich sehr einleuchtend der Darwin'sche Gedanke einer gleichzeitigen, vielfachen Potenzirung der Thierorganismen zum Menschengeschlecht; — und ebenso ist die Erfahrung der aufhebenden Wirkung fortgesetzter Inzucht eine Forderung, daß den „Kindern Gottes" von irgend wo anders her „Töchter der Menschen" zur Schaffung einer lebenskräftigen, nicht durch Blutschande vermehrten Rasse gegeben werden mußten.

Nun ist noch der Einwand zu erwägen, daß der Urmensch — oder auch die Urmenschen — von einer solchen Kraft und Vollkommenheit gewesen, daß er (sie) der Gefahr der destruktiven Wirkung der Inzucht zu trotzen vermochte. Wir suchen noch nach den osteologischen Resten des Tertiär-Menschen; der diluviale Neanderthal-Schädel weicht von den heutigen zwar osteologisch ab; aber das ist doch ein vereinzeltes Beispiel, welches sich seither nur um wenige Fälle vermehrt. Und ob der Neanderthalschädel nicht vielleicht pathologisch und zu Schlußfolgerungen untauglich (Virchow), dies ist noch ungelöst und nicht unbestritten. Im Ganzen dürfen wir sagen: osteologisches Material vom Urmenschen oder gar Vormenschen existirt noch nicht! Wir sind daher, ähnlich wie wir es für unsere Betrachtung durch eine Schätzung auf 10 000 Jahre thaten, ebenfalls mit unserem osteologischen Vorrath eingeschränkt, indem dieser auf einen im Wesentlichen dem modernen Menschen gleichen Bau schließen läßt. Die kraneologische Beschaffenheit läßt auf gleiche intellektuelle Beschaffenheit schließen. Fände übrigens eine auf- oder absteigende Tendenz statt, so müßte die muthmaßliche Beschaffenheit, verglichen mit der modernen entweder Engel oder Teufel, Riesen oder Krepierlinge an den Endpunkten ergeben. Sind aber Anfänge und Anläufe zu einem solchen Abstand für die Zeitepoche, die bereits aufgehellt ist, nicht nachweisbar, so ist auch eine Fortsetzung nach dieser Richtung unwahrscheinlich.

Sodann, ähnlich wie die Bergflora (also senkrecht gemessen) die Stufenfolge von der Tropen- bis zur Polarflora (also wagerecht gemessen) wiederholt, so geben auch die kontemporären Erscheinungen der Völker die historischen Abstände wieder. Also der Vergleich zwischen jetzigen Kultur- und Natur-Völkern läßt sich zu Analogien zwischen uns und unseren historischen Voreltern benutzen. Nun, da könnten die muskulösen Samoaner und die Fährten riechenden Indianer uns unsere Vorfahren zum Vergleich ersetzen. Wir sind dünner, schwächer, an Sinnen abgestumpfter. Genaue Messungen der mittelalterlichen Rüstungen lassen uns im Durchschnitt sogar kaum als degenerirt erscheinen. Und mens sana in sano corpore, es können daher Schwankungen und Verschiebungen, sowie Kompensationen physischer und intellektueller Eigenschaften vorkommen, aber diese haben Grenzen; weder sind wir bloße Köpfe, noch die historischen Voreltern bloße Muskelberge und Fünfsinnen-Konglomerate; letzteres insbesondere wird durch den Befund ältester Volkspoesie schnurstracks widerlegt. Daher nehmen wir auch bezüglich der modernen

Züchtungs- und Vererbungstheorien keine wesentlichen Veränderungen von heut und einst an und sprechen dem Urgeschlecht dreist die Fähigkeit ab, durch fortgesetzten Incest (Blutschande) das Geschlecht fortgesetzt zu haben. Wir sehen daher auch die Bibelberichte ebenso auf die Verschweigung der Weiberherkunft (1. Mos. 4, 17 und 26) hier an und meinen, daß es sich um Präcipual-Stammtafeln, um Stammnamen und Patriarchengeschlechter von turbulenten*) oder polygamischen oder matriarchalischen Konstruktionen gehandelt haben könnte. Die psychologisch zu erklärende Mißbilligung, die in der Erzählung von einem Strafgericht über das Menschengeschlecht ihren Ausdruck fand, dürfte die Reminiscenz einer Uebervölkerung und die im Anschluß daran statistisch nothwendige Unsittlichkeit und Unmoral vorzustellen geeignet sein. (Generell: die Sintflut, partiell: Sodom und Gomorra). Wenn die Flutsage geologisch erklärt und neuerdings einmal von einem Geologen als Teifun aufgefaßt wurde, der in Mesopotamien eine große Ueberschwemmung anrichtete, aus der sich ein kluger Wetterbeobachter, mit dem Barometer in der Tasche, in einem Vehikel sammt seinen Hausthieren rettete, — so erinnert uns dieses an gewisse Deutungen — das war zur Blüthezeit des aufklärerischen Rationalismus — des trojanischen Krieges und an das hochmüthige Besserwissen, welches Schliemann — Anfangs als Enthusiast verschrien — durch Thatsachen zum Schweigen brachte. Daß die Flutsage bei so vielen, offenbar zusammenhangslosen Völkern wiederkehrt, degradirt jene geologische Erklärung der Sintfluth als Lokalüberschwemmung zu dem Niveau der schönsten Blüthen des weiland Nikolai'schen Rationalismus.

Vielmehr scheint es, daß die Sintflutsage sowohl eine psychologisch-symbolische (: in früheren Zeiten war es einmal schön — die Welt ist immer schlechter geworden — doch Gottlob! die finsteren Zeiten sind vorüber) als eine prähistorisch traditionelle Wurzel habe. Sind nun gleich die Einwände gegen die Katastrophen-Theorie von sehr beachtenswerther Wissenschaftlichkeit, so ist die Bibel und alle Schwestersagen vielleicht doch weniger einfältig, als es den modernen Geologen erscheint. Und es mag etwa eine Glacialzeit verbunden mit kleineren Partialkatastrophen gegeben haben, im Anschluß an welche ein schleuniger Zuzug des vom Wetter decimirten Menschengeschlechtes nach den centralasiatischen Terrassenländern stattgefunden hat. Die Berichte von einem (Vier)-Stromland des Paradieses lassen dieses bei einem Zeitalter, das keine Geographie, keine Karten kannte, von Stromgebieten und Zutheilungen der Nebenflüsse keine Ahnung hatte, auch recht vielfach aufsuchen**). Denn im Süden der centralasiati-

*) Wir meinen hiermit Abstammungsverhältnisse, welchen die damalige Zeit selbst die Sanktion versagte. Zu vergleichen die Geschichte der Thamar. (2 Sam., Kap. 13).

**) Wir erinnern nur, daß der Zambesi bis in unsere Zeiten unter Dutzenden von Namen in den Köpfen existirt, ohne daß sie von der Identität und Existenz des einen einzigen großen Stromes etwas ahnten.

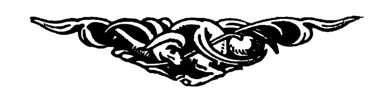
schen Terrassenländer giebt's den Indus und Ganges, nach Süd-Ost den Bramaputra und Irawaddi, nach Osten den Hoangho und Jan-tse-kiang, nach Norden Lena und etwa Jenissei, nach Nordwest den Amu-darja und Sir-darja, nach Westen den Euphrat und Tigris.

Eine Rückstauung des in Terrassenländern zusammengezogenen Völkertrümmer-Chaos, denen die gigantischen Berge wohl wie zum Himmel ragende Thürme vorkommen mochten, ergab vielleicht eine Völkerwanderung nach Ost, Süd, Nord, West, und zehntausend Jahre mögen seither vergangen sein, daß die schwarzen, braungelblichen, rothen, weißen Leute auseinander gingen.

Das, was wir an den beiden Systemen, dem der Stammtafel und Ahnentafel, zeigen wollten, dürfte sich allerdings kaum in Abrede stellen lassen: beide Systeme, die einer auf dem Sockel ruhenden und einer auf der Spitze stehenden Pyramide gleichen (läge etwa eine Symbolik des ersteren Systems dem Bau der ägyptischen Pyramide zu Grunde? und die Sphinx wäre das Räthsel, welches in's Leben ein- und ausführt?) ergeben keine befriedigenden Resultate, beide entziehen sich auf die ärgerlichste Weise dem Gesetz der Zahl und dem Gesetz der Zeugung, die doch Beide etwas absolut Klares zu sein scheinen. Aber auch ein ignorabimus vermögen wir dabei nicht einzusehen; und wenn wir die Art der Beantwortung der einschlägigen Fragen vor und nach der Inauguration moderner Anthropologie prüfen, so wird uns nichts den Muth an der Arbeit rauben. Und ebenso wie die prähistorische Forschung im Verein mit ihren Schwesterwissenschaften neue Völker, gänzlich neue überraschende Kulturen vor uns hat aufstehen lassen, so wollen wir nicht die Hände zaghaft in den Schoß sinken lassen, so lange die Hieroglyphen Centralamerikas noch nicht Auferstehung gefeiert haben und solange die Ausgrabungen von Susa, ja in ganz Kurdistan und die Durchforschung der chinesischen und tibetanischen Litteratur und Länderstrecken noch so im Rückstande sind.

Allein bei einer anstrengenden Arbeit des Grabens pflegen wir Pausen zu machen, das verkrümmte Rückgrat auszudehnen, wieder in die aufrechte Lage zu bringen, die ihm Gott zum Unterschiede von den Thieren gegeben, und einen Blick zum Himmel zu richten.

Froh machen solche Pausen nicht, und an der Arbeit wird dadurch nichts gefördert, das wissen wir!





Ludwig Wüllner.

Von

Paul Riesenfeld.

— Heidelberg. —

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide." Der Sprecher dieser Worte, Goethes Tasso, ist einer von den Pfadfindern, die uns den Weg weisen in das Labyrinth der intuitiven Selbstgestalter und nachschöpferischen Künstler. Der Tassodichter hat noch an mancher anderen Stelle in seinen Werken den Gedanken, den er dem ferraresischen Poeten in den Mund legt, in unvergängliche Form gebracht. So bekennt er z. B. einmal: „Spät erklingt, was früh erklang, Glück und Unglück wird Gesang." Hier hat das entscheidende Wort des ersten Citates eine auch äußerlich hervorgehobene Potenzirung erhalten, der neben vielen anderen Leidensgenossen auch Uhland Ausdruck giebt, wenn er in seiner Anrufung des Schicksals voll Resignation klagt: „Du sendest mir der Schmerzen viel und giebst für jedes Leid ein Lied." Aus seinen großen Schmerzen machte auch Heine die kleinen Lieder, und die beiden Genies, die seine Verse in das farbige Tongespinnst ihrer Kunst hineinwoben, Schubert und Schumann, pflanzten sie auf ihrem fruchtbaren Arbeitsfelde etwa melodische Duftblumen, deren Wurzeln nicht tief im aufgewühlten Boden des seelischen Lebens und Leidens hafteten? Wenn nun ein Wanderer auf dem Wege nach Labung seines brennenden Durstes die köstlichen Blumen pflückt, nicht um ihren Zauber zu vernichten, sondern um sie im Treibhaus zu hegen und zu pflegen, damit er selbst und andere Blüthenfreunde sich daran erbauen, muß er nicht mit ihnen umzugehen wissen und ihre Eigenart verstehen, muß nicht sein Herz mit den Blumen verwachsen, nicht sein stark pulsirendes Blut mit den Säften getränkt sein, die das Gedeihen der Pflanzen fördern? Dieser Gärtner, den der Leser

gewiß schon längst als einen nachschaffenden Künstler, nämlich als den Sänger, demaskirt hat, muß gleichsam wie eine Biene von Kelch zu Kelch der Lieblingsblumen flattern, um daraus zu schlürfen und später mit dem süßen, lindernden Honig, nämlich mit seiner Singkunst, seine und seiner Seelenverwandten Wunden zu kühlen. Auf solche Weise vermag kein Künstler so stark zu wirken wie der Sänger. Die Vermittler der Dichtkunst, der Recitator und der Schauspieler, können den Schatz ihrer Worte nicht so tief in unsere Gefühlsströmungen senken, wie der Sänger seine Töne, denen schon ihr physiologischer Charakter die Eigenschaft giebt, den Gehalt der unergründlichen Seele bis auf einen kleineren Rest auszuschöpfen. Das wollte ich auch durch die Gegenüberstellung der einleitenden Citate andeuten. Einen überzeugenden Beweis kann ich hier nicht zu geben suchen, zweifellos würde er weit hinter den vortrefflichen Ausführungen zurückbleiben, die Friedrich von Hausegger, der Vater des zukunft- und siegreichen Siegmund, in seinem auch für das Verständniß meines eigentlichen Themas förderlichen Buche „Die Musik als Ausdruck" der Kunstwissenschaft geschenkt hat. Auch daran sei erinnert, daß Richard Wagner nie verwitternde ähnliche Lettern in die Gesetztafeln der Aesthetik mit dem Meistergriffel eingegraben und seine Theorie in die That, in eine unübertreffliche Ruhmesthat umgesetzt hat. Gerade Wagners Musikdramen sind die besten Beispiele für die Physiologie und Psychologie des Gesanges. Die menschliche Stimme ist die eigentliche und primitivste Vermittlerin menschlicher Gefühle, die nach ihrer Stärke und Ursache den entsprechenden akustischen Ausdruck erhalten. Die Bewohner von Wagners Germanenwelt sind ja vorweltliche Menschen, die darum in der Singsprache reden — in Bayreuth nennt man das „Sprechgesang" — und durch diese natürlichste, urthümliche Lautpsychologie die Kette ihrer Gefühlsnüancen am leichtesten entriegeln und entfalten. Rhythmus, Dynamik, Accentuation und Melos vereinigen sich zu einem breiten, brausenden Tonstrom, der wie ein Quell aus verborgenen Tiefen der Seele hervorsprudelte und deren Gehalt in viel eindringlicherer Weise, als es die Wortsprache vermöchte, in die weite Welt münden lassen will. Man denke nun noch an die starke Modulations- und Vibrationsfähigkeit der menschlichen Stimme, schließlich auch an jenes undefinirbare Fluidum, das die singende Persönlichkeit umschwebt, und gebe getrost zu, daß die Gesangskunst den Schleier der seelischen Mysterien am weitesten zu lüpfen vermag. Niemand kann uns mit dämonischerer Gewalt in den Bannkreis seines inneren Erlebens ziehen, Niemand dichtere und feinere Fäden zwischen sich und seinen Zuhörern spinnen als der „göttliche Sänger", in dessen Persönlichkeit diese heimlichen Fäden verknotet sein müssen. Besteht nicht auch eine der höchsten Anerkennungen, die man z. B. einem Geiger zollen darf, in dem Lobe, daß er auf seinem Instrumente singt? Dadurch wird angedeutet, daß er seelenvoll zu spielen versteht, daß unter dem Druck seiner Finger auf die Saiten eine Fülle lebendiger Ge-

sichte auf die Bewußtseinsschwelle des Hörers tritt. Auf die Lebendigkeit und persönliche Beseelung des gesanglichen Vortrages wird im modernen Musikleben, in dessen Bereich das Ziel der großartigen Entwickelung der Tonkunst nach der Seite der „Musik als Ausdruck“ liegt, mehr Werth gelegt, als ehedem. Die Kinder der Wagner'schen Muse werden jetzt von den meisten Künstlern adoptirt, die einsehen, daß Wagners Helden, kraft ihrer rhythmisirten Geberden und Ton gewordenen Worte ihre Mittheilungskunst, nämlich die dramatische Singsprache, zur besten Ausdrucksvermittlerin machen. Deshalb hat der von Wagner zur Vollendung gebrachte Typus des dramatischen Sängers mit mannigfachen Veränderungen jetzt seine Wirkungsstätte auch im Konzertsaal. Der Baron Ernst von Wolzogen z. B. verkündet in seiner Rolle als Conférencier in seinen Soiréen, daß die Mitglieder seiner Truppe für ihre gesanglichen Leistungen an der Mimik, an der Geberde, an der deutlichen Aussprache des Textes und charakteristischen schauspielerischen Betonung wichtige Hilfsmittel besitzen. Wenn man nun die Praxis dieser Theorie veredelt, vertieft, ihres zuweilen karrikirten, aufdringlichen Charakters entkleidet und in den Dienst dieser Metamorphose die Bethätigung aller meiner vorangegangenen Ausführungen stellt, so zeigt sich auf stolzen Höhen das Reich der Kunst, dessen Fürst Ludwig Wüllner heißt. Um zu seinem Hochsitz zu gelangen, mußten die Leser an der von mir gehaltenen Richtschnur auf beschwerlichen Serpentinpfaden vorwärts schreiten. Erst jetzt stehen wir, zwar immer noch mangelhaft vorbereitet, aber doch mit flüchtiger Kenntniß der Provinzen seines Reiches vor ihm. Auf ihn bezogen sich meine exponirenden Sätze, denn er erfüllt die Bedingungen, auf denen die praktische Bethätigung jener Sätze beruht. Um auf das einleitende Citat zurückzugreifen, nenne ich Wüllner einen musikalischen Torquato Tasso. Seine Gesänge sind „lebende Lieder“. Sein Vortrag ist der Prozeß echt künstlerischer Befreiung von dem überschwänglichen inneren Erleben, ist eine Ausdrucksform für seine Leiden- und Freudenschaften. Das volle Gefäß seiner Seele gießt auch er in seine Kunst aus, der darum die untilgbaren Spuren von Leben und Seele eingedrückt sind. Bevor also von seiner Kunst die Rede ist, müssen wir in seine Seele blicken und sein Leben kennen lernen. Was hat Wüllner erlebt und wie hat das Leben die Seele gebildet, daß er auf seiner vielsaitigen Lyra so ganz eigenartige, bezwingend selbstvolle Melodieen anstimmen kann? Dadurch habe ich also endlich den Uebergang zur Biographie des Künstlers gefunden.

Ludwig Wüllner wurde am 19. August 1858 zu Münster in Westfalen geboren. Im siebenten Jahre kam er nach München, wo der Vater zwölf Jahre lang Hofkapellmeister blieb, und absolvirte hier 1876 das Gymnasium. Dann studirte er die deutsche Sprache und Litteratur an den Universitäten München, Berlin, Straßburg, war in Berlin Schüler von Wilhelm Scherer, machte 1882 in Straßburg die Examina, studirte darauf noch privatim in Berlin und habilirte sich nach zwei Jahren als Privat-

docent für germanische Philologie an der Akademie seiner Heimatstadt Münster i. W. Das akademische Lehramt hatte er sechs Semester lang inne, während deren er Vorlesungen auf den meisten Gebieten der deutschen Grammatik und Litteraturgeschichte hielt. Ein starker, unbezwinglicher Trieb ließ ihn schon längst dem Theater zustreben; deshalb gab er den Beruf des Gelehrten auf, wie sehr er auch in ihm sich aussprechen, in weite Kreise wirken und wohlthuende Anerkennung finden mochte. Die ersehnte Bühnenlaufbahn verschlossen ihm familiäre Rücksichten, und so wurde er, um seinen künstlerischen Impuls wenigstens einzudämmen, nach sehr schweren inneren und äußeren Kämpfen Musiker. Er trat also 1887 als Schüler in das Kölnische Konservatorium ein, dessen Direktor sein Vater war, und wurde dort schon nach einem Jahre Lehrer des Chorgesanges und Konzertensembles, dirigirte auch einen Kirchenchor und sang bereits öffentlich, allerdings erst in kleineren Kreisen, auf Konzerten in Köln und anderen rheinischen Städten. Aber schon nach einem Jahre, als seine Großmutter, eine streng katholische Dame, der zu Liebe er seinem Wunsche entsagt hatte, starb, war er entschlossen, seiner natürlichen Neigung zu folgen. Da brach im Jahre 1889 eine schwere körperliche und seelische Krisis über ihn herein; erst nach ihrer Ueberwindung ging er daran, sich dem Berufe zu widmen, der seit frühester Jugend ihm als erhabenes Ziel vorschwebte, dem Berufe des Schauspielers. Schwerwiegende innere und äußere Gründe hatten ihn bis zu seinem dreißigsten Jahre gehindert, die Bühne zu betreten, nun unterwarf er sein Talent und Können dem Urtheilsspruch des Herzogs Georg von Meiningen. Die Probe fiel so günstig aus, daß der Herzog an den Vater telegraphirte: „Ich erwartete nicht in Ihrem Sohne einen virtuosen Vortragskünstler zu finden. Seine Vorträge haben mich tief ergriffen. Er ist zum Menschendarsteller geboren, und die deutsche Bühne kann sich gratuliren, wenn er sich entschließen würde ihr anzugehören.“ Daraufhin trat Wüllner in den Verband der Meininger Bühne und gehörte ihr von 89—95 als erster Charakter- und Heldenspieler an. Während dieser Zeit spielte er — Anfangs noch auf der letzten Gastspielreise der Meininger und dann in Meiningen selbst — alle ersten klassischen und modernen Rollen des damaligen Repertoires, u. a. Hamlet, Shylock, Othello, Faust, Lear, Nathan, Wallenstein, Talbot, Richter von Zalamea, Erbförster. Daneben absolvirte er Gastspiele in München, Köln, Hamburg, Weimar 2c. Aber die Musik blieb ihm auch in jener Zeit treu. Er sang in Hofkonzerten, bisweilen auch öffentlich, musizirte viel mit Johannes Brahms, der damals wiederholt als Gast des Herzogs in Meiningen weilte, und arrangirte bereits ganze Liederabende.

Im November 95, als eben Paul Lindau als Intendant des Hoftheaters seine Stellung angetreten hatte, verließ Wüllner Meiningen, und der Herzog verlieh ihm zum Abschied das Diplom und den Titel eines herzoglich Meiningen'schen Hofschauspielers auf Lebenszeit. Seitdem wirkte Wüllner meist im Konzertsaal und

zwar besonders als Liedersänger, obwohl er auch in Oratorien und weltlichen Chorwerken, z. B. in Berlioz' Faust, Brahms' Rinaldo, Tinels Franciscus, Schumanns Paradies und Peri, Beethovens neunter Sinfonie, oft auftritt. Seinem ganzen Entwicklungsgang gemäß sucht Wüllner in seinen Vorträgen nicht nur die rein musikalische, klangliche Seite des Liedes zu erschöpfen, es genügt ihm auch nicht, den Text, das Wort, das Gedicht möglichst klar und scharf zur Darstellung zu bringen — auch das haben schon berühmte Vortragsmeister vor ihm, wie Stockhausen, Gura, zur Mühlen, erstrebt und erreicht —, Wüllner geht noch weiter als alle diese Meister. Er faßt das Lied als ein augenblickliches, persönliches Erlebniß auf, — er will Lied und Leben auf's engste verknüpfen und den Eindruck erwecken, daß man zu der Ueberzeugung kommt: dieser Mensch will jetzt nicht ein beliebiges Lied singen — nein, er befindet sich in einer solchen Seelenstimmung, daß er gerade dieses bestimmte Lied jetzt singen muß. Er will z. B. nicht Schuberts „Wanderer" tonschön und in guter Verbindung von Wort und Ton vortragen — nein, er will Schuberts Wanderer selbst sein, der Wanderer, der vom Gebirge herkommt und das Land seiner Sehnsucht finden will. So trachtet Wüllner danach, alle Lieder lebendig zu machen, ruht doch die echte, tiefe Lyrik, wie vor allem die Goethes, auf selbst erlebtem Grunde. Nicht zu dramatischen, kleinen Scenen werden Wüllners Vorträge, aber eine ganz bestimmte persönliche Nüance kommt durch diese enge Verbindung von Lied und Leben hinein, die Wüllner von allen anderen Vortragskünstlern im Konzertsaal unterscheidet; daher wirkt der Künstler bisweilen befremdend, jedoch immer unmittelbar und erregend. Durch klangliche Studien sucht er in den letzten Jahren seine von Natur nicht bedeutende Stimme immer mehr zu vervollkommnen und zu stärken; sein Lehrer nach dieser technischen Seite hin ist Georg Arnim in Leipzig. Aber weder in der musikalischen noch in der deklamatorischen Darstellungskunst hat Wüllner eine Schulung erhalten, ohne Vorunterricht betrat er sowohl die Bühne wie den Konzertsaal. Das Theater läßt ihn auch jetzt noch nicht ganz los. Nach Schluß der Konzertsaison tritt er zuweilen als Schauspieler auf; Tannhäuser und Siegmund hat er mit Erfolg auf der Bühne gesungen und verkörpert. Eine viel begehrte Leistung von ihm ist die Recitation des Byron'schen Manfred mit der Musik Robert Schumanns. In allen größeren Städten Deutschlands ist er der Nachfolger Ernst Possarts geworden, der diese Rolle zuerst mit größter virtuoser Kunst, aber ohne jene persönliche, leidenschaftliche Nüance Wüllners gesprochen und dargestellt hat. Wüllners Repertoire umfaßt über vierhundert Lieder und Gesänge, die er nach der Art seines Vortrags aus dem Gedächtniß, gleichsam als freie Improvisationen aus der augenblicklichen Stimmung heraus singt. Von den modernen Liederkomponisten läßt er in erster Reihe Hugo Wolf und Richard Strauß, in zweiter Arnold Mendelssohn, Felix Weingartner und Conrad Ansorge zu Wort kommen.

Diese Mittheilungen sind das Ergebniß meines mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit dem „geistvollen Sänger“ und seiner autobiographischen Skizze. Eine solche Skizzenzeichnung muß der Lebensbeschreiber selbst koloriren, um ein Seelengemälde entstehen zu lassen. Wüllner hat seine Silhouette nur flüchtig entworfen und einige Striche, wie ich glaube, absichtlich fortgelassen. Manche Furche hat er seinem Antlitz einzuzeichnen vergessen; so hätte er z. B. mit seinem Stifte die Wesenszüge des Stotterers markiren sollen. Von frühester Jugend ab litt er an dieser beklagenswerthesten, unsäglich verbitternden Psychose, deren einschneidenden Fesseln ich selbst mich immer noch vergebens zu entringen abmühe. Der Stotterer ist das Opfer einer Zwangsvorstellung, einer seelischen Lähmung und darum das interessante Objekt einer ganz eigenen Psychologie pathologischen Charakters. Allen Laien, zu denen man jeden Nichtstotterer rechnen muß, empfehle ich das emsig durchdachte, ebenso fesselnde wie lehrreiche Buch mit dem Titel „Das Stottern — eine Psychose“. Sein Verfasser ist Professor Rudolf Denhardt, der Besitzer der jetzt in Eisenach befindlichen Heilanstalt für Sprachstörungen. Dieser Mann hat auf Wüllner einen entscheidenden Einfluß ausgeübt, nicht nur insofern, als der Künstler zu verschiedenen Zeiten seines bewegten Lebens bei Denhardt Genesung suchte und fand, der hat auch dem Innenleben und dadurch der Kunst seines Patienten und späteren intimen Freundes eine bestimmte Richtung gegeben. Denhardt, der erkannt hat, daß das schrecklichste aller Sprachübel auf einer Störung seelischer Funktionen beruht, behandelt seine Patienten, wenn es ihre Anzahl erlaubt, — was leider im Interesse der Kranken nicht immer der Fall ist — als Individualpsycholog. So wurde Denhardt Wüllners Tröster, Stärker, Vermittler und seine Stütze, die ihm emporhalf zu aussichtreicher Höhe. Denhardt wurde sein Mentor, der den ehemals fast Willenlosen zu eifrigem künstlerischen Studium spornte, mit Rath und That, mit lebhafter Theilnahme und anfeuernder Anerkennung seine Uebungen förderte. Auch das Interesse Anderer für seinen Freund wußte er zu erwecken und auf diese Weise der verstehenden Oeffentlichkeit allmählich die reiche Begabung Wüllners zu schenken. Daß er auch den wunden Kern in dessen Innerem durch lindernden Balsam gesund zu machen suchte, ist durch die gegenseitigen intimen Beziehungen erklärlich. Ich will und darf diesen Kern vor den Lesern nicht enthülsen; unser einer hat — trotz Hermann Sudermann, dem Verrohungsstatistiker, — doch noch etwas Taktgefühl. Nur so viel möchte ich sagen, daß ich das „gewisse Etwas“ in Wüllners Wesen erst ganz verstand, als er einmal, während ich zwei Schritte vor ihm stand und im Seelenspiegel seiner vor Erregung glänzenden, feuchten Augen ein geheimnißvolles Gebilde sah, Schuberts Komposition des Rückert'schen Gedichtes „Sei mir gegrüßt“ zu der wie immer musterhaften Begleitung von Conrad V. Bos sang. Man muß es mitwissen und miterleben, warum er so ergriffen ist bei den Versen:

„Zum Trotz der Ferne, die sich feindlich trennend
Hat zwischen mich und Dich gestellt;
Dem Neid der Schicksalsmächte zum Verdrusse
Sei mir gegrüßt, sei mir geküßt.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Ein Hauch der Liebe tilget Räum' und Zeiten,
Ich bin bei Dir, Du bist bei mir,
Ich halte Dich in dieses Arms Umschlusse,
Sei mir gegrüßt, sei mir geküßt."

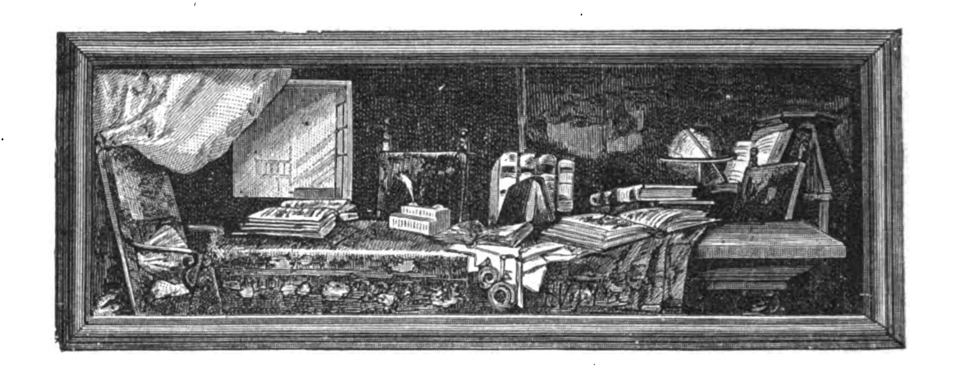
Damit auch der andere Theil gehört werde, citire ich folgende Verse, aber ohne Namensnennung oder Angabe der Gedichtsammlung:

„O wär' ich doch die stille Nacht,
Die Dich umschwebt auf dunklen Schwingen:
Mit unlösbarer Zaubermacht
Wollt' kosend ich Dich umschlingen
Und küssen Dir die Augen zu,
Und rauben Seele Dir und Leben, —
Um es in heil'ger Liebesruh
Verdoppelt Dir zurückzugeben."

Diese aktive und passive Erotik geht in vielen Vorträgen Wüllners restlos auf. Welcher Künstler, besonders welcher produktive oder reproduktive Lyriker hätte denn nicht das Singen und Sehnen liebeszauberischer Gefühle in sich gespürt? Die Qualen solcher Lyrik empfindet man, wenn Wüllner z. B. der Dichterliebe von Heine und Schumann zu tönendem Leben verhilft. In überzeugender, wahrster Weise vereinigt er Lied und Leben, wenn er singt: „In meiner Brust, da sitzt ein Weh, das will die Brust zersprengen," oder wenn er Arnold Mendelssohns Vertonung des Nachtliedes Zarathustra mit den Ausdrucksnüancen des Uebermenschen wiedergiebt. Denn Wüllner ist auch einer von denen, die wie der Heros Nietzsches ihre wühlende Leidenswollust in die Verse ausströmen lassen können: „Ein Ungestilltes, Unstillbares ist in mir, das will laut werden; eine Begierde nach Liebe ist in mir, die redet selber die Sprache der Liebe."

Zu diesen intimen Betrachtungen gab mir das Verhältniß Wüllners zu seinem Heillehrer Veranlassung. Der Stotterer Wüllner ist als Schüler Denhardts aber auch in anderer Beziehung für meine Untersuchungen wichtig. Ich gründe nämlich einen Theil seiner Kunst auf die physiologischen Uebungen, die er zum Wohle für sein Sprechvermögen auf sich nehmen mußte. Sollten denn nicht die vielen stimmlichen und lautlichen Experimente, die vielen freiwilligen und unfreiwilligen Recitationen in Denhardts Anstalt den jungen Stürmer vollends zum Deklamator ausgebildet haben? In dem Sprecher Wüllner sehe ich ja den eigentlichen Enträthseler seiner Wesensart und Kunst. Begann doch die Laufbahn seines Ruhmes mit dem nur den höchsten reproduktiv künstlerischen Offenbarungen zu vergleichenden Vortrage des Byron'schen „Manfred", über den er, nachdem er als Litte-

raturdenker schon manches Mal sich schriftstellerisch bethätigt hatte, bei Hermann Seemanns Nachfolger in Leipzig ein Werk veröffentlichte. Das erste Auftreten Wüllners als Manfred in Berlin machte einen so überwältigenden Eindruck, daß der Künstler sich entschloß, auch als Liedersänger sich in die Oeffentlichkeit zu begeben. Dadurch that er damals in der Reichshauptstadt den ersten Schritt in das Gefilde der Ruhmesseligen und Höchstgefeierten. „Der Schritt war um so merkwürdiger, als Wüllners stimmliche Mittel keineswegs ergiebige waren. Aber die bewundernswerthe Energie, die dem Schauspieler über ein angeborenes Sprachhinderniß hinweggeholfen hatte, half ihm auch bis zu einem gewissen Grade über das Manco seiner stimmlichen Begabung. Mit eisernem Fleiß rang er seinem Organ das möglichste Maß von Wohlklang und Biegsamkeit ab, und was ihm an sinnlichen Ausdrucksmitteln fehlt, ersetzt er reichlich durch künstlerische Intelligenz. Nächst der Macht seiner willenskräftigen Persönlichkeit kommt ihm dabei seine Meisterschaft in der Behandlung des Wortes zu gute. Wüllner geht von der Sprache aus, um seine poetisch-musikalische Intuition zu übermitteln, und übt gerade dadurch auf den Hörer die stärkste Suggestion aus. So ist er der Vertreter einer neuen Richtung im deutschen Liedergesange geworden. Sein Vortrag deutscher Volkslieder ist unübertrefflich, und seine Konzerte, die anfangs nur eine kleine Gemeinde erbauten, gewinnen ein immer größeres Publikum für sich." So schrieb vor drei Jahren in der Abhandlung über die Tonkünstler der Gegenwart Dr. Leopold Schmidt, mit dessen Ausführungen meine Ansichten also im Wesentlichen übereinstimmen. Ich möchte nur noch hinzufügen, daß Wüllner, sobald man das ominöse Wort „indisponirt" auf seine Stimme nicht anzuwenden braucht, oft auch in rein gesanglicher Hinsicht das Beste leistet, was man im Allgemeinen von einem berühmten Sänger verlangen darf. Ich war bald beim ersten Male in seinem Bann und habe genug Gründe, mit ihm ganz besonders zu sympathisiren. Wüllner ist eine Stotterernatur, — ich auch, er war in Denhardts Anstalt und wurde dort in eigenartiger Weise beeinflußt — ich auch, er hatte eine Lieblingsneigung, der er nicht folgen durfte — ich auch, er kämpfte deshalb mit seiner ganzen Familie, um schließlich doch in vielen Theilen seinen Willen durchzusetzen, — ich auch, aber er hat sich am Ende doch zu einem Kompromiß entschlossen — ich auch, seine Gefühls- und Gedankenwelt ist die meinige, er ist Schriftsteller — ich auch, wenn auch in viel größerem Umfange als er, Wüllner ist Mitarbeiter der „Allg. Musik-Zeitung" — ich auch, er geigt — ich auch, er war längere Zeit theoretischer Musiker — ich auch, er singt Tenor — ich auch, er schwang sich auf Flügeln des Gesanges wie ein Phönix aus der Asche grauen Elends in verklärte Regionen, er flog in imposantem Siegesfluge als ein energischer Geist ersten Ranges per aspera ad astra — — — ich nicht.



Ernst Machs wissenschaftliches Credo.

Von

Eduard Sokal.

— Berlin. —

Man hat es oft und gewiß nicht mit Unrecht beklagt, daß die Gelehrten, zumal in Deutschland, noch vielfach eine zurückgezogene Kaste sind, ein abgelegenes Sonderreich bilden, und zwar nicht einmal, wie Fichte es wünschte, eine Gelehrtenrepublik, sondern ein streng hierarisches, monarchisches Staatswesen. Wie im Leben, so sind auch hier die subalternen Bureaukraten häufig viel stolzer und mehr auf Wahrung ihrer Würde erpicht, als die Minister und Könige. Während der zahlreiche Mittelstand der Gelehrten sich in ein unnahbares Schweigen hüllt, hat z. B. Hermann von Helmholtz es nicht verschmäht, in seinen „Vorträgen und Reden" durch eine unnachahmliche klare, lichtvolle Darstellung dem gesunden Menschenverstande selbst in die höchsten Gipfel der Abstraktion den Pfad zu weisen, und Ernst Brücke hat seinem rathlosen Forscherdasein genug Muße abgerungen, um das treffliche Buch „Wie erhält man die Gesundheit seiner Kinder?" zu schreiben. Thomson und Maxwell, diese Heroen der modernen englischen Physik, haben populäre Abhandlungen verfaßt, und Michael Faraday hat in seiner „Naturgeschichte einer Kerze" das klassische Beispiel dafür geliefert, wie man selbst dem Begriffsvermögen kleiner Kinder physikalische chemische Erscheinungen in ihrem wissenschaftlichen kausalen Zusammenhange (und nicht etwa als müßige Spielerei) unterbreiten kann. Die Reihe dieser Beispiele ließe sich mit Leichtigkeit verlängern, und vor Kurzem ist ein neues zu ihnen hinzugetreten: Der berühmte Physiker

Prof. E. Mach aus Wien, der Verfasser der „Geschichte der Mechanik“ und der „Analyse der Empfindungen“, hat gleichzeitig mit der Umarbeitung des letztgenannten Werkes auch seine gesammelten „populärwissenschaftlichen Vorlesungen“, die zuerst in englischer Sprache erschienen waren, in dritter Auflage deutsch neu herausgegeben und erweitert. Als Aufgabe dieses in Inhalt und Form gleich gediegenen Werkes bezeichnet es die Vorrede ausdrücklich, „nicht zu belehren, sondern vor Allem die Romantik und Poesie der Forschung weiteren Kreisen fühlbar zu machen“.

Die erste Abhandlung führt den Titel: „Die Gestalten der Flüssigkeit“. Die meisten Laien glauben wohl, ganz gut zu wissen, was flüssig und was fest sei, und gerade wer sich nie mit Physik beschäftigt hat, wird diese Frage für die leichteste halten. Man pflegt gewöhnlich zu sagen: Die Theilchen einer Flüssigkeit sind äußerst leicht verschiebbar, sie schmiegt sich dem Gefäße genau an oder: sie hat keine eigenthümliche Gestalt. „Indem sie sich in die Verhältnisse des Gefäßes bis in die kleinsten Details hineinfindet, indem sie selbst an der Oberfläche, wo sie freies Spiel hätte, nichts zeigt, als das lächelnde, spiegelglatte, nichtssagende Antlitz, ist sie der vollendete Höfling unter den Naturkörpern“.

Die Flüssigkeit hat keine eigenthümliche Gestalt, wenigstens für den nicht, der flüchtig beobachtet. Wer aber bemerkt hat, daß ein Regentropfen rund und niemals eckig ist, wird dieses Dogma nicht mehr so unbedingt glauben wollen. In der That weist Professor Mach nach, daß jede Flüssigkeit ihre eigene Gestalt hätte, wenn es nur der Druck der Verhältnisse (im buchstäblichen Sinne des Wortes) gestattete, d. h. wenn sie nicht durch ihr eigenes Gewicht zerdrückt würde. Ein müßiger Astronom hat einmal berechnet, daß in der Sonne, selbst abgesehen von der unbehaglichen Temperatur, keine Menschen bestehen könnten, weil sie da unter ihrer eigenen Last zusammenbrechen würden. Die größere Masse des Weltkörpers bringt nämlich gemäß den Newton'schen Attraktionsgesetzen auch ein größeres Gewicht des Menschenkörpers auf demselben mit sich. Dagegen könnten wir im Monde, weil wir daselbst viel leichter wären, mit der uns eigen Muskelkraft fast thurmhohe Sprünge ohne Schwierigkeit ausführen. Plastische Kunstwerke aus Syrup gehören wohl auch im Monde zu den Fabeln. Doch zerfließt dort der Syrup vielleicht so langsam, daß man wenigstens zum Scherz einen Syrupmann ausführen könnte, wie bei uns einen Schneemann. Wenn also auch bei uns die Flüssigkeiten keine eigenthümliche Gestalt haben, vielleicht haben sie dieselbe im Monde oder auf einem noch kleineren und leichteren Weltkörper. Es handelt sich nur darum, die Schwere zu beseitigen, um die eigenthümliche Gestalt der Flüssigkeiten kennen zu lernen. Diesen Gedanken hat Plateau in Genf ausgeführt. Er taucht eine Flüssigkeit in die andere von gleichem spezifischen Gewicht, in eine Mischung von Wasser und Weingeist. Das Oel verliert nun entsprechend dem archimedischen Prinzip in dieser Mischung sein ganzes Gewicht, es sinkt nicht mehr unter

seiner eigenen Last zusammen, die gestaltenden Kräfte des Oels, wären sie auch noch so schwach, haben jetzt freies Spiel. In der That sehen wir nun zu unserer Ueberraschung, wie das Oel, statt sich in einer Schicht zu lagern oder formlos Massen zu bilden, die Gestalt einer schönen, sehr vollkommenen Kugel annimmt, die frei in der Mischung schwebt, wie der Mond in dem Weltraume. Man kann so eine Kugel von mehreren Zoll Durchmesser aus Oel darstellen. Bringt man in diese Oelkugel ein Scheibchen an einem Draht, so kann man den Draht zwischen den Fingern und damit die ganze Oelkugel in Drehung versetzen. Sie plattet sich hierbei ab, und man kann es sogar dahin bringen, daß sich von ihr ein Ring, ähnlich dem des Saturnus, abstößt, letzterer zerreißt schließlich, zerfällt in mehrere kleinere Kugeln und giebt uns ungefähr ein Bild der Entstehung des Planetensystems nach der Kant'schen und Laplace'schen Auffassung.

Während die nächstfolgenden Vorträge sich hauptsächlich mit speciellen sinnesphysiologischen Fragen beschäftigen, werden in den späteren Abhandlungen unter den Titeln: „Das Princip der Erhaltung der Energie", „Die ökonomische Natur der physikalischen Forschung", „Ueber den Einfluß zufälliger Umstände auf die Entwickelung von Erfindungen und Entdeckungen" Probleme von allgemeinster und weittragender Bedeutung erörtert, deren Diskussion uns den Kern der naturwissenschaftlichen Weltanschauungen von Mach offenbart.

Durch mechanische Arbeit können, wie allgemein bekannt, die verschiedensten physikalischen (thermischen, elektrischen, chemischen u. s. w.) Veränderungen eingeleitet werden. Werden sie in irgend einer Weise rückgängig, so erstatten sie die mechanische Arbeit wieder, genau in dem Betrage, der zur Erzeugung des rückgängig gewordenen Theiles nöthig war. Darin besteht der Satz der Erhaltung der Energie. Für das unzerstörbare Etwas, als dessen Maß die mechanische Arbeit gilt, ist allmählich der Name Energie in Gebrauch gekommen. Wie sind wir zu dieser Einsicht gelangt? Aus welchen Quellen haben wir sie geschöpft, und bedeutet sie auch wirklich, wie man vielfach zu glauben scheint, einen einwandsfreien und vollkommenen Abschluß unserer physikalischen Erkenntniß?

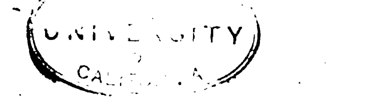
Der Schöpfer (oder vorsichtiger gesagt: der Mitbegründer) des Satzes von der Erhaltung der Energie, Hermann Helmholtz, hat es ausdrücklich hervorgehoben, daß seine Wurzel in der Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile zu suchen sei. Der Weg vom skeptischen Anzweifeln bis zum dogmatischen Glauben wird häufig in der Wissenschaft nur zu rasch durchmessen, und bald fanden sich übereifrige Schüler, die die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile sogar a priori deduziren und als angeborenes Postulat unseres Geistes aufstellen wollten. Eine vorurtheilslose, unbefangene Betrachtung ergiebt uns, daß diese Erkenntniß nur durch Erfahrung, und zwar durch höchst mühselige und kostspielige Erfahrung gewonnen worden ist. In dem Museum des Conservatoire des Arts et Métiers in Paris befindet sich

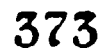
eine reichhaltige und interessante Sammlung der Apparate, die zur Herstellung eines Perpetuum mobile vorgeschlagen wurden, und kein Geringerer als eben Hermann Helmholtz hat dem Scharfsinn und der Erfindungsgabe mancher unter diesen Männern (über die ein superkluger Schüler vielleicht zu spotten geneigt wäre) den Tribut höchster Anerkennung gezollt. Das Gesetz von der Erhaltung der Energie ist demnach ein Erfahrungssatz, der zunächst durch seine budgetmäßige Formulirung der durchaus praktischen Natur des Menschen zusagt und einleuchtet. Seine instinktive Erkenntniß hat, wie Mach in geistvoller Weise ausführt, bereits Jahrhunderte lang vor seiner präcisen Formulirung die größten Forscher bei ihren Untersuchungen geleitet, und er lag stillschweigend und unausgesprochen ihren Argumentationen zu Grunde. Das Princip kann sich auch nicht, wie Helmholtz selbst in seiner ersten Abhandlung ausspricht, auf mechanische Einsichten gründen, denn lange vor dem Ausbau der Mechanik besteht bei einzelnen großen Geistern (Stein, Huygens, Galilei) die Ueberzeugung von seiner Richtigkeit, und diese wirkt eben bei dem Ausbau mit. Diese überzeugende Kraft muß also allgemeinere und tiefere Wurzeln haben, und Mach weist nach, daß der Satz vom ausgeschlossenen Perpetuum mobile nur der Specialfall eines viel allgemeineren Gesetzes ist, das zwar selbst ebenfalls aus der Erfahrung hervorgeht, aber auch mit den allgemeinsten und fundamentalsten Erfahrungsthatsachen uns gleich gegeben ist.

Die Erfahrung lehrt, daß die sinnlichen Elemente, in welche die Welt zerlegt werden kann, der Veränderung unterworfen sind, und sie lehrt ferner, daß gewisse dieser Elemente an andere Elemente gebunden sind, so daß sie mit einander auftreten und verschwinden, oder daß das Auftreten der Elemente der einen Art an das Verschwinden der Elemente der anderen Art geknüpft ist. Bei dieser Betrachtung vermeidet also Mach sogar den Gebrauch der landläufigen Begriffe: Ursache und Wirkung, die nach ihm die letzten Ueberreste einer anthropomorphischen Naturauffassung sind. Das Ergebniß der Erfahrung läßt sich seiner Ansicht nach am besten so ausdrücken, daß man einfach sagt: die sinnlichen Elemente der Welt erweisen sich als abhängig von einander. Man denke sich diese gegenseitige Abhängigkeit etwa so, wie man sich in der Geometrie z. B. die gegenseitige Abhängigkeit der Seiten und Winkel eines Dreiecks vorstellt, nur weitaus mannigfaltiger und komplicirter. Als Beispiel mag eine Gasmasse dienen, die in einem Cylinder ein bestimmtes Volum (z) einnimmt, das wir durch Druck (B) auf den Stempel ändern, während wir den Cylinder mit der Hand befühlen und eine Wärmeempfindung (y) erhalten. Vergrößerung des Druckes verkleinert das Volum und steigert die Wärmeempfindung. Es ist nun die große Aufgabe der Naturforschung, zwischen den einzelnen Erscheinungen oder Thatsachen der sinnlichen Wahrnehmung Gleichungen aufzustellen, die ihren Zusammenhang ausdrücken. Ist die Zahl der gefundenen Gleichungen um eins geringer, als die der betrachtenden Elemente, z, B, y, so ist nach

den Regeln der Funktionentheorie ein Theil der Elemente z, B, y, durch den anderen eindeutig bestimmt und somit die Aufgabe der Naturforschung in diesem Falle gelöst. Es ist selbstverständlich, daß nur die Erfahrung darüber Aufschluß geben kann, daß zwischen den z, B, y, überhaupt Beziehungen bestehen und welcher Art diese sind. Ferner kann nur die Erfahrung lehren, daß solche Beziehungen zwischen den Gruppen z, B, y, bestehen, daß eingetretene Aenderungen derselben wieder rückgängig werden können. Ohne diesen Umstand würde, wie leicht ersichtlich, jeder Anlaß zur Aufstellung des Energieprincipes wegfallen. In der Erfahrung liegt also die letzte Quelle aller Naturerkenntniß und somit in diesem Sinne auch jene des Energieprincips. Dies schließt aber nicht aus, daß das Energieprincip auch eine logische Wurzel hat, wie sich aus Folgendem ergiebt: Nehmen wir einmal auf Grund der (ganz allgemeinen) Erfahrung an, eine Gruppe von sinnlichen Elementen z, B, y bestimme eindeutig eine andere Gruppe y, u, v. Die Erfahrung lehre ferner, daß Aenderungen von z, B, y wieder rückgängig werden können. Dann ist eine logische Folge hiervon, daß jedes Mal, wenn z, B, y dieselben Werthe annimmt, dies auch bei y, u, v der Fall ist, aber daß bloße periodische Aenderungen von z, B, y keine bleibende Aenderung von y, u, v zur Folge haben können. Ist die Gruppe y, u, v eine mechanische, so ist hiermit das Perpetuum mobile ausgeschlossen.

Während auf diese Weise der Satz vom ausgeschlossenen Perpetuum mobile eine tiefere Begründung erfährt und von allen speciellen mechanischen Hypothesen unabhängig gemacht wird, liegt andererseits in der Mach'schen Ausführung eine Spitze gegen die übliche substanzielle Auffassung der Energie verborgen. Wenn man, wie dies häufig geschieht, den Ausspruch thut, es gäbe eine Größe, die Energie, deren absoluter Werth im Weltall erwiesenermaßen stets konstant bleibe, so ist das nicht viel mehr als ein sophistisches Wortspiel. Folgen wir dem Mach'schen Gedankengange, wenn auch nur auf einem wegsameren Seitenpfade, so wird uns dies ohne Weiteres klar werden. Das Energieprincip sagt uns im Allgemeinen nichts über die Richtung und den Verlauf der in der Natur stattfindenden Prozesse aus. Wenn ich beispielsweise einen Stein in einer gewissen Entfernung von der Erde frei schweben ließe, so sagt uns der Satz von der Erhaltung der Energie nichts darüber, ob der Stein in seiner Lage beharren oder zur Erde fallen wird. In beiden Fällen bleibt die Summe der potentiellen und kinetischen Energie konstant, und dem Princip der Erhaltung der Energie ist Genüge gethan. Da wir nun wissen, daß alle Naturvorgänge thatsächlich in einer bestimmten Richtung vor sich gehen, die wir in zahlreichen Fällen auch angeben können, so legt uns dies die Annahme eines weiteren Princips, das die Veränderungen regulirt, nahe. Beschränken wir z. B. im Interesse der leichteren Uebersichtlichkeit unsere Betrachtung auf die Wärmeerscheinungen, so ist uns dieses Princip durch





den zweiten Hauptsatz der mechanischen Wärmetheorie, die von Clausius aufgestellt wurde, gegeben. In seiner knappsten und präzisesten Fassung lautet dieser Satz: Wärme kann von selbst nur von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergehen. „Von selbst" heißt so viel, wie ohne Aufwand von äußerer Energie (z. B. wenn ich zwei Körper an einander reibe und dadurch Wärme hervorrufe), und wir werden gleich sehen, wie aus dieser anscheinend banalen Erfahrungsthatsache sich die weitesttragenden Konsequenzen ableiten lassen. Wir wissen, daß jeder von selbst, d. h. ohne Hinzuthun äußerer Energie, eintretende Naturvorgang ein gewisses Quantum äußerer Arbeit leisten kann; folglich kann Wärme beim Uebergang von wärmeren zu kälteren Körpern und nur dann Arbeit verrichten. Folglich ist gewissermaßen nicht der ganze Wärmevorrath eines Körpers als Arbeitsquelle disponibel, sondern nur derjenige Bruchtheil, der seiner Temperaturdifferenz von einem gewissen anderen Körper entspricht, ähnlich, wie etwa bei zwei verschiedenen hohen Wassersäulen die bewegende Kraft sich nur so lange geltend machen wird, bis sich das Niveau der beiden Flüssigkeiten ausgeglichen hat. Es folgt demnach des Weiteren daraus, daß die einmal auf irgend einem Wege entstandene Wärme nicht unbeschränkt in Arbeit rückwandelbar ist, und mit Recht wirft Mach die Frage auf, ob es überhaupt einen wissenschaftlichen Sinn und Zweck hat, eine Wärmemenge, die man nicht mehr in mechanische Arbeit verwandeln kann (z. B. die Wärme eines durchaus abgeschlossenen Körpersystems von gleichförmiger Temperatur) noch als eine Energie anzusehen. Sicherlich spielt in diesem Falle das Energieprincip eine ganz müßige Rolle, die ihm nur durch die Gewohnheit zugetheilt wird, und wir werden uns über diese kühne Kritik des Energiegesetzes weniger wundern, wenn wir der trefflichen Worte eingedenk bleiben, die Ibsen in seinem „Volksfeind" von Doktor Stockmann aussprechen läßt: „Die Wahrheiten sind durchaus nicht so zäh lebende Methusalems, wie sich manche Leute einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt in der Regel gegen zwanzig Jahre, und wenn sie älter geworden ist, ist sie auf dem besten Wege, eine Lüge zu werden." Setzen wir statt „Lüge" — Halbwahrheit, so gilt dieser Ausspruch auch für unser wissenschaftliches Erkennen.





Gedichte von Emile Verhaeren.

Aus dem Französischen mit persönlicher Autorisation übersetzt.

Von

Stefan Zweig.

— Wien. —

Der Regen.

Wie endlose Fäden der Regen rinnt
Und spinnt durch den Tag, der grau und blind,
Viereckiges Netzwerk in grünen Gehegen
Mit seinen Graufäden, die endlos sind,
Der Regen, der rinnt,
Der endlos rinnt,
Der Regen.

Seit gestern zerfasert er so ohne Ende
Die Wolkenfetzen, die in feuchtem Verblassen
Umhängen die Himmelswände.
Seit gestern sickert er schwer und gelassen
In breiten, leise rauschenden Massen
Ueber die Wege, über die Gassen
Und nimmt kein Ende.

Weithin auf Meilen,
Auf Pfaden, die sich kreuzend durchpfeilen,
Auf Straßen, die endlos in's Ferne gebogen,
Kriechen die Wagen,
Keuchend von den Gespannen gezogen,
Die triefenden Decken emporgeschlagen,
Fauchend und rauchend, langsam und lang
Wie ein Leichengang. —
— Die Schienen entlang,
Die sich am Himmel zusammenschließen,

Hört man, als sei es der Stunden Gang,
Gurgelnd das tropfende Wasser fließen.
Die Bäume und Häuser weinen still,
Vom Regen beschmutzt und geschlagen,
Der nicht enden will.

Die Flüsse haben die Dämme zerrissen
Und ergießen
Sich über die schwimmende Mahd der Wiesen;
Der Wind peitscht Weiden und Strauch und Baum,
Und im Wellenschaum
Brüllen die Stiere mit erhobener Stirn
Zum Himmel, der sich zerfasert wie Zwirn.

Der Abend kommt sacht mit den Schattenhüllen,
Die Haide und Dickicht wie Rauch erfüllen,
Und immer noch gießt der Regen und fließt
Und fließt,
So dünn und so dicht, wie nur Seide ist.

Der Regen rinnt,
Und der Regen spinnt
Mit gleichem Strich
Ein grau Gewebe, Stich um Stich,
Und Masche um Masche fügt sich.
Und ein dichter Schleier schmiegt sich
Um die Dörfer, die alt und verräuchert sind. —
Wäsche, die in Fetzen zerbirst
An den langen hölzernen Stangen,
Daran sie gehangen,
Taubenverschläge am obersten First,
Hütten, die Fenster für das spärliche Licht
Nur mit braunem Papier verpicht,
Häuser, an denen eintönige Traufen,
Wie Kreuze rings um die Giebel laufen,
Mühlen, die drohend auf ihrem Hügel
Aufgepflanzt steh'n mit reglosem Flügel,
Thürme von Kirchen, die fernher blicken, —
Der Regen, der rinnt,
Der Regen, gepeitscht vom eisigen Wind,
Will Alles ersticken.

Der Regen,
Der lange Regen, in Fäden zerfahren,
Mit seinen Fluthen und rauschenden Haaren,
Der Gast der Länder, die grau und alt,
Der Regen
Mit seiner ewigkeitsstarren Gewalt!

L'autre plaine.

Morgensonne huscht mit goldnen Funkellichtern,
Rinnt in leisen Wellen über dunklen Zweigen
Und küßt wach den Purpurglanz in den Gesichtern
Bunter Blumen, die sich farbenglühend neigen.

Und in die Fontänen tropft die gold'ne Glut
Durch den dichten Wall von schwer belaubten Bäumen.
Macht der kraftdurchrollten Reben heißes Blut
Schwer wie Purpurlippen, die von Küssen träumen.

Kaum noch hört man Rieseln und den Lichterglanz
Hellen Wassers an die Marmorstufen klingen,
Und wie dunkelfrohe Käfer blind im Tanz
Blaue Scheiben streifen mit verirrten Schwingen.

Leiser Blättersang . . . Durch schmale Ritzen geht
Glitzern breiter Lichterbänder aus von ferne,
Und die Stunden kreisen, wie ein Rad sich dreht,
Um der Sonnenblumen dunkle Augensterne.

Klagende Lieder.

Die alten traurig-süßen Lieder von der Straße,
Mit ihrem schalen Reim und abgebrauchten Leid,
Mit ihrem Holpern falsch gesetzter Silbenmaße
Sind noch viel düstrer Sonntags und zur Abendzeit,
Wenn Licht und Laute sanft verloschen in der Stille. —
Dann schläft die Stadt. Die bangen Abendglocken rufen
Wehmüthig ihre Klage, und wie menschlich schrille
Aufschreie stöhnt der jähe Laut der Angelstufen,
Der Riegel und der Hütten, die geschlossen werden.
Aus fernem Feld manchmal, aus Hof und Stall erwacht
Ein leiser, leiser Laut, der dumpfe Ruf der Heerden,
Dann sinkt auf Alles Bangen und die tiefe Nacht.
Kein Mensch! — Im Feld die Einsamkeit hoch aufgerichtet,
Und Nebelwallen, das sich dämmernd bodenwärts
Zu weißen Traumgestalten unzählbar verdichtet.
Und durch der müden Felder dunkelschweren Schmerz
Verklingen sacht die alten Lieder von der Straße
Mit ihrem schalen Reim und abgebrauchten Leid,
Mit ihrem Holpern falsch gesetzter Silbenmaße,
Und sterben wie der Sonntag und die Abendzeit.





Ludwig Richter.

Von

Rudolf Klein.

— Berlin. —

Die Forderung nach einer deutschen Kunst wurde anfangs von einigen, zur Mitsprache wenig berechtigten und mit ihrer eigenen Kunst in üblem Rufe stehenden Epigonen gewissermaßen als Interessenbewahr gegen die Einfuhr französischer Werke speciell ausgerufen. Das kam sowohl dieser Forderung wie der deutschen Kunst gerade nicht zu Gute. Aber nicht lange sollte es dauern, so forderte eine mit sich unzufriedene Jugend das Gleiche und zwar in dem Augenblicke, als ein unfruchtbarer Kosmopolitismus die ziellos Schweifenden Sehnsucht nach der Ofenecke empfinden ließ und das Verdorren und Welken der falben Früchte in der dünnen Laubkrone anzeigte, daß man dem jungen Baum die Wurzeln weggegraben hatte. So erscholl der Ruf nach einer deutschen Kunst zum andern Mal. Das Wort Heimatkunst ward geprägt, und man entzückte sich an seinem Klange. Für schärfer Zusehende freilich und aufmerksamer Zuhörende war das Winden und Pochen des Bohrwurms auch im Fühlen und Denken dieser Jugend merkbar, und sie somit beinahe ebensowenig zukunftsträchtig wie jene alternden Epigonen, die ihre blutleere Panoptikumskunst, mit der sie dem Geschmack der seichtesten Fettbürger entgegenkamen, für Produkte des deutschen Wesens auszugeben wagten. Denn die Jugend wandte sich von der Gegenwart ab, nachdem sie die Anfänge eines gesunden Naturalismus, der sich in Frankreich zu einem inhaltschweren Zeitdokument verdichtete, wie im Norden in der Dichtung Ibsens, nicht in's Monumentale zu steigern vermochte, so es sich für deutsche Art geziemt hätte. Diese Jugend wandte ihrer Zeit den Rücken, anfangs kosmopolitisch schweifend, dann an allen Kulturen naschend, besonders an der Mystik des Mittelalters und in einer Weise, die einen sehr rokokohaften Zug nicht verleugnen konnte. Und dann kam die Ofenecke. Daß sich heute unter den Aposteln der Heimatkunst

Mancher befindet, der diese abenteuerliche Wanderfahrt nicht hinter sich hat, spricht ebensowenig gegen meine Ausführungen, wie für diese Herren. Denn der Grundzug Aller ist eben noch eine Abkehr von der Gegenwart, eine Flucht in die Vergangenheit. Und das ist das Uebel. Denn es ist schon eine Flucht in die Vergangenheit, wenn Orte und Landestheile bevorzugt werden, an denen sich altes schönes Wesen bis auf unsere Tage rein erhalten hat, weil es nicht vom Strom der Zeit berührt wurde. An Geschmacksreinheit haben solche Orte gewiß manches voraus, doch unsere Aufgabe ist es, aus dem Neuen den gleichen Grad der Vollkommenheit zu erreichen, den wir heute nur noch im Alten erblicken. Wir wollen nicht für Ruinen schwärmen, unsere Kunst soll keine Ruinenkunst sein und unsere Zimmer keine Museen. —

Gleichzeitig mit dieser Forderung nach deutscher Kunst ertönt ein Ruf gegen Berlin, ich meine nicht nur den gegen seinen Litteratur-Naturalismus. Aber es ist leicht gesagt, daß der Süden an Kultur dem Norden viel voraus hat und der Militarismus der letzten 25 Jahre das deutsche Geistesleben zu ersticken drohe. Der preußische Unteroffiziergeist, der die niedere Bureaukratie gänzlich beherrscht, ist gewiß ein schlimmes Produkt, daß aber die Früchte des wahren Offiziergeistes noch nicht geerntet sind, könnte schärfer Zusehenden einleuchten. Es ist leicht, auf Preußen zu schimpfen und die Hohenzollern nüchtern zu nennen, man sollte mehr daran denken, Preußen zu germanisiren und nicht vergessen, daß selbst der Geist der Nüchternheit — denn das kühle Preußen wird nie zum sangesfrohen Süden werden können — in seiner Art eine Kulturhöhe und künstlerische Prägung erhalten kann. Um wieviel höher Preußen schon in dieser Beziehung gestanden hat, lehrt Jeden ein Blick auf Chodowiecki und Gottfried Schadow. Daß aber die Kultur des Südens, die dieser vor dem Norden voraus hat, eine alternde ist, konnte die Malerei der letzten Jahrzehnte beweisen. Die beste Kunst stammt nicht aus München, so viele Vorzüge dieser Stadt auch eignen. Böcklin ist Schweizer, Thoma und Steinhausen stammen aus der Maingegend, Uhde ist Sachse, und Leibl Kölner. München, in dessen Ateliers die echte Sammetjackenstimmung herrschte, hat uns mit der Pilotyschule bedacht, deren Kunstwerth auf eine Höhe mit dem der Siegesallee zu stellen ist, und der typischste Vertreter des jüngeren München, Stuck, ist so wenig deutsch, daß er mit seinen Bildern unbeschadet die Wände altrömischer Lupanarien hätte schmücken können. —

Die Frage daher, die wir an die Zukunft zu richten haben, ist nicht die: wie erhalten wir eine Heimatkunst, vielmehr wie erhalten wir eine Bürgerkultur? Nicht dürfen wir das Alte betonen, nicht die Vorzüge eines Landstrichs gegen den andern, vor Allem nicht die alternden Vorrechte. Es gilt eine Kultur der breiten Schichten des Volkes in allen Theilen des Landes zu fördern, denn nie hat es an einer solchen mehr gefehlt, nie ist die Kunst heimloser gewesen eben dieses Mangels wegen, und ist das Bestehen einer solchen doch das einzige Fundament der großen Kunst wie der

Zukunft eines ganzen Volkes. Wo kein Gras wächst, wachsen auch keine Eichen. Das Volk gleicht einem weiten, das Auge erquickenden Rasenplan, den die Baumriesen beschatten sollen. Die Frage des „wie?“ die Frage nach den Mitteln, darüber gehen die Meinungen natürlich noch sehr auseinander. Nur scheint mir die Losung der Heimatkunst im Sinne der letzten Tage nicht allzuviel zu vermögen, indem diese zu sehr von außen herantritt, eine allzu partikularistische ist. Sie betrifft daher nur das Kolorit, das aber stellt sich von selbst ein, sobald nur die Grundmischung die rechte ist. Diese aber ist eine allgemeine wie bei allen Kardinalfragen, die die Geschichte der Völker entscheiden sollen und für den Norden die gleiche wie für den Süden, für die große Stadt wie für die kleine. Um einen Blick für diese Grundzüge zu bekommen, ist es vielleicht nicht unangebracht, einen Künstler wieder einmal zu betrachten, der, wenn auch nicht in unserem Sinne, so doch in dem unserer Väter der Repräsentant einer Bürgerkultur war und der von Manchem kaum noch dem Namen nach gekannt ist.

Ich meine Ludwig Richter.

* * *

Die Grundlinien seiner Kunst sind so festgefügt, so aus einer Wurzel abgeleitet, wie nur bei den großen Künstlern, ist er auch neben den Eichen monumentaler Kunstsäulen nur das helle Vergißmeinnicht am plätschernden Waldbach. In seiner reichen Einfachheit, inneren Geschlossenheit steckt sein hoher Werth. Wie unterscheidet er sich hierdurch von der Mehrzahl der Modernen, die wahllos verarbeiten, was ihnen gerade unter den Pinsel kam. Richter ist der Mann einer Weltanschauung. Und nichts vermissen wir jetzt bei den Meisten so sehr wie diese. Seine Welt ist zwar klein, aber er weiß ihr Vieles abzulauschen, und Stein an Stein fügt er zu sicherm Bau zusammen. Durchblättert man die Sammlung seiner Handzeichnungen in der Berliner Nationalgalerie, so staunt man, von Blatt zu Blatt immer wieder eine neue Note zu finden, Strophe um Strophe sich reihen zu sehen aus dem Lebenslied dieses Mannes. Es ist eine Welt, die wir hier erleben. Vom Werk wie weniger läßt sich dies heute sagen. Und ist einer Welt Inhalt von der Wiege bis zur Bahre. Zwar nicht die eines Philosophen, aber die gesunder Menschen, deren Lebenserfahrung oft weiter reichte, wie Manches vom grünen Tisch: denn für ihre Tiefe in jeder Beziehung spricht der Abzug, den der Künstler in seinen Blättern verdichtet uns vorlegt. Und das ist das doppelt Werthvolle: dieses vielgestaltige Widerspiel illustrirt das Leben der Kleinen. Wie reich war doch damals deren Leben, daß ein Künstler es so ausschöpfen konnte! Reicher war es wie das der meisten Gebildeten von heute. Denn was für Werke vermochten die Künstler der letzten 25 Jahre aus deren Leben bei uns zu ziehen? Schweigen thut noth. Und nun erst: was ist unser Alltag? eine schmutzige Oede.

Was ist unser Kleinbürger? ein zweizinkiges Thier, das im Nahrungsgraus dahin vegetirt. Weshalb die Künstler, nachdem sie an ländlichen Scenen und Arme-Leute-Bildern sich genügsam geübt hatten, in's Mittelalter flohen. Aber eine Weltanschauung holten sie sich dort eben so wenig wie sonstwo Eine solche kann nur aus der eigenen Zeit wachsen. Bei Richter heißt sie für die breite Masse „bete und arbeite" —: nimm die Arbeit hin wie ein Gebet. Dann verrichtest Du sie wie eine Kunst und fühlst, wie der produktive Künstler, das Wesen Gottes nahe. Und das Kleinste gliedert sich zum Ganzen: es entsteht Kultur. An deren Stelle sehen wir jene grauenvolle innere Zerrissenheit und Zerfahrenheit. Das Leben in unseren Städten gleicht einem beständigen Umzug. Wie wenn man einen Ameisenhaufen in Verwirrung gebracht hätte. Einer hastet an dem Andern scheu vorüber. Der flieht von der Stadt auf's Land, Jener zieht vom Lande in die Stadt. Wer Gott ist, ahnen die Wenigsten, kaum noch in der Kirche, statt in einem Zeichen ihr Tagewerk zu verrichten. Es ist, wie wenn Alles auseinander gerathen wäre und nicht mehr beim Rechten säße. Himmel und Erde, Steine und Brot, Menschen und Thiere, das Alles hat nicht mehr die rechten Beziehungen zu einander, und am allerwenigsten für den Menschen, denn in den Werken der Künstler verspürt man es nicht. Das Göttliche, das Alles bindet, verständlich macht und in den Beziehungen des Einfachsten einen tiefen Sinn legt, es fehlt. Freilich ist dies schwieriger geworden, seitdem wir mit Elektricität und anderen Hexereien unser Wesen treiben. Aber daß die Einheit wiederkommen muß, dafür spricht die Einheit vergangener Zeiten, nach der und ihrer künstlerischen, kulturellen Produktivität wir uns zurücksehnen. Werfen wir einen Blick in das Werk Richters, um uns zu erinnern, was wir verloren haben, was unsere Väter ihr Eigen nannten.

Er läßt die Kirche beim Dorf. Gott und die Liebe sind der Mittelpunkt des Lebens. Diese beiden Grundelemente einigen Alles, machen das Uebernatürlichste natürlich, verklären den Alltag mit goldenem Schimmer. Er malt die heilige Familie, und wir glauben, den Vorgang habe er gestern erlebt. In einer Waldschlucht rastet das Elternpaar. Der Mond beleuchtet die Scene. Englein lugen in den Zweigen. Die Rehe des Waldes nahen zahm und traulich. Was ist ihm überhaupt der Wald! Man sagt, die französischen Maler des „paysage intime" hätten erst den Wald entdeckt. Ja, vielleicht nach einer Zeit pathetischer Theaterromantik wieder entdeckt. Und seine koloristischen Reize gesehen mit dem Auge einer naturwissenschaftlichen Zeit. Wie anders schaute ein Richter den Wald, sagen wir, erlebte er ihn. So haben wir Alle ihn als Kind erlebt. Die hohe Buche, den knorrigen Baum, die Reize phantastischer Wurzelgebilde, der kühle Bach mit den vom Wasser seltsam abgeschliffenen Steinen; in der Schlucht große Farrenkräuter, eilende Käfer, musicirende Vöglein in den Sträuchern, zutrauliche Rehe und der Steg, der über den Bach führt und in diesem

Augenblick den noch einmal grüßenden Wanderburschen vom Mädchen trennt. Oder der Alpenmönch, der seltene Heilkräuter züchtet, sitzt Abends vor der Thür der Gebirgskapelle und geigt ein Lied dazu. Und wieder fehlen die Thiere des Waldes nicht, die zutraulich sind wie in alten Zeiten. Das Kloster zog einen solchen Künstler mit all' seinen Idyllen natürlich besonders an. Oder das Leben des Hirten, des Schäfers, die dahin ziehende Lämmerheerde. Wie rein ist Alles. Rein und liebevoll im Sinne des Evangeliums. Wie unterscheidet sich doch die Schafheerde eines Richter ohne jede anekdotische Zuthat als rein künstlerisch erfaßter Naturausschnitt von einer der vielen, die die Modernen malten, eben ohne Liebe malten, als technisches Experiment, als koloristischen Stimmungsreiz. Denn was ist heute dem Menschen die Liebe! Er kennt nur noch die diabolische, die des Satans, die sinnliche. Früher waltete die des Herzens. Jetzt verdunkelt ein Schatten Babylons den Westen Europas. Doch verfinstern wir uns nicht durch solche verworrene Stimmungen die lichte Aussicht, die uns dieser Künstler bietet. Und auch er ist gar nicht abhold, dem Mädel, das der Bub' umarmt, ein volles Brüstchen zu geben. Und wie reizvoll setzt er das erwachende Mädchen in die Landschaft, den Blumenkranz im Haar. Oder er zeigt das göttliche Wunder des Regenbogens in der herrlichen, feuchtliegenden Flur, oder die Freuden der Ernte. Um den Abend aber ist stets eine tiefe Feierlichkeit, ein Beten geht durch die Natur. Die Schalmei ertönt zum Liede. Noch eine Stunde, dann ist Nacht. Die zauberische Melusine mit dem Fischschwanz schwebt über die Stadt hin, und in ihrem Bassin belauscht sie der stahlgepanzerte Ritter bebenden Herzens, denn kein Alraunentrank hilft gegen die Macht dieser Liebe. —

Oder der Alltag. Der Schulmeister und die Kinder fehlen natürlich nicht. Menschen, Hühner, Hunde, Alles durch einander und doch Alles am rechten Fleck. Die Großmutter hackt Holz, die Thür steht offen, draußen fängt der Bub' Schneeflocken in die Mütze, und am Pfosten lehnt der Vater, das Jüngste auf dem Arm. Oder die Geburtstagsgratulation. Oder das Mittagsgebet. Oder alle die Ecken und Winkel alterthümlicher Häuser: die Treppe vor dem Haus, das Giebelfenster mit blühenden Geranien, der Weinstock an der Mauer, auf dem Dachfirst die liebeheißen, gurrenden Tauben, und im Garten der gedeckte Kaffeetisch. Die junge Mutter, das Kind an der milchenden Brust, der Mann beim Schöpplein im Krug. Und dann der Nachtwächter.

Das ist die Welt Ludwig Richters. Ich sage nicht, Ihr sollt werden, wie er war, ich sage, Ihr sollt Euch besinnen, wie innig und tief das Leben früher war, was Ihr verloren habt, und darnach trachten, es wiederzugewinnen aus dem Wesen der Zeit.

* * *

Die Technik Ludwig Richters ist so schlicht und anspruchslos, wie der Inhalt seiner Bilder einfältig im besten Sinne des Wortes. Man muß seine Kunst natürlich nur in den Originalen suchen, in den weit verbreiteten Holzschnitten geht ihr ganzer Duft verloren. Für den aber, der sich in sie mit Glück und Einsicht vertieft, scheinen ihre Grundlinien, ich sagte es schon, so fest gefügt, wie nur bei den großen Künstlern, und sein Wesen so rein und geschlossen, seine Welt, die er lebt, kennt und beherrscht. Deshalb scheint uns gerade seine harmlose und absichtslose Kunst in unserer verworrenen Zeit sogar ein Hinweis für die, die da fragen: was ist denn überhaupt Kunst? weil sich dieser Begriff unter der Forderung der Einzelnen bis zur Undeutbarkeit verwirrt und verwickelt hat —: Kunst ist, was ein naiver Mensch ohne Absicht gestaltet. Dann erkennen wir auch sofort, daß, gegenüber Richter, diesem Liebling des empfindenden, aber ungelehrten Volkes, jene Lieblinge des Bourgeois — um ein anderes simples Beispiel zu wählen — die Werke des durchaus nicht absichtslosen Knaus keine Kunst sind. Wer diese beiden Künstlern — um die einfachsten Exempel zu wählen — aus einander zu halten vermag, wird wissen, was Kunst ist. Weder wird er sich der l'art pour l'art-Losung naturalistisch-objektiver noch mystisch-subjektiver Richtung einseitig anschließen. Er wird nicht allein die Form suchen und nicht einen unkünstlerischen, unmalerischen, litterarischen Inhalt, sondern aus der Wirkung des Dargestellten wird er mit unfehlbarer Sicherheit wissen, was Kunst ist, handle es sich nun um die lieblichen Strophen harmlosen und ungetrübten Kindersinns, oder um weltenstürmender Genies dämonische Gluthen.





Beg-Myrsa.

Von

Anna Neumann-Hecker.

— Berlin. —

I.

Auf der Scheide.

Anfang Oktober 1850 war's. Ein wilder Nord-Ost jagte graue Wolkenschwestern vor sich her durch den sonnenlosen Tag.

Auf der Landstraße von Warschau der preußischen Grenze zu sprengte ein Trupp gewaffneter, fremdartiger Männer auf kleinen, behenden, zottigen Pferden.

Sie überholen eine Bande fahrenden Volks, das in großen, grüngestrichenen Wagen mit schlechten Gespannen langsam mühsam einherrollt. Der abgetriebene Schimmel des ersten Gefährts setzt, erschreckt durch den Lärm der Heranstürmenden, seitwärts. Am morschen Sielenwerk reißt ein Strick. Fluchend springt ein Jüngling vom Vordersitz. Ein Weib richtet sich auf, so auffallend edel an Haltung und Geberde, daß der Anführer der schnellen Reiter unwillkürlich den langgestreckten Trapp seines Gauls zurückhält — nicht lang, doch lang genug für sich kreuzende, erstaunt fragende Blicke. Sein scharfes Aug' erfaßt im Flug die herrliche Gestalt, von leuchtend gelbem Tuch umflattert. Neben ihr hocken zwei Kinder, gleichgiltig gegen alles Andre, spielen sie mit einem grauen Kaninchen.

Zehn Reiter flogen an den überrascht bewundernden Blicken des jungen Weibes vorbei — Hochbunkle Bärenmützen deckten die Häupter, die Brust des blauen Waffenrocks zeigte einen Todesköcher voll Patronen, die Füße steckten in rothen, anschmiegenden Stiefeln. Bewaffnet waren die Männer bis an die Zähne mit Flinten, Schwertern, Dolchen, Pistolen — wie ein Traumbild vorbei! — Nur noch aufwirbelnder Staub! — auch das nicht mehr!

„Wo die wohl hinrasen, die Tscherkessen?" sagte der junge Bursch,

schiebt die Kinder bei Seite, nimmt Platz, und vorwärts rumpelt sein Kasten mit Hott und Hühü!

Die Tscherkessen übersprengten bei Kruschwitz die Grenze.

Hier richtete sich die preußische Gerechtsame in Gestalt von Grenz-Gensdarmen vor ihnen auf: „Ueberläufern kein Aufenthalt! Bewaffneten kein Durchzug!"

Mühsam verständigten sie sich auf polnisch mit einander. Ein Gensdarm fordert sie auf, ihm zum Landrat nach Inowrazlaw zu folgen. Das thun sie willig. Der Landrath benachrichtigt den Rittmeister von Ihlow, von den dritten Dragonern.

Der Rittmeister läßt aufsitzen, rückt den Tscherkessen entgegen und verlangt vorschriftsmäßig die Ablieferung der Waffen.

Bestürzt schaun sich die Fremden an. Die Hand fährt zum Säbel, ihn in der Scheide lockernd.

„Wir wollen nicht zu Euch! Laßt uns zu Eurem König reiten. Verschmäht er unsern Dienst, vergönne er zur Kabarda Heimkehr! — Gebt den Weg frei! —" verlangt der Führer der Tscherkessen, ihr Fürst Myrsa.

„Was faselt der Kerl?" fragt der Rittmeister.

Noch einmal läßt er durch den polnisch stammelnden Gensdarm die Aufforderung der Waffenabgabe wiederholen.

„Nehmt die Waffen unsern Leichen," erwidert ruhig Beg-Myrsa, der die Gefahr der Lage nun begreift. „Ihr seid zahlreicher als wir."

„Ohne Wehr, — ohne Ehr," rufen sich die Tscherkessen gegenseitig zu.

„Sind wir zahlreicher, was könnt Ihr gewinnen als Tod?"

„Höhres gewann sich noch kein Krieger."

„Nun wohl," ruft der Rittmeister, giebt kurze, schnell befolgte Befehle. Die Schwadron rückt mit blanker Waffe vor.

Ein Scharmützel entspinnt sich in den Straßen Inowrazlaws.

Die Tscherkessen durchbrechen mit wildem Anprall die Umzingelnden, jagen über die Schultern feuernd, in rasender Geschwindigkeit auf die Landstraße, nach Bromberg zu, werfen sich in ein Vorwerk und beschießen ihre Verfolger.

Aus Bromberg war eine Kompagnie Infanterie herangezogen, die in Gemeinschaft mit den Dragonern angriffen.

Die Tscherkessen denken nicht an Ergebung: „Allah il Allah! Aus ihm sind wir, zu ihm kehren wir zurück!" —

Das Strohdach wird in Brand gefeuert.

Als der Qualm sie fast erstickt, die letzte Patrone verschossen ist, machen die Bedrängten einen Ausfall, den Säbel in der Rechten, das Pistol in der Linken, den Dolch zwischen den Zähnen, um unter freiem Himmel bei hellem Schwerterklirren zu sterben. Eine Salve empfängt sie, unter der sie zusammensinken.

Ein Unteroffizier von den Dragonern, ein Infanterist sind todt. Viele Soldaten verwundet.

Fünf Tscherkessen, die trotz zahlreicher Hieb- und Schußwunden am Leben geblieben, werden nach Inowrazlaw in's Militär-Lazareth als Gefangene eingeliefert.

Die todten Fremdlinge läßt man für's Erste liegen. — Sie haben Zeit. —

* * *

Als die Fahrenden in Inowrazlaw einzogen, schwirrten die wunderlichsten, übertriebenen Berichte durch die Luft: Der Straßenkampf, das brennende Vorwerk erregten Jedermanns Phantasie und Zunge.

Die Soldaten kehren mit den Verwundeten und ihren Todten zurück. Die Fahrenden stehn zwischen den Kleinstädtern, schwätzen und spähen, gehn dann zum verspäteten Mittagsmahl.

Die schöne Lona, die Sängerin, sondert sich ab. Sie hat unter den eingebrachten Gefangenen jenen stolzesten Reiter nicht gewahrt. Liegt er todt im Felde? der Gedanke treibt sie hinaus. Mit sich beschleunigenden Schritten eilt sie über die Landstraße dem Kampfplatz zu. Noch züngeln dort Flammen auf, werfen ihre Spitzen hoch in die Luft, sinken zusammen, zucken, suchen — wie erlöschend ringendes Leben.

Sie betritt das verwüstete Gehöft. Dort die Todten! Ihr Herz schlägt, treibt sie schneller vorwärts. Den Anderen voran, auf's Gesicht gestürzt, die Rechte um den Säbel geballt, die Linke in die Erde eingekrampft — so liegt der Eine da, den sie sucht. Sie hebt mit beiden Händen sein blutiges Haupt, da beben die Lider über den glasig starren Augäpfeln, blutiger Schaum drängt sich auf die Lippen. Wie sie den Körper zurechtlegt, stammelt er Worte in einer Sprache, die sie nicht versteht, dann polnisch:

„Wasser! Wasser!“ hilflos blickt sie um sich. Dort der Todte hat eine Feldflasche. Sie eilt, sie zu holen, netzt dem furchtbar Wunden Schläfen, Lippen. Ihr Halstuch feuchtet sie an, windet es um die klaffende Stirn.

Sein Aug' glüht in Verzückung. Wirre zärtliche Worte fließen von seinen Lippen: „Was singen mir Deine Augen, liebholde Herrin? — Es schwand mein Sinn, da Kugeln pfiffen, Schwerter klangen, Flammen sprühten in wildem Graus. Nun — Seligkeit singen mir Deine dunklen Sammetaugen — laß mein Haupt Dir im Schoße ruhn — ewig — Houri — Du Herrliche!“

Erdentrückt blickt er zu ihr auf.

Die Sonne schwimmt, ein rothglühender Ball, über dunklen Wolkenflügen. Gelbleuchtende Kuppen, Kämme, glühende Welten läßt sie aufschimmern in kurzer Herrlichkeit und verbleichen.

Sein weichdunkler Blick ist stier geworden; sein Antlitz fahl. Von

Neuem strafft der Krampf seine Glieder. Reglos wie in Todtenstarre liegt er da.

Taktfeste Tritte. Ein Feldwebel mit Mannschaft und Bahren. Sie laden die Todten auf, blicken zaghaft herüber. Nun tritt der Feldwebel mit militärischem Gruß an: „Wir müssen Euern Todten holen, Frau. Stücker fünf sollen's sein."

„Dieser ist nicht todt. Faßt ihn sanfter an. Und er darf nicht sterben! glaubt mir's, bei Gott, er lebt!"

Sanft hebt sie sein Haupt, da die Anderen den Körper ergreifen.

„Will's dem Stabsarzt melden, Frau. Sie kommen noch zur Besichtigung."

Rhythmisch aufstapfend entfernt sich, auf kurzen Zuruf, der Zug.

Sie nimmt einen fein ausgelegten Dolch auf, der Beg-Myrsa entfallen, geht langsam hinterdrein zur Stadt.

Abends sang sie im Konzert. Schmelzender als je klangen ihre süßschwermüthigen Volksweisen zur Harfe.

Als die Nacht gekommen, tritt Rommy, der erste Geiger, ihr Wagengenoß, in ihr Gemach.

Aus fernem Traum ruft er sie zurück.

Empört weist sie ihn fort. Er lacht nur — tritt näher und umfaßt sie.

„Bist Du trunken? Rommy!"

„Lona, liebetrunken, ja! — Wie ich Dich liebe, wenn Du so wild blickst!" —

Er preßt sie an sich. Sie kann sich seiner nicht mehr erwehren, reißt aus dem Kleide den Dolch. So bedroht zieht er sich funkelnden Aug's zurück. —

„Tolle Wildkatze, was hast Du nur heute Nacht?"

„Nichts mehr für Dich! nicht heut, nicht morgen! Dies war der letzte Abend mit Euch!"

„Lona!" ruft er, erschreckt staunend. „Wie darf das sein? Meine Leidenschaft begannst Du zu erwidern. Du liebst mich —"

„Dich?" Sie blickt ihn an und schüttelt den Kopf wie über etwas Unbegreifliches. „Nie! Nie! — Stampf' nicht den Boden — nun ja — vielleicht gestern noch — doch heut ist's nicht mehr wahr, wenn's wirklich je gewesen!"

Ihr Blick schweift über ihn weg. Ein fremdes Lächeln spielt um ihren Mund. Rommys Nähe sieht und fühlt sie nicht mehr. Kein zornig Liebesflehen hilft. —

Am nächsten Morgen, die Anderen mußten weiter ziehn — blieb sie zurück, bedroht von Rommy, verflucht von Rommys Mutter. Die Kinder doch, Rommys kleine Schwestern, die sie stets umhegte, nahmen verstohlen zärtlich Abschied.

* * *

Myrsa Nafunoff, Beg und fünf seiner Kameraden Mursa Erkinoff, Granducca Hapuff, Omar Kwasoff, Nadir Malbachoff und Scholoch Goasakoff genasen so weit von ihren schweren Verwundungen, daß sie unter Anklage gestellt werden konnten.

Nach beendeter Voruntersuchung standen sie am 20. Januar 1851 vor dem Schwurgericht in Bromberg, verklagt wegen Landfriedensbruch.

Unter den Zuhörern der Verhandlung war Lona. Kein Auge ließ sie von ihrem bleichen Helden.

Wie edel unbefangen, stolz und bescheiden er Red' und Antwort stand. Wie er aller, auch seiner Richter Herz gewann!

Befragt über die Beweggründe der Flucht, sprach er traurig von der Unbill, die das ländergierige Rußland seinem freien Bergvolk angethan. „Ich, aus fürstlichem Geschlecht, war mit andern jungen Edeln auf Wunsch des Zaren in Petersburg erzogen worden. Der Zar selber nannte sich mit Stolz Tscherkessen-Fürst, weil sein Ahn, Johann der Grausame, Mariam, die schöne Tscherkessin, gefreit. Des Zaren Edelgarde sollten wir bilden, eine auserwählte Schaar. — Um eines unbedeutenden Verstoßes willen nach Warschau versetzt, unedlen Männern unterstellt, fühlten wir uns tief gekränkt, doch trugen wir's. Als aber ein trunkener russischer Offizier sich hinreißen ließ, gegen Granducca, meinen Freund, die Hand zu heben, sandte ich ihm, zur Warnung nur, eine Kugel über's Haupt.

Um drohender Strafe und all diesen russischen Unwürdigkeiten mit Einem zu entgehen, sind wir im Dauerritte nach Preußen geeilt, hier einem edlern König unsern ritterlichen Dienst zu weihen, einem König, unter dem es nur szlachcicen und weiter nichts als szlachcicen giebt — wie man mir gesagt, Alle ritterlich und frei!

So kamen wir als Freunde und fielen in Preußens schnell gezücktes Schwert. Die Wehr giebt lebend kein Tscherkeß!" —

Die Geschworenen hatten sich zur Berathung zurückgezogen. Die Verklagten harrten in stiller Gottergebenheit des Spruchs. Lonas Herz zitterte. Da fand sie Myrsas Blick und weilte lange auf ihr, dankend. Sie sah ein Jeder, und Jeden berührte ihr Anblick sonderbar wie eine Freude, wenngleich ein schwarzseidenes Kleid sie vornehm streng umschloß. Königlich war sie in Haltung und Bewegung. — Sie sah nur ihn, fühlte unter seinem Auge sich stille werden, ganz friedensstill und stark.

Das Urtheil lautete: Einjährige Festungshaft.

Milde war's und milder als ein Freispruch.

Die Auslieferung, von Rußland verlangt, ward daraufhin verschoben. Zeit für Vermittelung, Begnadigung für die Schwerwunden gewonnen. Für Omar Kwasoff Ruhe zum Sterben.

Beg-Myrsa mit vier seiner Schicksalsgefährten wurde überführt nach Citadelle Weichselmünde.

II.

In Weichselmünde.

Ein Fischerdorf an der todten Weichsel. Davor dehnt sich mit lang gestreckten Wällen, gefrorenen Festungsgräben die Veste Weichselmünde, von der Kalkschanze bis zur Mövenschanze, die fast am Meer auf bleichem Ostseestrande steht. Rechteckig hebt das Wallgemäuer sich über'm beeisten Fluß, umschirmt den inselartigen Kern der kleinen Festung. Ein runder, schlanker Thurm, einst eine Seeleuchte, ragt darüber mit zierlicher Kuppel. Um den Thurm zieht sich ein ringförmiger Bau. Darin wohnt der Kommandant Herr v. d. Milbe. Darin liegen die Zellen der Gefangenen. Zugbrücke, dunkle Thore führen dort hinein, vorbei an den Kasematten und dem Wachtgebäude im innern Hof. Stampfend schildert dort der Soldat im eisigen Februar. Angefroren an den Ständern haften die Gewehre. Graubleiche Dämmerung. Wie dräuendes Murren tönt das Wogenrollen vom Strand herüber.

Unbehindert durchschreitet Beg-Myrsa den Festungshof. Die lange Zugbrücke knarrt unter seinen Tritten. Vor ihm ein Platz mit schwarzgetheerten, nun schneebedeckten Palissadenschuppen, verschneiten Haufen von Kanonenkugeln. Kampfestoben in der Luft, als wenn Sturm mit Sturm ränge. Prasselnde Eisesspitzen sausen nieder auf den jämmerlichen Strand und den einsamen Wanderer. Der drückt die Zottelmütze tiefer in die Augen und schlägt den Mantel fester um die Schultern. Vorwärts. Rechts hinüber. Durch eine Reihe rauhreifbedeckter, sturmdurchwühlter Kastanien dem Dorfe zu.

In die schwere, stürmische Dunkelheit strömt ein kleines Licht — dort aus dem herzförmigen Ausschnitt eines Fensterladens — aus der niederen Hütte dort, die fast nur mit dem Dach aus der Erde zu ragen scheint.

Das Hüttchen nimmt den Mann auf. Lona empfängt ihn. Am Herd saß sie, auf dem ein Reisig flammt. Beim Scheine eines Oellämpchens stickte sie fleißig mit bunten Seiden. Um's tägliche Brot. Für ein Geschäft in der Stadt.

An diesem Abend stickte sie nicht weiter.

Traute Worte, traute Wärme erquicken ihn.

Ueberspielt vom rothen Glühen des Feuers rücken sie einander nahe und näher. Ihr Haupt lehnt sich an seine Brust. Mit fester Hand drückt er sie fest darauf. Ein schmerzlicher Laut läßt ihn lächeln: Ah, der Panzer!"

Er öffnet seinen Rock. Ein röthlich gleißender Kettenpanzer glänzt ihr entgegen. Sie befaßt, bewundert ihn: „Er scheint von Gold?"

„Er ist von Gold. Geschweißt im doppelgipfligen Elbrus. Höchst wunderbar erworben. Blut, Fluch und Segen lasten auf ihm und jedem seiner Träger. Er ist ein Erbstück meines Stamms, bezahlt mit vielen Leben. Jeder seiner Träger stirbt in ihm.

Wir nannten einst den Elbrus: Dscha machua, Berg des Glücks. In ihm hauste Dschin Padischah, der gute Geist des Berges und unseres freien Bergvolkes. Wie hart wir auch bedrängt von Feinden waren, zurückgeworfen bis zum Berg, — in seinem Umkreis ward uns immer Sieg. — In späterer Zeit hörte man oft ein Stöhnen, Kettenrasseln aus seiner Tiefe. Doch Niemand traute sich hinab in jene Schlünde. Einstmals verstieg sich ein junger Nart, mein edler Vorfahr, im Gebirg. Es zieht ihn, seltsamen Lauten nach, in ungeheure Tiefe. Er findet zwischen Felsen einen wunderbaren Greis, halb liegend, die haarige Brust von rauhem Felsblock überstürzt. Der Nart spricht ihn kühnlich an, fragt, wer er ist, ob er eine Schuld so grausig büße, ob eine Lösung möglich sei. Dem Helden brächt' es Ruhm, befreite er den Wunderbaren vom unerhörten Leid.

„Was Buße, Schuld und Lösung?!" erwidert der verächtlich. „Unsel'ger Mann unsel'gen Volkes, gleich mir umpreßt, lerne, daß selbst gewaltige That nie den befreit, den ewige Mächte in's Verderben schmieden. Nur fester zieht sein Thun die Kette, nur enger schließt sie ihn an harten, dunkeln Grund."

Da er so spricht, erbebt der Fels.

„So wenig eint sich je Dein Volk, wie sich des Elbrus Doppelgipfel einen. —

Nimm zum Gedenken dieser Stunde den Panzer dort. Er ziemt dem Sproß friedlosen Stamms, den fremder Feind nicht nur, den Bruderzwist und Blutrache zerreißt. Er wirkt des Heldenlebens letzten Preis. Der letzte freie Held bring' ihn mir treulich hinab zur jähen Tiefe. Dann sink' auch ich zur Ruhe."

Tiefer wuchtend senkt sich der Felsen in den Greis, dem grauses Gestöhn entfährt. Das ungeheure Haupt ergraut, versteint, als wär's vom witt'rigen Block ein Theil.

Zurückgekehrt zum Licht, sucht mein Ahn bei einem Freunde ein Obdach für die Nacht. Um des Panzers willen erschlug ihn der. Die That ward ruchbar. Furchtbar raste Blutrache zwischen den Geschlechtern. Alle Männer unseres Hauses hatte sie dahingerafft, als ein Weib den Panzer durch List zurückgewann, auf schwangerm Leib ihn fliehend barg. Sie gebar meinen Vater."

„Ein grauser Zauber," sprach Lona, tief Athem schöpfend, da Myrsa mit glühendem Aug' schweigend auf sie sah.

„Still, Lieber, halt' still! Ich nestle Dich vom Blutbefleckten los."

Er läßt's geschehn. Er weist ihr seine Wunden. Er freut sich ihrer, weil ihr Purpurmund sein Lob den Houris künden wird, sie lockend im Paradiesesgarten zu holdem Liebeskuß und Liebesgekose.

„Sehne nicht hinauf zu Jenen!" bittet eifrig Lona. Thränen füllen ihre Augen. „Um meinetwillen bleibe hier. Bei mir! Erregt küßt sie die frisch benarbte Wunde, die über'm Panzer seinen Hals zerfleischte. „Ich

hasse, hasse diese Houris, die Du preisest. Sie können wie wir Sterblichen nicht lieben, so heiß verzweifelt und so selig nicht! Wie nichtig scheint mir ihre sichre Dauerliebe gegen mein zitterndes Gefühl, das, zwischen Tod und Leben bangend, zu tiefer Ewigkeit erglüht."

Der Fürst schaut auf die eifersüchtige Schöne.

Er vergißt die Houris seines Hoffens und zieht die liebeglühende Frau in seinen Arm.

„Deine Augen sind zur Seligkeit erblüht, oh Lona!" —

Die Herdgluth verknistert leise. Heimliche Dämmerung füllet den Raum. Nur hold Gefühl bleibt wach, wird zu halben Worten, sanftem Kosen. Sacht legt der Sturm sich nieder. Kein Ton von außen dringt in's Hüttchen ein. Licht Gestöber hält's umsponnen. Still ruht's in weißer Nacht, ganz tief verschneit. —

* * *

Frühlingsbrausen! Mövenflug! Frei ward der Weg zur See, zur breiten Meeresstraße!

Peinvolle Tage der Gefangenschaft: Verkümmerung, Mißmuth und Müßiggang und Siechthum! —

Wilde Sehnsucht nach Freiheit, nach Rückkehr zum Kaukasus erfüllte die Brust der Tscherkessen! — Hoffnungslos.

Nach Sibirien, nicht nach Tscherkessien wies das Schicksal.

Um ihrer Thorheit, ihrer Kühnheit, ihrer schweren Wunden willen hatten die Tscherkessen weithin Mitgefühl erregt.

Selbst der König, Friedrich Wilhelm IV., allzu gern ein Mensch mit Menschen, nahm an ihnen Theil. Ueber ihre Vergehen in Preußen würde er Gnade walten lassen, gäbe diese Milde sie nicht Rußlands Härte hin. Der Zar, von dem Gesandten angegangen, zeigte sich nicht willig, zu verzeihen.

Peinvolle Tage der Gefangenschaft! Thatenlose Dämmerung! Herzfressender Zweifel an der Zukunft!

Frei ward der Fluß. Die letzten graumorschen Schollen Eises wälzte er zur See. Die Schiffe machten klar zur Frühlingsfahrt.

Junge Danziger Kaufherren, vielvermögend, zu übermüthigen Stücklein aufgelegt, planten für die fremden Krieger sichere Flucht.

Ihr Bote war der Arzt, der die Wunden pflegte.

Heut hat er sie zu sich in seine behagliche Junggesellenklause eingeladen. Da hört ihnen kein Unberufener zu. In Neufahrwasser am Markt, im Oberstock der Apotheke „Zum Schwarzen Adler" saßen sie bei starkem Kaffee und Tabak. — Ihr Wirth, ein hoher, bartloser Mann, mit schöner gewölbter Stirn sprach:

„Ein Schiff soll Euch zunächst nach England führen. Der Kapitän ist vom Rheder verständigt, nimmt Euch heimlich auf, sticht sofort in See. —

Ihr habt am Tage reichlich freie Stunden. Ehe man Eure Flucht bemerkt, ist der Lootse zurück, und Ihr seid auf offenem Meer.

Mit Geld, Empfehlungsbriefen ausgerüstet, gelangt Ihr weiter zur Türkei und zur Heimat. — Sibiriens Grenzstein ist bethränt genug. — Ihr ertragt ja nimmer den weiten Marsch, die rohe Willkür russischer Kohorten. Für solch' Elend habe ich Euch nicht zurecht gepflegt. Entschließt Euch und seid frei!"

Der Arzt hatte eindringlich gesprochen, mit frohem, warmem Blick und Ton, wie Einer, der gern Gutes kündet. Nun schaut er seine Gäste fragend an.

Granducca streicht erregt den mächtigen Bart und raucht stark. Goasakoff, ein Jüngling mit schlohweißem Haar, sieht gespannt auf Myrsa, dessen Schützling er besonders ist. Er wäre gern zurückgekehrt: in der Heimat sein schnelles Roß zu tummeln, sich die Braut zu rauben, nach altem Brauch, aus schattigem Aul (Dorf). — Trüber schauten die Andern auf den Fürsten. Sie litten schwer.

Beg-Myrsa sprach: „Mein Freund und Arzt, ich danke Dir und danke Deinen Freunden den guten Willen. Doch ich fliehe nicht. Unedel feige wäre hier die Flucht, wo nur Vertrauen bindet. Dem Todes-Schicksal kann durch Feigheit Keins entrinnen. Allah — Preis ihm! — verhängt jegliches Loos, Tod wie Leben. Doch Ehr' und Schande stehen klar vor uns zu eigner Wahl. — So lehrt's der Spruch vom Schwerte des Propheten.

„Ich hab' gewählt für mich!"

„Und uns," sagten fest die Gefährten. „Allah il Allah!" Der Vorschlag war abgethan.

Bald brachen die Gäste auf, weil ihr Urlaub ablief. Ueber den dunkel trägen Fluß fuhren sie auf der Festungs-Fähre pünktlich zurück zu ihren Zellen.

* * *

Abend am Meer. Beg-Myrsa und Lona sitzen in den Dünen. Ein Boot kommt, reich an Fischen, heim. Die Stiefel der Männer, hoch bis zum Leib hinauf, sind wie Meerfrauen-Schwänze silberschuppig. Der Fang wird den Weibern ausgetheilt zum Verkauf. Verwaiste Fischerkinder erharren und erhalten ihren Hering.

Nun ziehen Alle heim zu ihrem Herde. Voll steht der Mond über der Mövenschanze. Sanftes Lied lallt die See. Eine laulichte Nacht senkt sich nieder.

Dort, wo die Zugbrücke zur inneren Veste führt, wo vom Wall die graue Weide zum dunkeln Grabenwasser tiefe Zweige neigt, verharren beim Gut-Nacht die Liebenden.

Vom Fluchtplan hat er ihr erzählt. Sie ist bestürzt, daß er die Rettung sich verschlagen.

„Die Ferne,“ spricht er, „fürcht' ich nicht, wie sie auch droht. Ich sterb' nicht, ehe jener Engel vor Allahs Angesicht meinen Namen löscht im Buch des Lebens nach ewigem Schluß. Ich sterbe nirgends, als am Heiligen Berg, dem ich als Letzter meines Stamms verfallen.“

„Weißt Du's gewiß, daß Du der Letzte bleibst?“ scherzt sie mit einem Lächeln. Die großen Augen reden nachdrucksvoll zu ihm.

„Was sagst Du, Frau?“

Sie seufzt und senkt das heiße Antlitz. Er ergreift ihre Hände, drückt seine Stirn darauf:

„Einen Sohn willst Du mir schenken?“ Er fragt's mit zitternd ehrfürchtigen Lauten.

„Lona! Wärst Du mir nach England gern gefolgt?“

„Ich wäre Dir gefolgt. Will auch in die Verbannung mit Dir ziehen. — Wie Du Dein Loos von Allah, nehm' ich mein's von Dir. — Bin nur ein Kind der Liebe, so leb' ich, um zu lieben, Dich zu lieben, Myrsa, mein Held, Dich — in aller Deiner Noth und Herrlichkeit!“

* * *

Monate gingen in's Land. — Hochsommer ward's.

Lona kehrt aus der Stadt heim und wartet am Milchpeter auf den Fährmann.

Breite, glitzernd blendende Fläche des Flusses. Müde Abendschwüle.

Im Armkorb trägt sie neue Arbeit, ein Päckchen türkischen Tabak für Myrsa, kleine Dinge für die Kinder im Dorf. Sie harrt ungeduldig. Ihr Weg ist noch weit. Kommt der Fährmann nicht bald, kann sie Beg-Myrsa heut nicht mehr sehen. Endlich tritt der Erwartete aus der Uferschenke, breitspurig, wuchtig. Ein schmaler Streifen Bart umrahmt das braune Gesicht. Ihm eilt es nicht. Er nickt gemächlich, rückt die Ledertasche, daß die Heller springen, läßt sich nieder, wartet auf mehr Leute. Nun faßt er die Stange, stößt ab, läßt die Ruder tauchen, sich heben, Tropfen niedersprühend, zwingt dann das Boot noch einmal zurück, für einen rufenden Nachzügler.

Lona kann ihre Ungeduld nicht meistern. Er schmunzelt leicht: „Ein wenig Ruhe, Frau, thut Euch Noth bei dieser Hitze. Ihr schreitet schwerer hin als einst, dünkt mich.“ Sorglich reicht er ihr hernach die Hand zum Ausstieg.

An der Schutenlake wandert sie vorwärts — langsam — mühsam athmend. Bleiern schwer dünkt sie die Luft.

Metallisch gelb glüht der Abendhimmel über den Hügeln dort drüben. Die vielgethürmte Stadt liegt hinter ihr. Weiden und Wasser ringsum. In den langen Kanälen strecken sich lange Hölzer still nebeneinander, schon lange. Eine Mühle dreht träg einmal herum die Flügel und stockt. Lona

hastet vorwärts und kommt mit schweren Füßen nicht vom Fleck. — Alles rundum scheint so müd und tief belastet: die schmalen Kähne lassen ihre Segel, ihre Wimpel schlaff hängen. Mit langen Stangen schieben die Schiffer sie vorwärts, schneckenhaft. Dicke, schwarze Schuten mit grün gestrichenen Fensterrahmen und niedergelassenem rothen Segel spiegeln sich geruhig im trüben Wasser. — Die Flissacken liegend schlafend in ihren Strohhütten auf den Flößen, nur die nackten Füße stecken heraus. Lona sieht das Alles wie im Traum. Die Welt steht still. Die Stunde Wegs wächst in's Endlose. — Die Heimchen beginnen unter bleichen Grasnelken am Wegrain zu zirpen, die Frösche offenbaren ihr Fühlen ausdrucksvoll in unendlichen Liebessalven. Heut giebt's kein Wiedersehen. Es ist Abend geworden. —

Im Dorf verbindet sich die Schwüle mit den ekeln Dünsten der Fischabfälle, des faulen Abzuggrabens und zahlreicher Schweinekoben. — Aus den oberen Thürhälften grüßen Lona die Frauen. Kinder strecken ihr erwartungsvoll die Schmutzhändchen entgegen. — Man ehrt sie im Dorf „trotz Allem". „Sie ist so schön, so jung, so fein — so freundlich, und sie liebt ihn doch so sehr!" —

Am Dorfkrug schreitet sie vorbei. Dort tanzt man gar! Die Geige!? Lona zaudert. Das ist Rommys Strich! Sie späht durch's Fenster. Grad wirft er seine Geige hin, nimmt einem Mädchen den Blumenkranz vom Haar, schmückt sich damit und tanzt — schön und stark, ein prächtiger Bursch, in Leinenhemd und Hose der Flößer! — Dort in der Ecke, neben dem Harmonikaspieler hockt, ein Glas im Schooß, seine Mutter. An sie drücken sich die Kinder.

„Verkommen!" seufzt Lona.

Rommy hat wieder die Geige gefaßt.

Derbe Paare drehen sich von Neuem im niederen glühenden Raum. Aus einem Winkel, wie aus der Wand hervor, schreitet ein knochiger, hoher Gesell. Ziervoll höhnisch schwingt er ein fremdes Weib auf dieser rauhen Lustbarkeit im Reigen. Sie kam zu Schiff, weither.

Ein fahler Dunst umgiebt das Paar. Da die lechzenden Lippen der Tanzenden zu trinken begehren, mischen sie den Trank. Niemand gewahrt's. Niemand gewahrt der Fremden bläulich blasses Antlitz, die sehrenden Blicke aus dem giftgeschwollnen Augenschlitz.

Harmlos ruhn die Heißen nach dem Tanze. Nur aus der Geige klingt ein wehes Weinen. Wie Jammer faßt es Lona.

Müd schleicht sie heim.

* * *

Am nächsten Tag durchläuft das Dorf ein Wort: die Cholera! Ein entsetzensbleicher Tag folgt dem andern — ein Opfer dem andern.

Die Gefangenen, die Besatzung in der Veste wurden streng vom Dorfe abgesperrt. Nur der Arzt hatte Zutritt.

Beg-Myrsa und Lona waren jäh getrennt.

Er wußte nicht, daß sie von der Seuche ergriffen worden. Und als der Arzt es ihm gesagt, und daß sie unaufhörlich nach ihm verlange, daß sie nicht genesen, nicht sterben könne ohne ihn, daß sich ein Knabe ihrem Schooß entrungen, — durfte Myrsa seine Zelle nicht verlassen. Vergebens bestürmte der Stolze, bat der Arzt im allzumenschlichen Mitgefühl den Kommandanten um Urlaub. „Ist gegen die Vorschrift,“ sagte der, und dabei blieb er. Vergeblich rief Lonas Sehnsucht nach dem Geliebten Tag und Nacht und wieder einen Tag. „Allah il Allah“ war ihr letztes Seufzen, und als sie fort gemußt, nahm sie ihren Knaben mit hinab.

Hinter Gittern starrte Myrsa bleichen Gesichts hinaus auf das Pflaster im enggeschlossenen Hof, bis der Starrkrampf ihn wieder niederzwang. — Ein sonderbares Traumgesicht hatte er dann: Im Kaukasus blickte er in ein tiefes Thal, in das ergoß sich aus ungeheurem Mannesrumpf ein Strom von Blut. Ein Haupt stand daneben. Das sprach. Er wußte hernach nicht mehr was. Es war ihm aber, als hätte er in sein eigenes todtes Angesicht gesehen. —

* * *

„Die Todtenfrau fand nur wenig baar Geld in ihrem Nachlaß — mußten sie auf Gemeindekosten schnell beerdigen — da kann nichts helfen in solcher Zeit! Nun gehe ich die Habe versiegeln. Ist die Gefahr vorbei, werden die Sachen versteigert. 's kommt doch wohl noch was ein!“ sprach der Dorfschulze am Schenktisch, wo er einen Schnaps einnahm.

„Auf ein Wort, Schulze, ich begleit' Euch.“ Rommy fuhr hinter einem Tische auf, an dem er mit dem Alten saß.

„Nichts da!“ erwiderte der Schulze, „macht fort! Das ist mir eine Sache der Obrigkeit.“

„Armselig genug,“ begann die halbtrunkene Alte geschwätzig, „armselig genug ist sie gestorben und verscharrt in Eurem Kirchhofs-Eck, die süße, stolze Lona. Und war doch eines Herzogs Kind! Ja wohl! Des Braunschweigers! von einer Sängerin — so dunkel schlank hochhin und träumerisch war auch die Mutter — so was Besonderes, wie man's nie gesehen! Damals fuhr der lüderliche Herzog Karl wochenlang, versteckt in unserem großen Wagen — den Du so schlecht verkauft, Rommy! — mit ihr umher. Er schenkte viel, versprach noch mehr. Als sie ihn bald darauf aus dem Lande gejagt, vergaß er das. Was gilt auch solchen Herren ein natürlich Kind?“ —

„Das ist nu Alles Eins,“ sagte der Schulze bedächtig und schritt hinaus. Rommy folgte ihm doch, sprach leise unterwegs: „So hört: ich hab' hier einen schönen Batzen Geld. Aus jenem Nachlaß gebt mir ihre Harfe. Für Eure Kranken könnt Ihr's Geld gut brauchen.“

Der Schulze räuspert sich, blickt zählend auf das Geld.

„Nehmt das Ding. Sprecht nicht von dem Handel. Packt Euch fort!“ —

„Lonas Harfe,“ sprach Rommy, da er sie mit zärtlichem Auge der Mutter wies.

„Du Narr!“ schalt die. „Hast Du nicht schon genug um ihrethalb verthan? Hin sind die letzten Groschen! Zu dem Ding hat sie Andern Liebe gegirrt. Du ausbünd'ger Narr! — Wir leiden Hunger! — — Sie liebte Dich wohl sehr?!“

„Halt den Athem an, Alte,“ rief der Verhöhnte, „sonst die Liebesklimper könnt' mit Deinem Buckel Zwiesprach halten!“

Er zerschmetterte die kleine Harfe auf einem Stein, so wild, daß ihre Splitter ihm die Hand zerrissen. Mit blassem, entstelltem Gesicht taumelte er in die Schenke, ließ sich von dem Mädchen darin die Hand verbinden und Schnaps einschenken. —

Nachts aber wankte er zu dem Dorfkirchhof und sah von Lonas sandigem Hügel hinauf zu den Sternen am Himmel, hinaus zu den Wellen im Meer.

III.

In Tscherkessien.

Der Zar hatte die Tscherkessen auf Friedrich Wilhelms Bitte diesem überlassen. Der König gab sie frei. Beg-Myrsa ist mit Granducca und Goasakoff in seine Berge heimgekehrt. Drei der Gefährten erlagen auf dem Heimweg ihren Verletzungen. In tiefster Noth und Bedrängniß fand der Fürst das Volk. Gehetzt wie Wild verbargen sich die Leute vor den Russen im Wald-Gestrüpp, im Röhricht der Flüsse, in den Bergschluchten. Ihre freundlichen Aule waren niedergebrannt, ihre Maisfelder zerstampft. In unaufhörlichen Scharmützeln fielen die Krieger.

Unaufhörlich knarrte die stierbespannte zweirädrige Todten-Arba, unaufhörlich erschallte der Wehelaut der Klageweiber: „Ayaria!“

Beg-Myrsa mit einigen anderen Anführern und Kriegern hält auf einer Höhenplatte eine Zusammenkunft mit russischen Offizieren. Wie ein dunkler Wall steht in der Ferne der Kaukasus. Seine Höhen nur leuchten im ewigen Schnee.

„Unterwerfung und Vergebung,“ sagen die Russen.

„Tod oder Freiheit!“ die Tscherkessen.

„Schwert, Hunger, Seuchen,“ sagen die Russen, „fallen Euch an. Von den Küsten seid Ihr abgeschnitten, die Gebirgspässe nach der Türkei sind besetzt — woher erwartet Ihr Zufuhr? Vorposten und Stanitzen der Kosaken schieben sich unaufhaltsam vor, jagen Euch aus Eurer letzten Zuflucht. Wir könnten Euch vernichten. Wir bieten Euch Gnade, obwohl Ihr wie die Räuber lebt. Ergebt Euch!“

„Schaut dort hinauf,“ sprach Myrsa. „So wenig jene starren Häupter sich Euch beugen, beugen sich unsere Nacken Eurem Joch. Räuber sind wir? Wer uns Alles nahm, dem ziemt der Vorwurf schlecht. Unser Vieh rast dem Wald zu bei Eurem Nahn. Die Rosse bieten uns zum Aufsitz schnell den Rücken, wenn Ihr in unsre Aule plündernd fallt, in denen die Hütte nie gefehlt dem Gast. Heilig war uns sein Haupt. Doch sicher: So lang Ihr Kriegs-Vorräthe habt, fehlt's auch uns nicht daran.

Laßt die Schwerter weiter reden! Das ist die Antwort!“

Die Russen grüßen stumm, wenden sich ihrer unweit gelagerten Bedeckung zu.

Die Tscherkessen reiten durch eine Schlucht wieder in's Thal, verschwinden im Gras, das so hoch wie Roß und Reiter.

Unter einer Ulme, die der Weinstock üppig bis in den Gipfel hinauf umrankt, liegt eine Schmiede. Die Reiter finden dort Kunde von den Ihren. Alle Krieger sind aufgeboten zu einem Rath im Walde. Jeder, der hier des Weges zieht, soll bis zur Nacht die Kunde weitertragen. Granducca bleibt beim Schmied, der sein Schwert wetzen, ihm goldene Beuteheller in den Gewehrkolben schlagen soll.

„Wir reiten zu Gur-Begs im Wald geborgenem Aul,“ bestimmt Beg-Myrsa.

„Dafür sei Allah gepriesen!“ ruft freudig Goasakoff. „Ich kenne sein Mägdlein. Mein Dolch soll bald ihre schwellende Jugend vom Zwang des Leder-Mieders erlösen, wenn ich im lustigen Brautraub sie erwarb.

„Sanft in ihrer Locken Nächten,
In dem Mondschein ihrer Glieder
Bis in's Paradies zu träumen.“

Der Vater, dem ich mich neulich verrieth, meinte, ich sei zu arm, zu heimatlos. Da trat Dschennet vor, wie eine Purpurwolke glühend, und bat: „Vater, laß seine Brautheller Russenhäupter sein! Gebt mich dem —“

Die Reiter ruckten plötzlich die Pferde am Zügel.

Das Aul, das sich ihnen jetzt hätte zeigen müssen, war vom Erdboden verschwunden. Sie reiten näher.

Ein Knabe sitzt auf den Brandtrümmern. Der berichtet:

„Die Männer erschlagen. Die Tochter beim Kosaken-Hetman im Lager.“

Beg-Myrsa und Goasakoff folgen frischen Pferdespuren. Dort haben die Kosaken eine Staniza, eine Ansiedlung errichtet. „Mit Vorsicht nah!“ Die Waffen, mit Filz umwickelt, klirren nicht. —

Mild ist der Abend. Aus dem Lager tönt sanft ein Kosakenliedchen. Behaglich seinen Tschibuk rauchend, lauscht der riesige Hetman. Da kracht ein Schuß. Einer der Sänger fällt blutend zusammen, wird fortgeführt. Der Hetman flucht. „Wollt Ihr wohl weiter singen, Memmen?“ Ein besserer Schuß! Der fährt ihm in den Hals.

Wildes Getümmel! Aufsitzende Kosaken! Signale, Vorposten nehmen scharf die flüchtigen Reiter auf's Korn. Die treuen Renner fliegen vorm Wind einher! Schneller als der Tod! Mit williger Brust Gesträuch aufreißend — hinab den jähen Abgrund in die Schlucht. Nacht wird's — Kugeln fliegen durch das Dunkel — am Ziel vorbei.

Im nächtigen Kriegsrat nehmen Beg-Myrsa und Goasakoff wenig später ihre Stelle ein, beraten den Ueberfall eines Kosaken-Wagenzugs im Wald-Hohlweg, erzählen dann gelassen Gur-Begs Schicksal, und wie sie ihn gerächt. Bestürzt — besorgt über die Nähe des neuen Kosaken-Lagers springen die Hörer auf, rufen durch einander. In dem Wirrwarr schleichen zwei Männer sich weg. Murrende Stimmen: „Verräther unter uns!" Man ergreift Jene. Beg-Myrsas finsterer Blick streift über ihre Köpfe zum Abgrund hin. Da wußten seine Krieger das Urtheil. Grimmvoll wurden die Verdächtigen zum Todessturz geschleppt. Vergeblich flehte der Eine, noch Knabe fast, seinen jungen Leib zu schonen, er hätte sich tapfer erwiesen im letzten Kampfe.

„Solch Schwächling kann wenig nützen, schaden viel —"

Jahrhunderte alter Bäume Rauschen — ein schriller Aufschrei übertönt's — dann wieder nur Rauschen der Wipfel im Nachtwind. —

Auf heimlichen Wegen reiten die Tscherkessen ihren Schlupfwinkeln zu.

* * *

Bitterster Russenhaß, leidenschaftlichste Freiheitsliebe, Schlauheit, Tod verachtender Trotz verzögerten das Schicksal der Tscherkessen, verhinderten es nicht: Die Tapferen wurden von der Unzahl leichthin geopferter und wieder ersetzter Kosakenschaaren abgeschossen — ein umstelltes Wild.

Todbringend waren alle ihre Pfade.

Von seinem weißen Rosse ruft vergebens der Sänger den begeisternden Ruf des Ruhms. Die letzte Heldenschaar wankt, wund zum Tod, umzingelt im engen Thal.

Ein kleiner Trupp entkommt in wilde Felsennester, in die Schluchten des wolkenumhüllten Beschtan, den vier Berge wie schützend umstehn. — Alle Zersprengten versammeln sich hier und harren Beg Myrsas Wiederkehr. Granducca hatte ihn weit hinein in den Kaukasus geleitet. Zwischen den Eises-Mähnen des doppelgipfligen Elbrus war er ihm entschwunden. Zum Dschin-Padischah, der seinem Ahn einst Rede gestanden, ging seine Wallfahrt.

Da er nicht zurückgekehrt, war Goasakoff, sein Liebling, ausgezogen, ihn zu suchen. Er fand ihn da, wo Granducca sich von ihm getrennt, erstarrt lag er wie ein Leichnam. Zum Leben, zum Bewußtsein wird er zurückgerufen, stumm blieb die Zunge, das Auge sprühte. Die Tscherkessen empfingen ihn mit Ehrfurcht.

In die Höhle zu den Versammelten geführt, winkt er, ihm zu folgen, dorthin, wo heiliger Quell kochend dem Boden entsteigt.

Am heiligen Quell entblößt er den linken Arm, der Dolch ritzt ihn. Alle folgen. Sie mischen das Blut einem Becher Wasser. Beg-Myrsas Lippen öffnen sich wieder; zum Schwur des Bluteids der Abreken, der Tod-Geweihten:

> Alle entsagen wir dem Leben,
> Als Abreken gottgefällig,
> Sei uns Tod des Lebens Bruder!
> Werd' uns Tag die Nacht der Rache!
> Allah segne Deine Seele,
> Segne, segne unsern Bluteid!"

„Treu dem Freund und treu des Freundes Leiche!"

Wilde Begeisterung folgt den Worten, dem Trunk. Die Schwerter blitzen zusammen, die Männer schwingen sich im jauchzenden Waffentanz. Pistolen knallen in die Luft. Die Herzen entbrennen sehnsüchtig nach dem Todesrausch der Schlacht.

Ausgespäht von streifenden Kosaken, ziehen sich die wenigen Ueberlebenden hinauf zur steilen, kleinen Wolkenburg des Beschtan. Ihre Pferde tragen die Freundesleichen. Oben dienen die Todten ihnen als Wall.

Aus weißlich dämmernden Wolkenschleiern tauchen vor ihnen die gedunsenen, rothen Kosakengesichter auf, über deren breiten Backenknochen mordgierige Aeuglein funkeln. — Solange noch eine Hand die Büchse hebt, solange noch Kugeln in den Büchsen, tauchen die Kosakenköpfe schnell und tief wieder hinab. Doch Mancher traf sein Ziel, ehe er versank. Der Widerstand läßt nach, stiller wird's dort oben.

Mit Siegsgeschrei klimmen die Belagerer hinan.

„Der letzte Schuß," murmelt Myrsa, trifft den Vordermann, der rückwärts taumelnd vom abschüssigen Pfad Andre mit sich reißt.

„Noch einen Dienst, mein Arslan!" aus der Felsspalte zieht Beg-Myrsa sein Roß. Hoch im Arm Goasakoff, den trauten Freund, besteigt er's und treibt's zum Todessprung. Das scheut und trotzt mit eingestemmten Hufen, zum ersten Mal dem Herrn ungefügig. Zitternd, die Ohren lebhaft regend, erwartet's Gnade. Beg-Myrsa wirft's herum. — Ein harter Ruck im Zügel, rücklinks fährt's, faßt im Geröll noch Halt, bäumt hoch unter seinen beiden Reitern — überschlägt sich — niederwärts. —

„Allah il Allah!" Die Felsen hallen wieder: Allah!
Allah?!? —



Wenn's „rahnt".

Skizze.

Von

Marga von Rentz.

— Breslau. —



lückliche Reise und viel Vergnügen!"

Das waren die letzten Worte, die Anna Hertrich, am Koupeefenster des abfahrenden Zuges stehend, noch verstand — dann sah sie nur noch ein flatterndes Tuch.

Tief aufathmend trat sie zurück — die Freude hatte ihre sonst so blassen Wangen geröthet. Es ging ja hinaus in die Welt — in die Berge, die sie noch nie gesehen hatte — endlich hatte sie ihr Ziel erreicht. Um seinetwillen hatte sie gedarbt und gespart, groschenweise das Geld seit vielen Jahren gesammelt. — —

Sie war ganz allein im Koupee und konnte sich also ungestört ihren Träumereien hingeben.

Sie sah die Berge schon vor sich — wunderbar und prächtig. Sie schritt hinein in den Wald — grüne, geheimnißvolle Dämmerung umfing sie — in den Wipfeln hoch über ihr rauschte und flüsterte es seltsam — Vöglein jubilirten — Farnkräuter streiften ihre Kniee — O wie schön — wie schön!

Sie mußte an ihren verstorbenen Vater denken, der ihr tausendmal von diesen Dingen erzählt und die Sehnsucht danach in ihr damals noch junges Herz gepflanzt hatte. —

Der Zug hielt. Die Thür wurde aufgerissen, und der Schaffner schob eine alte Frau in's Koupee, die trotz der Hitze ein dickes wollenes Tuch

um den Kopf gebunden hatte. Krachend schlug die Thür zu — der Zug raste weiter.

Anna war jäh aus ihren Träumereien erwacht — sie musterte die Reisegefährtin mit Interesse. Ob sie wohl das gleiche Reiseziel hatte?

Nach längerer Zeit drehte sich die Alte plötzlich nach Anna um.

„Fahr'n Se auch nach Zackendorf?"

„Jawohl.".

„Nu da is schiene."

„Was meinen Sie?" fragte Anna freundlich, der alten Frau näher rückend.

„Ich meente bluß — nu da is schiene."

Anna Hertrich verstand sie nicht. Sie hatte in ihrem arbeitsreichen, sorgenvollen Leben nie Zeit gefunden, schlesische Dialektdichtungen zu lesen. Gerhart Hauptmann kannte sie nur dem Namen nach.

„Ich bin nämlich bei menner Tuchter gewast," fuhr die Alte jetzt redselig fort, „nu foahr ich wieder uff heem zu."

Anna Hertrich nickte liebenswürdig lächelnd mit dem Kopfe und sagte: „So — so."

„Ju ju."

Die Frau versank in Schweigen — dann nach langer Zeit fragte sie:

„Hoam Se Verwandte oder Bekennte in Zackendorf?"

„Nein."

„Nu — da foahrn Se bluß a su hin?"

„Was meinen Sie?"

„Ich meene — doa foahrn Se bluß a su hin?"

„Ja — ich fahre hin."

„Nu ja, ja — 's sein jitzt immer viel Fremde ei Zackendorf gewast — ju — ju. — — — Wie ich noch a kleenes Madel war, war doas garnee su ei der Mode — ju, ju. — Ich wiß au nee, woas die Leute dervo hoan. Weger da paar Bargen un da paar Beemen mache se sich su ane Unbequemlichkeet. Wenn ich nee hätte missen zu meener Tuchter foahrn, wär ich au derheeme geblieben."

Anna verstand nur hin und wieder ein Wort, sie mußte laut auflachen über dieses wunderliche Kauderwelsch.

Die Alte schien über etwas nachzudenken, dann sah sie Anna Hertrich mehrere Augenblicke prüfend an.

„Warum foahrn denn Sie beispielsweise nuff?" fragte sie dann.

„Ich? Nun, ich möchte doch gern einmal die Berge sehen, es soll doch dort so wunderschön sein."

„Nu ja, ja, schien is ja — ich bin amal uben gewast, wie ich 20 Joahr alt war — dann nimmeh."

„Was?" fragte Anna erstaunt.

„Nu ja ja — 's gieht halt a su. Doa woar ich dan bale ane junge Froa — und dann hoatte ich bale an Heffen Kinder."

„Was hatten Sie — an Heffen? Was ist denn das?"

„Nu — halt an Heffen. Acht Stück hoa ich er gehoabt un alle am Läben. Doa hat mer zu thun." —

Je näher der Zug dem Gebirge kam, desto trüber wurde der Himmel — und bald fielen einzelne Regentropfen gegen die Scheiben. Die Frau sah auf und nach den schweren grauen Wolken.

„Wenn's rahnt — is nee schiene," sagte sie lakonisch.

„Was sagten Sie?"

„Ich meente ock bluß — wenn's rahnt, is nee schiene."

Anna versuchte vergeblich die Worte zu verstehen.

„Hoffentlich hört's bald wieder auf," sagte sie jetzt, besorgt nach dem Himmel blickend.

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Ne, ne, das gleeb ich nee. 's Geberge hoat sich ganz eigesackt — iberhaupt wenn's Watter übern Huchberg kimmt, da is immer su a Ding — und wenn's rahnt — is nee schiene."

Wieder die geheimnißvollen Worte:

„Wenn's rahnt, is nee schiene."

* * *

Anna Hertrich war eingezogen in Regen und Nebel. Sie saß fröstelnd in dem kleinen Dachstübchen bei Bauer Anders und blickte hinaus. Sie konnte nur gerade den kleinen Garten und die große Scheune sehen. Wie trostlos sah das alles aus — naß und grau.

Annas vierter Urlaubstag neigte sich seinem Ende zu, und sie hatte noch nichts von den Bergen gesehen. Die grauen Nebelschleier hoben sich nur manchmal bis zum Fuße des Gebirges und fielen dann wieder zurück in's Thal.

Am heutigen Vormittag hatte Anna dem Wetter Trotz bieten wollen. Sie war schon zu früher Stunde aufgebrochen, als ein blasser Sonnenschimmer das dichte graue Gewölk zu durchdringen sich bemühte. Aber es rieselte weiter, und gegen den feuchten Dunst half weder Plaid noch Regenschirm. Zuerst war's noch leidlich gegangen; freilich viel war nicht zu sehen: rechts und links hohe Fichten, durch deren dunkles Geäst die dicken Nebelschwaden zogen und deren Wipfel oft ganz im tiefhängenden Gewölk verschwanden. Der Wasserfall, der zwischen hohen Felsen brausend und schäumend in eine enge Klamm stürzte, war allerdings schön, aber es fehlten Licht und Farbe. — Und die Nässe von oben und unten! Weiter zu steigen war ganz unmöglich, die Kleider klebten schon am Körper, den ein

sehr unangenehmes Kältegefühl durchschauerte. So hatte denn Anna müde und verzweifelt Kehrt gemacht.

Ein Paar ganz durchweichter, schmutziger Stiefelchen standen jetzt trübselig draußen auf dem Gange, darüber hing mit nasser, schmutziger Kante Annas Rock.

Was war aus ihren goldenen Träumen geworden? Sie hatte nur noch vier Tage, dann mußte sie nach Berlin zurück.

Vor ihr auf dem Tische lagen ein paar Ansichtskarten, sie konnte sich nicht entschließen, sie zu beschreiben. Sie hatte ja selbst noch gar nichts von den Ansichten in Wirklichkeit gesehen!

Und wie früh es dunkel wurde.

Anna stand auf und ging hinunter zu ihrer Wirthin, die in der Küche herumhantirte.

„Wird's morgen endlich besser werden, Frau Anders?" fragte sie.

„Freilich, freilich, wir werden gewiß morgen a schönes Wetterle haben. Gehns a bissel rein zu meinem Mann, wenn's Ihnen allein zu langweilig is."

Anna ging langsam hinüber in die große Wohnstube.

Bauer Anders saß auf dem Sopha und rauchte gemüthlich sein Pfeifchen.

„Guten Abend, Herr Anders."

„Gu'n Abend, Fräulein — bitte neh'm Se Platz."

„Danke."

Anna setzte sich auf einen Stuhl am Fenster — sie sah hinaus und seufzte so recht aus Herzensgrunde.

Von hier aus konnte sie die Dorfstraße sehen, die ganz aufgeweicht war und auf der überall große Pfützen standen.

Die Dorfkinder machten sich am wenigsten daraus. Mit ihren nackten Füßchen sprangen sie vergnügt in die größten Lachen hinein und freuten sich, wenn das schmutzige Wasser hoch aufspritzte.

„In Pitschdorf is schon Hochwasser," sagte jetzt Anders und nahm sein Pfeifchen einen Augenblick aus dem Munde, „dem Liebigbauer hat's schon den halben Garten eingerissen."

„Ach, das ist ja schrecklich," sagte Anna mitleidig, doch gleich fiel ihr das eigene Leid wieder ein.

„Ach ja, ja — der Regen. Es ist zum Verzweifeln, zum Weinen, denken Sie, ich bin den vierten Tag hier und habe die Berge noch nicht gesehen."

„Nu äben."

„Und Montag muß ich wieder in Berlin sein."

„Nu äben."

„Wie hatte ich mich gefreut," fuhr Anna fort und faltete die dünnen weißen Finger wie zum Gebet, „ach, wie hatte ich mich gefreut!"

Anders wiegte bedauernd den Kopf.

„Tausendmal habe ich mir's ausgemalt, alles in den schönsten, goldensten Farben."

„Nu ja, ja," ertönte es aus der Sophaecke.

„Schon als kleines Mädchen sehnte ich mich danach, die Berge zu sehen. Mein seliger Vater war einmal hier gewesen und zehrte sein Lebelang an den Erinnerungen. Hier hatte er auch Mutter kennen gelernt, und Mutter freute sich so innig mit mir, als ich endlich reisen konnte."

Sie schwieg — es stieg ihr heiß in die Augen, sie weinte leise.

„Ich hasse den Regen so — er zerstört die schönsten Träume — ach, wenn es doch nur ein einziges Mal aufhören wollte zu regnen.

— — Ich bin ein Sonntagskind, ja, ja, Herr Anders, sehen Sie mich nur an. An einem lachenden Pfingstsonntage kam ich zur Welt, meine Mutter hoffte, es sollte eine gute Vorbedeutung sein — dagegen —"

Anna lachte spöttisch auf. „Dagegen — ach, Du lieber Gott, ich habe nichts davon gemerkt, bin immer zu früh oder zu spät zum Glück gekommen. Ja, ja, Herr Anders, es ist so, es giebt solche Menschen, deren ganzes Leben wie ein einziger grauer, trüber Novembertag ist."

Anders nickte mit dem Kopfe:

„Nu ja, ja, freilich, ‚wer Unglück haben soll, stolpert im Grase, fällt auf den Rücken und bricht sich die Nase'."

Dann stand er nach dieser langen Rede auf und ging hinaus zu seiner Frau.

„Du, Weib, kannst's glauben, bei der is nich mehr ganz richtig — das hättste jetzt hören sollen! Ja, ja, 's komisch, die Stadtleute haben alle 'n kleenen Knacks. So'n richtigen, vernünftigen Menschen hoaben wer noch nich a eenziges Mal gehabt. Weeßt' noch, voriges Jahr, der lange Herr, der immer sagte: ‚Regnets nicht endlich 'mal, Herr Anders, das ist ja, um den Sonnenstich zu kriegen.' Ich sag's ja immer: ‚Was dem Eenen recht is, kann der Andre nich leiden.' Warum nimmt's der Mensch nich, wie's kommt? Regnet's, freut ma sich äben über die Feuchtigkeit, und scheint de Sonne, über de Trockenheit,'" schloß der philosophisch veranlagte Herr Anders.

„Nu ja, ja," meinte die Frau, „sie möchte halt doch in's Geberge geh'n. Sie hat ja nischt, wenn se immerfort hier sitzt. Geh halt wieder 'nein und unterhalt se recht gutt, damit se uff andre Gedanken kommt."

Anders ging gehorsam wieder ins Zimmer, paffte vergnügt sein Pfeifchen und hörte sich weiter Annas Klagen an. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Sonntag Morgen.

Vor dem Hause vom Bauer Anders stand ein Wagen, auf den eben Annas kleiner Koffer geladen wurde. Anna sah traurig zu, dann stieg sie ein.

Frau Anders hielt ihr einen Strauß regennasser Rosen hin, den sie dankend nahm.

Dann rasselte das Gefährt davon, es ging langsam, der Weg war zu schlecht, die Räder sanken tief ein.

Auf dem Bahnhofe stand Annas Reisegefährtin. Die Alte fing wieder mit Anna zu sprechen an, während diese auf den Zug wartete. Da brach es noch einmal los:

„Denken Sie — ich habe nicht einen schönen Tag gehabt."

Die Alte schüttelte bedauernd den Kopf.

„Nu sahn Se — ich soat's Jhn bale — wenn's rahnt, is nee schiene." —

Als Anna Hertrich in Berlin einfuhr, zog im Gebirge die Nebelmutter aus. Alle grauen Schleier raffte sie schnell zusammen und enthüllte die so lange verborgene Pracht der Berge.





Illustrirte Bibliographie.

Ein Ritt über den Pamir. Von Wilhelm Filchner, Leutnant im Königlich Bayerischen 1. Infanterie-Regiment „König". — Mit 96 Abbildungen und 2 Karten. Berlin, Mittler & Sohn.

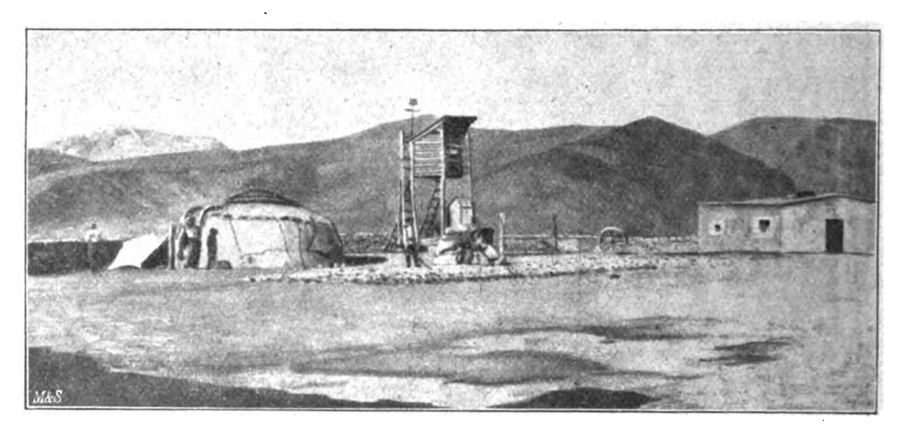
Es muß als ein verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden, daß der Verfasser an der Lösung der Aufgabe mitgewirkt hat, das äußerst schwierig zu passirende Bergland „den Pamir" aufzuklären. Wenn er es auch ablehnt, sich hierbei wissenschaftliche Verdienste zuzusprechen, so sei dem gegenüber doch hervorgehoben, daß der rühmlichst bekannte Forschungsreisende Dr. Sven v. Hedin sich veranlaßt gefühlt hat, in einer besonderen Vorrede dem vorliegenden Werke vollste Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Gerade dieser Forscher weiß am besten die Schwierigkeiten zu ermessen, die einem Durchqueren des Pamir sich entgegenstellen. „Ueber den Pamir hin," schreibt er, „tanzt man nicht auf Rosen, das weiß ich aus eigener Erfahrung." —



Kirgisen.
Aus: W. Filchner, Ein Ritt über den Pamir. Berlin, Mittler & Sohn.

Der Verfasser hat die Reise von München aus mit einem dreimonatlichen Urlaub nach Rußland, unter Mitnahme einiger Meßinstrumente und der nothwendigsten Bagage, am 24. Mai 1900 allein angetreten und durchgeführt. Die ersten beiden Kapitel enthalten die Schilderung der Reise bis Baku und von da bis Andischan. Von

München aus ging die Tour mit dem kleinen Umweg über Budapest nach dem Grenzorte Podvolaczyska und von hier über Woloczyk nach Wladikawka. Hier wurde der Kaukasus auf der Grusinischen Heerstraße überschritten und von Tiflis aus die Bahn bis Baku benutzt, wo der Verfasser, nach mehrfachem Aufenthalt unterwegs, am 4. Juni anlangte. Nach Durchquerung des Kaspischen Sees und Landung bei Krasnowodsk ging die Reise per Bahn über Merw, Buchara, Samarkand, Taschkent nach Andischan. Da der Verfasser mit einem Empfehlungsschreiben von der russischen Gesandtschaft in München an den Generalgouverneur von Turkestan versehen war, wurde ihm das Reisen innerhalb des russischen Gebiets wesentlich erleichtert. Ueber die ihm daselbst entgegengebrachte Gastfreundschaft und Kameradschaftlichkeit ist er voll Lobes. Auf Einzelheiten der interessanten Schilderung auf dieser Tour bis Andischan kann hier nicht näher eingegangen werden. Der kleine Abstecher nach Taschkent, dem Sitz des Generalgouverneurs, war notwendig geworden, um dort die Erlaubniß zum Betreten des Pamirs zu erlangen. Letztere wurde gegeben, auch erhielt der Verfasser noch anderweitige Instruktionen sowie ein Empfehlungsschreiben an den Generalgouverneur von Fergana. — Der eigentliche Plan des Verfassers war, über Pamirski Post und den Barogil-Paß nach Peschawar zu gelangen und von da per Bahn Bombay zu erreichen. Wie sich später zeigen wird, ließ sich dieser Plan nicht



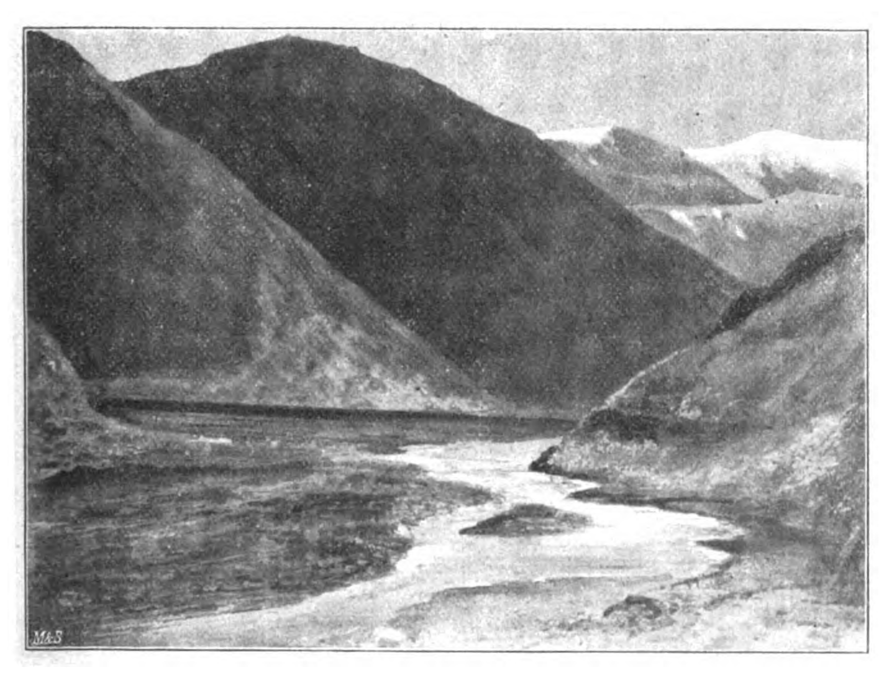
Pamirski Post.
Aus: W. Filchner, Ein Ritt über den Pamir. Berlin, Mittler & Sohn.

durchführen. Als nächstes Ziel wurde über Osch und Guldscha, Pamirski Post ausersehen und die Reise dorthin am 21. Juni angetreten. Den Verkehr von Andischan nach Osch vermittelte zunächst die Post, und von da ab erfolgte die Weiterreise zu Pferde, zu welchem Zweck der Verfasser zwei Pferde für den Preis von 94 resp. 50 Mark erstehen mußte. Zur Begleitung hatte er einen wetterharten Kirgisen gedungen. Von Osch aus führte der Weg zunächst über das dem Pamir nördlich vorgelagerte Alaigebirge. Der Pamir wird türkisch-tatarisch „unbewohnte Wildniß“, von den Kirgisen „Dach der Welt“ und von den Chinesen „Zwiebelgebirge“ genannt. Um einen vollen Einblick in die Wegsamkeit der Verbindung Osch-Pamirski Post zu erhalten, wählte der Verfasser den etwas kürzeren, aber beschwerlicheren Weg über die Pässe Taka (2500 m) und Schalbeli (2110 m). Gleich der Anfang der Reise war wenig vom Wetter begünstigt. Es gelang aber, das Alaigebirge, mit einer mittleren Höhe von 4000 m, glücklich zu übersteigen, wenn auch Symptome der Bergkrankheit — leichtes Kopfweh und Herzklopfen — anfingen sich bemerkbar zu machen. Gerastet wurde in Jurten (Zelten), wie solche die Kirgisen erbauen und längs der Straße bis Pamirski Post als Stationen mehrfach vorhanden sind. Die russischen Kirgisen schildert der Verfasser als sehr gastfreundlich und Vertrauen erweckend. Die Einrichtung der Jurten ist natürlich äußerst primitiv. In Folge der oft sehr schroffen

Temperaturwechsel bildet bei den Kirgisen der Pelz ein wesentliches Bekleidungsstück, den sie auch gegen die Hitze, natürlich umgewendet, tragen. (s. Abbildg.)

Die Entfernung von Osch nach Pamirski Post beträgt 450 km und wurde vom Verfasser nach mancherlei Beschwernissen in 5 Tagen zurückgelegt. Letzterer Ort war 1893 als Fort, wenn auch nicht im modernen Sinne, von den Russen gebaut und militärisch besetzt worden (s. Abbildg.).

Der Verfasser fand hier seitens der russischen Offiziere vortreffliche Aufnahme. Freilich war die Anwesenheit daselbst nur eine sehr kurze, denn am nächsten Tage sollte die Besatzung zu einer Expedition nach dem Westen abrücken. Von besonderer Wichtigkeit war der Aufenthalt in Pamirski Post insofern, als der Verfasser seinen bereits erwähnten Plan, von hier aus die indische Grenze zu erreichen, abändern mußte. Der russische Generalstabshauptmann verweigerte nämlich wegen der momentanen feindlichen Gesinnung der afghanischen Bevölkerung Wachans die Erlaubniß zu einer Reise in das



Basrabat.
Aus: W. Filchner, Ein Ritt über den Pamir. Berlin, Mittler & Sohn.

dortige Gebiet. Der Verfasser entschloß sich daher, zunächst in südöstlicher Richtung über Istik, Kisilrabat nach Mintekke Aksai vorzudringen, von hier die Reise nordöstlich über Taschkurgan im chinesischen Gebiet nach Kaschgar fortzusetzen und schließlich in westlicher Richtung nach Osch zurückzukehren. Vor Beschreibung dieser Reisetour giebt der Verfasser über die Positionen der russischen und englischen Truppen in jenem Gebiete eine interessante, aus „Asien Nr. 9 1902" (Ludwig Grießbaur) entnommene Darstellung. Bis Kaschgar, vom 29. Juni bis 13. Juli, hatte der Verfasser oft große Schwierigkeiten zu überwinden. Am Bijikpaß befand er sich an der Stelle, an der Rußland, China und Afghanistan sich berühren. Es begann nun die Reise im chinesischen Gebiet, und bald tauchte der erste chinesische Posten auf. Ein Vergleich der chinesischen Kirgisen mit den russischen fällt für erstere weniger günstig aus, obgleich sie auch gastfreundlich sind. Am Mintekkepaß, am 3. Juli, traf der Verfasser mit einem englischen Reisenden Mr. Stein zusammen, der sich sehr gastfreundlich benahm und ihm auch eine Empfehlung an einen

Perser in Taschkurgan, Sher Mohammed, mitgab. Den Bemühungen des Letzteren hatte der Verfasser die Ausstellung eines chinesischen Passes durch den chinesischen Kommandanten in Taschkurgan zu verdanken. Dem Aufenthalt bei Sher Mohammed widmet der Verfasser eine interessante Schilderung. Auf der weiteren Tour galt es den Mustag Pamir zu passiren. Mit unsäglicher Mühe mußten nacheinander die Pässe Jangidavan Terart und Kaschkasu in durchschnittlicher Höhe von 4000 m überschritten werden. Aeußerst beschwerlich war hierbei auch das Passiren der Tengitarschlucht. In Pasrabat wurde eine kurze Rast gemacht, die für Mensch und Thier absolut nöthig war (s. Abbildg.).

Mit dem Passiren des chinesischen Forts Igisjarkaraul war der Pamir überschritten und das Tarimbecken, der westliche Ausläufer der großen Wüste Taklamakan, betreten. Es sei hierbei die Notiz eingeschaltet, daß das chinesische Turkestan mit 580 000 Einwohnern etwa die Ausdehnung von Deutschland und Frankreich besitzt. Da dem Verfasser das feindliche Verhalten der Chinesen anfing aufzufallen und er bereits von Sher Mohammed erfahren hatte, daß dieselben von den damaligen Vorgängen in Peking vollständig unterrichtet seien, be-



Arbe.
Aus: W. Filchner, Ein Ritt über den Pamir. Berlin, Mittler & Sohn.

schloß er seine Weiterreise nach Kaschgar möglichst zu beschleunigen. Am 13. Juli war dieser Ort erreicht. Halbwegs zwischen Neu- und Altstadt befindet sich das Denkmal für den Reisenden Adolf Schlagintweit, der am 26. August 1857 dort getödtet worden ist. Vom 13.—17. Juli verblieb der Verfasser in Kaschgar, wo er durch Zufall mit einer Expedition zusammentraf, die in Folge der chinesischen Unruhen von ihrem Vorhaben, in das Innere Chinas vorzudringen, hatte Abstand nehmen müssen und sich nun auf dem Heimwege nach Europa befand. Der Rückweg führte den Verfasser über Kanjugan, Irkeschtam, wo die russische Grenze erreicht wurde, Guldscha und Osch nach Andischan. Von Guldscha aus, wo der Verfasser am 23. Juli eintraf, wurde wegen der durch Regen grundlos gewordenen Wege die Tour nach Osch auf einer Arbe zurückgelegt, einem 2 rädrigem Wagen mit tonnenförmigem Schirmdach. (s. Abbildg.)

Wehmüthig trennte sich der Verfasser von seinen Pferden, die ihm so gute Dienste geleistet hatten. Die weitere Rücktour ging über den Kaspi-See nach Baku, von hier mit der Bahn nach Batum und dann per Dampfer über das Schwarze Meer an der Nordküste Kleinasiens entlang durch den Bosporus nach dem Adriatischen Meer, speciell nach Triest, zur Weiterfahrt über Venedig und Verona nach München, wo der Verfasser am

20. August, an schwerer Malaria erkrankt, eintraf, an der er noch Monate lang zu leiden hatte. —

Das Werk ist vortrefflich ausgestattet, mit zahlreichen, sehr schönen Abbildungen — meist photographische Aufnahmen des Verfassers — versehen und enthält außerdem eine ausgezeichnete Karte vom Pamir und seiner Umgebung, in der die Reise des Verfassers eingezeichnet ist. — Die Schilderung der Reise ist sehr ansprechend, ungekünstelt und natürlich, so daß man den Verfasser mit steigendem Interesse in Gedanken begleitet. Das Werk sei hiermit warm empfohlen. K.

Kaiserin Augusta. Ein Lebensbild von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. Mit Porträts, geschichtlichen Illustrationen und Zeichnungen von Alexander Frenz. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1902.

Wenn auch, wie es im Vorwort heißt, das vorliegende Lebensbild keinen Anspruch darauf erhebt, eine erschöpfende Biographie der Kaiserin Augusta zu sein, so bietet es doch, auf Grund der bisher erschienenen biographischen Arbeiten über die Kaiserin und reicher Materialien aus dem Besitz hochgestellter und der Kaiserin nahestehender Personen, die der Verfasserin anvertraut wurden, ein alles bisher über das Streben und Wirken und die Persönlichkeit Augustas Veröffentlichte weit überragendes Bild dieses nach vielen Seiten hin hochbedeutenden Lebens. In sechs Abschnitten sind — wenn man so sagen darf — die Jugendzeit, die Lehrjahre, die Wanderjahre, die Meisterjahre der bei Lebzeiten nie genug gewürdigten und auch heute noch nicht in ihrer ganzen geistigen und sittlichen Größe erkannten fürstlichen Frau dargestellt. Ueberaus anmuthig hat es die durch so manche schriftstellerische Arbeit wohlbekannte Verfasserin verstanden, die Tage zu schildern, da die „Tochter Weimars", umgeben von den unvergänglichen Ueberlieferungen der Stadt Karl Augusts, Goethes und Schillers, sich zu der schönen und geistesfrischen jungen Prinzessin entwickelte, welcher es beschieden war, die Lebensgefährtin des guten und großen Menschen zu werden, der die Hoffnungen der deutschen Nation in der Gründung des neuen Reiches zu erfüllen berufen war. Nicht minder anziehend finden wir weiterhin dargestellt, wie aus dem „in der Stille" gebildeten Talente sich „in dem Strom der Welt", in den mannigfaltigen Anregungen am Berliner Hofe ein Charakter entwickelte, wie die so vielgestaltigen Verhältnisse, welche die Prinzessin von Preußen nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung mit allen „am sausenden Webstuhl der Zeit" schaffenden Kräften in Verbindung brachten, ihr ganzes Wesen erhoben, vertieften, läuterten, bis endlich die hohe Mission, die der Prinz und die Prinzessin von Preußen in der Rheinprovinz zu erfüllen bestimmt ward, ihr einen neuen Gesichtskreis eröffnete, bis dahin unbekannte Mächte kennen lehrte. Vielleicht der bedeutendste Abschnitt des Buches beschäftigt sich mit der Stellung, welche die Königin und die Kaiserin Augusta einnahm in den Jahren, in denen sie den preußischen Thron zierte, in denen sie als das höchste Vorbild auf allen Gebieten fürstlicher und weiblicher Pflichterfüllung dem preußischen und dem deutschen Volke voranleuchtete, als ebenbürtige Theilnehmerin an den weltgeschichtlichen Thaten Kaiser Wilhelms, als Helferin in allen Nöthen des Lebens in Krieg und Frieden, als Führerin auf den Bahnen der geistigen und künstlerischen Entwicklung der Nation, bahnbrechend in erster Reihe da, wo das hehre Banner des rothen Kreuzes im weißen Felde wehte. Und mit herzlicher Theilname weiß uns die Verfasserin zu erfüllen, wenn sie schließlich die letzten Lebenstage der greisen Dulderin schildert, die tiefgebeugt, doch nie gebrochen, aufrecht erhalten durch ernste und wahre Frömmigkeit und ein nie schwankendes Pflichtgefühl, die schweren Prüfungen erträgt, welche dem Herzen der Gattin, der Mutter, der Großmutter von der Vorsehung auferlegt werden, körperlich schwer leidend, geistig immer auf der Höhe ihrer erhabenen Stellung, bis sie endlich ein sanfter Tod aus diesem selten reichen Leben abruft. — Die schöne, edle, niemals banal und byzantinisch werdende Darstellung wird auf das Trefflichste durch eine Reihe von Porträts und fein gezeichneter Illustrationen sowie von einer des bedeutenden Stoffes würdigen Ausstattung des Werkes unterstützt.

F. v. W.

Tag und Nacht. Der Glühende. Die Schöpfung. Von Alfred Mombert. Zweite veränderte Auflage. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. Westfalen.

Die erste dieser drei Gedichtsammlungen ist die beste. Sie begründete auch den Ruf Momberts. Angesehene moderne Kritiker priesen sie als eine lyrische That. U. A. feierte

bald nach ihrem Erscheinen 1894 M. G. Conrad den Dichter in folgender Anerkennung: „Auch ein Höhenmensch, ein Freiluft- und Freilicht-Dichter von gesunder Rasse. Ein Plastiker, ein Maler und ein Sänger — und oft die drei in Einem." Selbst kühlere Beurtheiler werden zugestehen, daß in „Tag und Nacht" viel echtes reines Gold der Poesie zu Tage gefördert wurde. Wie knapp und anschaulich ist z. B. die Begegnung! Wie tief „Klagelied"! Welch rührenden Roman enthält „Piccolo und Piccola!" Wie ungesucht sind seine Anklänge an das Volkslied in „Lied eines Knaben — Die lachende Frau — Erlauschtes — Morgenlied — Mondnacht"! Noch glaubt der Dichter froh: „Ich werde es nie zum großen Sterben bringen, ich bin verdammt als Seelchen, als Sonnenstrahl im All mich umzutreiben . ." noch träumt er sich: „Auf dem grünen Hügel sitzend, einem jungen König gleich, schau' ich selig lange Stunden in mein lichtbeglänztes Reich." Aber die durch diesen starken, gesunden, poetischen Erstling hervorgerufenen Hoffnungen erfüllen sich nicht. Sein nächstes Buch „Der Glühende" ist, abgesehen von einzelnen Schönheiten, ein wirrer, wunderlicher Wechselbalg. Was er in dem Gedicht „Trüber Tag" befürchtete, ist eingetroffen: Er ist bildlos geworden, ihm glüht kein Gedanke mehr. Welt ist todt und leer, ödes Schattenmeer wogt hin, wogt her . . . Die Erhöhung zum Uebermenschen ist ihm zu Kopf gestiegen. Er kämpft einen furchtbaren Kampf und ruft schmerzlich: „Mutter, hilf! An meiner Menschheit frißt die Einsamkeit wie Schwefelsäure!" Die bisher gebräuchliche Sprache scheint ihm zu unfein, zu unvollkommen, er zermartert sein Hirn um eine neue Ausdrucksweise, er möchte reden, wie er denkt, sein wahres Ich geben und ausleben. Vergeblich bemüht er sich, für seinen ungewöhnlichen Gestaltungswillen die entsprechende Gestaltungskraft zu finden. Wohl geben ihm die starken Bewegungen seines Seelenlebens einen inneren Rhythmus, eine an die alten Propheten erinnernde eigenartige Form, jedoch seiner vom Geiste zum Geiste sprechenden Kunst fehlt die Plastik, der klare Stoff, die sichtbare Brücke, die den sinnlichen Verkehr vermittelt. Das Uebersinnliche wird sinnlos, das Tiefe dunkel, das Unendliche unbestimmt. Auch das dritte Buch „Die Schöpfung" zeigt, wenn auch mehr Ruhe, Sicherheit und Einheit, so doch dieselbe Unklarheit. Trotz dem besten Willen, den Dichter zu verstehen, können wir ihm nur selten auf seinen Höhenwanderungen, auf seinen Gedankensprüngen folgen. Wir ahnen wohl, daß er den Zwiespalt zwischen Körper und Seele, Welt und Gott, lösen, daß er ein wahrer Poet, ein Schöpfer sein will, vermögen aber nicht mit irdischen Augen seine überirdischen Visionen zu erfassen. Wir grübeln und grübeln, und zuletzt geht es uns so wie dem Dichter selbst auf S. 41: „Am Ende schläft die Seele ein. Man hört noch aus der Ferne einen alten Esel schrein. Man sieht auch noch ein paar Sterne." Alle Achtung vor dem, der sich eine solche unlösbare, ideale Aufgabe stellt. Menschliche Kräfte reichen nicht hin, den Geist vom Stoff zu sondern, das Innenleben in Außenform zu prägen. Alfred Mombert forcirt sein großes Talent fruchtlos. Er vergißt, daß mit wenigen Worten viel sagen heißt: mit den wenigsten Worten zu erkennen geben, daß man viel gedacht habe. Nicht alle Gedanken sind werth, gebucht zu werden, zumal nicht solche, von denen Fr. Hebbel sagt: „Ja, Euch kommt wohl ein Einfall, doch glaubt mir, Freunde, der Einfall ist der Floh der Vernunft, den der Verständige knickt." Wir gehören nicht zu der Sorte, die Alfred Mombert S. 170 mit den Worten charakterisirt: „sie glaubt doch immer, ich hätte das Alles zum Spaß gemacht, hätte mein großes Haupt für einen Witz in Wahnsinnsgefahr gebracht." — Wir möchten aber auch in dem Dichter nicht nur einen Händler sehen, der unverdauliche seltene Perlen und Edelsteine feil hält, sondern vielmehr einen Erlöser, der, wie der große Nazarener zum Gedächtniß an den geschlossenen göttlichen Bund, an die Blutsbrüderschaft alles Menschlichen seinen Jüngern Brot und Wein reicht.

N.

Bibliographische Notizen.

Hundert Meisterwerke der Gegenwart in farbiger Wiedergabe. Drittes Heft. Karlsruher Kunst. — Viertes Heft. Münchener Kunst 2. Leipzig, E. A. Seemann.

Zwei neue Hefte dieses schönen Unternehmens, dem wir bereits im Dezember-Heft einige Worte gewidmet haben, liegen vor. Das eine (Heft 3) führt uns Vertreter der Karlsruher, das andere (Heft 4) solche der Münchener Kunst — so als Fortsetzung sich dem ersten Hefte des Unternehmens an-

schließend — vor. Von Karlsruher Meistern finden wir Franz Hein mit einem reizvollen Märchenbilde à la Schwind: „Das Märchen von der gefangenen Königstochter“; L. Dill mit einem einfachen, dabei groß wirkenden Landschaftsmotive: „Gewitterstimmung“, Hans Thoma mit einem prächtigen, urgesunden, gleichsam gegen die in diesem Genre herrschende Süßlichkeit protestirenden „Kinderreigen“; den akademisch-pathetischen F. Keller mit einer für ihn charakteristischen Allegorie: Die Musik (Skizze); und G. Schönleber mit einer Skizze: „Im Hafen“ von außerordentlich lebendiger und koloristisch effektvoller Wirkung.

Das Münchener Heft enthält eine durch Zeichnung und Farbe höchst bewegt wirkende Darstellung von Christi Tod von Wilhelm Trübner; eine durch Ausdruck und sinnlichen Reiz fesselnde Lucretia von Gabriel Max, ein schlichtes und doch mit intimem Zauber zu uns sprechendes Interieur „Aus Rothenburg“ von dem 1901 verstorbenen A. Langhammer; eine so recht deutsch treuherzig aufgefaßte, von kindlichen Englein umgebene schlummernde Cäcilie von Wilh. von Volz; ein von nervösbeweglichem Leben sprühendes Damenporträt von Hugo Freiherrn von Habermann. —

Die Reproduktionen wirken in der Feinheit und Kraft der koloristischen Wiedergabe überraschend; z. B. der Fleischton auf den Bildern von Max und Keller ist von einer wunderbaren Feinheit und Weichheit.

Als sachkundiger Erklärer hat in diesen Heften F. von Ostini fungirt, der die Eigenart der Meister im Allgemeinen, Bedeutung der vorgeführten Schöpfungen im Besonderen dem Betrachter erläutert. —

Der Preis jedes Heftes beträgt einzeln 3.00 Mk., im Abonnement 2.00 Mk.

O. W.

Die Vulkane Pelé, Krakatau, Aetna, Vesuv. Mit Illustrationen von Prof. Dr. Kewitsch. — Norden, Diedr. Soltau. —

Wie in einer Vorbemerkung zu dem vorliegenden Heft angegeben ist, stützen sich die Angaben bezl. des Vulkans Pelé auf Zeitungsnachrichten und bezl. der anderen Vulkane auf die Erdgeschichte von Neumayr, 2. Aufl., der auch die beigefügten Illustrationen entnommen sind. Außer der Beschreibung der Lage der in Rede stehenden Vulkane und ihrer Ausbrüche werden auch bezügliche Fragen über Entstehung der Vulkane, sowie über Art und Verschiedenartigkeit ihrer Ausbrüche und deren Folgen in den Kreis der Besprechungen gezogen. — Den Schluß bildet ein Resumé aus den Berichten von Augenzeugen und Urtheile von Fachgelehrten über Vulkane. — Das Heft ist zugleich als Unterhaltungsbeilage „der Reform“, Zeitschrift des Vereins für vereinfachte Rechtschreibung erschienen. Näher auf die Bestrebungen dieses Vereins hier einzugehen, liegt keine Veranlassung vor.

K.

Rußlands Kartenwesen in Vergangenheit und Gegenwart. Von Hauptmann W. Stavenhagen. — Separatabdruck aus Dr. Petermanns geographischen Mittheilungen 1902. Heft X—XII.

Der bereits als Militär-Schriftsteller rühmlich bekannte Verfasser hat sich hier ein im Allgemeinen trockenes, indeß doch recht wichtiges Thema zur Bearbeitung gestellt. — Ausgehend von einer im Jahre 1857 seitens des hoch verdienten Militär-Geographen und Kartographen Oberst v. Sydow erfolgten Veröffentlichung „Der kartographische Standpunkt Europas am Schluß des Jahres 1856 mit einer Abhandlung über das europäische Rußland“, giebt der Verfasser einen Ueberblick über Rußlands Kartenwesen in seiner geschichtlichen Entwickelung. Auf einem sorgfältig gesammelten Quellenmaterial fußend, gliedert er seine Arbeit in die beiden geschichtlichen Perioden der russischen Kartographie „von den ältesten Zeiten bis 1863 und von 1863 bis heut“. Daran anschließend werden die Kartenwerke im europäischen und asiatischen Rußland, unter Anführung der bezgl. Maßstäbe, speciell verzeichnet. Die Arbeit kann den für dieses Gebiet sich Interessirenden zum Studium recht empfohlen werden. K.

Von der Weser bis zur Weichsel. Briefe über das deutsche Seewesen von Eduard Lockroy, früher französischer Marineminister. — Uebersetzt von Loppe, Leutnant im Fuß-Artillerie-Regiment Encke, komd. zur Kriegs-Akademie. — Berlin, Spaeth.

In zwölf zwanglos zusammengestellten Briefen hat der als Fachmann hoch zu schätzende Verfasser seine auf einer kurzen Reise in Deutschland gesammelten Erfahrungen niedergeschrieben. Wie er selbst in der Einleitung hervorhebt, hatte er nur die Absicht, in diesen, meist unter dem Eindruck des Augenblicks verfaßten Briefen ein allgemeines Bild von der Kraftäußerung zu entwerfen, die sich, namentlich in maritimer Beziehung, jenseits des Rheins vollzieht. Die Briefe datiren vom September

und Oktober 1900 und zwar der Reihe nach aus Berlin, Stettin, Kiel, Wilhelmshaven, Elbing, Danzig, Berlin, Bremerhaven, Hamburg, Bremen und nach der Rückkehr aus Paris. — Die Uebersetzung, die sich streng an das Original gehalten hat, ist eine recht gute. Einzelne, sofort in die Augen fallende, zumeist auf nicht genügender Kenntniß der deutschen Einrichtungen beruhende Unrichtigkeiten sind absichtlich vom Uebersetzer stehen gelassen worden, um am Original nichts zu ändern. Es ist sehr interessant, zu lesen, was der Verfasser über Deutschland sagt, und man könnte es als ein Glück bezeichnen, wenn Alles in Wirklichkeit so wäre, wie es der scharf beobachtende Nachbar geschildert hat. Die Lektüre des gut ausgestatteten Buches ist zu empfehlen. K.

Die Blüthezeit der deutschen politischen Lyrik von 1840—1850. Von Christian Petzet. München, J. F. Lehmanns Verlag. 4. u. 5. Lieferung.

Mit den beiden vorliegenden Lieferungen hat der Verfasser seine verdienstvolle Arbeit abgeschlossen. Sie enthalten nach Provinzen und Landschaften geordnet in mehr zusammenfassender Darstellung zunächst die preußischen, schlesischen, sächsischen und norddeutschen Dichter. Der XIV.—XVII. Abschnitt macht uns dann mit der politischen Lyrik Süd- und Westdeutschlands (darunter Elsaß und Schweiz) bekannt; der XVII. Abschnitt endlich bringt eine sehr interessante Auswahl von ungenannten und pseudonymen Dichtern, von versificirten Volks- und Zeitungsstimmen. Die angefügten Gedichtanfänge und Citate, sowie das Namen- und Sachregister erhöhen die Brauchbarkeit des Buches für wissenschaftliche Zwecke. Es ist daher zu wünschen, daß eine recht bald nöthig werdende neue Auflage dem Verfasser Gelegenheit biete, noch vorhandene Lücken auszufüllen und etwaige Irrthümer zu berichtigen. H. Sch.

Ikara. Von Richard Wanderer. Schuster und Löffler, Berlin u. Leipzig, 1902.

Das kommt aus dem Reichthum eines fahrenden Gemüths, aus einer Seele, die ein einsamer, fast kalter Reflektor ist. Der Verfasser spinnt Lichtfäden von Erscheinung zu Erscheinung und holt mit den Augen von Naturkult und verfeinertem Genießen eine vergeistigte Gegenständlichkeit aus den Dingen, um am Ende immer den einen kondensirten Stimmungsgehalt einer gewesenen Liebe auszulösen. Wir sehen den Sonnenflug, der in die Regionen einer vereisten Einsamkeit, der zur Gesundung führt. Aber wir bleiben kühl. Es sind Bekenntnisse, es sind Erinnerungen, es ist ein seelisch-philosophisches Gewebe, aber so klar und spröde, als sähen wir es in der kalten Morgenluft zittern. Es fehlt die Hand, die stark hineingreift und eine Form und eine Seele herausholt. Auch durch die Sentimentalität weht ein spitziger Wind.

Es sind Schilderungen von echter Meisterschaft, aber die Worte umgrenzen schon Alles; sie ziehen Kreise um das Empfinden des Lesers, aber den langen Zug von seelischen Resonanzen setzen sie nicht in Bewegung.

Bei alledem ist in diesem Buche Vieles niedergelegt — und das von einem seltenen Menschen, der es versteht, seinen besonderen Weg zu gehen. G. B.

Memoiren von Dr. Achscharumow. Autorisirte Uebersetzung von K. in B. — Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Wie der Uebersetzer im Vorwort angiebt, haben die vorliegenden, bereits im Jahre 1884 niedergeschriebenen Memoiren einen sehr gelehrten und geachteten, seiner Zeit viel beschäftigten russischen Arzt zum Verfasser. Derselbe, heute im Alter von 79 Jahren stehend, war im Jahre 1849, als Student, revolutionärer Bestrebungen verdächtigt, mit noch vielen anderen Personen verhaftet und in die Peter-Pauls-Festung in Einzelhaft gesetzt worden. Nach einer Untersuchungshaft von 8 Monaten zum Tode durch Erschießen verurtheilt, im letzten Moment aber vom Kaiser Nicolaus I. zu 4 Jahren Festungshaft begnadigt — eine Strafe, die später auf $1^1/_2$ Jahre herabgesetzt wurde, nahm der Verfasser, nach Ablauf der Haft, an den Kämpfen im Kaukasus Theil. 1857 erhielt er den von ihm erbetenen Abschied und widmete sich, bereits 34 Jahre alt, nunmehr ganz dem Studium der Medicin, in der er eine glänzende Karriere gemacht hat; auch sind eine Anzahl bemerkenswerther medicinischer Schriften von ihm erschienen. Die Aufzeichnungen des Verfassers sind sehr interessant, und zwar nicht blos durch den Einblick, den sie in die russischen Zustände gewähren, sondern auch durch die Schilderung der seelischen Zustände während der langen Einzelhaft und ihre Einwirkung auf das Befinden eines gebildeten, denkenden Menschen. In dieser Beziehung muß den Memoiren auf psychologischem Gebiet ein gewisser Werth zuerkannt werden. — Die Lektüre des gut ausgestatteten Buches ist zu empfehlen. K.

Das Schicksal der Ulla Fangel. Eine Geschichte von Jugend und Ehe; von Karin Michaëlis. Berlin u. Stuttgart, Axel Junker, Verlag. 1903.

Wir sehen durch die Schleier der Traurigkeit; wir lesen, was auf der Stirne des Leidens, wir lesen, was in Thränenaugen geschrieben steht — und werden still. Die Majestät des großen Schweigens legt uns die Hand auf die Schulter; wir hören ein Schluchzen, wir fühlen ein Sterben. Wir wandeln unter schwarzen Cypressen, aus deren Schatten die weißen Grabkreuze leuchten. Es ist aus jenen letzten Tiefen geholt, wo die Sprache wieder einfältig wird. Und das ist eine Art zu schreiben, von der man nicht gut sagen kann. Die Worte streifen nur darüber hin. Da liegt so Vieles unten; ganz unten, wo die Unheimlichkeiten kreisen. Wir hören von einem bleichen und kranken Kind, das am Heimweh stirbt: am großen Kinderheimweh. „Ich gebe mir große Mühe, so recht glücklich zu sein und daran zu denken, daß ich verheirathet bin.“ Unter den Worten des Alltags liegt jenes leise Wimmern, das so gewaltig an die lauschende Seele rührt. Und Alles kommt aus dem reichen und schmerzgewohnten Dichterweben einer Nordischen, die nur noch die letzten Traurigkeiten, aber keine Sentimentalitäten mehr kennt. Das große Stillesein kennt sie und — die leise Anklage. G. B.

Der kleine Gott der Welt. Roman von Paul Zifferer. Leipzig, 1902, Hermann Seemanns Nachf.

Das ist ein ehrliches Buch. Es ist nicht von Meisterhand geschrieben; es ist wenig Leben darin, man spricht nicht so, man empfindet auch nicht so; aber es ist aus einer Seele hervorgewachsen.

„Ich will eine Geschichte erzählen von einem Menschen, der das große Sehnen hatte im Herzen nach dem Frühling und konnte nicht sagen davon . . . “

Wunderzart ist es bisweilen, aus der Süßigkeit des Lenzmorgens hervorgeholt, wo die Sonne in den Thauperlen spielt und die jungen Rosen leise erzittern. Und hindurch zieht das Sehnen, das große Sehnen. Warum singt die Nachtigall und singt sich zu Tode? Warum lieben und weinen die Menschen und breiten die Arme aus, um die Sonne zu fassen und sterben — mit ausgebreiteten Armen ... Warum? Es ist das alte Warum. Ja das Sehnen, das große Sehnen. Zifferer springt zum Schluß aus seiner Erzählung. heraus und spinnt dann noch an dem Gedanken der Sehnsucht weiter. Das ist eigentlich schade; man wird kühler. Es ist sein erstes Buch. Man wird seinen Namen noch manchmal nennen hören. G. B.

Die Todte. Von Henry Wenden. Leipzig, Herm. Seemann Nachfl. 1902.

Die Umschlagzeichnung dieses Buches stellt eine Frau auf dem Trapez dar. Das Ganze nennt sich: eine Artistengeschichte. „Die Todte“ — dazu die Frau auf dem Trapez: da wissen wir schon ungefähr Alles. — Dieser Schriftsteller besitzt Fähigkeiten, die sich nicht hinwegleugnen lassen; er hat eine sichere Hand und manchmal eine eigenartig konzentrirende Schlagkraft. Aber die Lebewesen in dieser Artistengeschichte sind halb Menschen und halb papierne Sonderlichkeiten. Es paßt für's Eisenbahnkoupé; es trommelt auf den Nerven herum. Aus scharfen Visionen wird schließlich ein quälendes Experimentiren, aus der Feinheit die sensationelle Gruseligkeit. Wie gut das Buch auch sonst geschrieben ist, — man ist beinahe froh, wie das Medium endlich todt in der Manege liegt.

G. B.

Jenseits von Gut und Böse. Roman von Luise Westkirch. Leipzig, Philipp Reklam jun.

Da wiederholt sich die alte Geschichte, daß der Inhalt eines Buches nicht das erfüllt, was der Titel versprach. Es ist ein Berliner Kriminalroman, der seine Vorzüge hat. Spannende Lektüre. —

Aufbau und Koncentrirung sind nicht da, sind fast absichtlich beiseite gelassen. Wir finden Milieugemälde, die in Zeitungsnüancen schillern und uns Verbrecherkreise oder Gesellschaftsscenen aus Berlin W. zeigen. Wir denken ein wenig an Spielhagen; wir denken auch wohl ein ganz klein wenig an Kretzer. Die Geschichte ist bunt und prickelnd herausstaffirt; manchmal hören wir den stärkeren Athemzug und fühlen, daß die Westkirch keine von den Alltäglichen ist, daß sie mehr kann, als sie hier geleistet hat.

Spannende Lektüre. In dem besagten Milieu ein paar Morithaten, ein paar Liebesgeschichten und Katastrophen. Da ist z. B. ein König der Gesellschaft, eine fascinirende Persönlichkeit; die Frauen beten ihn an, und er ist von dunkler freiherrlicher Abstammung und ist zugleich der geheimnißvolle Dirigent aller großen Einbruchsdiebstähle und stirbt — an Cyankali . . . Spannende Lektüre. G. B.

Frau Ines. Erzählung von Amalie Skram. Uebers. aus dem Norwegischen von Luise Wolf. Leipzig, Herm. Seemann Nachfl.

Ein Weib, zertreten von der Flirtwelt, dessen Königin sie ist. Sie kann die Liebe nicht finden und spielt im Suchen leichtsinnig mit dem Kinderherzen eines Mannes und tödtet es und weint darüber und weint sich zu Tode — vor Leere und Ueberdruß und Zerschlagenheit. Warum kamst du von deiner kühlen Höhe herunter ...? Sie kann die Liebe nicht finden; es ist die alte Geschichte.

Es ist etwas für das Lesebedürfniß; es ist flott und sicher geschrieben und manchmal sogar stark; manchmal. Die Skram gräbt manchmal in die Tiefe. Nicht oft. Sie hat manchmal den Weitblick. Nicht oft. Sie ist eine Nordische und darum wandert sie und will führen; sie will nicht erzählen, sie will etwas sagen. Das schreit sie uns aber nicht in die Ohren, und diese löbliche Eigenschaft hebt sie über den Durchschnitt. „Vergieb mir, Ines, daß ich dich heirathete," sagt zum Schluß der Gatte, ein zerbrechlicher, verkohlter Herr. Da liegt ein Stück von dem, was die Skram sagen wollte. Es ist etwas für das Lesebedürfniß. Und es ist noch etwas mehr.

G. B.

Blinde Liebe. Drei Novellen von Theodor Artopé. Verlag v. Albert Goldschmidt, Berlin.

Keine Dichtungsform wird in unserer lesehungrigen Zeit von Berufenen und Unberufenen so gepflegt, wie die Novelle. Th. A. gehört zu den Berufenen. Er wirkt nicht durch hohe Gedanken, sondern durch tiefe Empfindungen. Das ist aber das sichere Merkmal des echten Dichters und Künstlers. Nicht die Idee unterscheidet den Künstler vom Handwerker, nur das schaffende Empfinden, nur die Art zu fühlen und das lebendige Gefühl auf Andere zu übertragen. Das Gefühl ist die sicherste Hand des Seelenkundigen, mithin das tauglichste Werkzeug der Seele, des Dichters. In den vorliegenden drei Novellen wird davon der beste Gebrauch gemacht. Ihr Inhalt läßt sich kurz durch das Wort Viktor Hugos wiedergeben: L'amour c'est la vie! Die Liebenden erreichen schließlich das Ziel ihrer Wünsche. Mögen auch strenge moderne Kritiker solche Geschichten veraltet finden, alle Leser, welche noch das Herz auf der rechten Stelle haben, und besonders alle Leserinnen werden dem Dichter gewiß dafür dankbar sein, daß er etwas Schönes in derjenigen Form schuf, die ihrem und seinem Temperament am meisten zusagte. Nicht im Was, nur im Wie liegt der Werth der Poesie. Nicht das Ereigniß bildet unser Leben, nur das Gefühl, mit dem wir stark es packen und Ewigkeit in unsrer Brust ihm geben. Und das giebt auch diesem Buche seinen Werth.

N.

Ballast. Roman von Heinrich Keller. E. Piersons Verlag, Dresden und Leipzig.

Tiefe und schwere Fragen werden aufgerollt in diesem Romane. Es waltet dabei manchmal das edle Pathos vor, das wir in Emile Zolas letzten Romanen bewundern, großes herzliches Menschheitsgefühl in vollen tönenden Akkorden.

Der Roman beschäftigt sich insonderheit mit der Stellung des Juden in der Gesellschaft. „Wann wird die Zeit kommen," heißt es schließlich, „in der die Menschen sehend werden und erkennen, daß der Vortheil des einen nicht im Nachtheil des anderen liegt, daß sie alle die gleichen Ansprüche haben, glücklich zu sein, und daß die Ansprüche aller befriedigt werden können, aller ohne Ausnahme, wenn sie es nur begreifen, daß der Weg, den sie bisher gewandelt, ein falscher ist?" — Das Werk ist dem Genius der Zukunft gewidmet, vielleicht die frömmste Widmung. —

H. L.

Der neue Revierförster. Humoresken von Ernst Kohlmünzer. E. Piersons Verlag, Dresden u. Leipzig.

E. K. besitzt ein „schönes Talent für Humor". Dies hat ihm, wie er auf S. 103 erzählt, Großmeister Julius Stettenheim schon 1889 in einem Diplom beglaubigt. Dies bestätigen auch die vier heiteren Geschichten, deren erste dem vorliegenden Buche den Titel gab. Außerdem tragen eine flotte Darstellung und treffende Charakteristik bei, den Leser angenehm und fesselnd zu unterhalten.

N.

Die echten hebräischen Melodieen. Von S. Heller. 2. Auflage. Breslau, 1903. Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Noch seltener als gute Dichter sind gute Uebersetzer. Nur wenigen ist es gleich Schlegel gelungen, aus fremdem Himmel das Feuer zu holen, um es Menschen, die sich nach Wärme sehnen, glühen und leuchten zu lassen. Die meisten Nachdichter haben auf ihrem Prometheusflug die Flamme verlöscht, oder sie haben sich an ihr die Finger verbrannt. S. Heller gehört nicht zu ihnen, obschon der Uebersetzer der mittelalterlichen

hebräischen Poesie mit mehr Schwierigkeiten zu ringen hat als jeder andere. „Er nimmt,“ sagt David Kaufmann im Vorwort,“ nicht nur den Wettkampf auf mit seinem Dichter, sondern auch mit seiner Sprache. Er begiebt sich von vornherein der wunderbaren Hilfe, die diese ihrem Sänger verleiht, indem sie ihn hebt und trägt und mit ihren Worten tausend Saiten im Gemüthe des bibelkundigen Lesers anschlägt. Die Obertöne fallen gleichsam alle für den Uebersetzer weg, die mit dem Originale allerorten mitschwingen und dem Tone Fülle und Weihe und Feierlichkeit verleihen. Darum klingen die handwerksmäßigen Uebersetzungen dieser Dichtungen gewöhnlich so arm und dürftig, weil sie dieses natürlichen Reichthums und Schmuckes der heiligen Sprache verlustig gehen und mit dem Worte bereits die Seele eingebüßt haben. Wer aber wie Heller durch den Orgelton der eigenen Begeisterung den Hörer zwingt und die verwandten Saiten im Menschengemüthe zu rühren weiß, dem gelingt es auch, der wunderbaren Wirkung der von der heiligen Sprache unterstützten und getragenen Poesien nahezukommen, wenn er sich auch dessen bewußt bleibt, daß er die Klangfarbe und Stimmung der Originale in Folge des Mangels jener Obertöne eben nicht erreichen kann.“

Eine weihevolle religiöse Stimmung durchzieht diese Lieder, die in harmonischer Abwechslung bald mit begeisterten, bald mit wehmütigen Weisen in ernstem, feierlichem Reigen an unserer Seele vorüberziehen. In das Heiligthum führt uns eine vortreffliche Vorrede David Kaufmanns, selber eine Dichtung in Prosa. Hier hat nicht ein Achilles, sondern ein Homer seinen Homer gefunden. Die verdiente Würdigung und Verbreitung, deren sich die erste Auflage erfreute, wird wohl auch der zweiten zu Theil werden. L. L.

Neues Leben. Essays von Dr. Heinrich Pudor. Leipzig u. Dresden, Carl Reißner. 1902.

Es sind die Resultate eines ehrlichen Arbeiters, die Dokumente von Wissen und geregeltem Nachdenken. — Aber Pudor hätte einen anderen Titel wählen sollen; wenn man von „neuem“ Leben und „modernen“ Essays hört, geht man wohl mit zu großen Erwartungen an das Buch heran. Es läßt eiskalt. Es ist glatt und platt, es ist breit, es ist wie ein mittelmäßiger Schüleraufsatz. Kein großer Griff, kein Zug zur Höhe, kein Blick, der sich in jenen Weiten verliert, wo ungeborene Schönheiten wohnen. Alles sind einschläfernde, dünne Gedanken. Werden Gemüthszustände analysirt, so geschieht das nicht mit dem feinen, instinktiven Empfinden des Dichters, auch nicht mit der scharfen Diagnostik des Seelenkenners, sondern mit der Lehrerbrille des Systematikers, mit dem starken Zug zum Doktrinarismus, den Pudor an Anderen nicht zu lieben scheint. Ich habe selten ein so gleichgiltiges Kapitel gelesen wie das über „Phantasie und Wahnsinn“. Manchmal — wie im Abschnitt über das „Rauschbedürfniß im Menschen“ — will er ernstlich in die Höhe. Aber es wird nur die heroische Geste eines winzigen Schulmeisters. — Er ist immer ehrlich, das ist schön. Aber er hört sich gerne sprechen und hat eine Portion systematischer Philosophie und eine noch größere von blasser Methodik, und daraus hat er sich eine große Gartenscheere konstruirt und schneidet nun überall an dem frischen Grün herum, bis er kahle geschorene Strauchhecken herausgestutzt hat. Ordnung; — nur immer hübsch Ordnung halten! Er nennt das populären Kunstbetrieb und ist ja auch heute beinahe so etwas wie eine Volksautorität. G. B.

Chaldäisches Lied. Von Gustav Willisch. Berlin 1903. Kommissionsverlag von M. Pasch.

Das Hohe Lied, das uns hier Geheimrath Willisch als „Chaldäisches Lied“ zum ersten Male in anscheinend richtiger Versfolge darbietet, gehört zu den schönsten Perlen der Poesie aller Völker. In seiner Bewunderung fanden sich die geschmackvollsten und tiefst empfindenden Geister einig. Der feinsinnige Spürer in der Weltlitteratur Herder, sein Straßburger Zögling, unser größter Dichter, sie priesen die unvergleichliche Schönheit dieser alten gluthvollen Minnepoesie. Und dennoch war, was sie vor sich hatten, entsetzlich verstümmelt, und die zähe Arbeit vieler Jahre, die unermüdliche Hingabe eines scharfsinnigen Forschers, der vor den Schwierigkeiten solcher Aufgabe nicht zurückschreckt, war nöthig, um uns in den Besitz des köstlichen Kleinods, ich möchte sagen, in neuer Schleifung, daß jetzt erst der innewohnende Glanz herrlich offenbar wird, zu setzen. Das uralte klassische Werk war ja in der überkommenen Zusammenstellung der Verse fast vollständig verborgen, scheinbar rettungslos vergraben. Und nun ist viel geschehen, vielleicht Alles, was in Menschenkräften stand, um uns den Edelstein klar funkelnd

erblicken zu lassen. Ein ähnliches Gefühl beschlich uns, dankbar und glücklich, wie wenn wir das Berliner Pergamon-Museum durchwandern und gewahr werden, was Sorgfalt und Liebe vermag, um prächtige Trümmer und Bruchstücke in wohlgefällige Einfassung, Anordnung und der Seele logisch-ästhetisch genügenden Zusammenhang zu bringen.

H. L.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Zusammengestellt von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Amazone in der griechischen Kunst, Die. Von E. Löwy. Westermanns Monatshefte 47, 6.
Bodenspekulation und Wohnungsnoth. Von G. Jaffé. Zukunft XI. 19.
Bölsche, Wilhelm. Von Th. Achelis. Gegenwart 63. 10.
Culturprobleme der Gegenwart, Die. Von H. v. Blomberg. Monatsblätter für deutsche Litteratur VII. 5.
Deutschland und der Weltmarkt. Von W. Sombart. Zukunft XI. 20.
Deutschthum und Weltgeschichte. Von H. F. Helmolt. Zukunft XI. 20.
Dichterischen Schaffens, Vom Geheimniss des. Von R. Wolckow. Nord und Süd. Juni 1903.
Eichendorff und Heine. Von A. Deppisch. Dichterstimmen XVII. 5.
Frenssen, Gustav. Von J. Löwenberg. Zeit (Wien) 436.
Gäas erster Roman, Frau. Von H. Frank. Nord und Süd. Juni 1903.
Gobineau-Litteratur, Zur. Von Th. Achelis. Litt. Echo V. 10.
Goethes Mutter. Von L. Frost. Zeit (Wien) 439.
Goethes und Schopenhauers irrthümliche Humorauffassung. Von K. Strecker. Zeit (Wien) 437/8.
Hebbels Lyrik. Von H. Frank. Deutsche Zeitschrift V. 6.
Helmholtz - Biographie, Eine. Von G. Biedenkapp. Gegenwart 63, 6.
Huch, Ricarda. Von H. Bethge. Litt. Echo V. 11.
Hypnotismus, therapeutischer. Von J. Grossmann. Zukunft XI. 21.
Ibsen jeune — Ibsen ainé. Von F. Poppenberg. Nation XX. 18.
Keller, Paul, Ein schlesischer Dichter. Von G. Arens. Dichterstimmen XVII. 5.
Key, Ellen. Von A. Brunnemann. Gegenwart 63, 9.
Keyserling, Graf. Von A. Buchholz. Deutsche Rundschau 29, 6.
Kinder und die Kunst, Die. Von G. Triepel. Universum XIX. 25.
Kritik und Publikum. Von P. Zschorlich. Zeit (Berlin) II. 21.
Kulturwelt, Die moderne K. ein Narrenhaus. Von einem Optimisten. (Schluss.) Nord und Süd. Juni 1903.
Kunstwerk, Vom Wesen und der Erzeugung des K. Von J. Gaulke. Gegenwart 63, 10.
Lichtwark, Alfred, und die Kunsterziehung. Von K. Noetzel. Westermanns Monatshefte 47, 6.
Machs, Ernst, wissenschaftliches Credo. Von E. Sokal. Nord und Süd. Juni 1903.
Meysenburg, Malvida von. Von A. Brunnemann. Westermanns Monatshefte 47, 6.
Naturphilosophie, Ein neues System der. Von J. Reinke. Türmer V. 6.
Phantasie und Mathematik. Von M. Cantor. Deutsche Revue 1903, 3.
Richter, Ludwig. Von R. Klein. Nord und Süd. Juni 1903.
Rodin, Auguste. Von G. Treu. Zukunft XI. 22.
Schauspieler und Kritiker. Von F. Gregori. Litt. Echo V. 10.
Schopenhauers Wille. Von Fr. Mauthner. Zukunft XI. 21.
Skulptur, Moderne englische. Von C. Abel. Deutsche Revue 1903, 3.
Strachwitz, Graf Moritz von. Von H. Friedrich. Int. Litteraturberichte 10, 5.
Tatarische Dichtkunst. Von E. Lichtenburg. Litt. Warte IV. 5.
Theater in Frankreich zur Zeit Corneilles, Racines und Voltaires. Von F. Funck-Brentano. Deutsche Revue 28, 3.
Theater und Tageskritik. Von A. Fritz. Litt. Warte IV. 5.
Volksbildung, die erweiterte, in Frankreich. Universum XIX. 24.
Weltanschauung, Moderne und Nietzsches Philosophie. Von A. Ruppin. Gegenwart 63, 10.
Weltbild, Das energetische. Von J. Reinke. Deutsche Rundschau 29, 6.
Wolf, Hugo. Von H. Weltl. Nation 20, 22. — Von P. Zschorlich. Zeit (Berlin) II. 23.
Wüllner, Ludwig. Von P. Riesenfeld. Nord und Süd. Juni 1903.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Achleitner, Arthur, Das Schloss im Moor. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.
Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Dritter Jahrgang 1903. Heft IV. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A.-G.
Amateur-Photograph, Der. Monatsblatt für Liebhaber der Photographie. Mit Kunstbeilagen und Textillustrationen. Band XVII. Heft 4. April 1903 Leipzig, Ed. Liesegangs Verlag (M. Eger).
Aus fremden Zungen. Halbmonatschrift für die moderne Roman- und Novellenlitteratur des Auslands. Dreizehnter Jahrgang. 1903. Heft 5—8. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.

Bormann, Edwin, O alte Burschenherrlichkeit! Moderne Burschenlieder nach lieblichen, wenn auch altmodischen Singweisen. Mit kohlpechrabenschwarzer Farbe, aber in rosenrother Laune gedichtet, gepinselt von Arthur Lewin. (Edwin Bormanns illustr. Humor-Bibliothek Band 2.) Leipzig, Edwin Bormanns Selbstverlag.

Briefe, die ihn nicht erreichten. Berlin, Gebrüder Paetel.

Castle, Eduard, Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke. Mit 4 Bildnissen, einem Brief und einem Kompositionsentwurf nach der Handschrift, sowie einer Abbildung des Wiener Denkmals. Sonderabdruck aus: Ferdinand Raimunds sämmtliche Werke in drei Theilen. Herausgegeben von Eduard Castle. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Darapsky, L., Altes und Neues von der Wünschelruthe. Leipzig, F. Leineweber.

Deutsche Arbeit. Zeitschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. Jahrg. 2. Heft 7. München, G. D. W. Callwey.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Umlauft in Wien. XXV. Jahrgang. Heft 8. Mai 1903. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Diemar, A. von, Wie feiern wir Hochzeit? Zweiter Theil. Aufführungen, Festspiele, Vorträge, Tafelreden, Scherze etc. für zwei und mehr Personen. Ferner Tafellieder etc. zu grünen, silbernen, goldenen und diamantenen Hochzeiten. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.

— Wie feiern wir Polterabend? Zweiter Theil. Aufführungen, Vorträge, Scherze für eine Person mit Kostüm. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.

Dill, Liesbet, Los Ehe. Roman. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).

Duncker, Dora, Die Goldfliege. Roman. Illustrirt von Hans Stubenrauch 3.–12. Tausend. (EckSteins illustr. Romanbibliothek 3. Jahrgang Bd. 9.) Berlin, Rich. Eckstein Nchfl. (H. Krüger).

Emerson, R. W., Essays 1. Folge. Aus dem Englischen übertragen und mit einer Einleitung von Wilhelm Schölermann. Mit Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig, Eugen Diederichs.

— Vertreter der Menschheit. Aus dem Englischen übertragen von Heinrich Conrad. Buchausstattung von Fritz Schumacher. Leipzig, Eugen Diederichs.

Engeln, Wilhelm, Im Telegraphen- und Telephonbureau. Mit 20 Illustrationen. (Naturwissenschaftliche Jugend- und Volksbibliothek VI. Bändchen.) Regensburg, Verlags-Anstalt, vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei, A.-G.

Frapan-Akunian, Ilse, Arbeit. Roman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in vierzig Bänden. 32. Band. Benvenuto Cellini. Mit Einleitung und Anmerkungen von Wolfgang von Oettingen. Zweiter Theil und Anhang. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nchfl. G. m. b. H.

Grabein, Paul, Du mein Jena. Roman. (Vivat Academia! Romane aus dem Universitätsleben Band I.) Berlin, Rich. Bong.

Grillparzers sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe in 16 Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Moritz Necker. Mit 7 Bildnissen, einem Briefe und einem Gedicht als Handschriftenproben, sowie mehreren Registern. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Gruenstein, Josef, Eros. Dichtungen. Berlin, Karl Siegismund.

Heiberg, Hermann, Die schwarze Marit. Roman. München, Eduard Koch.

Heilbut, Felix, Standpunkte. Satiren und Fabeln. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).

Hesses Volks-Bücherei. 1. Grillparzer, Die Ahnfrau. — 3.–4. Wilhelm Jensen, Der Tag von Stralsund. Erzählung aus der Hansa-Zeit. — 5. Stifter, Prokopus. Die drei Schmiede ihres Schicksals. — 6–7. Gerstäcker, Ausgewählte Erzählungen. I. Verhängnisse. Die Flucht über die Kordilleren. Die Backwoodsmen Nordamerikas. — 8.–9. Grillparzer, Das goldene Vliess. — 12. Gerstäcker, Ausgewählte Erzählungen II. Das sonderbare Duell. Ein berühmter Name. — 29. Stifter, Der Waldbrunnen. Nachkommenschaften. — Leipzig, Max Hesses Verlag.

Hillern, Wilhelmine von, Und sie kommt doch! Erzählung aus einem Alpenkloster des dreizehnten Jahrhunderts. Fünfte Auflage. Drei Theile in einem Bande. Berlin, Gebrüder Paetel.

Hochschul-Vorträge für Jedermann. Heft 19–22, 29, 30 und 32. Leipzig, Dr. Seele u. Co.

Hoffmann, Hans, Von Haff und Hafen. Neues von Tante Fritzchen. Skizzen. Berlin, Gebrüder Paetel.

Kappstein, Theodor, Emil Frommel. Ein biographisches Gedenkbuch. (Männer der Zeit Bd. XIII.) Leipzig, Hermann Seemann Nachflg.

Koch, Gallus, Die Friedensbestrebungen Wilhelms III. von England in den Jahren 1694 bis 1697. Ein Beitrag zur Geschichte des Ryswijker Friedens. Tübingen u. Leipzig, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Kolbenheyer, Erwin Guido, Giordano Bruno. Die Tragödie der Renaissance. Wien, C. W. Stern — L. Rosner Verlag.

Kretzer, Max, Die Sphinx in Trauer. Roman Berlin, F. Fontane & Co.

Lampert, Dr. Kurt, Die Völker der Erde. Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker. Mit 780 Abbildungen nach dem Leben. Lieferung 31–35. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Lazarevics, Dr. Laza K., Schönste Erzählungen. Der Schöpfer der serbischen zeitgenössischen Erzählung. Uebersetzt von Bozidar Schaić-Didolinko. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (Rich. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Marshall, W., Prof. Dr., Die Thiere der Erde. Eine volksthümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Thiere. Mit mehr als 1000 Abbildungen, davon 25 Farbendrucktafeln in vollendeter Wiedergabe sämmtlich nach dem Leben photogr. aufgenommen. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Merwin, Peter, Der Tod des ewigen Juden. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler.)

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der russischen Sprache von A. Garbell, unter Mitwirkung von L. von Marnitz & P. Perwow. 30., 31. u. 32. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlags-Buchhandlung.
— Brieflicher Sprach- und Sprech-Unterricht für das Selbststudium der spanischen Sprache von Dr. S. Gräfenberg unter Mitwirkung von D. Antonio Paz y Melia. 23., 24. u. 25. Brief. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Meyerhof-Hildeck, Leonie, Töchter der Zeit. Münchner Roman. Stuttgart, Berlin, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Münz, Dr. Wilhelm, „Es werde Licht!" Eine Aufklärung über Bibel und Babel. Breslau, Wilhelm Koebner (Inh.: Barasch & Riesenfeld).

Nabor, Felix, Der Kreuzzug der Kinder. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Mit dem Bildniss des Verfassers. Regensburg, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei, A.-G.

Officieller Wegweiser für Wörishofen und die Kneippkur. Organ des Kurvereins Wörishofen (E. V.) XIII. Jahrgang 1903/04. Mit einem Plane des Kurortes, Eisenbahnkärtchen und zahlreichen Abbildungen. Wörishofen, H. Hartmanns Verlag.

Photographische Korrespondenz. 1903. Mai. Wien u. Leipzig, Verlag der Photogr. Korresp.

Rüst, Edela, Mammons Geleit. Roman. Mit Buchschmuck von P. Wendling. 1.—10. Tausend. (Ecksteins illustr. Romanbibliothek 3. Jahrg. Bd. 8.) Berlin, Rich. Eckstein Nachf. (H. Krüger).

Schillers, Karl, Handbuch der deutschen Sprache. Erster Theil: Wörterbuch der deutschen Sprache und der gebräuchlichen Fremdwörter. In zweiter, gänzlich umgearbeiteter Auflage herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Bauer u. Prof. Dr. Fr. Streinz. 1. Lieferung. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Schubin, Ossip, Refugium peccatorum. Roman. Erstes bis drittes Tausend. Berlin, Gebrüder Paetel.

Skitaletz, Spiessruthen. Deutsch von August Scholz. (Internationale Novellen-Bibliothek No. 1.) München, Dr. J. Marchlewski & Co.

Sombart, Dr. Werner, Die deutsche Volkswirthschaft im neunzehnten Jahrhundert. Erstes bis fünftes Tausend. Berlin, Georg Bondi.

Stein der Weisen, Der. Illustrirte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. XVI. Jahrg. 1903/1904. Heft 1. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Strackerjan, Karl, Dänische Friedensstörer. Aus dänischen Quellen erläutert. 1. Theil: In Schleswig selber. Hadersleben, Verlag von Rudolf Martens.

Volkart, M., Errungen. Lieder-Cyklus. Dresden u. Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. k. Hofbuchhändler).

Wagener, Therese. Aus der Rosenzeit. Erzählung für junge Mädchen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag (R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler).

Weltall und Menschheit, Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwerthung der Naturkräfte im Dienste der Völker. Herausgegeben von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, zahlreichen schwarzen u. bunten, sowie vielen Facsimile-Beilagen. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferungen 29—30. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Wolff-Thüring, Theodor, Die Amazone. Roman einer Frauenkämpferin. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. 1.—10. Tausend. (Ecksteins illustr. Romanbibliothek 3. Jahrg. Bd. 10.) Berlin, Rich. Eckstein Nachflgr. (H. Krüger.)

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.